

# Die Ortenau

83. Jahresband 2003

**Einladung zur**  
**Jahresversammlung**

des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V.

am 19. Oktober 2003  
in Friesenheim – Heiligenzell  
Heiligenzeller Schlössle

8.30 Uhr

Mitgliederversammlung

10.00 Uhr

Begrüßung durch Bürgermeister Armin Roesner

Empfang der Gemeinde Friesenheim im Heiligenzeller Schlössle

11.00 Uhr

Festsitzung

Festvortrag:

Luisa Galioto, Landesdenkmalamt Freiburg:  
Die Abtei Schuttern.

Vom Stützpunkt zur monastischen Durchdringung der Ortenau  
zum repräsentativen und kulturellen Zentrum.

12.30 Uhr

Mittagessen in den Gasthäusern in Heiligenzell

14.00 Uhr

Führung in der Kloster- und Pfarrkirche Schuttern

Der Bürgermeister  
der Gemeinde  
Friesenheim  
*Armin Roesner*

Der Präsident  
des Historischen Vereins  
für Mittelbaden e.V.  
*Dr. Wolfgang M. Gall*

# Die Ortenau

Veröffentlichungen  
des Historischen Vereins für Mittelbaden

**83. Jahresband 2003**



Redaktion  
Dr. Martin Ruch

OFFENBURG/BADEN  
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

[www.historischer-verein-mittelbaden.de](http://www.historischer-verein-mittelbaden.de)

ISSN 0342-1503

Für den Druck dieses Jahrbuches haben das Regierungspräsidium Freiburg und der Ortenaukreis Zuschüsse gewährt.

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem, umweltfreundlichem Papier.

Redaktionsschluss 1. April

Verlag Historischer Verein für Mittelbaden e.V.

Gesamtherstellung: KONKORDIA GmbH, Bühl  
Das Medienunternehmen

Nachdruck und photomechanische Wiedergabe nur mit Genehmigung  
des Vereins und der Verfasser

---

## Inhaltsverzeichnis

Jahresversammlung 2003 .....	2
Grußwort der Gemeinde Friesenheim zur Jahresversammlung des Historischen Vereins Mittelbaden .....	9
<b>Aufsätze</b>	
Ekkehard Klem Das Heiligenzeller Schlössle, eine ehemalige Propstei des Klosters Schuttern .....	11
Klaus Brodbeck Der Ortenaukreis – Rückblick 2002 .....	19
Francis Rapp Erasmus von Rotterdam .....	33
Eugen Hillenbrand Das freie Reichstal Harmersbach .....	47
Dieter K. Petri Franz Joseph Ritter von Buß .....	61
Peter Stein Grußwort zur Vorstellung des Buches über die Synagoge Kippenheim	69
Martin Ruch Drei jüdische Gemeindebibliotheken aus der Ortenau .....	77
Frank Flechtmann Die Liebe siegt in Offenburg .....	83
Horst Brombacher Die Acher-Rench-Korrektion und der Einsatz von französischen Kriegsgefangenen .....	87
Arnulf Moser Die Reichsschule für Volksdeutsche in Achern/Illenu 1940–44 .....	107

Tobias Wöhrle	
Kriegsende und erste Nachkriegsjahre in Steinach . . . . .	117
Heinz Nienhaus	
Kinzigtäler Häuser und ihre baulichen Varianten . . . . .	143
Helmut Horn	
Die „Schiltacher Steige“ . . . . .	171
Frank Schrader	
Wolfacher Fasnetlieder . . . . .	179
Hans-Jochen Schuck	
Die Papierer in Gengenbach . . . . .	201
Kurt Honauer	
Der „Ochsensaal“ in Auenheim . . . . .	211
Ralf Bernd Herden	
Straßburger Kaisertage . . . . .	217
Ernst Bächle	
Kloster Wittichen im Spiegel der Stuck-Rechnung von 1809 . . . . .	221
Gerhard Finkbeiner	
Arbogast Heisler, letzter Abt des Benediktinerklosters Ettenheimmünster . . . . .	235
Ernst Schneider †	
Zum Flurnamen „Heiligenhäusle“ . . . . .	241
Johannes Werner	
Vom berühmten Rastatter Maß . . . . .	249
Walter E. Schäfer	
Grimmelshausenforschung im Umkreis des Historischen Vereins für Mittelbaden . . . . .	259
Manfred Zittel	
Lorenz Oken im Spiegel seiner Briefe an den Freund Matthias Keller	267
Gerhard Lötsch	
Unbekannte Briefe aus der Zeit der badischen Revolution . . . . .	297

---

Wolfgang Neuß Der Bergbau im ehemaligen württembergischen Amt Hornberg . . . . .	307
Karl Maier Das Bezirksamt Appenweier . . . . .	337
Dieter Kauß Nordrach 1803 – Ein Markstein auf dem Weg der Nordracher Untertanen von Kloster und Reichsstadt zur modernen Gemeinde . . .	355
Ernst Gutmann Stollhofen, eine Zähringer Gründung? . . . . .	373
Hermann Löffler Der Zixenberg in Niederschopfheim . . . . .	379
Dieter Ortlam Die Wiege des Turenne-Denkmal im Lichte neuester Glazialforschungen im Nordschwarzwald . . . . .	393
 <b>Junge Autoren</b>	
Pia Mickenautsch Die Hofkreuze von Hofstetten . . . . .	419
 <b>Mitteilungen</b>	
Ralf Bernd Herden Anna Maria Grosholz – geb. 1761 in Strasbourg Marie Tussaud – verstorben London 1850 . . . . .	433
Gottfried Wiedemer Wie das Grimmelshausen-Gymnasium zu seinem Namen kam . . . . .	437
Kurt Klein Hausach – ein historischer Streifzug durch das Jahr 1952 . . . . .	440
Franz Huber Treu bis in den Tod. Der Herzog von Enghien und sein Hund Mohiloff . . . . .	444

---

Erika Hansen-Lorenzen Große Zustimmung als Landschaftsmaler – Max Köhler 60 Jahre alt . . . . .	450
Grimmelshausen in seiner regionalen Umwelt . . . . .	455
<b>Rezensionen</b> . . . . .	456
<b>Historischer Verein für Mittelbaden: Nachrichten</b> . . . . .	468
Jahresbericht 2001/2002 . . . . .	468
Ehrungen . . . . .	471
Berichte der Mitgliedergruppen . . . . .	472
Berichte der Fachgruppen . . . . .	498
Autorenverzeichnis . . . . .	513
Der Historische Verein für Mittelbaden e.V. . . . .	515
Redaktionsrichtlinien . . . . .	519





## Grußwort der Gemeinde Friesenheim

*zur Jahresversammlung des Historischen Vereins  
für Mittelbaden e. V.*

*am 19. Oktober 2003 in Friesenheim,  
Ortsteil Heiligenzell*

Die Gemeinde Friesenheim heißt Sie in unserem Ortsteil Heiligenzell zur Jahreshauptversammlung 2003 des Historischen Vereins für Mittelbaden herzlich willkommen.

Es ist für mich eine persönliche Freude, dass die Tagung in unserem Heiligenzeller Schlössle stattfindet. Dieses Gebäude ist nämlich der sichtbare Erfolg für die Bemühungen unserer Gemeinde, ihre Geschichte zu pflegen und lebendig zu halten. Die Heiligenzeller nennen diese Gebäude liebevoll ihr „Schlössle“, in Wirklichkeit handelt es sich jedoch um eine Propstei des Klosters Schuttern. Das Gebäude konnte mit Hilfe des Landes Baden-Württemberg in den Jahren 1981/84 renoviert werden und ist heute ein Kulturzentrum in unserer Gemeinde.

Unsere Gemeinde steht dieses Jahr ganz im Zeichen der Feierlichkeiten „1400 Jahre Schuttern“. Zu verdanken haben wir dieses Festjahr der Gründung des Klosters Schuttern in unserem Ortsteil Schuttern. Wir haben uns bemüht, dieser Bedeutung mit der Durchführung einer Reihe von Veranstaltungen gerecht zu werden. Die Freude ist daher natürlich groß, dass wir bei der heutigen Veranstaltung einen Fachvortrag über das Kloster Schuttern angeboten bekommen.

Den Heimatforschern in der Ortenau gilt heute insbesondere der Dank der Gemeinde Friesenheim für die Mühen und die Geduld, die aufgebracht werden, die Geschichte unserer Heimat zu erforschen und sie im Jahrestagband „Die Ortenau“ der gesamten Bevölkerung zugänglich zu machen.

Unter solchen Vorzeichen stellt die Gemeinde Friesenheim gerne den äußeren Rahmen für die Jahrestagung des Historischen Vereins für Mittelbaden. Allen Teilnehmern eine interessante und erfolgreiche Tagung in der geschichtsträchtigen Gemeinde Friesenheim.

A stylized, handwritten signature in black ink, consisting of several sweeping lines.

Armin Roesner  
Bürgermeister



## Das Heiligenzeller Schlössle, eine ehemalige Propstei des Klosters Schuttern

*Ekkehard Klem*

Das Heiligenzeller Schloss ist überhaupt keines, es handelt sich vielmehr um eine Propstei, einen Sprengel des ehemaligen Klosters Schuttern, das von der Heiligenzeller Bevölkerung liebevoll als „Schlössle“ bezeichnet wird. Das Gebäude wurde im Jahre 1984 von der Gemeinde Friesenheim restauriert und dient heute mit der St. Georgskapelle der Gemeinde als Kulturzentrum.

### *Ortsgeschichte Heiligenzell*

Wenn man den Ortsnamen Heiligenzell in Urkunden vor dem 11. Jahrhundert sucht, wird man nicht fündig. Die älteste Ortsbezeichnung für Heiligenzell ist nämlich „Ruotgereswilre“, Weiler des Ruotger. Die früheste urkundliche Erwähnung der Ortschaft stammt aus dem Jahre 1016. In diesem Jahr schenkt Kaiser Heinrich II. einem armen Kloster des Offo, es handelt sich hierbei um das Kloster Schuttern, ein Dorf, genannt Ruotgereswilre.

Folgende Schreibweisen des Ortsnamens Heiligenzell sind anzutreffen:

1016 Ruotgereswilre  
 1272 Rütgerswilre  
 1350 Rückerswiler  
 1492 Rueckerswyler.

Der Name Heiligenzell erscheint erstmals im Jahre 1367. Im Jahre 1492 wird Heiligenzell, gelegen im Dorfe Rueckerswyler erwähnt. Der Ortsname Heiligenzell (sancta cella) ist auf die christlichen Besitztümer des Klosters Schuttern zurückzuführen.

Der Name Zell wird vom lateinischen cella, Einsiedelei oder Ort der geistigen Sammlung, abgeleitet. Der Ursprung des Ortsnamens Heiligenzell ist zweifelsfrei in den christlichen Zeitraum zu setzen. Das Kloster Schuttern verfügte in weitem Umkreis über erheblichen Grundbesitz, der von den Bauern gegen Zins und Fron bestellt wurde. Manche Höfe wurden von den Mönchen selbst bewirtschaftet, meistens mit Hilfe von Laienbrüdern. Diese Mönchshöfe wurden teils auch als Zellen bezeichnet. Diese Deutung dürfte für den Ortsnamen Heiligenzell zutreffend sein. Eine solche Mönchszelle befand sich auch an der Schutter, „Zell by Schuttern“, heute Schutterzell, oder „Kirchcell“, die Cella der Kirche heute, die Ortschaft

Kürzell. Die Zelle in Ruotgereswilre war die „sancta cella“, die heilige Zelle. Der Mönchshof bekam daher den Namen Heiligenzell. Der Ortsname Heiligenzell, der zuerst nur in Bezug auf die Propstei zu sehen ist, ging im 14. Jahrhundert auf das ganze Dorf über.

### *Die St.-Georgskapelle*

Im Jahre 1313 stiftet ein Berthold von Uttenheim, des Klosters Kellermeister auf des Klosters Dinghof, aus seinen Mitteln eine Kapelle, die dem heiligen St. Georg geweiht wird. In der Schenkung wird bestimmt, dass in der Kapelle täglich eine heilige Messe gelesen werden soll. Das Patronat über die St.-Georgskapelle wurde bereits 1317 dem jeweiligen Abt in Schuttern übergeben. Bei dem Stifter der St.-Georgskapelle könnte es sich jedoch auch um den Abt des Klosters Schuttern Rudolph II. (1295–1324) handeln.

Der Standort der ersten St.-Georgskapelle ist mit der heute vorhandenen Schlosskapelle in der Propstei identisch. Bei der Sanierung des Gebäudes wurden im Schiff der heutigen Kapelle die alten Fundamente mit einer romanischen Apsis freigelegt. Die Fundamente der alten Kapelle liegen teilweise unter den Fundamenten der heutigen Kirche.

Zur St.-Georgskapelle in Heiligenzell veranstaltete der Abt von Schuttern alljährlich am St. Georgitag, dem 23. April, eine Prozession. Diese führte von Schuttern aus über Friesenheim nach Heiligenzell. In der Kirche in Friesenheim wurde jeweils Station gemacht. Während der Reformation gab es jedoch erhebliche Probleme wegen der gemeinsamen Nutzung der Friesenheimer Kirche.

### *Bauepochen*

Im Jahre 1477 erhält die St.-Georgskapelle den heutigen Querbau mit einem großen Tonnengewölbe. Es ist gut zu erkennen, dass der heutige Keller der Grundriss des Objektes war. Die Jahreszahl der Erbauung ist an der Südwestkante des Gebäudes gut ablesbar. Auf Grund des gotischen Kirchenfensters in der Kapelle, sowie der vielen gotisch bearbeiteten Balkenreste, die in der Fachwerkskonstruktion des 1. OG vorgefunden wurden, ist diese Bauepoche am Gebäude ablesbar.

Der Eingang zum Kellergewölbe befand sich ursprünglich an der Nordseite des Gebäudes. Er ist mit der Jahreszahl 1633 datiert, den ehemaligen Eingang kann man im Gebäude unter einer Panzerglasplatte betrachten. Nach einer Erweiterung des Querbaues, auf die heutige Größe des Gebäudes, wurde der Kellereingang auf die Südseite des Gebäudes verlegt.

Am Türsturz in der St.-Georgskapelle ist die Jahreszahl 1589 zu finden. Der Glockenturm auf dem Gebäude wurde durch den Handwerker mit der



*Abt Bacheberle, der bis zur Säkularisation des Klosters Schuttern im Jahre 1806 dem Kloster vorstand, lässt in der Propstei in Heiligenzell ein neues Hauptportal einbauen. Das Klosterwappen mit Stiftermotiv und das Wappen des Abtes zieren das Portal*

Jahreszahl 1755 versehen. Das Türmchen ist jedoch erheblich älter, die kleine Glocke im Turm des Heiligenzeller Rathauses soll nämlich im Glockenturm des Schlössle gehangen haben. Glücklicherweise hat die Glocke die Einschmelzung in den beiden Weltkriegen überstanden. Die Glocke trägt die Inschrift: „Mathias Edel zu Straßburg goss mich 1642“.

Am Gebäude der Heiligenzeller Propstei finden sich zwei bemerkenswerte Portale. Das Südportal in schlichtem Renaissance-Stil wird gekrönt von einem Abtswappen mit einem Einhorn. Das Wappen ist das von Abt Placidius Jakobus II. zu Schuttern (1708-1727). Mit diesem Wappen sind somit die Entstehungszeit und der Bauherr des Portals gesichert. Bei diesem Eingang dürfte es sich um den Zugang zur Kirche für die Laien, die Heiligenzeller Bevölkerung, handeln. Die Mönche nahmen voraussichtlich über die Empore an den Gottesdiensten in der St.-Georgskapelle teil. Die Gemeinde Heiligenzell verfügt erst ab dem Jahre 1891 über eine eigene Pfarrkirche. Es kann angenommen werden, dass daher die Heiligenzeller die Messe in der St.-Georgskapelle besuchten.

Im Jahre 1786 beginnt die Amtszeit des letzten Schutterner Abtes Bacheberle. Unter seiner Amtszeit wird das heutige Hauptportal des Gebäudes eingebaut. Wegen der nichtstimmigen Proportion wurde das Portal wohl für ein anderes Gebäude konstruiert und nachträglich in das Heiligenzeller Gebäude eingebaut. Die beiden Wappen über der Eingangstür zeigen das Stifterwappen des Kloster Schuttern und das persönliche Wappen von Abt Bacheberle. Es zeigt im Wappenschild unter dem Klostereingang des Schutterner Klosters einen Eber, der einen Bach überquert. Der neue schlossartige Eingang in das Gebäude hatte dann auch die Neugestaltung des Treppenhauses zur Folge, welches in seiner ursprünglichen Form erhalten blieb.

### *Deckengemälde in der St.-Georgskapelle*

Im Rahmen der Sanierung des Klostergebäudes (1982–1984) konnte in der St.-Georgskapelle ein Deckenmedaillon restauriert werden. Es wurde ein aus der Barockzeit stammendes Stiftergemälde freigelegt.

Bei den beiden Figuren handelt es sich um den Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation Heinrich II. Kaiser Heinrich straffte die kirchliche Organisation in seinem Reiche. Er gründete das Bistum Bamberg. Auf Darstellungen tritt der Kaiser kaum alleine auf, immer ist er in Begleitung seiner Gemahlin Kunigunde. Die Krone auf dem Kopf der männlichen Figur charakterisiert eindeutig den Kaiser, die römische Kriegskleidung entspricht der zeitgenössischen Vorstellung eines deutschen Kaisers. Die Kirche, die beide Personen gemeinsam halten, will besagen, dass der Kaiser mit seiner Ehefrau als Stifter dargestellt sein soll.

Die Deutung der männlichen Figur als Kaiser Heinrich II. wird sicher, wenn man bedenkt, welche Rolle dieser für das Heiligenzeller Schloßle und dessen Besitzer, das Kloster Schuttern, gespielt hat. Im Jahre 1016 verbrachte der Kaiser eine Nacht im Kloster Schuttern und schenkte, aufgrund des ruinösen Zustandes der Abtei, die Zehntrechte von Friesenheim und, neben anderen Gütern, auch die Güter in Ruotgereswilre, dem späteren Heiligenzell. Die Schenkung in Heiligenzell ist identisch mit dem Areal des heutigen Schloßchens in Heiligenzell. Heinrich II. galt wegen der großzügigen Schenkung neben dem iro-schottischen Mönch Offo, der das Kloster Schuttern im Jahre 603 gegründet haben soll, als zweiter Stifter des Klosters Schuttern. Im Wappen der Gemeinde Schuttern dürfte daher ebenfalls Kaiser Heinrich II. und nicht der Mönch Offo als Klosterstifter abgebildet sein.

Das Deckengemälde in der St.-Georgskapelle haben wir, ebenso wie das Südportal mit dem Einhornwappen, Abt Placidius Jakobus II. zu verdanken. Dieser ließ das Kloster Schuttern ausbauen und in den Jahren 1722–1723 die St.-Georgskapelle, die in Kriegszeiten demoliert war, wieder aufbauen.

*Bei der Restaurierung der St.-Georgskapelle stieß man auf der Stuckdecke auf ein Stifterbild. Dargestellt sind Kaiser Heinrich II. und seine Gemahlin die heilige Kunigunde. Kaiser Heinrich II beschenkte das Kloster Schutterern im Jahre 1016 reichlich und gilt als zweiter Klostergründer*



### *Der Freihof zu St. Georgen in Heiligenzell*

Für das Klosteranwesen in Heiligenzell gibt es unterschiedliche Bezeichnungen. Im Jahre 1529 begegnet uns der Name „Abtshof“, im 17. Jahrhundert gibt es die Bezeichnung „St. Georgshof“, vielfach wird auch die Bezeichnung „Freihof“ gebraucht. Die Bezeichnung Freihof berücksichtigt die Sonderstellung des Hofes in Bezug auf Steuern und Privilegien.

Bedingt durch die Prozessionen zur St.-Georgskapelle wird in den Akten im Jahre 1719 erwähnt, dass sich ein neuer Brauch auf dem Hof eingebürgert habe. Den Gästen wird außer Getränk auch Fleisch und warme Speisen verabreicht. Im Jahre 1758 gibt es bereits eine vollständige Gaststätte, von welcher das Kloster von dem Meyer ein jährliches Ohmgeld in Höhe von 7 fl. erhob. Im Jahre 1786 wurden auf dem Anwesen 200 Ohm Wein verzapft, sodass die Wirtschaften in Oberweier und Friesenheim unter dieser Konkurrenz leiden mussten. Beanstandet wurde auch, dass man sich auf dem Freihof an „kein Gebott und kein Verbott“ hielt, dass man dem Spielen und Tanzen, dem Borgen und Zechschuldenmachen allen Vorschub leiste. Durch Einschreiten der Landesherrschaft wurde diesem Unwesen ein Ende gemacht. Zwischen Markgraf Friedrich von Baden und Abt Bacheberle wurden die Freiheiten und Privilegien des Freihofes am 7. Juli 1788 festgelegt.

In diesem Vertrag wurde neu geregelt, dass die Gerichtsbarkeit frei und ungehindert durch das Kloster ausgeübt werden kann; auch die Civilgerichtsbarkeit wurde dem Kloster Schuttern für den Freihof Heiligenzell übertragen. Dem Stift Schuttern wurden die bisherigen Freiheiten wie z. B. Zoll, Wegegeld und alle anderen Abgaben neu zugestanden. Das Freihofgebäude zu Heiligenzell erhielt weiter das ganz unbeschränkte Tavernenrecht in Wein, Bier, Branntwein und andere Gattungen Getränks mit Einschluss des Back- und Metzgerrechts für die auf dem Hof zehrenden Gäste und Leute.

Dem jeweiligen Abt des Stiftes soll es frei bleiben, sich unter anderem auch des Titels „Herr zu St. Georgen in Heiligenzell“ zu bedienen.

### *Säkularisation und weltliche Nutzung des Heiligenzeller Schlössle*

Durch die Säkularisation des Jahres 1806 profitierte Markgraf Karl Friedrich von Baden erheblich. Für die Dienste, die Baden für Frankreich während der napoleonischen Kriege leistete, wurde der Markgraf reich belohnt. Er wurde zum Großherzog ernannt und mit dem Kirchenbesitz in seinem Lande bedacht. Neben vielen anderen Länderzuweisungen wurde auch die Abtei Schuttern und damit die Propstei in Heiligenzell in den Besitz des Hauses Baden einverleibt. Die Besitznahme der Abtei Schuttern durch das badische Oberamt Mahlberg erfolgte am 29.01.1806. Die Klosterkirche in Schuttern blieb als Pfarrkirche erhalten, die Klostergebäude wurden jedoch versteigert und weitgehend abgebrochen.

Das gleiche Schicksal erlitt auch der Klosterhof in Heiligenzell. Bereits 1806 gibt es eine „Beschreibung über die dasig an einem Platz beysammen befindlichen Schlößlin- und Meyereigebäulichkeiten, Gärten und Reben, welche durch das aufgelöste Stift Schuttern dem Großherzoglichen Haus Baden zugefallen sind“. Beschrieben wird ein mehr als gewöhnliches dreistöckiges Stadtgebäude. An der Seite dieses Schlössleins ist das St. Georgskirchlein angebaut. Weiter gibt es ein eingeschossiges Meyerhaus nebst Stallungen und Holzremisen. Unter dem Meyerhaus befinden sich ein großer und ein kleiner Keller nebst einem Erdäpfelkeller. Weiter gibt es ein Trott-, Wasch- und Dörrhaus mit zwei kleinen Gärtchen und das Turmgebäude, unter welchem ebenfalls ein gewölbter Keller angebracht ist.

Von dieser beschriebenen Bausubstanz sind heute, im Jahr 2003, nur noch das Schlösslein mit St.-Georgskapelle und das so genannte Pförtnergebäude, ehemals Turm- oder Gefängnisgebäude vorhanden. Das gesamte Areal ist nach wie vor mit einer Mauer umgrenzt.

Anlässlich der ersten vom Hause Baden veranlassten Versteigerungen des Jahres 1806 lässt sich das große Anwesen in der kleinen Gemeinde Heiligenzell nicht an den Mann bringen. Das Gebäude geht erst im Jahre 1810 für 6000 Gulden an den Bürgermeister und Tabakfabrikanten Johann





*Die Anfänge des Heiligenzeller Schlössle, eine ehemalige Propstei des Kloster Schuttern, gehen in das 15. Jahrhundert zurück. Bereits im 14. Jahrhundert existiert eine Kapelle, die dem heiligen St. Georg geweiht ist.*

Jakob Hugo und dessen Schwiegersohn Franz Meister in Lahr über. Franz Meister betrieb im Gebäude bereits seit 1806 eine Seifenfabrikation, nach dem Eigentumsübergang wurde eine Cichorienfabrik eingerichtet. Ab 1820 wird von den Gebrüdern Hugo Rauch- und Kautabak produziert, ab 1850 wird die Zigarrenfabrikation aufgenommen. Die Besitzer des Gebäudes wechseln häufig, ab 1895 gehört das Areal dem Oberweierer Zigarrenfabrikanten Himmelsbach. Am 3.2.1926 erwirbt die Gemeinde Heiligenzell das Gebäude.

Die Umgestaltung des Kloster- und Kapellengebäudes nach der Säkularisation schadete erheblich der Bausubstanz. Sicher ist, dass die Umgestaltung des Gebäudes in eine Fabrik, das Einziehen einer Decke in den Kirchenraum, die Überlastung des Speichers, die Perforierung der Decken und Wände und die allgemeine Verwahrlosung zum Verfall des gesamten Objektes geführt haben.

### *Sanierung und Rettung des Bauobjektes*

Bereits 1971 ist die Gemeinde Heiligenzell im Besitz einer Abbruchgenehmigung für das Schlossgebäude. Das Gelände soll geräumt und über einen Bebauungsplan Bauplätze für die Ortschaft Heiligenzell geschaffen wer-

den. Die Gemeindereform verhindert jedoch die Planungen. Erst nach der Eingliederung der Ortschaft Heiligenzell in die Gemeinde Friesenheim besinnt man sich auf die Bedeutung des Kulturdenkmales. Trotz der Bewilligung von erheblichen Mitteln aus dem Schwerpunktprogramm für Denkmalpflege fällt es dem Friesenheimer Gemeinderat unter Vorsitz von Bürgermeister Eugen Götz in seiner Sitzung am 10.11.1980 nicht leicht, der Sanierung des Gebäudes zuzustimmen. Mit knapper Mehrheit stimmt der Gemeinderat der Gebäudesanierung zu. Am 19.10.1984 kann die Übergabe des neu renovierten Schösschens erfolgen.

Nach der Verwendung als Kloster, Fabrik und Wohnhaus wurde aus dem „Heiligenzeller Schössle“ ein Ort, der mit seinem Vortrags- und Konzertsaal in der St.-Georgskapelle und mit den Mehrzweckräumen ein kultureller Mittelpunkt in der Gemeinde Friesenheim ist.

#### *Literatur*

- Ell, Emil: Der Freihof zu Georgen in Heiligenzell, Der Altvater 28.1.1984  
Ell, Emil: Ein langgehegter Wunsch: „Rettet das Schössle“, Lahrer Zeitung 8.11. 1980  
Ell, Emil: Erinnerungen an das St. Georgsfest in Heiligenzell, Der Altvater April 1978  
Gemeinde Friesenheim: Das Schössle in Heiligenzell, Festschrift zur Übergabe des Gebäudes am 19.04.1984  
Gemeinde Friesenheim: Kloster- und Pfarrkirche Mariae Himmelfahrt Schuttern in der Gemeinde Friesenheim, 2003  
Hagmeier, Otto: Der Freihof zu St. Georgen in Heiligenzell, Friesenheimer Kirchenbote 1927–1933  
Klem, Ekkehard: Das Schloß von Heiligenzell, Die Ortenau 1984, Seite 310  
Klem, Ekkehard: Deckengemälde St.-Georgskapelle Heiligenzell, Geroldsecker Land Heft 30, 1988  
Kohler, Oskar Dr.: Das Schössle bei Heiligenzell, Der Altvater 3.4.1937 und Geroldsecker Land, Heft 16, 1974  
Schleicher, Fritz: Die Schlösser von Heiligenzell, Die Ortenau 1934, 485  
Schmid, Herrmann: Säkularisation und Schicksal des Stifts Schuttern und seiner Besitzungen in Wippertskirch und Heiligenzell 1806–1839, Die Ortenau 1981, 150

---

## Der Ortenaukreis – Rückblick 2002

*Klaus Brodbeck*

Bereits im Jahr 2002 hat sich abgezeichnet, dass die öffentliche Hand – vor allem auch die Kommunen und Landkreise – auf finanziell schwierige Jahre zugehen. Für den Ortenaukreis bedeutet dies, in den kommenden Jahren das große Aufgabenspektrum der Kreisverwaltung womöglich mit weniger Personal zu bewältigen und die Arbeitsabläufe weiter zu optimieren. Aber auch die Leistungen des Ortenaukreises müssen auf den Prüfstand gestellt werden. Bisher selbstverständliche Dienstleistungen müssen eventuell eingeschränkt oder geändert werden, was auch Einschnitte für die Bürgerinnen und Bürger mit sich bringen wird. Verwaltung und Gremien des Ortenaukreises werden jedoch an dem Ziel, die Dienstleistungen zur Daseinsfürsorge der Bevölkerung im größten Landkreis Baden-Württembergs bürgernah und effizient zu erbringen, festhalten. Der folgende Überblick aus der Kreispolitik, über Entscheidungen, Planungen und Initiativen des Ortenaukreises im vergangenen Jahr zeigt einige Beispiele aus der Aufgabenvielfalt und dem Leistungsspektrum der Kreisverwaltung.

### *Finanzsituation angespannt*

Für den Ortenaukreis hat sich im Jahr 2002 – wie bei nahezu allen Landkreisen – die Finanzsituation durch externe Faktoren erheblich verschlechtert. Insbesondere eine nicht vorhersehbare Umlageerhöhung des Landeswohlfahrtsverbandes, die zu Mehrausgaben von rund 4 Mio. Euro führte sowie der Rückgang der Schlüsselzuweisungen um rund 2,9 Mio. Euro sind hierfür die Ursache. Trotz der negativen Rahmenbedingungen beschloss der Kreistag die Kreisumlage bei 25 Prozentpunkten zu belassen. Somit liegt der Ortenaukreis weiterhin deutlich unter dem Landesdurchschnitt von 28,78 Prozentpunkten. Auch im Jahr 2002 konnte der Schuldenstand im Kreishaushalt spürbar gesenkt werden. Ohne Kreditaufnahmen wurden rund 3 Mio. Euro getilgt; der Schuldenstand betrug somit zum Jahresende 2002 rund 54 Mio. Euro.

Die bisher bekannten wirtschaftlichen Rahmendaten für die kommenden Haushaltsjahre deuten eine weitere Verschlechterung der finanziellen Lage an. Landesweit gibt es hohe Rückgänge bei den Steuerkraftsummen der Gemeinden sowie bei den Gemeinschafts- und Landessteuern. Gleichzeitig steigen die Ausgaben beim Landeswohlfahrtsverband weiterhin stark an. Daher ist es notwendig, alle vom Landkreis beeinflussbaren Ausgaben auf den Prüfstand zu stellen und weitere Einschnitte und strukturelle Veränderungen vorzunehmen.

### *Kreiskliniken investieren und kooperieren*

Im Klinikbereich steht der Ortenaukreis in den nächsten Jahren vor großen Herausforderungen. Auch hier werden die finanziellen Spielräume enger. Verantwortlich hierfür sind insbesondere die seit Jahren auseinanderlaufenden Entwicklungen der gesetzlichen Steigerungsraten der Krankenhausbudgets einerseits und die der Tariflöhne andererseits – die so genannte BAT-Schere. Hinzu kommen weitere Belastungen wie beispielsweise durch steigende Arbeitgeberanteile bei Sozialversicherungsbeiträgen und der Zusatzversorgung im öffentlichen Dienst.

Zum Jahresbeginn 2003 haben die Kreiskliniken das neue Krankenhausentgeltsystem (DRG's) eingeführt. Damit gehören die Kliniken des Ortenaukreises zu den bundesweit ersten Krankenhäusern, die diagnosebezogene Fallpauschalen abrechnen. Von 2004 an sind grundsätzlich alle Krankenhäuser gesetzlich dazu verpflichtet, das neue Abrechnungssystem einzuführen. Statt tagesbezogener Pflegesätze erhalten die Kliniken zukünftig den Aufwand auf der Basis der durchschnittlichen Kosten je Behandlungsfall erstattet. Derzeit umfasst das Abrechnungssystem 662 Fallpauschalen und soll weiter differenziert werden. Kliniken, die wie die Kreiskrankenhäuser bereits 2003 das neue Entgeltsystem einführen, werden von der Nullrunde im Krankenhausbereich ausgenommen.

### *Kreiskrankenhaus Achern*

Mit der Einrichtung eines Besuchercafés durch einen privaten Investor wurde im Kreiskrankenhaus Achern die Hauptzufahrt und der Eingangsbereich umgestaltet. Dadurch konnten Parkplätze für Kurzzeitparker geschaffen werden. Außerdem konnte durch den Umbau die Eingangshalle vergrößert und heller gestaltet werden.

### *Kreiskrankenhaus Ettenheim*

Das Kreiskrankenhaus Ettenheim feierte am 7. Oktober 2002 das 50-jährige Bestehen. Gleichzeitig wurde der zweite Bauabschnitt der Sanierungsmaßnahme eingeweiht und seiner Bestimmung übergeben. Innerhalb von 18 Monaten entstand ein neuer dreigeschossiger Behandlungsbau, mit modernen Räumlichkeiten für die Innere Diagnostik und Notaufnahme, einen Aufwachraum für den OP sowie einen angeschlossenen Bereich für Anästhesie. Bereits im Februar 2001 konnte der 1. Bauabschnitt, der Erweiterungsbau am Ostflügel, mit 18 Betten seiner Bestimmung übergeben werden. Mit der Altbausanierung wird im Jahr 2003 begonnen. Die Kosten der Gesamtsanierungsmaßnahme belaufen sich auf rund 6,9 Mio. Euro. Das Land Baden-Württemberg hat Fördermittel in Höhe von 3,6 Mio. Euro zur

Verfügung gestellt. Über die Entwicklung des Hauses von einem ehemaligen Spital bis hin zum heutigen Kreiskrankenhaus verfasste Herr Dr. Hecht anlässlich des Jubiläumsjahres ein sehr lesenswertes Buch.

### *Kreiskrankenhaus Kehl*

Am 20. März 2002 verabschiedete das Kreiskrankenhaus Kehl zwei Chefarzte in den wohlverdienten Ruhestand. Nach 26-jähriger Chefarztstätigkeit wurde Herr Dr. Gerber, Chefarzt der Anästhesieabteilung und Herr Privatdozent Dr. Seufert, der 19 Jahre Chefarzt der Inneren Abteilung gewesen ist, offiziell verabschiedet. Die Nachfolge von Herrn Dr. Gerber hat Herr Dr. Ermerling übernommen, der bisher am Klinikum Lahr als Oberarzt beschäftigt war. Herr Privatdozent Dr. Breidert ist der neue Chefarzt der Inneren Abteilung.

### *Klinikum Lahr*

In den Kliniken Lahr und Offenburg wurden 2002 jeweils ein neuer Kernspintomograph in Betrieb genommen. Die Geräte mit einer Feldstärke von 1,5 Tesla entsprechen dem neuesten Stand der Technik. In Lahr wird das Gerät gemeinsam mit der niedergelassenen radiologischen Gemeinschaftspraxis Dr. Thomas Baitsch und Dr. Peter Banse in Kooperation betrieben. Der neue Kernspintomograph in Offenburg wird neben dem Klinikum von der Gemeinschaftspraxis Dr. Schulz, Dr. Knoche und Dr. Raff sowie von der Radiologiepraxis Dr. Krügel und dem Epilepsiezentrum Kork genutzt.

Am Klinikum Lahr wurde am 1. Oktober 2002 die Fachabteilung für Psychosomatik und Psychotherapie mit 18 Betten in Betrieb genommen. Chefarzt der neuen Abteilung wurde Prof. Dr. Niemann. Er übernimmt ebenfalls die ärztliche Leitung der Schwesterabteilung in Offenburg, deren Inbetriebnahme im Verlauf des Jahres 2003 vorgesehen ist.

2002 wurde mit den Stationssanierungen im Hauptgebäude des Klinikums Lahr begonnen. Dabei ist es Ziel eine ausreichende Anzahl von Nasszellen zu schaffen und die Stationen umfassend zu modernisieren.

### *Kreiskrankenhaus Oberkirch*

Am 22. Oktober 2002 wählte der Krankenhausausschuss Herrn Dr. Hardung-Backes zum neuen Chefarzt der Inneren Abteilung des Kreiskrankenhauses Oberkirch. Anfang Februar 2003 trat er die Nachfolge von Herrn Dr. Fischer an. Dr. Fischer wurde nach über 21-jähriger Chefarztstätigkeit am Kreiskrankenhaus Oberkirch in den verdienten Ruhestand verabschiedet.

### *Klinikum Offenburg*

2002 wurde die Erweiterung der Medizinischen Intensivstation im Klinikum Offenburg fertig gestellt. Mit Abschluss dieser Baumaßnahme wurde nicht nur der gestiegene Raumbedarf der Medizinischen Intensivstation befriedigt, sondern auch die Anbindung der vier Betten umfassenden lokalen Schlaganfallstation an die Intensivstation realisiert. Die Kosten für das Gesamtprojekt werden sich auf rund 895 000 Euro belaufen und werden vom Land mit 850 000 Euro gefördert.

2002 wurde mit einer Aufstockung des Bettenhauses des Klinikums Offenburg begonnen. Die Bauzeit für die Erweiterung beläuft sich auf insgesamt 18 Monate und verursacht Baukosten in Höhe von rund 3,5 Millionen Euro. Diese Baumaßnahme ist Teil der Neueinrichtung der Abteilung für Psychosomatik und Psychotherapie, für deren 18 Betten es ohne die Erweiterung keine zusammenhängende Unterbringungsmöglichkeit gegeben hätte. Durch die Maßnahme wird darüber hinaus der Komfort für die Patienten der urologischen und der orthopädischen Station verbessert.

Seit Mitte des Jahres 2002 stellt das Klinikum Offenburg im Rahmen einer Kooperation die chirurgische Versorgung an der Stadtklinik Gengenbach sicher. Die Zusammenarbeit dient der Sicherung der wohnortnahen chirurgischen Versorgung, vor dem Hintergrund aktueller Konzentrationsprozesse im Krankenhausbereich, am Standort Gengenbach, sowie der Steigerung von Qualität und Wirtschaftlichkeit der Kliniken.

### *Kreiskrankenhaus Wolfach*

Nach nahezu 25-jähriger Tätigkeit wurde Herr Dr. Krieg als Chefarzt der Anästhesieabteilung am Kreiskrankenhaus Wolfach am 17. Juni 2002 in den Ruhestand verabschiedet. Seit diesem Zeitpunkt wird die Anästhesieleistung im Kreiskrankenhaus Wolfach unter der Regie der Anästhesieabteilung des Klinikums Lahr durchgeführt. Maßgeblicher Vorteil dieser Kooperationslösung ist, dass die Vertretung von Ärzten aus einem größeren Mitarbeiterpool weitaus flexibler sichergestellt werden kann. Chefarzt der Anästhesieabteilung in Lahr und somit künftig auch in Wolfach ist Herr Dr. Fösel.

### *Erstmals Schulentwicklungsplan erarbeitet*

Mit seinen 12 beruflichen Schulen, zwei Fachschulen sowie neun Sonderschulen und den rund 14 500 Schülern ist der Ortenaukreis der größte Schulträger unter den Landkreisen in Baden-Württemberg. Er leistet damit einen wesentlichen Beitrag zur Zukunfts- und Chancensicherung für die junge Generation. Gleichzeitig ist er mit seinen beruflichen Schulen Naht-

stelle zu Industrie, Handel und Handwerk und leistet einen unverzichtbaren Beitrag zur Sicherung der Wirtschaftsstabilität in der Ortenau. Wer dies erreichen will, muss optimale Ausbildungsmöglichkeiten schaffen. Der Ortenaukreis hat deshalb im Ausbau des Berufsschulwesens eine vorrangige Aufgabe gesehen und in den vergangenen Jahrzehnten eine Schwerpunktleistung von großer strukturpolitischer Bedeutung erbracht. Als Träger von Sonderschulen erfüllt er zugleich eine sozialpolitische Aufgabe.

Erstmals hat die Verwaltung des Ortenaukreises einen Schulentwicklungsplan erarbeitet. Er beinhaltet eine Bestandsaufnahme sowie Entwicklungskonzeptionen und Prognosen, die für eine mittelfristige Bildungsplanung der beruflichen Schulen notwendig erscheinen. Dabei berücksichtigt wurde eine prognostizierte kontinuierliche Schülerzahlensteigerung um rund 10 % bis zum Jahr 2009/2010. Selbst im Schuljahr 2015/2016 werden die Schülerzahlen aber noch immer um rund 3 % über dem derzeitigen Stand liegen.

### *Schulhausbau*

An den Kaufmännischen Schulen Hausach mit Wirtschaftsgymnasium konnte der Neubautrakt nach rund einjähriger Bauzeit Anfang Januar 2003 bezogen werden. Die im Neubau integrierte Cafeteria wird gemeinsam mit den Schülern des angrenzenden Robert-Gerwig-Gymnasiums der Stadt Hausach genutzt. Im Jahr 2003 werden nun im Altbautrakt umfangreiche Sanierungsarbeiten durchgeführt. Die Gesamtkosten der Baumaßnahmen liegen bei rund 3,8 Mio. Euro.

Aufgrund des an den Gewerblichen Schulen Offenburg bestehenden drastischen Schulraumdefizits wurde in den Kreisgremien ein Grundsatzbeschluss für die Erweiterung der Schule gefasst und eine Machbarkeitsstudie zur Prüfung der Erweiterungsmöglichkeit am jetzigen Schulstandort in der Moltkestraße in Auftrag gegeben. Daneben wurden Alternativstandorte besichtigt und geprüft. Eine abschließende Entscheidung über die Realisierung werden die Kreisgremien beraten.

### *Verabschiedung von Schulleitern*

Zum Schuljahresende 2001/2002 wurden drei langjährige und verdiente Schulleiter pensioniert:

Herr Oberstudiendirektor Fritz Trunz wurde nach 18-jähriger erfolgreicher Tätigkeit als kompetenter Leiter der Kaufmännischen Schulen Offenburg mit Wirtschaftsgymnasium verabschiedet. Zu seinem Nachfolger wurde Studiendirektor Bernhard Droll bestellt.

An den Kaufmännischen Schulen Kehl wurde Herr Oberstudiendirektor Klaus Schmitt nach 10-jähriger engagierter Tätigkeit als Leiter der Kauf-

männischen Schulen Kehl mit Wirtschaftsgymnasium verabschiedet. Zur langfristigen Sicherung des Schulstandortes Kehl und zum Ausbau des differenzierten schulischen Angebotes wurde ab dem Schuljahr 2002/2003 mit den angrenzenden Gewerblichen und Hauswirtschaftlichen Schulen Kehl ein Schulverbund gebildet. Der Schulverbund trägt den Namen „Berufliche Schulen Kehl“. Dem Schulleiter der ehemals Gewerblichen und Hauswirtschaftlichen Schulen Kehl, Herrn Oberstudiendirektor Richard Ritter, wurde die Leitung der Beruflichen Schulen Kehl übertragen.

Nach mehr als 30-jähriger Tätigkeit als Schulleiter wurde Sonderschullektor Rolf Kopf, der seit Gründung der Georg-Wimmer-Schule in Lahr die anspruchsvolle Leitungsfunktion an der Schule für Geistigbehinderte innehatte, in den wohlverdienten Ruhestand verabschiedet. Zu seiner Nachfolgerin wurde die bisherige Konrektorin, Frau Christina Maurer-Wulf, bestellt.

#### *Neues Medieninformationssystem für die Kreismedienzentren*

Der Aufgaben- und Strukturwandel der ehemaligen „Kreisbildstellen“ trägt dem Wandel zur multimedialen Gesellschaft und dem immer größer werdenden Angebot an digitalen Medien Rechnung. So wurde nicht nur der Name modernisiert, vielmehr wurde im Jahr 2002 im Kultur- und Bildungsausschuss ein Weiterentwicklungskonzept beschlossen, das die Einführung eines neuen Medieninformationssystems (MIS) für die vier Kreismedienzentren in Kehl, Lahr, Offenburg und Wolfach beinhaltet. Zukünftig ist für die Schulen im Kreisgebiet bzw. deren Lehrer eine Online-Recherche beim zuständigen Kreismedienzentrum von jedem beliebigen Computer mit Internetanschluss rund um die Uhr möglich. Dabei sind auch Hintergrundinformationen und Vorschaumöglichkeiten für die Medien abrufbar. Eine Rückmeldung über Verfügbarkeit der gewünschten Medien erfolgt ebenfalls online. Ebenso ist mit Einführung von MIS die Festbuchung der Medien zum Wunschtermin per Computer möglich.

#### *Kreisarchiv: Weitere Erschließung und Zuwächse der Archivbestände*

Im Jahr 2002 arbeitete das Kreisarchiv weiter an der Aufarbeitung und Erschließung seiner Archivbestände. Mit den Generalakten des Landratsamtes Offenburg (Landkreisselbstverwaltung) wurde die Verzeichnung eines ebenso interessanten wie umfangreichen Aktenbestandes abgeschlossen. Außerdem wurde die Verzeichnung der Spezialakten des Landkreises Offenburg fortgesetzt.

Auch 2002 führte das Kreisarchiv vier Fahrten des Kreisarchivs durch den Ortenaukreis durch, die einen regen Zuspruch fanden. Historische Bildungsarbeit leistete das Kreisarchiv ferner mit eigenen Veröffentlichungen in Zeit-



schriften und Tageszeitungen. Das Kreisarchiv beteiligte sich außerdem mit eigenen Seiten am „Internetportal“ der Archive Baden-Württembergs.

Mit dem Jahr 2002 ging im Kreisarchiv eine Ära zu Ende: Dr. Dieter Kauß, seit 1983 Kreisarchivar und Museumsleiter, ging zum Jahresende in den Ruhestand. Kreisarchiv und Freilichtmuseum wurden danach organisatorisch getrennt. Neuer Kreisarchivar ist Cornelius Gorka. Der neue Archivleiter hat sowohl ein Geschichtsstudium, als auch die Ausbildung für den gehobenen Archivdienst erfolgreich absolviert. Seit 1998 ist er beim Kreisarchiv tätig und sorgt daher für einen nahtlosen Übergang.

### *Im Ortenaukreis werden die Kleindenkmale erfasst*

Im Frühjahr 2003 ist im Ortenaukreis das landesweite Projekt zur Erfassung von Kleindenkmalen gestartet. Das Projekt hat sich die systematische flächendeckende Erfassung der Kleindenkmale in festgelegten Gebieten durch ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zum Ziel gesetzt.

Kleindenkmale, also ortsfeste, freistehende, selbständige, kleine, von Menschenhand geschaffene Gebilde aus Stein, Metall oder Holz, die einem bestimmten Zweck dienen oder dienten oder an eine Begebenheit oder eine Person erinnern, sind im Ortenaukreis noch zahlreich zu finden. Diese oft unscheinbaren Denkmale sind vom Verschwinden und Vergessen bedroht.

Der Schwarzwaldverein, der Schwäbische Albverein, der Schwäbische Heimatbund, und das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg haben sich zusammengetan, um in einem Modellprojekt eine Dokumentation über Kleindenkmale im Land Baden-Württemberg zu erarbeiten. Die Badische Heimat und die GEEK (Gesellschaft zur Erhaltung und Erforschung der Kleindenkmale) hatten beratenden Anteil.

Ziel ist es, Kleindenkmale verstärkt ins öffentliche Bewusstsein zu rücken. Damit soll ein besserer Schutz, eine verstärkte Beachtung und die notwendige Sicherung und Pflege der Kleindenkmale erreicht werden. Des Weiteren soll die Erfassung die Grundlage für eine wissenschaftliche Bearbeitung und Bewertung der Denkmaleigenschaft im Sinne des Denkmalschutzgesetzes sein. Zur Umsetzung dieser Aktion führen die o.g. Vereine und das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg ein gemeinsames Modellprojekt durch.

Der Erfassungszeitraum für einen Projektkreis ist auf ungefähr zwei Jahre angelegt. Nach dieser Zeit soll die Erfassung vor Ort abgeschlossen sein. Die gesammelten Informationen werden im Landesdenkmalamt in einer Datenbank erfasst. Das Ergebnis soll nach der Datenerfassung zusammengestellt und den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, dem Landkreis und den Gemeinden übergeben werden und zur Verfügung stehen.

### *Kinderbetreuung in Bewegung – Ortenauer Jugendhilfetag 2002*

Im Rahmen des Jubiläums „50 Jahre Baden-Württemberg“ hat das Kreisjugendamt einen Jugendhilfetag zum Thema Kinderbetreuung mit einer aktuellen Infobörse zur Betreuung und Bildung von Kindern veranstaltet.

Durch eine enge Kooperation der fünf Tagesmüttervereine im Ortenaukreis mit dem Sozialdezernat konnte eine entwicklungsbezogene Jugendhilfeplanung erfolgreich abgeschlossen werden. Die mit der Förderung der Vereine verbundenen Ziele konnten weitgehend erreicht werden.

Seit dem nicht mehr selbstverständlich ist, dass Omas und Tanten bei der Kinderbetreuung mithelfen wollen oder können, lässt sich eine konstante steigende Nachfrage nach einer Betreuung durch Tagesmütter und Tageseinrichtungen feststellen. In dieser Entwicklung spiegelt sich eine gesellschaftliche Veränderung wieder. Junge Mütter wollen oder müssen immer mehr arbeiten. Betreuungsangebote für Kinder waren im ländlichen Raum sehr rar. Die Arbeitgeber verlangen eine immer größere zeitliche Flexibilität. Die Regelkindergärten beginnen zum Teil in den letzten Jahren ihre Betreuungszeiten auf die Bedürfnisse der Familien umzustellen.

Tagesmütter/-elternvereine vermitteln qualifizierte Tagesmütter und verbessern so die Betreuungssituation der 0–3-jährigen Kinder. Damit erleichtern Tagesmütter durch diese flexible familienergänzende Betreuungsform die Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Die Tagesmütter/-elternvereine beraten Eltern und vermitteln Tagesmütter, die in Kursen qualifiziert werden und auf der Grundlage von Qualitätsstandards die Kinder qualifiziert betreuen.

Die fünf Tagesmütter/-elternvereine haben mit den Kommunalen Sozialen Diensten im Ortenaukreis im Juni 2002 eine Kooperationsvereinbarung geschlossen. Damit hat der Ortenaukreis als erster Landkreis in Baden-Württemberg ein flächendeckendes Angebot und Netzwerk von Beratungs- und Vermittlungsstellen entwickelt. Mit einer gezielten Jugendhilfeplanung konnte der Ortenaukreis im Laufe des vergangenen Jahres in Kooperation mit den Vereinen in Kehl, Südliche Ortenau, Offenburg, Kinzigtal und Achern sowohl die Quantität als auch die Qualität von Angeboten der Tagesbetreuung von Kindern in Familien steigern. Insgesamt wurden im Ortenaukreis 2002 182 Tagespflegekinder von den Tagesmütter/-elternvereinen betreut. Es stehen 214 Tagesmütter zur Verfügung – doppelt so viel wie vor zwei Jahren.

Am 17. Oktober 2002 wurde der erste Ortenauer Jugendhilfetag in den Sitzungssälen des Landratsamtes im Rahmen der Landesjugendwoche ausgerichtet. Über 200 Personen haben sich über die Bedeutung von Bildung und Erziehung in der Tagesbetreuung von Kindern informiert. In einer Infobörse „Betreuung und Bildung“ zeigten 15 Ortenauer Einrichtungen eine Auswahl von innovativen Modellen und Konzepten. Im Mittelpunkt stand

der fachliche Austausch und die persönliche Begegnung der Fachkräfte aus dem Bereich der Kindertagesbetreuung. Bei der anschließenden Podiumsdiskussion über Kinderbetreuung „Eine Investition, die sich für alle lohnt“ diskutierten Vertreter privater und kommunaler Einrichtungen zusammen mit Vertretern von Wirtschaft und Politik. Kinderbetreuung ist das zentrale Thema, wenn es um Vereinbarkeit von Beruf und Familie geht. Eine zukunftsweisende Familienpolitik muss die Erwerbstätigkeit von Eltern aber auch eine qualitätsbewusste Betreuung und Bildung von Kindern ermöglichen. In Zukunft bedarf es einer kind- und familienorientierten Dienstleistung und Infrastrukturpolitik, denn Kinderbetreuung ist und wird zunehmend als wirtschaftlicher Standortfaktor angesehen. Die Umsetzung des Kinderbetreuungskonzeptes Baden-Württemberg und des neuen Kindergartengesetzes wird für alle Kommunen ein wichtiges Thema in den nächsten Jahren sein.

#### *Ortenaukreis baut mit Demenzkonzept Pflegestrukturen weiter aus*

Mit der Verabschiedung des von einer Arbeitsgruppe des Kreispflegeausschusses erarbeiteten Demenzkonzepts durch den Sozialausschuss am 19. November 2002 wurden die Weichen für die Entwicklung der Pflegestrukturen im Ortenaukreis in den nächsten zehn Jahren gestellt.

Die Erstellung des Demenzkonzepts im Rahmen der Kreispflegeplanung erfolgte auf der Grundlage der Erkenntnisse, dass einerseits und ganz generell die Zahl der pflegebedürftigen alten Menschen ständig zunehmen und andererseits gerade die überdurchschnittliche Zunahme Demenzerkrankter die Pflegesysteme vor neue und schwierige Herausforderungen stellen wird.

Heute schon sind etwa die Hälfte aller auf Pflege und Betreuung angewiesenen alten Menschen an Demenz erkrankt; gestiegene Lebenserwartung in Verbindung mit deutlich höherem Demenzrisiko bei Hochbetagten bewirken, dass ihr Anteil in den kommenden Jahren überproportional zunehmen wird. Allein für den Ortenaukreis ist mit einer Zunahme von mittel bis schwer demenziell erkrankten Menschen um rund 1500 auf dann annähernd 6500 im Jahr 2010 zu rechnen.

Von den quantitativ und qualitativ erheblich anwachsenden Anforderungen werden alle Handlungsfelder der pflegerischen Versorgung – d. h. der häusliche Bereich, der ambulante, teilstationäre und der stationäre Bereich – gleichermaßen betroffen sein. Im Demenzkonzept werden deshalb zunächst aktuelle Bestandsaufnahmen in den einzelnen Pflegebereichen vorgenommen, denen dann die zahlenmäßigen und inhaltlichen Bedarfe Demenzerkrankter und ihrer Angehöriger gegenübergestellt werden. Die aus dieser Gegenüberstellung abgeleiteten Forderungen und Maßnahmen stehen unter der Prämisse, dass es nicht um den Aufbau einer eigenständigen,

abgegrenzten Pflege- und Betreuungsstruktur für Demenzerkrankte geht, sondern vielmehr darum, die vorhandenen Pflegestrukturen im Ortenaukreis so zu qualifizieren, auszubauen und zu ergänzen, dass sie dem hohen Anteil und den spezifischen Anforderungen Demenzerkrankter gerecht werden können.

Schwerpunkte der kurz-, mittel- und langfristig für erforderlich gehaltenen Maßnahmen sind dabei:

- die Einrichtung eines Demenzzentrums im Ortenaukreis, d. h. die Bündelung medizinischer, diagnostischer, therapeutischer, pflegerischer und psychosozialer Kompetenzen in einer zentralen Anlauf-, Diagnose-, Beratungs- und Vernetzungsstelle,
- der Auf- und Ausbau niedrigschwelliger Angebote zur Entlastung pflegender Angehöriger – Betreuungsgruppen, häusliche Entlastungsdienste, Angehörigengruppen, örtliche Vermittlungsagenturen,
- die Qualifizierung und Vernetzung ambulanter Pflegedienste im Hinblick auf umfassende Pflege- und Betreuungsangebote aus einer Hand,
- die Erschließung ambulanter Wohnformen für Demenzerkrankte – Betreutes Wohnen, Wohngemeinschaften – und Ausbau der Wohnberatung,
- die Ausrichtung von Tages- und Kurzzeitpflegeangeboten auf die spezifischen Anforderungen Demenzerkrankter,
- umfassende Berücksichtigung Demenzerkrankter bei der inhaltlichen und baulichen Gestaltung stationärer Pflegeeinrichtungen in Form von speziellen Wohnbereichen einschließlich alternativer Hausgemeinschaften sowie demenzspezifischer Wohngruppen- und Tagesstrukturangebote.

Die Umsetzung der Maßnahmen ist nicht allein Aufgabe des Ortenaukreises, sie wird nur gelingen können, wenn – im Sinne des SGB XI – „das Land, die Kommunen, die Pflegeeinrichtungen und die Pflegekassen unter Beteiligung des Medizinischen Dienstes eng zusammenwirken“ (§ 8 SGB XI). Das unter Beteiligung der genannten Institutionen gemeinsam erarbeitete „Demenzkonzept“ bietet hierfür die Grundlagen.

### *Startschuss für zukunftsfähige Abfallbehandlung*

Mit einem ersten Spatenstich ist Ende September 2002 der Bau der „Thermischen Restabfallbehandlungs- und Energieverwertungsanlage“ (TREA-Breisgau) im Gewerbepark Breisgau in Bremgarten offiziell begonnen worden. Der Ortenaukreis und der Landkreis Emmendingen haben seit 1999 gemeinsam mit der Stadt Freiburg und dem Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald in einer regionalen Kooperation, der Gesellschaft Ab-

fallwirtschaft Breisgau (GAB), den Bau einer entsprechenden Anlage auf den Weg gebracht.

Mit dem Spatenstich für die TREA-Breisgau wird der Startschuss für eine langfristige und zukunftsfähige Abfallbehandlung in der Region gegeben. Ab dem Jahr 2005 wird in der Anlage der Müll aus den Landkreisen Breisgau-Hochschwarzwald, Emmendingen, der Stadt Freiburg und Teilen des Ortenaukreises entsorgt. Mit dem Baubeginn für dieses Projekt ist der Grundstein für eine gesicherte Abfallbehandlung auf hohem umwelttechnischen Niveau in den nächsten 25 Jahren gelegt.

Die Federführung bei diesem Großprojekt lag beim Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald, der auch die Mehrheit an der GAB besitzt. Im Februar 2000 erfolgte schließlich die technik- und standortoffene Ausschreibung, in der als Eckpunkte insbesondere ein hoher Umweltstandard, Orientierung am Stand der Technik, Referenzen im großtechnischen Betrieb, Mengenfenster und Vertragslaufzeit und die Optionen Bahnanschluss, Schlackeerücknahme und gemeinsame Energieverwertung festgelegt wurden.

Den Zuschlag erhielten im November 2001 die Bietergemeinschaft SOTEC/Sita, die im Auftrag der GAB die Anlage bauen und betreiben werden. Damit hat die GAB einen erfahrenen und kompetenten Partner gewonnen, der die Gewähr für eine zuverlässige, erprobte und höchsten Umwelтанforderungen genügende Rostfeuerungsstechnik bietet.

Ab 2005 werden nun rund 150 000 Tonnen Abfälle aus der Region ökologisch verantwortbar und zuverlässig zu einem kostengünstigen Preis verarbeitet werden können. Der gemeinsam vom Ortenaukreis und dem Landkreis Emmendingen betriebene Zweckverband Abfallbeseitigung Kahlenberg (ZAK) wird rund 50 000 Tonnen vorbehandelte Abfälle im Jahr in der Anlage entsorgen. Auch die Nutzung der freiwerdenden Energie ist durch die Verstromung gesichert. Damit kann ein Beitrag zur CO<sup>2</sup>-Minderung von rund 10 000 Tonnen pro Jahr geleistet werden.

### *Umfangreiche Grundwassersanierungen begonnen*

Der Ortenaukreis hat im Frühjahr 2003 zwei umfangreiche Grundwassersanierungen auf den Altstandorten zweier Reinigungen in Ettenheim und Achern in die Wege geleitet.

Als Ergebnis einer Altlastenuntersuchung muss der mit chlorierten Kohlenwasserstoffen (CKW) verunreinigte Altstandort der ehemaligen Firma Profi-Clean in Ettenheim saniert werden. Die Firma Profi-Clean hat bis zum Konkursverfahren im Jahre 1990 eine chemische Pelz-Reinigung im Industriegebiet von Ettenheim-Altendorf betrieben. Durch den unsachgemäßen Umgang mit den als Reinigungsmittel eingesetzten, wassergefährdenden CKW's kam es zu erheblichen Verunreinigungen des Bodens und des Grundwassers.

Mangels fehlender Konkursmasse sowie der nicht möglichen Inanspruchnahme weiterer polizeirechtlicher Störer erfolgen die zur Gefahrenabwehr dringend erforderlichen Maßnahmen im Rahmen der so genannten „unmittelbaren Ausführung“. Das Landratsamt ist hierbei Auftraggeber für die Untersuchungen und Baumaßnahmen. Die Kosten für die Sanierung in Höhe von rund drei Millionen Euro werden dem Landratsamt Ortenaukreis vom Land Baden-Württemberg erstattet.

Die technischen Erkundungsarbeiten haben gezeigt, dass ein nach Bundes-Bodenschutz- und Altlastenverordnung sanierungsbedürftiger Grundwasserschaden vorliegt. Der Schadstoffeintrag aus dem verunreinigten Boden in das Grundwasser ist immer noch erheblich. Die Eignung verschiedener möglicher Sanierungsvarianten wurden auf die technische Durchführbarkeit, die Auswirkungen auf das Umfeld und die Wirksamkeit hinsichtlich der zu erreichenden Sanierungsziele geprüft. Nicht zuletzt wurden die Kosten geschätzt sowie das Verhältnis von Kosten und Wirksamkeit ermittelt.

Die Sanierungsplanung sieht eine Kombination aus Gebäudeabriss, Bodenaushub in den Hauptschadensbereichen von rund sechs Metern Tiefe und 10 000 Kubikmetern, Abreinigung und Wiedereinbau des Materials und hydraulischer Sicherung durch Entnahme und Abreinigen des Grundwassers vor.

Eine ähnliche Altlastenproblematik liegt auf dem Gelände einer ehemaligen chemischen Reinigung in der Kronengasse in Achern vor. Der Ortenaukreis hat ebenfalls im Frühjahr 2003 mit der Grundwassersanierung des Geländes begonnen.

Auf dem Gelände wurde in der Zeit von 1948 bis 1973 eine chemische Reinigung betrieben. Durch unsachgemäßen Umgang mit dem als Reinigungsmittel eingesetzten wassergefährdenden Perchlorethylen (PER) kam es zu erheblichen Verunreinigungen des Bodens und des Grundwassers. Bereits 1995 hatte das Landratsamt in einem ersten Sanierungsschritt die Hauptschadensherde, zwei hochkontaminierte Auffanggruben, durch einen Bodenaustausch beseitigt.

Nach Voruntersuchungen durch ein beauftragtes Ingenieurbüro hat sich die Untere Wasserbehörde bei der Grundwassersanierung für das Abpumpen und Abreinigen des mit PER kontaminierten Grundwassers als das geeignetste und wirtschaftlichste Verfahren entschieden. Zusätzlich wird die Wirksamkeit dieser Sanierungsmethode durch die Aktivierung mikrobiologischer Abbauprozesse im Untergrund gesteigert. Hierbei werden die bereits im Boden vorhandenen Mikroorganismen durch Zugabe von nicht wassergefährdenden Nährstoffen zum Abbau der Schadstoffe in unschädliche Moleküle (Wasser, Chlorid und Kohlendioxid) angeregt

Die jetzigen Maßnahmen, wie bereits die bisherigen Untersuchungen und Teilsanierungen, führt der Ortenaukreis in Ersatzvornahme durch. Die Kosten für diesen Sanierungsschritt belaufen sich auf rund 380 000 Euro.

Die bereits entstandenen Kosten in Höhe von rund 170 000 Euro sowie die Kosten der jetzigen Sanierungsmaßnahme übernimmt vorläufig das Land Baden-Württemberg. Die Gesamtkosten werden dem Verursacher in Rechnung gestellt.

### *Haus „Burgund“ in Achern als Gemeinschaftsunterkunft genutzt*

Seit Ende Januar 2003 steht das so genannte Haus „Burgund“ in Achern dem Ortenaukreis als Gemeinschaftsunterkunft für Bürgerkriegsflüchtlinge und Asylbewerber zur Verfügung. Seitdem wurden rund 120 Personen – 20 Familien mit rund 80 Kindern und Jugendlichen –, aus der bisherigen Gemeinschaftsunterkunft in Renchen im Haus Burgund untergebracht.

Das Haus Burgund steht im Eigentum der Stadt Achern. Im Rahmen seiner staatlichen Aufgabe der Flüchtlingsunterbringung hat der Ortenaukreis das Gebäude gemietet. Es bietet in zwei Gebäudeteilen eine rechnerische Gesamtkapazität von 176 Heimplätzen und ermöglicht eine menschenwürdige Unterbringung der Bürgerkriegsflüchtlinge und Asylantenfamilien. Mit dem Haus Burgund schafft der Ortenaukreis einen Ausgleich für die zur gleichen Zeit geschlossene Gemeinschaftsunterkunft in Renchen.

Die Mietdauer ist auf drei Jahre mit anschließender viermaliger einjähriger Verlängerungsoption ausgelegt. Bei den Bewohnern handelt es sich überwiegend um ethnische Minderheiten aus dem Kosowo, die aufgrund der politischen Lage im Heimatland noch nicht dorthin zurückkehren können. Die soziale Beratung und Betreuung erfolgt durch die Liga der freien Wohlfahrtspflege, welche über die Caritas mit bis zu drei Sozialarbeitern vor Ort präsent sein wird.

Nachdem in den ersten Tagen die Versorgung noch mit Verpflegungspaketen erfolgen musste, wird die Versorgung der Flüchtlinge jetzt mit Sachleistungen gemäß dem Asylbewerberleistungsgesetz in Form eines Shop-Systems für Ernährung, Kleiderkammer und Bekleidungsscheine sowie Taschengeld und Bereitstellung gemeinnütziger Arbeitsgelegenheiten durchgeführt. Das Shop-System hat sich auch in anderen Gemeinschaftsunterkünften des Ortenaukreises bewährt.

### *Erstmals „Ausländerbericht“ erstellt*

Das Thema „Zuwanderung“ ist derzeit in aller Munde. Erstmals wurden im Jahr 2002 die aktuelle Gesamtsituation im Ortenaukreis unter Einbeziehung der Großen Kreisstädte in einem „Ausländerbericht“ dargestellt.

Bemerkenswert hierbei ist, dass die ausländische Bevölkerung im Ortenaukreis in den letzten zehn Jahren um 40 Prozent angestiegen ist. Im

Ortenaukreis lebten Ende Dezember 2002 insgesamt 27.282 Ausländer. Dies entspricht einem Anteil der ausländischen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung von 6,7 Prozent. Im Jahr 1990 waren es lediglich 19.484.

Ein Großteil dieser Menschen – über 90 Prozent – sind weitgehend integriert und beziehen meist auch keine finanziellen Leistungen durch den Ortenaukreis. Es sind zumeist EU-Ausländer, ausländische Arbeitnehmer oder Ehegatten von Deutschen. Einen sehr geringen Anteil stellt die Gruppe der Asylbewerber und der so genannten „Geduldeten“ dar, die sich illegal oder nach negativ verlaufenem Asylverfahren bei uns aufhalten und aus verschiedenen Gründen nicht abgeschoben werden können. Für diesen Personenkreis muss der Ortenaukreis vor allem die Kosten für die Unterbringung, für die Leistungen aus dem Asylbewerberleistungsgesetz sowie für Beratung und Betreuung tragen.

Im Ausländerbericht 2002 wird allerdings nicht nur statistisches Zahlenmaterial zur Verfügung gestellt. Er spannt auch den Bogen von der Migration über Integration und Diskussion über das Zuwanderungsgesetz bis hin zum Ausblick in die Zukunft. Die Leistungskonzeption des Kreises für den betroffenen Personenkreis wurde ebenfalls mit eingearbeitet.



---

## Erasmus von Rotterdam (wahrscheinlich 1469 bis 1536) am Oberrhein\*

*Francis Rapp*

„Nie wird des Erasmus' Name in Vergessenheit geraten.“ Diese Prophezeiung konnte man kaum ernst nehmen, als sie 1499 kein Geringerer als ein Professor der ehrwürdigen Universität Oxford, John Colet, aussprach. Damals war Erasmus nur ein Regularkanoniker, also ein Mönch, wenn auch der besonderen Art, der nicht aus seinem in Holland gelegenen Kloster entsprungen war, aber nur noch sehr lose Beziehungen nach dorthin unterhielt. Tatsächlich sollte Colet Recht behalten. Schon zu seinen Lebzeiten wurde Erasmus berühmt und galt weit und breit als einer der gescheitesten Menschen Europas. Bis heute versuchen weiterhin zahlreiche Forscher, seine Persönlichkeit, seine Gedankenwelt und seine Werke zu ergründen. Wollte man alle wissenschaftlichen Arbeiten lesen, die über ihn geschrieben worden sind, müsste man ein riesiges Feld beackern, umfasst doch die Bibliographie mehr als 20.000 Bücher und Artikel.

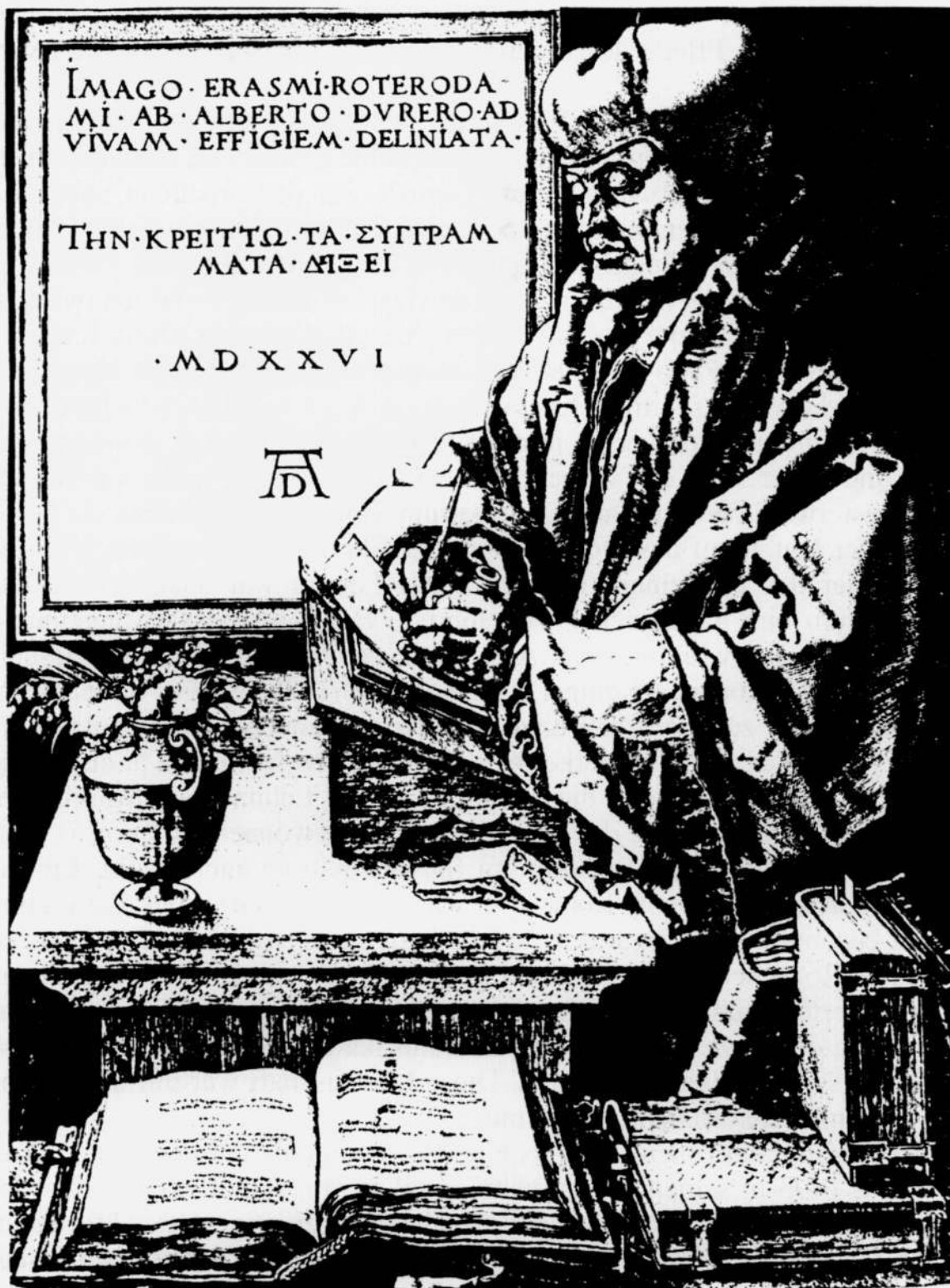
Zum Teil ist es wohl der schwer zu durchschauende Charakter des Menschen Erasmus, der die Beharrlichkeit der Gelehrten erklärt, die Hoffnung nicht aufzugeben, schließlich doch den Kern seines Wesens zu erfassen. Aber allen diesen Bemühungen entzieht sich dieser Humanist; wie auf dem meisterlichen Porträt, das wir Holbein d. J. verdanken, wendet er sein Gesicht vom Betrachter ab, zeigt nur sein Profil und lächelt rätselhaft. So ist es kein Wunder, dass die Meinungen über ihn auseinander gehen. Die einen behaupten, er habe Luther den Weg gebahnt, andere sehen in ihm einen Meister der katholischen Frömmigkeit und betrachten ihn als einen Vorläufer des heiligen Bischofs von Genf-Annecy, Franz von Sales. Schließlich gibt es auch solche, die ihn mit dem Erzfeind der christlichen Religion, mit Voltaire, vergleichen. Wahrscheinlich ist es eine kluge Haltung, nicht nach einer einfachen Lösung für dieses Rätsel zu suchen. Der Mensch Erasmus besaß viele Seiten; wie sein Leben, so hat auch sein Werk zahlreiche verschiedene Facetten. Will man dem Menschen ebenso wie dem Werk gerecht werden, muss man wohl annehmen, dass es für ihn nicht eine einzige Wahrheit, sondern mehrere Wahrheiten gibt.

Da es ein Ding der Unmöglichkeit ist, in der zur Verfügung stehenden Zeit alle Seiten dieses Polyeders zu beleuchten, muss eine Auswahl vorgenommen werden. Wer die Wahl hat, hat bekanntlich die Qual. Das Leben des Erasmus' liefert uns keine Bravourstücke; es ist die stille Existenz eines Gelehrten, eines Bücherwurms, der den Lärm verabscheute. Eigentlich möchte ich von der Sympathie sprechen, die ich für Erasmus empfinde.

Erasmus hätte wohl das Wort Freundschaft vorgezogen, denn sein Leben lang hat er Freunde geschätzt. Die *amicitia*, die Mensch mit Mensch verbindet, war in seinen Augen der höchste Wert der *humanitas*, des menschlichen Wesens. Mit diesem Vortrag will ich versuchen, Sie mit diesem Menschen vertraut zu machen. Ich werde zuerst, gewissermaßen von außen her, die Laufbahn des zum Fürsten der intellektuellen Welt aufrückenden Priestersohnes verfolgen, seinen beeindruckenden sozialen Aufstieg. Dann werde ich die Leidenschaft zu erfassen suchen, die Erasmus sein ganzes Leben hindurch beseelt und ihm eine glühende Einheit verliehen hat, ferner sein nie verkümmertes Interesse an der „Schrift“, sowohl für die Heilige Schrift wie für jedes Werk, das das ewige Ringen des menschlichen Verstandes um die Wahrheit und den Sinn des Daseins bezeugt. Schließlich soll die Lebensneige dieses Mannes betrachtet werden; sie war bestimmt eine Tragödie, ein schwerer Misserfolg wahrscheinlich, vielleicht aber kein definitives Ausscheiden aus der geistigen Welt des Abendlandes.

Das Leben dieses Stubenhockers, der ungern Bücher und Papiere auf seinem Schreibtisch liegen ließ, oft kränkelte und den Verdauungsbeschwerden quälten, war besonders bewegt. Stets auf Reisen, verweilte Erasmus selten längere Zeit am gleichen Ort zwischen England und Italien; fast ganz Europa durchquerte er. Dies tat er nicht, weil er sich eigentlich nirgends zu Hause fühlte, denn, wie wir sehen werden, hat er Basel als seine Heimat betrachtet und überhaupt mit der oberrheinischen Landschaft so etwas wie eine Wahlverwandtschaft empfunden und gepflegt. Unstet war er, weil er nicht anders konnte. Die Suche nach neuem Wissen, nach freundschaftlichen Unterstützungen und Anregungen hat ihn gezwungen, sich immer wieder auf den Weg zu machen. Auch vom gesellschaftlichen Standpunkt her war sein Leben bewegt, in ständigem Aufwärts vorangetrieben. Aus dem illegitimen Kind eines holländischen Priesters wurde der Fürst eines Reiches, ein *princeps litterarum*, den alle – oder fast alle – Gelehrten und gebildeten Kreise verehrten, den ein Herrscher zu seinem Ratgeber wählte, ein Papst als seinen Freund bezeichnete und dem ein anderer den Kardinalshut gern aufgesetzt hätte.

Betrachten wir zunächst die Stufen dieses Aufstiegs. Die ersten 25 oder 27 Jahre waren bescheiden. In der Nacht des 27. zum 28. 10. 1469 (oder 1466/67) wurde Erasmus in Rotterdam geboren. Seine Mutter Margarete war die Tochter eines Arztes; sie lebte mit dem Priester Gerhard zusammen und schenkte diesem noch einen zweiten Sohn mit Namen Peter. Auf eine gute Schulung legten die Eltern großen Wert; der Knabe wurde den Brüdern des „Gemeinen (gemeinsamen) Lebens“ anvertraut, eine religiöse Gemeinschaft, der die Pädagogik jener Zeit viel verdankt. Zuerst besuchte Erasmus – damals hieß er noch Desiderius, erst später übernahm er für seinen Vornamen die griechische Form Erasmus – die Schule von Gouda und Utrecht, bevor er nach Deventer übersiedelte, wo er die vorzügliche Unter-



Albrecht Dürer: Erasmus von Rotterdam, 1526. Kupferstich

richtsart zweier sehr begabter Lehrer genoss: Alexander Hegius und Rudolf Agricola. Dort wurde er auch mit der Spiritualität der *devotio moderna* vertraut, der „neuen Frömmigkeit“, einer von den Brüdern vom Ge-

meinsamen Leben ausgegangenen religiösen Reformbewegung, die der Entwicklung und Pflege des inneren religiösen Lebens statt des äußeren den Vorzug gab.

1483 starben seine Eltern. Was sollte aus dem 16-jährigen Waisenkind werden? Er trat in den Orden ein, mit dem seine Lehrer eng verbunden waren, den Windesheimer Stiftsherren. Damals war der geistliche Stand die beste Lösung für einen Jüngling, der seine Zukunft sichern wollte. Allerdings war Erasmus' illegitime Geburt ein Makel, der ihm den Eintritt in den Säkularklerus verwehrte; nur durch eine kostspielige und langwierige Prozedur in Rom konnte dieses Hindernis beseitigt werden. Dafür fehlte es aber an Geld und Zeit. So blieb ihm nichts anderes übrig, als Mönch zu werden – die Windesheimer Herren waren ja durch feierliches Gelübde gebundene Regularkanoniker. In ihrem Kloster zu Steyn wurde er aufgenommen, und als er 1492 das vorgeschriebene Alter erreicht hatte, wurde ihm die Priesterweihe erteilt. Diese Zeit hat ihn sehr bereichert, denn die Windesheimer legten auf das innere Leben der Christen großen Wert. Wie für die Brüder des Gemeinen (gemeinsamen) Lebens war auch für sie das Christentum eine tagtäglich zu erneuernde Befolgung des Evangeliums. Das bezeugt die berühmte *Imitatio Christi*, ein Werk, das ein Windesheimer, nämlich Thomas a Kempis (von Kempen) 1420 verfasst hatte. Wenn Erasmus später zum Vertreter einer tief erlebten, inneren Religiosität wurde, der für die äußeren Werke wie Gebet, Pilgerfahrten u. a. m. wenig übrig hatte, so verdankte er diese Haltung seinen Lehrern und Mitbrüdern, die ihn für die Grundsätze der *devotio moderna* gewonnen hatten.

Trotzdem fühlte sich Erasmus im Steyner Kloster nicht wohl. Er war mit dem Humanismus in Kontakt gekommen, die Werke des Laurentius Valla, besonders die *Elegantiae Latinae* hatten ihn begeistert. Die Sprache des alten Roms schien ihm viel schöner zu sein als das rein logische, etwas verknöcherte Latein der Scholastiker, die von Eleganz und musikalischem Rhythmus der Sätze nichts hielten. Erasmus hatte sich auf den ersten Blick in die klassische Literatur verliebt. Diese Leidenschaft war mit dem strengen Leben des Klosters nicht vereinbar.

Daher empfand es Erasmus als eine Befreiung, als ihn der Bischof von Cambrai 1493 in seinen Dienst nahm, weil er von seiner Gewandtheit im Schreiben lateinischer Briefe gehört hatte und für seine Geschäfte einen guten Sekretär brauchte. So konnte Erasmus das Steyner Kloster verlassen. Er kehrte nie wieder zurück.

Das Sekretariat des Bischofs war für ihn nur eine Durchgangsstation. Schon 1495 wanderte er nach Paris und ließ sich in die Matrikel der berühmten dortigen Universität einschreiben. Es gelang ihm, in das Collège de Montaigu aufgenommen zu werden; damit war er der Sorge um Bett und Tisch los, allerdings nur für kurze Zeit, denn das Collège war, wie er schrieb, eine „lausige Anstalt“. Das Essen war miserabel und Erasmus

schrieb dieser Kost seine Magenbeschwerden zu. Da half ihm sein freundliches Betragen, seine Sprachgewandtheit und seine pädagogische Begabung, ein Talent, das er auch mindestens zum Teil seinen Lehrern verdankte. Es fehlte nämlich nicht an bemittelten Studenten, die bereit waren, gute Privatstunden ordentlich zu bezahlen. Dies ermöglichte Erasmus, das „lause“ Collège zu verlassen und ein freies Leben zu führen. In vollen Zügen atmete er nun die Pariser Atmosphäre ein. Sehr verschiedene geistige Strömungen waren damals in der Hauptstadt vertreten: die verschiedenen Richtungen des theologischen Denkens, des Humanismus, der den recht zahlreichen Druckereien viel Arbeit lieferte, und die Kleriker, die danach trachteten, das Leben der Kirche zu erneuern. Dies war für Erasmus, der damals bald dreißig Jahre alt war, ein sehr günstiges Klima. Mit Persönlichkeiten, die sehr angesehen waren, knüpfte er freundschaftliche Beziehungen an, so mit dem italienischen Gelehrten Andrelini, dem ersten Mönch Gaguin und dem tief blickenden Philosophen Lefèvre d'Étaples, der nicht nur ein ausgezeichneter Kenner des Aristoteles war, sondern auch nach Verinnerlichung des christlichen Lebens trachtete.

Einer von Erasmus' Schülern, Lord Montjoy, gab ihm 1499 die Möglichkeit, nach England zu fahren, wo er den späteren Kanzler des englischen Königs, Thomas More, kennen lernte und mit ihm sich eng befreundeten konnte. Auch in der Universitätsstadt Oxford wurde er mit einem der damals geschätzten Dozenten bekannt, John Colet. Noch im selben Jahr kehrte er nach Frankreich zurück, hielt sich einige Zeit in Saint-Omer auf, wo ihn die Persönlichkeit des Barfüßermönches Jean Vitrier tief beeindruckte. Zur selben Zeit wurde er dem Berater des Kaisers, Franz von Busleyden, vorgestellt. Noch einmal zog er nach England, wo er sich mit der griechischen Sprache vertraut machte. Zugleich schrieb er seine ersten Werke, die *Adagia* und die *Colloquia*, die ihm sofort einen großen Ruf verschafften.

Für einen Humanisten gehörte es sich außerdem, den *iter italicum*, den Weg nach Italien anzutreten. Das dazu notwendige Geld lieferten ihm die Privatlektionen, die der schottische König reich bezahlte, handelte es sich doch um die Ausbildung seines illegitimen Sohnes. So überquerte Erasmus 1506 die Alpen, promovierte in Turin, weil es zum guten Ton gehörte, ein Doktor zu sein; dann hielt er sich in Venedig bei dem hochberühmten Drucker und Verleger Aldo Manuce auf, welcher besonders für die Qualität seiner griechischen Bücher gepriesen wurde, und wurde in Padua und sogar in Rom gut aufgenommen. Der Ruf seiner Werke war ihm vorangegangen. Diese Pilgerfahrt zu den Geburtsstätten des Humanismus nahmen drei Jahre in Anspruch. Auf dem Heimweg, im Rheintal, schrieb er das „Lob der Torheit“, auf Griechisch *Encomion Moriae*; diesen Titel wählte er wegen des Wortanklages an den Namen seines Freundes More, dem er das Büchlein widmete. Es war wohl der gleiche More, auf dessen Empfeh-

lung hin ihm eine Professur für Griechisch an der Universität Cambridge 1511 angeboten wurde.

Dem Kloster kehrte er den Rücken; nein, nach Steyn führte kein Weg zurück. Er war entschlossen, seiner Berufung zu folgen: Nur Schriftsteller wollte er sein und seine ganze Kraft ausschließlich der Literatur widmen, der schönen ebenso wie der heiligen Literatur, der Heiligen Schrift. Fünfzehn Jahre waren vergangen, seitdem er in Paris die Welt der Intellektuellen entdeckt hatte. Es war ihm bewusst geworden, dass es ihm an Intelligenz nicht fehlte und dass die Gelehrten, denen die Erneuerung, die Verjüngung der Wissenschaft und des christlichen Lebens am Herzen lag, sich von seiner Mitarbeit viel versprachen.

Rasch stellte er fest, wie Recht er damit hatte. Schon der Empfang, den ihm *Straßburg* 1514 bereitete, bewies, dass er nicht als ein Humanist wie viele andere angesehen, sondern als der Begabteste unter ihnen anerkannt war. Um Sebastian Brant und Jakob Wimpheling versammelt, ehrte ihn die Straßburger *Sodalitas litteraria*; die Stadtväter begrüßten ihn feierlich. Natürlich führten seine Schritte auch in die Druckerei von Schürer, der seine Werke herausgegeben hatte (innerhalb von zehn Jahren, 1510 bis 1520, gab dieser Drucker 57 Werke von Erasmus heraus, dann abgelöst von Knobloch mit 50 Editionen). Seiner Dankbarkeit verlieh Erasmus einen großartigen Ausdruck, indem er dem politischen Regime nicht nur Achtung zollte, sondern dessen Ausgewogenheit hervorhob:

*In Straßburg herrsche Aristokratie, die nicht in Oligarchie ausarte,  
Monarchie, die keineswegs zur Tyrannei geneigt sei,  
Demokratie, die der Demagogie fern bliebe.*

Dieses Kompliment erfreute die Straßburger; dass vielleicht des Humanisten Höflichkeit die Realität verschönerte, kam ihnen offenbar nicht in den Sinn.

Viel höher in der sozialen, politischen und kirchlichen Hierarchie gestellte Persönlichkeiten gaben dem Humanisten Beweise ihrer Hochachtung. Der Kanzler des Reiches ließ ihn zum Ratgeber des Kaisers ernennen. Dem zukünftigen Herrscher, Karl V., hatte er die *Institutio principis*, einen Fürstenspiegel dediziert. Der Papst entband ihn seiner Gelübde, so dass er nicht mehr als entsprungener Mönch angeprangert werden konnte. Finanziell ging es ihm nicht schlecht, das Haus in Anderlecht, einem Vorort von Brüssel, zeigt noch heute, wie komfortabel er leben konnte. Berühmte Künstler wie Holbein, Metsys und Dürer betrachteten es als eine Ehre, ihn zu porträtieren. Seinen Einfluss übte er zum Teil in Löwen aus, wo das *Collegium trium linguarum* ganz in seinem Sinne wirkte und das Studium der „drei heiligen Sprachen“, nämlich Latein, Griechisch und Hebräisch förderte.

Aber das eigentliche Zentrum seiner Tätigkeit war *Basel*. Dort gab der Verleger Froben seine zahlreichen Werke heraus, dafür arbeitete ein ganzer Stab junger Gelehrter begeistert mit, allen voran der Elsässer Beatus Rhenanus, des Meisters *alter ego*, sein anderes Ich, der dessen schlechte Laune und beißende Ironie ertrug. Die *incluta civitas basiliensis*, der weit berühmte Stadtstaat Basel, war der Ort, wo er sich wirklich zu Hause und sich immer wieder hingezogen fühlte. Unermüdlich schrieb er seinen zahlreichen Briefpartnern; in diesen Briefen kann der heutige Leser viel über die Hoffnungen, Sorgen und Enttäuschungen des Humanisten erfahren.

Etwa zehn Jahre dauerte diese goldene Zeit. Die Tragweite des Lutherischen Aufrufs zum Kampf gegen Rom war nicht sofort abzuschätzen. War dieser Martin nur ein Mönchlein, Professor an einer entlegenen Universität? Als der Brand um sich griff und dieser Doktor von Wittenberg die populärste Gestalt im Reich geworden war, erst da ermaß Erasmus den Abstand, den seine eigenen Ansichten von denjenigen Luthers trennte. Nun kam es zum schriftlichen Kampf. Aber nicht nur die Anhänger Luthers wie Hutten rechneten mit Erasmus ab und beschimpften ihn, auch die konservativen Theologen in Paris und Löwen griffen ihn an. Zwar hatte der Papst Hadrian VI. viel für ihn übrig, aber dieser regierte nur kurze Zeit. Dass ihm Clemens VII. den Kardinalshut anbot, tröstete ihn nicht – dieses Angebot lehnte er 1525 ab. Als seine liebe Stadt Basel 1529 protestantisch wurde, zog er nach *Freiburg*. Verbittert und reizbar geriet er dort in eine Art Verfolgungswahn. Schließlich hielt er es fern von *Basel* nicht mehr aus und kehrte zurück, starb aber einige Monate später in der Nacht zum 12. Juli 1536. Trotz der Angriffe, die er nach 1524 erdulden musste, war aber seine Autorität nicht zusammengeschmolzen. In Vergessenheit geriet er nie, jedenfalls nicht im Reich der Gelehrten.

Seine großartige Karriere verdankte er vor allem seiner erstaunlichen Begabung. Bezeichnend ist, dass ihn Holbein beim Schreiben darstellte. Seine Schriften sind elegant, klar und scharf; ironisch ist er oft, geistreich immer, pedantisch nie. Freundschaften gewann er in großer Zahl. Doch zwei Faktoren seines Erfolges hingen nicht von seiner Persönlichkeit ab: Hätte es den Buchdruck nicht gegeben, wäre der Kreis seiner Bewunderer eng geblieben; aber hätten die Buchdrucker keine Leserschaft gehabt, wären deren Unternehmen kurzlebig gewesen. In diesem Spätmittelalter hatte sich die gebildete Schicht der Bevölkerung ständig vergrößert, und dieses gesellschaftliche Milieu erwartete gerade das, was ihr zu bieten Erasmus in der Lage war. Weil es eine *res publica litteraria* gab, konnte Erasmus deren Fürst werden.

Nach dieser Darlegung der Laufbahn des Erasmus soll nun versucht werden, in das Innere des Menschen Erasmus einzudringen. Wie konnte er sich aus seiner bescheidenen Lage herausarbeiten und so hoch aufsteigen? Was war die Antriebskraft, die ihm dazu verhalf?

Bestimmt verfügte er über eine natürliche Begabung; doch so eine Intelligenz könnte brach liegen. Erasmus hat sie gepflegt, ohne Unterlass hat er mit dem von Gott gegebenen Pfunde gewuchert. Genie soll bekanntlich Fleiß sein; in seinem Fall muss man diesem Spruch beipflichten. Von seiner ständigen Arbeit zeugen 4000 Briefe, die von seiner Hand erhalten sind, ferner zehn Bände, die seine Werke umfassen; und die zur Zeit im Entstehen begriffene Ausgabe seines gesamten Werkes wird wahrscheinlich noch imposanter sein. Dies alles hat Erasmus unter meist schwierigen Umständen vollbracht, oft auf Reisen, denn er war viel unterwegs, und damals waren die Reisen wesentlich beschwerlicher als heutzutage. Schließlich ist nicht zu vergessen, dass er nicht vor Gesundheit strotzte und eher gebrechlich war.

Dürfen wir vielleicht ein wenig mit dem Werkzeug der Psychologie an seine Persönlichkeit herangehen? Anzunehmen ist, dass für den empfindlichen Jüngling wie für viele seiner Altersgenossen der Übergang von der Kindheit ins Mannesalter schwierig war. Plausibel ist, dass das strenge Internat und die klösterliche Lebensweise ihn dazu führten, das Innere dem Äußeren vorzuziehen und sozusagen sein Geistes- und Seelenleben zu pflegen, so wie ein Gärtner seine Beete pflegt. Zwanzig Jahre war er alt, als er *De contemptione mundi* (Über die Verachtung der Welt) verfasste und sich selbst Gründe lieferte, dieses Reich weltlichen Getriebes zu verachten.

Damals hatte er sich schon in die alten Sprachen verliebt; ihre Schönheit hatte ihn verzaubert – er hatte sein Ideal entdeckt. *Orator et poeta*, Redner und Dichter zu werden, war sein Ziel; Cicero, Vergil, Horaz und viele andere waren seine Vorbilder. Was er in Steyn fast im Geheimen erlebt hatte, war ja zuerst in Italien, dann in ganz Europa von immer mehr Menschen erlebt worden. Das Fieber des Humanismus hatte auch den jungen Holländer erfasst. In seinem Fall aber war es keine Spielerei, es war seine Daseinsberechtigung.

Die Brüder des „Gemeinen Lebens“, seine Lehrer hatten ihm den Drang zur Mitteilung des eigenen Wissens eingeimpft, er konnte nicht anders als ein Pädagoge zu sein – aber nicht im Klassenzimmer! Unterrichtet hat er nie, obwohl er einmal schrieb, dass es keinen schöneren Beruf gäbe als den des Lehrers. Nein, mit der Feder hat er unterrichtet, für eine Leserschaft. Warum soll man studieren; wie kann man gute Briefe aufsetzen; wie reich ist der Wortschatz? Das waren die Fragen, auf die seine ersten Werke Antwort gaben. Seine Leidenschaft machte ihn erfinderisch. So lieferte er seinen Lesern Zitate, die sie dann in ihre eigenen Schriften oder in ihre Gespräche einfügen konnten. Diese Sammlung, *Adagia* genannt, wurde viermal ediert und jede Edition enthielt Neues. Dann kamen die *Colloquia*, die Gespräche: kleine Sketche, mit denen er eine Vielzahl von Gestalten und Charakteren inszenierte. Während von diesen kleinen Geschichten das Interesse des Lesers wach gehalten wird, kann er seinen Wortschatz an Vokabeln und sprachlichen Wendungen vermehren.



So stark Erasmus' Wille war, seine Leser mit klassischer Literatur vertraut zu machen, so stark war auch sein Zorn gegen diejenigen, die sie verachteten. Gegen sie schleuderte er seine *Antibarbari*, ein von polemischer Wut strotzendes Libell (Büchlein, hier: Streitschrift). Aber nicht nur wegen ihrer Schönheit schätzte er die Werke der Antike. Die *bonae litterae* wollte er verbreiten; sie waren gut, nicht nur schön; sie waren *humaniores*, menschlicher, sie machten den Menschen zum eigentlichen Menschen. Denn ein Mensch wird nicht geboren, er wird erzogen, und für Erasmus gibt es keine wirksamere Kunst, aus einem Bündel von Gaben und Schwächen einen anständigen, seiner Berufung würdigen Menschen zu erschaffen, als eben diese *humaniores litterae*.

Erasmus ist kein Ästhet, eher ein Moralist, und zwar ein christlicher Moralist; sein Humanismus ist mit dem Christentum eng verbunden. Christus betrachtet er als den besten, ja den einzig gültigen Lehrer des Menschen. Daher rührt sein Groll gegen diejenigen, die das Heidentum wieder zu neuem Leben erwecken wollen. Zwar ist auch er ein Bewunderer Ciceros; er hat viele seiner Schriften ediert, so das Buch über die Freundschaft, ein anderes, das die Ämter in der Gesellschaft behandelt, und andere mehr. Aber er hat sich zum Ziel gesetzt, die römische Weisheit in der christlichen aufgehen zu lassen. Die Symbiose der beiden kann der Kirche nur nützen. Und um das Wohl der Kirche geht es ihm ja, denn er ist davon überzeugt: Für die Erziehung sorgt die Kirche am besten.

Seitdem er 1499 Colet und Vitrier kennen gelernt hat, ist ihm klar geworden, dass er dazu berufen ist, die Kirche von zwei Übeln zu befreien: zuerst davon, was er als Judaismus bezeichnet. Denn der Buchstabe des (jüdischen) Gesetzes darf den Geist nicht ersticken, wovor schon Paulus gewarnt hat: Der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig. Hinter einer christlichen Fassade blüht allzu oft das heidnische Prinzip: *do ut des*, d. h. geb ich dir, so gibst du mir zurück. Ich bete, pilgere, opfere und Gott gibt mir seinen Segen, Gesundheit, Erfolg, Ruhm, Reichtum und am Ende das Heil. So werden die echten Grundsätze des Christentums mit äußerlichen Übungen überwuchert. Schwindler bringen es leicht fertig, das einfache Volk damit zu betrügen; denn was sie ihm anbieten, sichert ihm keineswegs das Heil, bringt nur den Betrügnern Geld ein. Mit grimmiger Ironie karikiert Erasmus im „Lob der Torheit“ und in den *Colloquia* die Prälaten, die Mönche, Pilger und alle, die sich betören lassen.

Er ist weniger streng, wenn er mit dem zweiten Übel abrechnet, nämlich mit dem Gestrüpp der Kommentare, welche das Evangelium umranken und so die einzig wichtigen Gebote verschleiern. Hier kämpft er gegen die Scholastik an. In Paris hat er sie kennen gelernt, diese Krittler, die falsche Probleme stellen, um sich damit Jahre lang damit abzugeben, denen es nicht darum geht, der Wahrheit zu dienen, sondern die einzig ihrer Lust frönen, spitzfindige Gedankengänge zu entwickeln.

Erasmus ist davon überzeugt, dass beide Übel zusammenhängen, das eine das andere verstärkt. Diese Gewissheit liefert ihm die eigene Theologie, deren Grundlinien er 1501 im *Enchiridion militis christiani* darstellt („Handbuch des christlichen Kämpfers oder Der Dolch des christlichen Ritters“). Die Heilige Schrift macht das unerschöpfliche Geheimnis Gottes offenkundig, Gott, aus dem Leben und Liebe im Überfluss fließt. Die Last der Sünde hat die Menschen von Gott getrennt, Gottesliebe führt den Sünder wieder zurück zu ihm. Den Weg hat Christus geöffnet; die Nachfolge Christi ist die Weisheit. Dieser Weisheit sich anzuschließen, ist die Philosophie schlechthin. Christus hat uns nicht verloren, ist er doch Gottes Wort, und dieses Wort ist dank der Bibel greifbar. Christus ist deshalb immer noch da, er lebt weiter in der Heiligen Schrift. Den Schlüssel zu ihrem Verständnis liefert uns das Evangelium; das Neue Testament gibt uns den wahren Sinn des Alten. Erasmus hofft, dass einmal der Bauer Psalmen singen wird beim Pflügen und dass die Hausfrau Verse hersagt, während sie ihre Arbeit verrichtet. So sollte das tägliche Leben von Gottes Wort durchdrungen sein.

Zuerst muss aber der richtige Wortlaut und der tiefe Sinn der Bibel festgestellt und ergründet werden, denn die lateinische Übersetzung, die der Kirchenvater Hieronymus im 4. Jahrhundert vorgenommen hat, ist nicht zuverlässig. Um die Auslegung der Bibel zu verbessern, muss man auf den griechischen Text zurückgehen, ja sogar mit dem Hebräischen vertraut sein. Das Werk, das Erasmus besonders am Herzen lag, war die Schaffung einer wissenschaftlich tadellosen Ausgabe des griechischen Neuen Testaments. 1516 konnte er es durch den Basler Verleger Froben herausgeben lassen und Papst Leo X. zueignen – einen „Wälzer“ von 1000 Seiten; denn der Wortlaut war durch Kommentare erklärt und mit einer reichen Einführung gerechtfertigt worden.

Wichtig war auch für Erasmus alles, was in den Schriften der Kirchenväter zu finden war, denn diese waren entstanden, als die antike Kultur noch lebendig war. So gab er in neun Bänden die Werke des Hieronymus heraus, in zehn diejenigen des Augustinus, aber auch die des Origenes, Ambrosius, Cyprian, Irenaeus, Hilarius und des Chrysostomos.

An diesem Punkt angelangt, sehen wir die *bonae litterae* mit den *sacrae litterae* im Lebenswerk des Erasmus zusammenwachsen und ein Ganzes bilden. Will man die lateinischen und griechischen Kirchenväter nicht missverstehen, muss man in ihrer geistigen Welt zu Hause sein. Diese Männer waren nämlich mit der antiken Kultur so eng vertraut, dass die Sprache, die Denkart der klassischen Literatur ihre Werke durchzieht. Auf diese Weise haben die Philosophen indirekt an der Verwirklichung der christlichen Kultur mitgewirkt. Dass von Cicero, ja sogar von Sokrates bis hin zu Christus eine Kontinuität besteht für die Entwicklung einer heilbringenden Lehre, davon ist Erasmus überzeugt. Er spricht sogar vom „heili-

gen“ Sokrates, weil er der Ansicht ist, dass Sokrates auch eine wichtige Rolle gespielt und den Weg zum Evangelium geebnet hat zusammen mit den Propheten des Alten Testaments.

Um dieser Anschauung den Weg zum Sieg zu bahnen, darf man auf keinen Fall Gewalt und Zwang anwenden; denn Frieden ist der höchste Wert. Die *res publica christiana*, von welcher er träumt, kann nur langsam wachsen und gedeihen; Gesetze sind unnütz, wenn die Geister nicht geschult sind; Kriege sind abscheulich. Immer gilt: Pflanzen darf man nicht nach oben ziehen wollen, sie müssen wachsen, und dazu hilft nur sorgsame Pflege, so wie der wachsende Mensch Erziehung braucht.

Hier zeigt sich der echte Kern des Menschen Erasmus: Er ist Pädagoge – und Optimist dazu; denn er ist der Ansicht, dass der Mensch sich erziehen lässt, und dafür sind die Aussichten nicht schlecht, findet man doch Humanisten in den Schulen, den Universitäten, in den Regierungskreisen, auf den Bischofsstühlen, ja sogar auf den Thronen. Halten nicht sogar die Könige Franz I. von Frankreich und Heinrich VIII. von England, ja sogar der Kaiser Karl V. viel von ihm? Und es werden so viele gute Bücher gedruckt in Basel, in Straßburg und anderswo!

Plötzlich geschah das Unvorhergesehene in den letzten Wochen des Jahres 1517: Martin Luther, ein unbekannter Professor einer wenig bekannten Universität, wurde in kurzer Zeit der berühmteste Mann im ganzen Reich. Erasmus verdankte seinen Aufstieg zum großen Teil dem Buchdruck, doch die *Adagia*, die *Colloquia*, das *Encomion moriae* las und schätzte man nur in engeren Kreisen. Ein König war er unter den Humanisten, aber sein Reich umfasste nur die geistige Elite, die Aristokratie der Bildung, die Lateinisch lesen konnte und bereute, das Griechische nicht zu beherrschen. Die Schriften Luthers dagegen erreichten eine viel breitere Leserschaft; bekanntlich war er ein großartiger, ja genialer Schriftsteller. Ihm hatte es die sächsische Kanzleisprache zu verdanken, zum Hochdeutsch erhoben zu werden. Bald überdeckte der Schatten von Luthers riesiger Gestalt den Ruhm des Humanistenfürsten.

Zuerst glaubte Erasmus, dass er aus Luther einen Verbündeten machen könnte. Sagten nicht beide, dass die äußeren Werke die Christen täuschen könnten und ihnen eine trügende Heilsgewissheit versprochen? Sagten nicht beide, wie wichtig es war, die Heilige Schrift zu kennen und aus ihr die rettenden Wahrheiten zu schöpfen? Keineswegs billigte Erasmus die starre Haltung des römischen Legaten, aber bereits 1519 gab er auf einen Brief Luthers eine ausweichende Antwort. Die Töne, die der Wittenberger Doktor einschlug, gefielen ihm nicht. Die Werke, die Luther 1520 herausgab, „Die Babylonische Gefangenschaft“, „Von der Freiheit des Christenmenschen“ und der „Appell an den Adel deutscher Nation“ klangen wie ein Aufruf zum Aufstand. In der Tat, es war eine Revolution, ja ein Krieg, und von Krieg wollte Erasmus nichts wissen. Ihm war klar, dass der ganze

gesellschaftliche Aufbau dadurch erschüttert wurde, und leider gab ihm der Bauernkrieg Recht. Im Namen der evangelischen Freiheit rebellierten die Bauern 1525, ein Blutbad machte ihrem Abenteuer ein fürchterliches Ende.

Hinzu kam, dass Luther dem menschlichen Leben versagte, sich zum Guten durchzuringen. Nein, hämmerte er, die Sünde hat den Menschen derart verdorben, dass von einer inneren Genesung nicht mehr die Rede sein kann. Nur Gott schenkt ihm die Rechtfertigung, wenn er an Gottes Barmherzigkeit glaubt. Auch dieser Grundsatz konnte den Pädagogen nur aufreizen. Wie kann man Erzieher sein und von vornherein glauben, dass die Erziehung keine Früchte zeitigen wird? 1524 verfasst Erasmus die Schrift *De libero arbitrio*; ja, des Menschen Wille ist frei, er kann das Gute vom Bösen unterscheiden und das Gute wählen. Sofort schleudert ihm Luther *De servo arbitrio* entgegen, vom knechtischen Willen des Menschen: Du allein, ruft er Erasmus zu, du allein hast den entscheidenden Punkt meiner Lehre treffen wollen. Ich bleibe dabei: Der Mensch ist von Grund auf verdorben, nichts verdankt er seinen Bemühungen. Nur der Glaube an die unendliche Barmherzigkeit Gottes kann ihn retten; nur Gottes Gnade wird ihn ummanteln und so wie er ist, nämlich ganz und gar verdorben, in den Himmel heben.

Damit ist klar: Von einer Zusammenarbeit zwischen Erasmus und Luther kann keine Rede sein. Wie vorherzusehen, wird Erasmus scharf angegriffen. Hutten in seiner 1522 erschienenen *Expostulatio injurium* überschüttet ihn geradezu mit Schmähungen. In Basel siegt die evangelische Partei, und zwar ihr radikaler Flügel; der Bildersturm wird entfesselt, in den Kirchen wird rücksichtslos aufgeräumt, Statuen, Tafeln, Altäre verschwinden. Dieser wilde Ausbruch von Zorn wird Erasmus unerträglich. 1529 verlässt er wehmütig seine liebe Stadt, seine eigentliche Heimat, seine Freunde, die ihn meistens nicht mehr verstehen.

Er siedelt nach *Freiburg* über, bleibt also im Rheintal – fast könnte er bei schönem Wetter von dort die *inclita civitas*, die berühmte Stadt, verschwommen sehen, so fern und doch so nah. Das Heimweh quält ihn, seine Stellung wird immer schwieriger. Obwohl er sich von der Katholischen Kirche nicht trennt – denn es gibt für ihn nur eine, eben diese Kirche –, sehen ihn doch manche Katholiken schief an. Viele sagen wie die Pariser und Löwener Theologen, Erasmus habe das Ei gelegt, das Luther ausgebrütet hat; seine Gedanken hätte der Wittenberger Doktor nur konsequent bis zu ihrem logischen Schluss fortentwickelt. Diejenigen, die den Kampf gegen die Evangelischen aufgenommen haben, warten auf eine klare Stellungnahme des Humanisten – umsonst! Erasmus will der lutherischen Herausforderung nicht kämpferisch begegnen. Sein Freund, der Löwener Theologie-Professor Hadrian Florenz, ein frommer, asketischer Mann, ist als Hadrian VI. Papst geworden. Dennoch ändert diese Wahl nicht Eras-

mus' Haltung, und als ihm Hadrians Nachfolger den Kardinalshut anbietet, schlägt er diese Ehre ab. „Ich werde die Kirche ertragen, bis sie besser wird; sie erträgt mich ja auch, bis ich besser werde.“ Die Besserung kann man nicht mit Gewalt von einem Tag zum anderen erzwingen, eine Reform als Besserung muss langsam vonstatten gehen, und nur die Aufklärung der Geister wird dauernde Früchte bringen. So schreibt er unverzagt weiter.

1526 will der englische König sich scheiden lassen; dies gibt Erasmus die Gelegenheit, ein Buch über die Ehe zu schreiben. Dann widmet er ein anderes der Predigt. Im letzten Buch, das aus seiner Feder geflossen ist, legt er den 14. Psalm aus: „O Gott, wer wird in deinem Zelt aufgenommen werden; wer wird deinen heiligen Berg bewohnen.“ Einsam, weil er nicht in die Arena herabsteigen will, könnte er niedergedrückt sein. Doch voll freudiger Zuversicht sieht er seinem Ende entgegen; der frohe Ton hat etwas Franziskanisches an sich. Einen anderen Psalmenkommentar hatte er mit *De amabili ecclesiae concordia* betitelt, „Von der lieblichen Eintracht der Kirche“, zu einem Zeitpunkt, als die Einheit der Kirche auseinander gebrochen war.

1535 erreichte ihn die Nachricht vom Tode zweier seiner besten Freunde: Der König von England hatte den früheren Kanzler Thomas Morus und Bischof John Fisher enthaupten lassen, weil sie sich weigerten, mit der römischen Kirche zu brechen. Vielleicht haben diese Hiobsbotschaften dazu beigetragen, ihn wieder nach *Basel* ziehen zu lassen – das Heimweh wurde unerträglich. Er wollte die Freunde noch einmal sehen, mit ihnen plaudern und diskutieren. Sie hatten sich mit mehr oder weniger Begeisterung für die Reformation entschieden, waren aber trotzdem Menschen, mit denen er die Vergangenheit wiedererstehen lassen konnte. Und so kam es, dass Froben und Amerbacher an seinem Sterbelager standen, als er verschied, nachdem er im Todeskampf, wie er es als Kind gelernt hatte, auch Unsere liebe Frau um ihre Hilfe gebeten hatte. Im Basler Münster wurde er begraben.

Man hätte denken können, dass ihm letztlich nichts geglückt war. Die friedliche Reform hatte er gewollt, es war zum Bruch gekommen. Dass man Blut vergießen konnte, um jeweils einer Richtung von Religion zum Siege zu verhelfen – eine solche Möglichkeit ließ ihn erschauern; doch es kam zu langen, grausamen Religionskriegen. Er wollte mit niemandem brechen, und so wollten beide Parteien nichts mehr von ihm wissen: Die Lektüre seiner Bücher wurde verboten, sie standen 1559 auf dem Index der von der katholischen Kirche verbotenen Schriften. Und doch ist festzustellen, dass sein Einfluss mehr oder weniger verborgen weiter wirkte. Auf beiden Seiten der Frontlinie hätte man Menschen finden können, die ihm viel verdankten: die Reformatoren Zwingli, Butzer und Melanchthon einerseits, Gropper andererseits. Erasmus' Geist – oder einen Teil davon – kann man in vielen Werken des späten 16. und 17. Jahrhunderts spüren.

Mit seinem *Enchiridion* sind die Schriften des Bischofs Franz von Sales verwandt. Vor allem hat er einen großen Anteil an der Blüte des Humanitätsstudiums. Sowohl die Jesuiten-Kollegien wie die protestantischen Gymnasien haben Teile seines Programms übernommen; erst vor wenigen Jahrzehnten ist dieses Bildungsideal, das seinen Wünschen entsprach, aufgegeben worden.

Er war kein Volksredner, der nur Gut und Böse kennt und damit die Massen begeistert. Er war eine Intelligenz, die keine Nuance im menschlichen Verhalten ignorierte. Das Leben an sich schien ihm zu wertvoll und zu kompliziert, um es vereinfachten Mechanismen zu unterwerfen. Er wollte mit den Menschen sachte umgehen und nichts brechen. Das Wertvollste von allem schien ihm der Friede zu sein und die Freundschaft, die den Frieden pflegt. Gibt es für uns nicht Grund genug, darauf stolz zu sein, dass ein solcher Mensch sich bei uns am Oberrhein zu Hause fühlte und unser „Ländel“ als seine Heimat wählte?

\* Vortrag vor dem Historischen Verein Kehl, gehalten am 11. Juli 2002 im Rahmen der Vortragsreihe „Regionale Literaturgeschichte“

#### Anhang

- Allen, P. S.: *Opus epistolarum Desiderii Erasmi Roterodami*, 12 Bde., Oxford 1906–1958  
 Bierlaire, F.: *Les colloques d’Erasmus: réforme des études, réforme des mœurs et réforme de l’Eglise au XVIe siècle*, Paris 1978  
 Bornkamm, H.: Erasmus und Luther, in: *Luther-Jahrbuch* (25) 1958, 3–22  
 Charlier, Y.: *Erasmus et l’amitié d’après sa correspondance*, Paris 1977  
 Guggisberg, H. R.: *Basel in the Sixteenth Century*, St. Louis 1982  
 Halkin, L. E.: *Erasmus von Rotterdam*, Zürich 1989  
 Holeczek, H.: Erasmus von Rotterdam (1466/67–1536), *Humanistische Profile – Erasmus im Profil*, in: *Humanismus im deutschen Südwesten* (hrsg. von P. G. Schmidt), Sigmaringen 1993  
 Kohls, E. W.: *Die theologische Lebensaufgabe des Erasmus und die oberdeutschen Reformatoren*, Stuttgart 1969 (= *Arbeiten zur Theologie* I, 39)  
 Margolin, J. Cl. (Hrsg.): *Bibliographie érasmiennne*, 3 Bde., Paris 1963–1977  
 Margolin, J. Cl.: *Opera omnia Desiderii Erasmi Roterodami*, Amsterdam 1969 (begonnen)  
 Philips-Mann, M.: *The „Adages“ of Erasmus*, Cambridge 1964  
 Pinet, N.: *Erasmus à Fribourg d’après sa correspondance (1529–1532)*, Liège 1969  
 Piroton, N.: *Erasmus à Fribourg d’après sa correspondance (1532–1535)*, Liège 1972/73  
 Ritter, G.: *Erasmus und der Humanistenkreis am Oberrhein*, Freiburg i. Br. 1937  
 Stupperich, R.: *Das Enchiridion militis christiani des Erasmus v. R. nach seiner Entstehung, seinen Sinn und Charakter*, in: *Archiv für Reformationsgeschichte* (69) 1978, 5–23

## Das freie Reichstal Harmersbach

### Über die schwierige Wahrnehmung von Geschichte

*Eugen Hillenbrand*

„Die heutige deutsche Reichsregierung könnte sich an dem Senat von Harmersbach, dessen Oberhaupt ein Metzger und dessen Mitglieder Bauern waren, ein Muster nehmen.“ So lautete der Kommentar zu einer von Reichsvogt und Altem Rat erlassenen „zeitgemäßen Bekanntmachung, die der Pfarrer auch von der Kanzel verlesen soll“. Man ahnt schon, aus wessen Feder der Kommentar stammt: Heinrich Hansjakob schrieb ihn in seiner 1891 erschienenen Erzählung „Der letzte Reichsvogt“.<sup>1</sup> Er schildert darin die Geschichte des Hansjörg Bruder, der, von Beruf Metzger, 1771 Wirt der „Stube“ in Oberharmersbach wurde. Hansjakob nennt sie „das politische Zentrum“, „das Kasino der Reichsbauernschaft vom Harmersbachtal“. Hier konnte der Mann hinterm Schanktisch offensichtlich erfolgreich mitmischen, sodass er 1776 vom Zwölferrat als Kandidat für das Amt des Reichsvogtes aufgestellt wurde, allerdings unter der Bedingung, dass er im Falle seiner Wahl *abe der stuben* sein sollte. Ein Teil der Gemeinde hatte sich für einen Gegenkandidaten stark gemacht. Die Entscheidung musste der Abt von Gengenbach treffen. Er sprach sich für den Hansjörg Bruder aus. Der neu ernannte Reichsvogt erwirkte beim Rat sogar einen weiteren Fünfjahresvertrag als Stubenwirt. Unter seinem Dach tagte, wie gewohnt, das Vogtsgericht, während der Abt an seinem üblichen Gerichtstag den offenen Platz vor der Kirche bevorzugte.

Die Personalunion von Stubenwirt und Reichsvogt störte die Bauern des Tales keineswegs. Erst als 1803 die Reichsherrlichkeit zu Ende war und durch die markgräfllich-badische Regierung abgelöst wurde, erklärte diese die Unvereinbarkeit beider Ämter. Mit unverhohlener Sympathie schildert Hansjakob das Wirken des alten Reichsvogtes, der durch die politische Neuordnung zum badischen Kleinvogt degradiert worden war. Der Gedanke an diesen Niedergang ließ Hansjakob geradezu erschauern: „... als Reichsvogt vom Harmersbach, als Herr über Leben und Tod, als ein Mann, der bisher nur das Reichsgericht und den Kaiser über sich hatte, wäre ich nie badischer Vogt geworden, Untertan eines badischen Obervogts in Klein-Gengenbach.“<sup>2</sup> Sein Hansjörg aber blieb im Amt, zumal er von dem großherzoglich-badischen Landvogt zu Mahlberg, dem Freiherrn Adam Franz X. von Roggenbach, ausdrücklich empfohlen wurde: *Der Reichsvogt ist ein verständiger Bauersmann.*<sup>3</sup>

Heinrich Hansjakob wollte mit seiner Erzählung und den kräftigen Kommentaren den Stolz der Oberharmersbacher auf ihre große Geschichte

wach halten, auf „*die alte Bauernherrlichkeit im Kinzigtal*“. Sein Kolossalgemälde lehnt sich an bekannte Vorlagen an. Sie gehörten zum Repertoire heftigster Debatten, die seit dem 19. Jahrhundert unter Verfassungs- und Wirtschaftshistorikern zum Thema „Bäuerliche Gemeinde“ geführt und gerade in jüngster Zeit wieder neu aufgenommen wurden. Erst vor zwei Jahren publizierte der Berner Historiker Peter Blickle ein zweibändiges Werk unter dem Titel: „Kommunalismus. Skizzen einer gesellschaftlichen Organisationsform“.<sup>4</sup> Er fasst darin die wesentlichen Punkte der wissenschaftlichen Diskussion zusammen, die er selbst 1981 mit dem aufsehenerregenden Buch „Deutsche Untertanen. Ein Widerspruch“ in Gang gesetzt hat. Darauf komme ich später zurück. Zunächst interessiert das Modell, von dem Hansjakob ausging, wenn er die „Bauern-Fürsten“ seiner Heimat schilderte.

Seit Georg Ludwig von Maurer 1854 die berühmten „*Abhandlungen über die Mark-, Hof- und Dorfverfassung*“<sup>5</sup> vorgelegt hatte, bestimmte seine Lehre von den „Gemeinfreien“ die wissenschaftliche Forschung. Der Zeitpunkt der Veröffentlichung lässt mit Recht vermuten, dass Maurers Theorie einer urgermanischen Gemeinschaft freier, den Boden gemeinsam nutzender Bauern auf den Vorstellungen der Revolution von 1848 ruhte. Er war überzeugt, dass diese Mark-Genossenschaft der Freien im mittelalterlichen Dorf ihre Fortsetzung fand und bis in die Neuzeit als historisches Modell wirksam blieb. Die ideologischen Implikationen seiner Doktrin reichen in der Tat noch weit in unsere Gegenwart hinein, jedenfalls wurden sie von der marxistischen Geschichtswissenschaft und von den Vordenkern des Dritten Reiches erfolgreich weitergeführt.

Auch Hansjakob war diesem Modell verpflichtet. Ihm bot ein Schwarzwaldtal das beste Anschauungsmaterial für eine „Mark“, die das Deutsche Wörterbuch von Jakob und Wilhelm Grimm als „umgrenztes Gesamteigentum einer Gemeinde an Grund und Boden“ definierte.<sup>6</sup> In diesem natürlichen Lebensraum seiner engeren Heimat fand er ein Urgestein von Menschen, die ihr Zusammenleben selbst regelten und ihre Wirtschafts- und Rechtsordnung gemeinsam sicherten: „*seit unfürdenklichen Zeiten*“ eine Bauernrepublik, deren Freiheit im Mittelalter vom Kaiser als dem Reichsoberhaupt gewährleistet wurde.

Gegen die strenge Markgenossenschafts-Theorie wurden schon seit dem Anfang des 20. Jahrhunderts Gegenstimmen laut, die einen ursprünglichen Agrarkommunismus ablehnten. Der Wirtschaftshistoriker Alfons Dopsch veröffentlichte 1941 (!) einen viel beachteten Aufsatz über „Die Grundherrschaft im Mittelalter“.<sup>7</sup> Ein Ergebnis seiner Untersuchung lautete: „Die freien Dörfer und Dorfgemeinden des späten Mittelalters waren keineswegs Überreste einer angeblich ursprünglich vorhandenen allgemeinen Freiheit der Bauern, sondern sind erst allmählich im Verlaufe des Mittelalters durch Verselbständigung unfreier Dorfgemeinschaften entstanden.“



Karl Siegfried Bader, ein Schwarzwälder wie Hansjakob, formulierte 1967 in seinen „Studien zur Rechtsgeschichte des mittelalterlichen Dorfes“ knapp und ruppig: „die freie Urmark-Genossenschaft erscheint uns als juristische Fehlkonstruktion, ... im historischen Bereich jedenfalls der Frühzeit ist für sie kein Raum.“<sup>8</sup>

Die Bauern in Hansjakobs Erzählung vom letzten Harmersbacher Reichsvogt führten ihre „Freiheit“ noch in „*unfürdenkliche Zeiten*“ zurück. Leider kann ihnen der Historiker keine Belege nachreichen. Auch Karl-August Lehmann beginnt seine materialreiche Geschichte des Tales<sup>9</sup> erwartungsgemäß mit jener Papsturkunde von 1139, worin uns zum ersten Mal der Name „Harmersbach“ schriftlich überliefert ist.<sup>10</sup> Die „*unfürdenklichen Zeiten*“ sind da schon kräftig zurückgestutzt, und von „*freien Bauern*“ finden wir darin keine Spur. Dafür aber verbindet der Urkundenaussteller, Papst Innozenz II., das Harmersbachtal mit der Abtei Gengenbach, die er nun durch einen Rechtsakt in seinen apostolischen Schutz und Schirm nimmt: „Was immer das Kloster als Besitz und Güter innehat, das soll es für alle Zeit ungeschmälert behalten.“ Zur besseren Übersicht werden die Namen vier Großräumen zugewiesen: Ortenau, Breisgau, Elsass und Schwaben. In der Ortenau selbst sind zwei Besitzkomplexe getrennt aufgeführt: 1. Das Vordere Kinzigtal mit sieben Orten: Gengenbach, Zell, Steinach, Harmersbach, Reichenbach, ein Viertel der Burg Geroldseck und Nordrach. Für alle gilt der Zusatz: „mit Wäldern und Gewässern und allem, was dazu gehört“. – 2. Die Rheinebene mit fünf Orten: Ichenheim, Schopfheim, Kinzigdorf, Linx und Tutschfelden (bei Herbolzheim).

Das erste schriftliche Zeugnis, in dem uns der Name „Harmersbach“ begegnet, präsentiert uns das Tal als Teil einer umfangreichen geistlichen **Grundherrschaft**. Wie die „freie Marktgenossenschaft“ ist auch dieser Begriff ein moderner, historisch-juristischer Ordnungsbegriff.<sup>11</sup> In den Quellen ist er erst am Ende des 16. Jahrhunderts nachweisbar. Er kennzeichnet eine fundamentale Organisationsform der mittelalterlichen Gesellschaft: die Verfügungsgewalt eines Herrn über Grund und Boden und die Herrschaft über die Menschen, die auf diesem Grundeigentum lebten und arbeiteten. Dabei begründete nicht die Vergabe von Land das eigentliche Herrschaftsverhältnis, sondern die Gewährung von Schutz und Schirm. Auch Maurer konstatierte diese Grund-Herrschaft als wichtige Gegebenheit der älteren Gesellschaftsordnung, freilich unter negativem Vorzeichen. Er sah deren Ausgangspunkt in der Zersplitterung der alten Marken in lauter Sondereigentum und leitete daraus die Entstehung von Ungleichheit des Besitzes ab. Dort, wo die wirtschaftliche Macht sich in der Form von Großgrundbesitz summierte, traten auch Befugnisse öffentlich-rechtlicher Natur hinzu, verliehen oder usurpiert.

Auch dieser Akkumulationstheorie trat Alfons Dopsch energisch entgegen. Er bestritt zwar nicht, dass das Grundeigentum eine wesentliche Rolle

in der Herrschaftsbildung spielte, betonte aber, dass daraus nur dann Herrschaftsrechte erwachsen, wenn der Grundeigentümer eine besondere Standesqualität besaß: „Der Adel, geistlich wie weltlich, erwarb jene Rechte nicht deshalb, weil er großer Grundbesitzer war, sondern vermöge seiner politischen Stellung neben dem König.“<sup>12</sup>

Die Auseinandersetzung zwischen der klassischen Theorie der „Gemeinfreien“ und der Adelherrschaftstheorie ist bis heute noch nicht abgeschlossen. Es besteht jedoch weitgehende Übereinstimmung, dass Grundherrschaft mehr ist als das Verfügungsrecht über Grund und Boden und dass die Herrschaft über Menschen historisch primär war. Mangel an Land gab es ja nicht, wohl aber an Menschen, die es bebauen konnten.

Die frühmittelalterliche Grundherrschaft entwickelte sich durch Verteilung des unbebauten oder beschlagnahmten Landes durch den König bzw. dessen Führungsschicht, den Adel. Auch das Kloster Gengenbach verdankte sein Fundationsgut einer Adelsgruppe, die im Auftrag des Königs das rechtsrheinische Gebiet in die fränkische Herrschaft integrierte und mit Gengenbach einen wichtigen Stützpunkt für das Vordringen der Franken entlang der alten Kinzigstraße errichtete. Von hier aus konnte der Raum durch die Mönche gesichert und weiter erschlossen werden. In unserem Zusammenhang interessiert das Kloster also nicht als geistliches Zentrum, was selbstverständlich auch ein zentrales Thema ist, sondern das Kloster als Wirtschafts- und Verwaltungszentrum. Die erwähnte Papsturkunde von 1139 spricht zwar von dem Wunsch der Mönche, ihre aufrichtige Frömmigkeit (*devocionis sinceritas*) zum Leuchten zu bringen, im weiteren Urkundentext ist aber nur noch von deren Besitz und Gütern (*possessiones et bona*) die Rede. Erstmals wird für uns in dieser Zusammenfassung der umfangreiche Vermögenskomplex der Abtei Gengenbach fassbar.

Verwaltet wurde er in der klassischen Form der „Villikation“<sup>13</sup>. Sie lässt sich in zwei Teile gliedern: Ein erster Bereich umfasste das vom Kloster in Eigenbetrieb bewirtschaftete Herren- oder Salland, das jeweils um einen zentral gelegenen Fron(= Herren)-Hof gruppiert war. Dieser Hof wurde von einem Maier geleitet; er war zuständig für das dazugehörige Hofgesinde, „*des gotzhus lüte*“. Sie gehörten zur „*Familia*“ des Klosters und standen demnach in persönlicher Abhängigkeit, also in der Leibherrschaft, die sie in dreifacher Weise „unfrei“ machte: 1. in der Beschränkung der Freizügigkeit, wie sie uns heute im Artikel 11 des Grundgesetzes garantiert ist (wobei auch hier Einschränkungen möglich sind, etwa bei unzureichender Lebensgrundlage oder zur Abwehr drohender Gefahren); 2. in der Beschränkung des Erbrechtes, das uns heute der Artikel 14 des Grundgesetzes gewährleistet, ebenfalls mit dem Vorbehalt, dass Inhalt und Schranken durch die Gesetze bestimmt werden. Für die Klosterhörigen wurde sie in der Regel spürbar durch eine Abgabepflicht der Hinterbliebenen in der Form des besten Stück Viehes („Besthaupt“) oder des besten Gewandes

(„Bestgewand“); 3. in der Beschränkung des Eherechts durch Heiratsverbot mit Angehörigen einer anderen Grundherrschaft. Darin bestand die Unfreiheit der ominösen „Leibherrschaft“, die im Bauernkrieg zu einem Kampftema und später unter dem Stichwort „Sklaverei“ gehandelt wurde.<sup>14</sup>

Ein zweiter Bereich des Villikationssystems betraf den Klosterbesitz, der in der Form von „Hufen“ an Bauern ausgegeben wurde. Das beliehene Gut bewirtschaftete der „Leh(en)mann“ völlig selbständig<sup>15</sup>. Dafür leistete er dem Kloster fest vereinbarte Natural- oder Geldabgaben und dem Fronhof bestimmte Dienste. Das Gut, das er persönlich als Mann-Lehen auf Lebenszeit erhalten hatte, konnte er häufig in ein Erb-Lehen umwandeln, d. h. es blieb bei seiner Familie über Generationen hin. Daraus entwickelten sich fast automatisch stabile bäuerliche Besitzverhältnisse. Es kommt wohl nicht von ungefähr, dass sich das Kloster schon 1139 seinen gesamten Besitz vom Papst selbst absichern ließ.

Wie oben schon erwähnt, gehörte im Mittelalter zum Kern jeder Herrschaft, auch der Grundherrschaft, die Pflicht zu Schutz und Schirm. Für die Kirchen und Klöster wurde seit Karl dem Großen diese konkrete Aufgabe über die Institution der *Vogtei* geregelt.<sup>16</sup> Zwar erscheint der geistliche Grundherr auch als Beschirmer, aber um diesen Schutz wirksam zu halten, bedurfte er eines mächtigen Adligen. In den konkreten Herrschaftsstrukturen lässt sich freilich schon früh eine Gewichtsverlagerung von der Grundherrschaft zur Vogtei feststellen, zumal Letzterer nicht nur die Sicherung nach außen zukam, sondern auch die Beilegung von Konflikten im Innern. Diese richterliche Tätigkeit wurde sogar zum Kern der vogteilichen Kompetenzen. Für den Vogt wiederum entwickelte sich die Aufwandsentschädigung in der so genannten Vogtsteuer zu einem wirtschaftlich bedeutsamen Einnahmeposten. Herberge, Gastung, Teile der Strafgelder und vor allem regelmäßige Grundzinse waren eng daran gebunden.

Bezeichnenderweise ist auch bald von den Gefährdungen der Klöster durch ihre Vögte die Rede. Das Amt wurde gewissermaßen zum Einfallstor adliger Machtentfaltung. Streit zwischen Kirchen und ihren Vögten um Herrschaftsrechte gehörte schon im 10. Jahrhundert zum Alltag und bestimmte ganz wesentlich das Programm der klösterlichen Reformbewegung des 11. Jahrhunderts, der sich auch Gengenbach angeschlossen hatte; „*Libertas ecclesiae*“ – „Freiheit der Kirche“ hieß das wirksame Stichwort für Reformklöster wie Cluny oder Hirsau, um sich aus bedrückenden Bindungen an laikale Macht zu befreien.

Noch in der Papsturkunde für Gengenbach von 1139 klingt diese Auseinandersetzung deutlich nach. Den sechs Ortsnamen zum Elsass fügt das Privileg einen Rechtssatz hinzu, der sich direkt an den Abt wendet: „In diesen Dörfern des Elsass ist es dir und deinen Nachfolgern erlaubt, selbst einen Vogt einzusetzen (*advocatum constituere*), der sich um das Fortkom-

men und die Sicherheit eures Klosters kümmern muss.“ Ausdrücklich aber war diese Rechtsposition auf den elsässischen Besitz beschränkt, die Ortenau blieb folglich davon ausgenommen. Nur eines galt für den gesamten Klosterbesitz: „Kein Richter oder sonst eine rechtsweisende Gewalt (*iudex vel iudiciaria potestas*) darf es wagen, über euch und das Kloster, über eure Kirchen mit den dazugehörigen Siedlungen und über die Menschen, die als Freie oder Unfreie auf dem Klosterbesitz leben, irgendwelche rechtswidrigen Verfügungen zu erlassen und euch durch Steuern oder ungerechte Urteile zu belasten.“

Adressaten des Verbots waren natürlich auch die Grafen der Ortenau, denen der König die Verwaltung des ortenauischen Reichsgutes übertragen hatte. Denn damit verbunden war auch die Vogtei des Gengenbacher Klosters. Sie lag bis 1218 in den Händen der Zähringer als der mit Abstand mächtigsten Familie dieses Raumes. Nach deren Aussterben übernahmen staufische Beamte diese Aufgabe. Eines, vielleicht sogar das wichtigste ihrer Verwaltungszentren war die Burg Ortenberg am Ausgang des Kinzigtals, sozusagen im Blickfeld des Klosters.<sup>17</sup> Ein Gengenbacher Mönch überlieferte uns auch den Namen des obersten Verwaltungsbeamten und bezeichnete diesen „Herrn von Bodman“ als Richter seines Klosters, *judex noster*.<sup>18</sup> Kaum war Rudolf I. von Habsburg im Oktober 1273 zum deutschen König gewählt und gekrönt, begann er damit, die Macht- und Existenzgrundlage seiner Herrschaft neu zu ordnen, indem er die Güter, Einkünfte und Rechte des Reiches sicherte. Im Zusammenhang dieser Revindikationsmaßnahmen in der Ortenau spielte wiederum die Abtei Gengenbach und ihre Grundherrschaft eine wichtige Rolle.

Ein herausragendes Zeugnis dieser Aktivitäten ist uns im Original überliefert. Es stammt vom Mai 1275 und bildet das Ergebnis einer konzertierten Aktion des Gengenbacher Abtes und des deutschen Königs.<sup>19</sup> Dieser hatte dazu eigens einen hochkarätigen Mann seines Vertrauens, den Grafen Heinrich von Fürstenberg, zu den Mönchen ins Kinzigtal geschickt, wegen der *gebresten, so sie hettent umb des klosters reht*. Als Vogt des Klosters berief der Fürstenberger eine Versammlung ein, um das geltende Recht in einem „Weistum“ festzuhalten. Die Entscheidungen, die hier getroffen wurden, beruhten nicht auf herrschaftlicher Verfügung, sondern nur auf den Voten der Anwesenden. Allein diese waren dafür zuständig, das Recht zu weisen, nicht der Richter: *und wurden dize reht, die hie nach geschriben stant, inme dinge zuo Gengenbach offenliche gesprochen unde erteilet, beide, dez closters reht, dz abbetz unde ander liute aller, die dar zuo dem closter hoerent*. Die 31 Paragraphen, die sie formulierten, protokollierte vermutlich ein Angehöriger des Klosters und reichte sie der königlichen Kanzlei zur Besiegelung ein.

Nicht weniger als sechs deutsche Könige und Kaiser haben diesen Grundtext der gengenbachischen Kloster-Herrschaft später unverändert be-

stätigt.<sup>20</sup> Als Kaiser Ludwig der Bayer 1331 die Urkunde erneuerte, ließ er die Rechtsweisungen von 1275 zunächst einmal vollständig abschreiben, um sie aber sofort durch weitere Paragraphen zu ergänzen. Offensichtlich stellte man fest, dass erheblicher Klärungsbedarf vorlag. So entstanden vier unterschiedliche Versionen des Rechtstextes; drei davon liegen noch im Original vor. Aus den 31 Artikeln des Rudolf-Weistums von 1275 wurden in der letzten Fassung von 1131 genau doppelt so viele, obwohl einige Artikel des ursprünglichen Textes als überflüssig ausgemustert wurden.

Theodor E. Mommsen mühte sich 1936 um eine detaillierte urkundenkritische Untersuchung;<sup>21</sup> sie wird von der Forschung bis heute mit höchstem Respekt zitiert, ansonsten aber eher gemieden. Denn die von ihm analysierten Urkunden führen in eine höchst komplizierte Gemengelage hinein, wo sich auf engstem Raum Rechte des Klosters und des Reichs, der Städte und der Gemeinden vielfältig überschneiden. Selbst Kloostervorsteher des 14. und 15. Jahrhunderts hatten damit ihre Not und zogen es vor, die alte Version von 1275 durch die kaiserliche Kanzlei bestätigen zu lassen.

Aus dem, was in diesen Jahren zur Debatte stand, drängen sich besonders **drei Konfliktfelder** in den Vordergrund, die das spannungsreiche Verhältnis unterschiedlicher Herrschaftsansprüche widerspiegeln.

Durch die schon erwähnte Papsturkunde von 1139 kennen wir die Namen von Besitz und Gütern des Klosters in der Ortenau. Ob es sich dabei um einen geschlossenen Komplex handelt oder nur um verschiedene räumliche Schwerpunkte, ist nicht zu entscheiden, da sich innerhalb der klösterlichen Grundherrschaft Kern- und Randzonen von unterschiedlicher Intensität und Dichte herausgebildet hatten. Gegen Mitte des 13. Jahrhunderts tauchen zwei Grenzbezeichnungen auf, die in dem Weistum von 1275 eine wichtige Rolle spielen: *Velletürlin* und *Swigenstein*. Zwischen diesen beiden offensichtlich sehr alten Grenzstationen lag „des Klosters Eigen“. Mit guten Gründen lokalisierte Karlleopold Hitzfeld das *Velletürlin* an der Reichsstraße oberhalb von Ortenberg und schloss damit eine lang andauernde Diskussion um die Grenze des eigentlichen Klostergebietes im unteren Kinzigtal ab.<sup>22</sup> Sie lief dann entlang einer Linie, die zwei völkerwanderungszeitliche Höhenstationen am Ausgang des Kinzigtales miteinander verband, den Keugeleskopf bei Ortenberg an der nördlichen Flanke und den Geißkopf bei Berghaupten an der südlichen Flanke des Kinzigtaalausgangs. Erst kürzlich machten zwei Forscher der Ur- und Frühgeschichte auf diese wichtigen alemannischen Höhensiedlungen in der Ortenau aufmerksam.<sup>23</sup> Den Namen *Gschweigenstein* trägt noch heute die Bergnase, die sich zwischen Haslach und Hausach der Kinzig erstreckt und wohl auch seit alter Zeit einen markanten Orientierungspunkt der Straßburger und Konstanzer Bistumsgrenze bildete. *Enzwischen dizen zwein ziln Velliturlin unde Swigenstein* nahm der Abt ausdrücklich das volle Verfügungsrecht eines Grundherrn in Anspruch: Nur er durfte hier alle Güter als

Mannlehen oder Erblehen ausgeben, nur er hatte hier das Recht, alle Ämter zu verleihen und über die Allmende samt den Gewässern zu verfügen.

Geographisch betrachtet gehört das Harmersbachtal zum Kern dieses Gebietes. Es brauchte also 1275 nicht eigens erwähnt zu werden. Dafür erscheint wenige Jahre später sein Name zweimal in einer neuen Papstsurkunde, die sehr viel detaillierter den Besitz und die Rechte der Abtei auflistet.<sup>24</sup> Zuerst steht Harmersbach unter den neun Tälern, in denen das Fischereirecht ausschließlich dem Kloster zusteht, ein zweites Mal unter den Kirchen, bei denen das Kloster das Patronatsrecht beanspruchte. Von einem herausgehobenen Klosterhof als Mittelpunkt einer klösterlichen Wirtschafts- und Verwaltungseinheit im Harmersbachtal lesen wir aber erstmals zum Jahre 1331.<sup>25</sup> Es ist anzunehmen, dass bis dahin das Tal dem Klosterhof in Zell am Harmersbach zugeordnet war und nun ein eigenes Zentrum nahe der alten Kirche erhielt, mit eigener Verwaltung und eigenem grundherrlichen Gericht. Für den reibungslosen Betrieb wurde ein „Freiknecht“ eingesetzt, der bei Übernahme des Amtes einen dreifachen Eid zu leisen hatte, nämlich dem Abt, dem Maier und dem Tal zu Harmersbach die ihnen zustehenden Rechte zu sichern: *„einem apt und gotzhuse sin zinß an den enden jerlichen getruwlich zuo samelen und andre des gotzhuß recht hanthaben und zuo behalten. Und auch by dem selben eid einem meyer und der tale menige Ire recht by guotter gewonheit [als] herbbracht ist zu tuond alles ungeverlich.“*<sup>26</sup> Eine Formulierung lässt besonders aufhorchen: *der tale menige*. Sie bezeichnet die Gemeinde des Tales und seiner Seitentäler. Die Bauern erscheinen hier als Siedlungsgemeinschaft, deren „gute Gewohnheiten“ vom Verwalter des klösterlichen Freihofes zu respektieren waren.

Der neu organisierte Harmersbacher Hofverband erhielt genau dieselbe Rechtsstellung wie die fünfzehn alten Klosterhöfe, denen der deutsche König Adolf von Nassau 1297 bei seinem Aufenthalt in Offenburg urkundlich zusicherte, dass ihre Bauern völlig frei von Steuern und Leistungen seien.<sup>27</sup> Kaiser Ludwig wiederholte 1331 diese Bestätigung: Alle zum Hof gehörenden Leute sollen *vri sin an stiure und an diensten* – gegenüber dem *castvogt ze Ortenberg*.<sup>28</sup> Lediglich eine Art Anerkennungsgebühr war jährlich zu entrichten: ein Pfund Pfeffer. So wurde aus dem Harmersbacher Fronhof des Klosters der „Freihof“ des Klosters. Bis heute ist diese Geschichte in der Wirtschaft „zum Freihof“ noch am selben Ort lebendig geblieben.

Der Pfeffer signalisierte dem Vogt die grundsätzliche Anerkennung seiner Gewalt. Es blieb unbestritten, dass die Wahrung des Rechts innerhalb des Klostergebietes in den Händen des Reichslandvogtes lag. Die Würze lag in Detailfragen, die auch das Weistum von 1275 nur unzureichend klärte. Völlig selbstverständlich erscheint darin der Vogt als beauftragter Bote des Königs. Daneben aber nennt das Weistum noch *andere gerichte uff des*

*closters eigen*, an denen Ortsvögte das Richteramt ausübten. Wer sie ins Amt berief, war 1275 kein Thema. 1331 lautete die Formel: Nur der Abt durfte im Gebiete zwischen Gschweigenstein und Velletürlin die Lehen und Ämter verleihen, ausgenommen die Vogteien: *ane die vogtien; die rüerent von einem riche; die lihet ein keiser oder kunig*<sup>29</sup>. Eine klare Aussage. Und es ist ausdrücklich von einer Mehrzahl die Rede. Aber ebenso eindeutig war die Erwartung formuliert: Wem auch immer das Vogtrecht über das Klostereigen verliehen ist, *der soll sweren einem abt von Gengenbach des gotzhus recht zu haltende und stäete zu habende*<sup>30</sup>.

Dreimal jährlich, zu genau festgelegten Terminen, hatte der Kastvogt zu Gengenbach Gerichtstag (= *ding*) abzuhalten *mit den lüten, die da heizent fünfschezer, unde mit den ambachtlüten. Unde swaz die sprechent ze urteile über das guot unde über die liute, die an das gotzhus hörent, daz soll nieman fürbaz ziehen* (vor ein anderes Gericht ziehen).<sup>31</sup> Diese Scheidung von Urteiler und Richter, von Rechtsfindung und Rechtszwang, war im Mittelalter die selbstverständliche Form der Gewaltenteilung und warf höchstens die Frage auf, wie sich das Urteilergremium zusammensetzen sollte. Hier werden zwei Gruppen genannt: „Fünfschätzer“ und „Amtleute“ des Klosters. Da der Begriff „Fünfschätzer“ sonst nirgends zu finden ist, kann ich nur mutmaßen, dass es sich um einen Ausschuss von fünf Bauern der klösterlichen Grundherrschaft handelt, die den Gegenstand des Gerichtsstreites abschätzten und beurteilten. Es sind jedenfalls nicht, wie es meist dargestellt wird, die fünf leitenden Beamten der Klosterherrschaft. Diese werden ja als eigene Gruppe aufgeführt. Den Urteilern stand die endgültige Entscheidung zu, die der Vogt zu verkünden hatte und nicht an eine höhere Instanz weiterleiten durfte.

Ganz ähnlich funktionierte auch im Harmersbachtal die Gerichtsverfassung. Der hier amtierende Talvogt war verpflichtet, dreimal jährlich das Dinggericht zu fest vereinbarten Terminen einzuberufen. Das Urteilergremium setzte sich hier aus zwölf Bauern zusammen. Gerichtsort für alle Bauern war der Freihof.

Dank seiner außerordentlich einflussreichen Position am kaiserlichen Hof erreichte der Gengenbacher Abt Lambert von Brunn 1366 ein wichtiges Zugeständnis Kaiser Karls IV. zugunsten des Klosters. Schon in der Einleitung des großen Privilegs für die Stadt Zell und die Täler Harmersbach und Nordrach ließ er sich von höchster Stelle bestätigen, dass er, der Abt, an diesen Orten *zu geben und zu setzen hat Schultheißen und weltlichen richteren und anders nieman*<sup>32</sup>. Im Gegenzug setzte Karl IV. den Instanzenweg vom Tal-Gericht an das kaiserliche Hofgericht durch.

Die Aufwandsentschädigung des Gerichtsvorsitzenden war seit 1275 ein Dauerthema. Damals wurde festgelegt, dass die Gerichtseinnahmen, die durch die Strafen fällig wurden, an den Abt gingen. Davon erhielt der Vogt sein Entgelt: In Gengenbach schuldete man ihm beim ersten Termin ein

ausgewachsenes Schwein, Brot von sieben Sester Weizen, ein Ohm (150 l) Wein, dazu Futter für sechs Pferde und ein Maultier; zu den übrigen Terminen erhielt er etwas weniger und anstelle des Schweins ein Schaf oder Fische. Bei den anderen Gerichten innerhalb der Klosterherrschaft wurden die Einnahmen formal zugeteilt: zwei Drittel dem Abt, ein Drittel dem Richter.

Zu den Ad-hoc-Einnahmen des Vogtes kamen die regelmäßigen Bezüge über die Vogtsteuer. Sie wurde, wie schon erwähnt, nicht eingefordert von all denen, die unmittelbar zu einem Klosterhof gehörten. Zum Ausgleich scheint mir die Abtei 1275 ein Angebot gemacht zu haben. Da ist nämlich die Rede von „den neuen Gütern, *die da verdinget wurden*“. Ich möchte es übersetzen mit: „die dem Gericht (= *Ding*) übertragen wurden“. Demnach gab das Kloster bestimmte Güter an die Vogteien ab, umso das Gerichtswesen funktionsfähig zu halten.

Ich sehe darin die Grundlage für die berühmte Aktion, mit der Kaiser Ludwig der Bayer im August 1330 die Verpfändungswelle von Ortenauer Reichsgut eingeleitet und das Harmersbachtal zum „freien Reichstal“ gemacht hat.<sup>33</sup> Er versetzte nämlich dem Enkel jenes Grafen Heinrich von Fürstenberg, der 1275 die Versammlung in Gengenbach geleitet hat, namentlich genannte Güter am unteren Harmersbach; er solle sie „*inne haben in pfandes weiz und niezzen an eins reichs statt mit allen nuzen, rechten, eren, zugehoerden und gewonheitten*“. Nur von Einzelgütern ist die Rede, nicht vom ganzen Harmersbachtal, zu dessen Gerichtsbezirk sie gehörten.

Um diesen Verpfändungsvorgang zu erklären, verweist die Forschung auf einen Artikel der Urkunden von 1331: „Falls ein Kaiser oder König aus der Vogtei, die seit alter Zeit zu Ortenberg gehört, eine Stadt oder ein Dorf oder ein Tal herausbräche und das Vogtrecht versetzte, wer immer dann dort Vogt wäre, der soll dem Abt von Gengenbach schwören, des Klosters Recht zu achten.“<sup>34</sup> Vogtei meint hier nicht den Raum der Landvogtei Ortenau, sondern eine Funktion dieser Verwaltungseinheit, eben die Gerichtsherrschaft, die lokal ausgeübt wird. Zur Ausstattung des Gerichtes gehörten jene „verdingten Güter“, von denen das Kloster selbst keine Abgaben mehr bezog. Stutzt man „das freie Reichstal“ auf dieses kleinere Format zurück, dann lässt sich auch leicht die Adresse erklären, an die sich der Fürstenberger wandte, als er 1363 zugunsten des Straßburger Bischofs auf die Pfandschaft verzichtete. Er teilte seine Entscheidung „*dem vogete, den gesworn und der gemeinde des tales zu Hademarsbach*“ mit.<sup>35</sup>

Das dritte Konfliktfeld ist damit angesprochen: die **bäuerliche Gemeinde**. In der Adresse erscheint sie als Gerichtsgemeinde, die sich im Tal gebildet hatte. Üblicherweise verbinden wir mit dem Gemeindebegriff drei Aspekte: ein Personenverband, dessen lokale Begrenzung und dessen Recht auf selbstständige und eigenverantwortliche Verwaltung der örtlichen Angelegenheiten. In einer Zeit, die immer mehr den rundum ver-



sorgten Staatskunden kennt, wird die Geschichte des „freien Reichstals“ zu einer Art von Gegengeschichte. Nicht nur das Reich erscheint hier als politische Kraft, auch die Bauern des Tales nehmen aktiv am politischen Geschehen teil.

Karl Siegfried Bader hat in seinen Studien zur Rechtsgeschichte des mittelalterlichen Dorfes den Blick auf die ländliche Gemeinde gelenkt und deren Bedeutung in den Verfassungsstrukturen der spätmittelalterlichen Gesellschaft hervorgehoben, zumal es vom andern Gemeindemodell des Mittelalters, der Stadt, völlig an den Rand gedrängt worden war. Peter Blickle hat diesen Gedanken aufgenommen und mit seinem „Kommunalismus“-Begriff eine breitere Diskussionsbasis angeboten. Sein Ziel war es, die Bauern nicht mehr als Objekt der Geschichte zu sehen, passiv und unpolitisch, sondern als eine Kraft, die selbstbewusst den eigenen Lebens- und Rechtsraum gestaltet. Noch immer nährt sich unsere Vorstellung von dem Gegensatz Stadt – Land und verbindet damit das Werturteil: Handel und Gewerbe der Stadt = modern, agrarische Welt = konservativ. Die Kommune als politische Figur zeigt freilich beide Male die gleichen Strukturen und thematisiert das spannungsreiche Verhältnis von Herrschaft und Genossenschaft.

Einen kleinen Ausschnitt davon können wir hier im Harmersbachtal betrachten. Das Kloster selbst hatte bereits im grundherrlichen Fronhof und in der Pfarrkirche gewisse Kommunikationszentren aufgebaut, in denen wirtschaftliche, administrative und kulturelle Einzelinteressen leicht zusammengeführt werden konnten. Aus dem nachbarschaftlichen Miteinander der Bauern wurde eine Wirtschafts- und Nutzungsgemeinschaft, die das Alltägliche eigenständig organisierte: Wege und Brücken des Tales instand halten, Wasserläufe pflegen, das Feld miteinander bewirtschaften, Weide und Wald gemeinsam nutzen usw. Seit dem 12. Jahrhundert kannte man für diese gemeinschaftliche Nutzung einen eigenen Begriff: *Allmende*. Er entwickelte sich rasch zu einem Rechtsbegriff. Als der Klosterwald den wachsenden Bedarf an Bau- und Brennholz nicht mehr befriedigen konnte und die Flächen für Viehweide und Schweinemast nicht mehr ausreichten, wurde es notwendig, die Nutzung näher zu regeln. Im jeweiligen Anteil an dieser Nutzung wird das Kräfteverhältnis zwischen klösterlicher Grundherrschaft und bäuerlicher Genossenschaft gut ablesbar. Denn: prinzipiell blieb die Allmende in der „Eigenschaft“ des Klosters, aber dieses Recht wurde überlagert durch die Mitnutzungsrechte der Bauern. Das Weistum von 1275 formulierte, ohne auch nur ein einziges Mal den Begriff „Allmende“ zu verwenden, genaue Vorschriften zu Wald- und Wassernutzung, zu Brückenbau, zu Schweinemast usw., setzte Nutzungsgebühren fest und bestand auf Genehmigungsvorbehalten durch den Abt. Dass derartige Bestimmungen aufgenommen wurden, lässt auch darauf schließen, dass man sie umgangen hat.

In der überarbeiteten und erweiterten Fassung von 1331 gehörte der Allmende-Begriff bereits zum geläufigen Vokabular. In seinem Umfeld erscheint auch erstmals, aber regelmäßig der Terminus „Gemeinschaft“ oder „Gemeinde“. Ihr wurde nun zugebilligt, selbstständig Anordnungen zur Allmende treffen zu können und Verträge abzuschließen („*gebot oder einung machen*“) oder Teile der Allmende zu verpachten, ja sogar zu verkaufen. Aber es wurde immer hinzugefügt, dass dies nur mit Zustimmung des Abtes geschehen dürfe. Die Begründung lautete: „– *wan die almende zwischent Swigestein und Velletürli geben ist den lüten von des gotzhus eigen*“.<sup>36</sup> Deshalb lehnte das Kloster jede Einschränkung seiner eigenen Nutzungsrechte ab, etwa im Wald oder auf der Weide. Als Partner stand ihm aber nicht mehr eine Vielzahl zinspflichtiger Bauern gegenüber, sondern eine Dorfgemeinschaft, die aus unfreien Bindungen herauswuchs und mehr und mehr selbstständig agierte. Diese bäuerliche Gemeinde beseitigte nicht die alten grundherrschaftlichen Strukturen, aber überlagerte sie und schwächte sie ab. Die Spielräume ihres Handelns waren vielgestaltig und in ständigem Prozess. An Schnittstellen der unterschiedlichen Herrschaftssphären, etwa beim Gericht des Freihofs, ergab sich noch über Jahrhunderte hin eine Fülle von Konfliktstoff.

1802 entwarf der Freiherr von Roggenbach für den Karlsruher Hof ein Bild der Harmersbacher in den kräftigsten Farben: „*Das freie Reichstal Harmersbach hat bisher im strengsten Sinne eine demokratische Verfassung gehabt, die oft in Anarchie ausgeartet sein soll. Diese Bauern lieben die Jagd und führen meist ihre gezogenen Büchsen. Sie haben seither nur sehr geringe Abgaben entrichtet, wissen auch nichts von Accis und Pfundzoll, weder vom Weg- noch Brücken- und Chaussegeld*“.<sup>37</sup> Hansjakob hätte diesen Lagebericht des adligen Verwaltungsbeamten gewiss mit großem Vergnügen zur Kenntnis genommen.

Unversehens war aus der Herrschaft über Bauern eine Herrschaft mit den Bauern geworden. Erst die Neuzeit schränkte mit der wachsenden Monopolisierung staatlicher Gewalt und der Rationalisierung der Verwaltungsebenen ihre Freiräume wieder erheblich ein. Aber noch im 18. Jahrhundert hatte der Harmersbacher Vogt vor Gott und den Heiligen zu schwören, (1.) der Römisch Kayserlichen Majestät, (2.) dem Abt des Klosters Gengenbach und (3.) denen des Heil. Reichs Tals Harmersbach treu und hold zu sein. Er stand folglich nicht nur in der Pflicht des Kaisers und des Reichabtes, sondern auch der Talgemeinde.

Blicken wir zurück in die Geschichte des freien Reichstals, so nehmen wir keine „freie Bauernrepublik“ wahr, auch keinen „Uradel der menschlichen Gesellschaft“ und keine „Bauern, die an die fürstliche Tafel geladen wurden“, sondern ein Stück lebendige „Geschichte von unten“, die sehr wohl den „*gemein mann*“ zum selbstbewussten Teilhaber am öffentlichen Leben machte. Unsere herkömmliche Vorstellung mittelalterlicher Herr-

schaft, die besetzt ist von Begriffen wie aristokratisch, feudal, hierarchisch, erweist sich als zu eng, wenn wir hier im Harmersbachtal Mischformen herrschaftlicher und gemeindlicher Zuständigkeiten feststellen können. Die Entwicklung zum modernen Staat ist ohne solche kleinräumigen Kommunikationsprozesse kaum vorstellbar. Den „Erzbauern“ im Kinzigtal sei Dank!

#### Anmerkungen

Geringfügig erweiterte und mit Anmerkungen versehene Fassung des Festvortrags zur Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden am 13. Oktober 2002 in Oberharmersbach.

- 1 Hansjakob, Heinrich: Der letzte Reichsvogt, in: Schneeballen. Erzählungen aus dem Kinzigtal, 1. Reihe, 12. Aufl. 1964, 147–237, hier 176. Ob sich Hansjakob dabei auf schriftliche Quellen stützte, erfahren wir nicht von ihm. Cordes, A.: Stuben und Stubengesellschaften (Quellen u. Forsch. z. Agrargeschichte, 38), 1993, 134f., vermutet, dass er dafür sehr wohl die Bestände des Generallandesarchivs Karlsruhe 229/385544-75 benutzt habe.
- 2 Der letzte Reichsvogt (wie A.1), 222
- 3 Der Bericht, den Roggenbach dem badischen Hof unmittelbar vor Übernahme des neuen Staatsgebietes vorlegte, sollte aus erster Hand brauchbare Informationen liefern über das Land und seine politische Verfassung, über die Stimmung und Erwartung des Volkes und über die Brauchbarkeit der derzeitigen Beamten. Der Text wurde ediert von Rest, J.: Zustände in der südlichen Ortenau im Jahre 1802, in: Die Ortenau (11) 1924, 19–30
- 4 Blickle, Peter: Kommunalismus. Skizzen einer gesellschaftlichen Organisationsform. Bd. I: Oberdeutschland. Bd. II: Europa, München 2000 (mit umfangreicher Literatur); – Ders.: Deutsche Untertanen. Ein Widerspruch, München 1981
- 5 Maurer, Georg Ludwig von: Einleitung zur Geschichte der Mark-, Hof-, Dorf- und Stadt-Verfassung und der öffentlichen Gewalt, 1. Aufl. 1854, 2. Aufl. 1896
- 6 Deutsches Wörterbuch von Jakob und Wilhelm Grimm, VI, 1895, Sp. 1634
- 7 Dopsch, Alfons: Die Grundherrschaft im Mittelalter, in: Abhandl. z. Rechts- und Wirtschaftsgesch., Festschrift für A. Zycha, 1941; Wiederabdruck in: Deutsches Bauerntum im Mittelalter, hrsg. v. G. Franz (Wege der Forschung, 416) 1976, 281–297
- 8 Bader, Karl S.: Studien zur Rechtsgeschichte des mittelalterlichen Dorfes. 2. Teil: Dorfgemeinschaft und Dorfgemeinde 1962; Zitat im 1. Teil, 6
- 9 Lehmann, Karl-August: Harmersbach. Die Geschichte eines Tales, Bd. I, 1989
- 10 Lateran, 1139, Februar 28, ed. Württembergisches Urkundenbuch II, 1858, 7–9, Nr. CCCX
- 11 Schreiner, Klaus: „Grundherrschaft“. Entstehungs- und Bedeutungswandel eines geschichtswissenschaftlichen Ordnungs- und Erklärungsbegriffs, in: Die Grundherrschaft im späten Mittelalter, hrsg. v. H. Patze (Vorträge u. Forschungen, Bd. 27), I, 11–74
- 12 Dopsch, Alfons: Herrschaft und Bauer in der deutschen Kaiserzeit, 1938, 6
- 13 Rösener, Werner: Villikation, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 8, 1997, 1694f. – Ders., Hrsg.: Grundherrschaft und bäuerliche Gesellschaft im Hochmittelalter (Veröffentlichung des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 115), 1995
- 14 Vgl. den Artikel 59 der Klageschrift, welche die Stühlinger Bauern am 6. April 1525 dem Kammergericht übergaben: *Die Leibaigenschaft belangen. Wiewol von Recht ain jeder anfengklich frei geporn, und un das wir oder unsere Vorfaren je verschuldt heten, das wir zu der Leibaigenschaft genomen werden sollten, jedoch wellent unsere Herrschaft uns für eigen Leut haben, halten und vermeinen, das wir inen alles tun sollen, was sie uns heißen, als weren wir gesporn knecht.* Ed. Franz, Günther Hrsg., Quellen zur Geschichte des Bauernkrieges, 1963, 121f. – Müller, Walter: Entwicklung und

- Spätformen der Leibeigenschaft am Beispiel der Heiratsbeschränkungen (Vorträge und Forsch., Sonderband 14) 1974; – Ders.: Wurzeln und Bedeutung des grundsätzlichen Widerstandes gegen die Leibeigenschaft im Bauernkrieg 1525, in: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung (93) 1975, 1–41
- 15 Nach dem ältesten noch erhaltenen „Ehebuch“ von Oberharmersbach, geführt seit 1789, hießen fast 15 Prozent der Harmersbacher Familien „Lehmann“, wesentlich mehr als „Huber“.
  - 16 Simon, Thomas: Grundherrschaft und Vogtei. Eine Strukturanalyse spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Herrschaftsbildung (Jus commune, Sonderheft 77), 1995
  - 17 Vollmer, Franz: Burg Ortenberg und Bühlwegkapelle. Zwei Zeugen Ortenauer Vergangenheit, 1976
  - 18 Schulte, Aloys: Acta Gengenbacensia 1233–35, in: Zeitschr. f. Gesch. des Oberrheins N. F. 4, 1889, 90–114, hier 107.
  - 19 Fürstenbergisches Urkundenbuch, bearb. V. S. Riezler, IV, 1879, 441–444, Nr. 485; das Original befindet sich im Generallandesarchiv Karlsruhe unter der Signatur D 86
  - 20 1293 Adolf von Nassau, 1300 Albrecht I., 1309 Heinrich VII., 1331 Ludwig der Bayer, 1353 Karl IV., 1420 Sigismund
  - 21 Mommsen, Th. E.: Die Landvogtei Ortenau und das Kloster Gengenbach unter Kaiser Ludwig dem Bayern. Eine urkundenkritische Untersuchung. In: Zeitschr. f. die Gesch. d. Oberrheins N.F. 49, 1936, 165–213
  - 22 Hitzfeld, Karlleopold: Die Grafschaft Gengenbach, in: Die Ortenau (45) 1965, 132–156, hier bes. 138ff.
  - 23 Hoeper, Michael und Steuer, Heiko: Eine völkerwanderungszeitliche Höhenstation am Oberrhein – der Geißkopf bei Berghaupten, Ortenaukreis, Höhensiedlung, Kultplatz oder Militärlager?, in: Germania (77) 1999, 185–246
  - 24 Papst Nicolai IV. Bulla Confirmationis aller Privilegien, Recht und Freiheiten der Abtey Gengenbach de Anno 1287, ed. Lünig, Spicilegium Ecclesiasticum III. Teil 301–303; als Kopie auch in GLA Karlsruhe 30/90, 1287, XI
  - 25 Mommsen (wie Anm. 21), 206
  - 26 In dem Bericht von 1426, der den Titel trägt: „*Des closters zuo Gengenbach frigen Hofes recht im tale zuo Harmerspach sint hie noch des selben tales gesprochen urteil beschriben und also an herrn Conradten apte zuo Gengenbach komen*“, GLA Karlsruhe 67/627, f.86rv.
  - 27 Mommsen (wie Anm. 21), 190
  - 28 Mommsen (wie Anm. 21), 206
  - 29 Mommsen (wie Anm. 21), 198 und 203
  - 30 Mommsen (wie Anm. 21), 208
  - 31 Fürstenberg, Urkundenbuch IV (wie Anm. 19), 440f., Nr. 485.
  - 32 Urkunde Karls IV., Prag, 25. März 1366, als Insertionsurkunde im Privileg König Wenzels vom 13. Januar 1393, überliefert im Kopialbuch GLA Karlsruhe 67/624, f. 116r–121r; Lehmann (wie Anm. 9) I, 313–316, ediert den Text aus einer anderen Überlieferung: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, C. 10 Büchel 1441.
  - 33 1330, August, 6., Hagenau: Ludwig der Bayer verpfändet Harmersbach an den Grafen Heinrich von Fürstenberg. Alte Edition: Fürstenberg. Urkundenbuch II, 110f., Nr. 167; Moderne Edition mit Paralleldruck der unterschiedl. Überlieferung: Bansa, H.: Die Register Kaiser Ludwigs des Bayern, II., 1974, 353–355, Nr. 522. Zur Verpfändung des Harmersbachtals: Lehmann (wie Anm. 9), I, 62ff.
  - 34 Mommsen (wie Anm. 21), 208
  - 35 Fürstenberg. Urkundenbuch II, 251f., Nr. 376
  - 36 Mommsen (wie Anm. 21), 195
  - 37 Zustände in der südlichen Ortenau (wie Anm. 3), 26

## Franz Joseph Ritter von Buß – Reichstagsabgeordneter in Berlin 1873–1877

*Dieter K. Petri*

*Franz Joseph Buß darf als berühmtester Sohn der Stadt Zell a.H. gelten. Am 31. Januar 2003 jährte sich sein 125. Todestag und im selben Jahr, am 23. März, sein 200. Geburtstag.*

„Meine Herren, vielleicht der älteste Parlamentarier in diesem Haus, habe ich nicht geglaubt, am neigenden Abend meines öffentlichen Lebens noch bei einem solchen Gesetz auftreten und dagegen meine Überzeugung aussprechen zu müssen.“<sup>1</sup> Als Franz Josef Buß (B.) sich mit diesen einleitenden Worten an die Abgeordneten des Reichstags in Berlin wandte, war er 71 Jahre alt. Der Wahlkreis Tauberbischofsheim hatte ihn mittels direkter, gleicher, allgemeiner und geheimer Wahl in die neue Reichshauptstadt entsandt. Mit 13.603 gegen 8.114 ließ der betagte B. als Kandidat der jungen Zentrumspartei seinen liberalen Gegenspieler hinter sich.<sup>2</sup>

In der genannten Einleitung schwang die Genugtuung über eine langjährige parlamentarische Tätigkeit mit, an deren Anfang die Jungfernrede in der Zweiten Badischen Kammer zu Karlsruhe, 1837, gestanden hatte und die als „Fabrikrede“ bis in die Gegenwart Beachtung findet, weil sie ihrer Zeit voraus war. Der andere, nicht zu überhörende Unterton zeigt den Vorsatz, sich nicht mehr ohne Rücksicht auf die eigene Gesundheit zu verkämpfen, weil sonst die Depression den Mann wiederum einholen könnte, die ihn wenige Jahre zuvor zum dreimonatigen Aufenthalt in einem psychiatrischen Krankenhaus gezwungen hatte.

Mit allzu großer Begeisterung dürfte B. nicht nach Berlin gefahren sein. Die Hauptstadt, für die er zeitlebens gekämpft hatte, war Wien, nicht Berlin. B. hatte eine Einigung der deutschen Lande unter der Krone des österreichischen Kaisers vorgeschwebt. Der hatte 1806 unter dem Druck Napoleons die deutsche Krone abgelegt. Daran wollte der historisch denkende B. wieder anknüpfen. Dabei hatte er nicht den Eindruck, verzweifelt das Rad der Geschichte zurück drehen zu wollen. Als Süddeutscher empfand er eine geschichtlich gewachsene Anhänglichkeit an Österreich und eine landsmannschaftliche Abneigung gegen Preußen.

Der Bildung des Deutschen Reiches waren die nationalen Versammlungen in der Frankfurter Paulskirche voraus gegangen, wo B. 1849 mit seiner Idee von der „großdeutschen“ Einigung Deutschlands unter Österreichs Kaiserkrone überstimmt wurde. In der politischen Wirklichkeit führte der König von Preußen im Norddeutschen Bund die Länder nördlich der



Franz Joseph von Buß  
in den letzten Lebensjahren.

*Franz Joseph von Buß in den  
letzten Lebensjahren.*

*Aus: Franz Dor: Franz Joseph  
von Buß ..., Freiburg 1911.*

Mainlinie zusammen. Als es 1870 zum Krieg gegen Frankreich kam, schlossen sich auch die Süddeutschen an. Zum Dank durfte der badische Großherzog bei der Proklamation des deutschen Kaisers in Versailles den ersten Toast ausbringen.<sup>3</sup> Auch B. gab, beeindruckt von den „Waffenthaten des Heeres“<sup>4</sup> gegen Frankreich, den Widerstand gegen die Kaiserwürde für den preußischen König auf.

Hartnäckig verteidigt B. jedoch nach wie vor den Föderalismus gegenüber der Neigung zum Einheitsstaat. Bei Deutschland solle es sich um einen Bund weithin sich selbst verwaltender Länder handeln. Dies wird deutlich bei der Debatte über deutschlandweite Impfungen zur Vermeidung von Epidemien. Strittig war nicht nur die Frage, ob etwa der Pockengefahr mit einem Impfwang begegnet werden sollte, durch Androhung von Geld- oder gar Haftstrafen, sondern ob die Überwachung durch ein noch einzurichtendes „Reichs-Gesundheits-Amt“ erfolgen sollte. Der vielseitige B., der sich auf seine Kenntnis als „Doktor der Medizin“ berufen konnte, lehnte den Zwang ab und vertraute auf die Einsicht der Menschen. Darüber hinaus sprach er sich entschieden gegen eine deutsche Zentralbehörde aus, da die Landesgesundheitsämter der Aufgabe voll gerecht werden könnten.<sup>5</sup>

Die Selbstständigkeit der Länder war im neuen Deutschen Reich durch die Existenz des Bundesrates grundsätzlich gewährleistet. Dort saßen die Vertreter der regierenden Herzöge, Fürsten und Könige. Reichskanzler

Fürst von Bismarck fühlte sich dieser Kammer stärker verpflichtet als dem Reichstag, in dem „nur“ die gewählten Volksvertreter saßen. Er ließ daher seine Gesetzesinitiativen im Reichstag von Kommissären des Bundesrats begründen und verteidigen. Gegebenenfalls konnte Bismarck mit Zustimmung des Bundesrats den Reichstag auflösen.

Als Föderalist erwies sich B. auch in der Frage der Gerichtsbarkeit als er die Bildung von Reichsgerichten ablehnte, weil ihm Oberlandesgerichte durchaus genügten.<sup>6</sup> Zu einer Vereinheitlichung der Rechtsprechung würden die Juristischen Fakultäten beitragen, die die kommenden Richter ausbilden. Als Professor für Staats- und Kirchenrecht, dachte B. dabei durchaus an die Rolle des eigenen Standes.<sup>7</sup>

Bei der politischen Bewertung tauchen bei B. immer wieder die Begriffe „mechanisch“ und „organisch“ auf.<sup>8</sup> Eine Revolution war für ihn etwas Künstliches, das in den Gehirnen ausgeheckt war, aber mit der Wirklichkeit nicht zusammen ging und daher dem Leben schadete. Dem gegenüber sollten sich das politisch und historisch gewachsene Leben und seine Einrichtungen organisch weiterentwickeln. Der Streit, wann die allmähliche Entwicklung aufhört und der revolutionäre Sprung beginnt, lässt sich allerdings objektiv nicht entscheiden, auch wenn B. immer wieder diesen Eindruck zu erwecken versucht.

Eine anfänglich stiefmütterliche Behandlung des Reichstags, sei es durch Bismarck oder den Kaiser selbst, zeigte sich in der Bescheidenheit des zugewiesenen Tagungsortes. Das umgebaute Herrenhaus der verlegten königlichen Porzellanmanufaktur musste den 243 Abgeordneten 22 Jahre lang genügen. So lange dauerte es, bis der heute aufwändig wiederhergestellte und vom Deutschen Bundestag neuerlich bezogene Prachtbau des Architekten Wallot eingeweiht wurde.<sup>9</sup>

„Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen, verordnen im Namen des Deutschen Reichs, nach erfolgter Zustimmung des Bundesraths und des Reichstags, was folgt.“ So lautete die damals übliche Einleitung zu einem Gesetz. Am 4. Mai 1874 setzte Kaiser Wilhelm I. Unterschrift und Siegel unter ein „Gesetz, betreffend die Verhinderung der unbefugten Ausübung von Kirchenämtern“<sup>10</sup>. Der Inhalt mutet aus heutiger Sicht befremdlich an. Er wird einer Epoche zugeordnet, für die sich die Bezeichnung „Kulturkampf“ durchgesetzt hat. In Wahrheit verbarg sich dahinter ein massiver Konflikt mit der kath. Kirche.

Für B. war dieser Streit zwischen Staat und Kirche nicht neu. Bereits in der bad. Kammer hatte B. engagiert Stellung bezogen. Im Grunde ging es dabei um die Trennung von Staat und Kirche, wie sie in Deutschland 1803 – also im Geburtsjahr von B. – mit der Verstaatlichung von Kirchengütern einschneidend begonnen hatte. Nach der materiellen Beschneidung der Kirche sollte auch ihr gesellschaftlich-kultureller Einfluss gemindert werden. Bei dieser Auseinandersetzung stand B. zwar nicht von Anfang an,

aber doch seit seiner Übernahme eines politischen Mandats auf Seiten der kath. Kirche, was keineswegs für alle kath. Zeitgenossen gesagt werden kann. Manche hatten den Eindruck B. gebe sich in der Zeit des Umbruchs päpstlicher als der Papst. So scheint z. B. Bischof v. Ketteler, Mainz, eine moderate Stellung im Kirchenstreit eingenommen zu haben.<sup>11</sup>

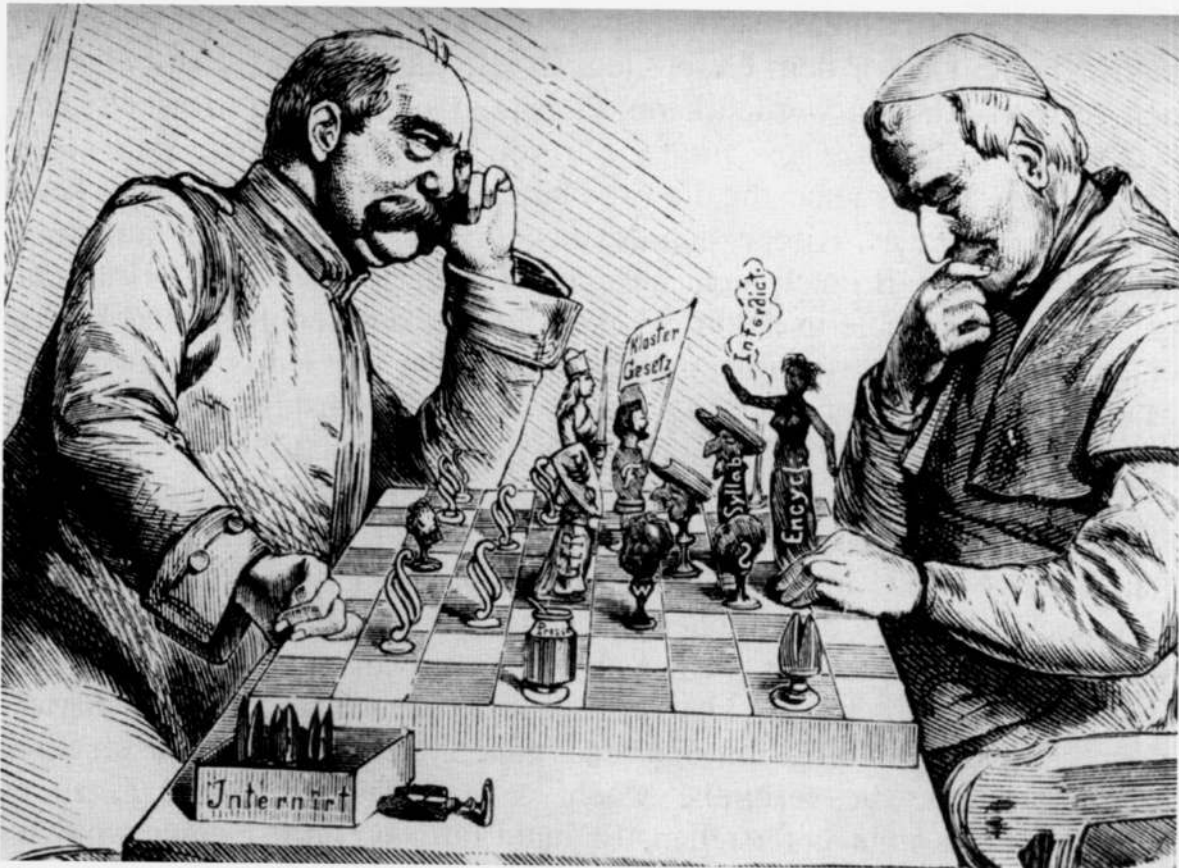
Um dem Streit mit der kath. Kirche aus dem Wege zu gehen, musste der Staat sich in Bereiche einmischen, die früher der Kirche zustanden. Ein auffälliges Beispiel ist die Ehe. Da der Erzbischof von Köln nicht bereit war, eine Mischehe zwischen Katholiken und Protestanten ohne Konversion zuzulassen, wurde er 1837 von der damals preußischen Regierung in Haft genommen. In der Folge wurde die Zivilehe eingeführt. Den Standesbeamten interessieren die konfessionellen Unterschiede nicht. Damit wurde staatlicherseits auch eine Ehescheidung möglich, die es für die kath. Kirche bis heute nicht gibt.

B. war noch 1874 der Meinung, die Ehe sei einzig Sache der Kirche und es bedürfe daher keiner staatlichen Ehegerichtsbarkeit. Als er vor dem Reichstag sogar seiner Befürchtung Ausdruck verlieh, er könne aus der kath. Kirche ausgeschlossen werden, wenn er ein staatliches Ehegericht anerkenne, erntete er Heiterkeit und Gelächter, wie die Protokollanten festgehalten haben.<sup>12</sup> Unter den Spöttern tat sich ausgerechnet der Abgeordnete Bär aus Offenburg hervor, der die Äußerung von B. der „Komik“ zuordnete.<sup>13</sup> Die Kritik eines Landsmannes aus der näheren Heimat dürfte B. besonders geschmerzt haben. In der Debatte, bei der es um eine für Deutschland einheitliche Ordnung für Prozesse in Zivil- und Strafsachen ging, befremdete die von B. bekundete Kirchenabhängigkeit selbst seine Kollegen von der „kath. Fraktion“. Kein Wunder, da sich B. bei seiner Befürchtung, der Exkommunikation zu verfallen, auf das Konzil von Trient 1545 berief.<sup>14</sup>

In Preußen schlug sich die Auseinandersetzung mit der kath. Kirche in den so genannten „Maigesetzen“ des Landtags nieder. Im Einzelnen ging es um den „Kanzelparagraphen“ (1871), wonach kein Pfarrer ein politisches Thema derart aufgreifen durfte, dass der politische Friede gestört wurde. 1872 wurden die Jesuiten und die anderen Männerorden, soweit sie nicht im Krankendienst tätig waren, verboten. Die Bischöfe durften nur solche Pfarrer einsetzen, die ein staatlich anerkanntes „Kulturexamen“ in Philosophie abgelegt hatten. Sie durften auch keine Pfarrer des Amtes entheben oder versetzen, ohne die Genehmigung des Staates eingeholt zu haben.<sup>15</sup> Dadurch wolle man die Pfarrer vor der Willkür ihrer Vorgesetzten schützen, war die Begründung des liberalen Rechtsstaats. Wenn sich die Bischöfe und Pfarrer weigerten, diese Bestimmung einzuhalten, konnten ihnen die Gehälter gesperrt werden. Sollte diese Maßnahme nicht fruchten, so drohte ihnen die Haft.

Die Mehrheit der preußischen Landtagsabgeordneten dachten, die Drohungen würden die Kirchenmänner zur „Vernunft“ bringen. Die Bischöfe





Der Kulturkampf als Schachpartie Bismarcks mit dem Papst. Karikatur in der satirischen Zeitschrift „Kladderadatsch“.

Aus: Fragen an die deutsche Geschichte (Ausstellungskatalog), Bonn 1981, 231.

leisteten jedoch heftigen Widerstand in dem sie wider Erwarten das Gefängnis dem Gehorsam vorzogen. Deshalb ließ Bismarck die preußischen Gesetze in den Reichstag einbringen, um sie zu Reichsgesetzen zu erheben und sie mit einer unerhörten Strafverschärfung zu versehen, weil offensichtlich Geldstrafen und Inhaftierungen den Klerus unbeeindruckt gelassen hatten. Falls ein Bischof oder ein Pfarrer das Kirchengesetz missachtet, soll er zunächst aus seinem Ort verwiesen werden. Zeigt diese Maßnahme keine Wirkung, soll er aus dem Bundesgebiet ins Ausland abgeschoben werden.<sup>16</sup>

Damit war formal auch die Behandlung der ursprünglichen Landesgesetze im Reichstag begründet, weil nur in einem Reichsgesetz der Verlust des Staatsbürgerrechts geregelt werden konnte. Begründet wurde die harte Maßnahme mit dem aktiven Widerstand gegen die Staatsgewalt und die damit angeblich verbundene Missachtung des Staates überhaupt. Die Vertreter des Zentrums konnten diese revolutionäre Haltung bei den Bischöfen nicht entdecken, da diese die bisherigen Strafmaßnahmen geduldig hingenommen hätten. Es handle sich also nur um einen passiven Widerstand aus Gewissensgründen, der in einem liberalen Staat hingenommen werden müsse.<sup>17</sup>

In der Praxis richteten sich diese „Kulturkampfgesetze“ nur gegen die kath. Kirche. Da vor dem Gesetz jedoch alle gleich sein sollen und nicht der Vorwurf erhoben werden kann, es handle sich um ein „Ausnahmege-  
setz“, war im Gesetzestext immer nur von „Religionsdienern“ die Rede. Theoretisch galt es auch für die ev. Pfarrer. Dort machte es jedoch keine Probleme, da die ev. Kirche sich organisatorisch dem Landesherren unterstellte.<sup>18</sup> Es ist z. B. auch nicht bekannt, dass der 1878 zum ev. Hofprediger in Berlin avancierte Adolf Stöcker, der auf der sonntäglichen Kanzel einen massiven Antisemitismus vertrat und der im Übrigen mit einem Mandat der Konservativen Partei Bismarcks im Reichstag saß, jemals mit dem Kanzelparagraphen Schwierigkeiten bekommen hat.<sup>19</sup>

Warum Bismarck sich derart mit der kath. Kirche anlegte, dürfte zwei Gründe gehabt haben. Erstens sah der Reichskanzler im neu gewählten Reichstag von 1871 in der Gründung des Zentrums als einer rein kath. Partei eine Störung des öffentlichen Friedens, wie zumindest von einem Gesinnungsfreund behauptet wird.<sup>20</sup> Was Konservative und ihre liberalen Gegenspieler wollten, war klar. Was aber wollten Katholiken als Partei? Kann es ihnen überhaupt um den Staat gehen oder haben sie nur im Sinn, für ihrer Kirche die verlorene Macht wieder zu gewinnen?<sup>21</sup> Letzteres möchte ich B. nicht unterstellen. Er hatte durchaus das Gemeinwohl im Sinn. Aber er konnte sich den Weg dorthin nur als katholischen denken.

Am Beispiel der Schule wird der Konfessionalismus von B. deutlich. In romantischer Verklärung des Mittelalters sah der hoch gebildete Mann in der Kirche die Wiege der Kultur. Daher wollte er nicht akzeptieren, dass der Staat im 19. Jh. der Kirche die Leitung der Schule aus der Hand nehmen und sie staatlich vereidigten Schulräten anvertrauen musste. B. war über diese Entwicklung so unglücklich, dass er dem staatlichen Schulwesen erzieherischen Bankrott voraus sagte.<sup>22</sup>

Der zweite Grund für die feindselige Haltung Bismarcks gegenüber der kath. Kirche lag in der Verkündigung des Dogmas von der Unfehlbarkeit des Papstes durch das Vatikanische Konzil 1870. B. beteuerte im Reichstag, wie die anderen Zentrumsabgeordneten, dass dieses Dogma nichts an der Loyalität der Katholiken gegenüber dem Staat ändern würde. Es handle sich um eine „reine Haussache der Katholiken“<sup>23</sup>, in die sich der Staat im Sinne der Religionsfreiheit nicht einzumischen habe. Das Dogma von der Unfehlbarkeit bringe im Übrigen nichts Neues, sondern definiere lediglich ein Verständnis des päpstlichen Lehramtes, wie es schon immer gegolten habe.<sup>24</sup>

Bismarck und seine Gesinnungsfreunde im Reichstag fürchteten eine Einschwörung der Bischöfe und des Klerus auf den Papst. Dadurch werde die Vaterlandsliebe an die zweite Stelle gesetzt und die Treue der Bürger zum Staat untergraben. Da half es nichts, wenn B. in der Unfehlbarkeitserklärung eine Stärkung der monarchischen Regierungsform in der kath. Kir-

che sah, die ergänzt werde durch das „aristokratische Element“ der Bischöfe und das „demokratische Element jedes Getauften“<sup>25</sup>. Mit dieser Argumentation hoffte B. die konservativen und nationalliberalen Monarchisten sowie die republikanisch gesinnten Sozialdemokraten versöhnlich zu stimmen – ohne Erfolg. Mit 214 Ja- gegen 108 Nein-Stimmen bei nur einer Enthaltung wurde das „Gesetz, betreffend die Verhinderung der unbefugten Ausübung von Kirchenämtern“, das B. als eine einzige Ächtung<sup>26</sup> der kath. Kirche bezeichnete, angenommen.<sup>27</sup>

Die Befürworter dieses Ausnahmegesetzes wollten den Widerstand der Kleriker brechen, die sich eine staatliche Einmischung bei der Besetzung einer Pfarrstelle verbat und die Selbstverwaltung der Kirche in allen religiösen Belangen als etwas Selbstverständliches forderten. In gewisser Weise erhob der liberale Staat nunmehr den selben Absolutheitsanspruch, mit dem die Kirche im Mittelalter versuchte, sich den Staat botmäßig zu machen. Der Abgeordnete Graf Frankenberg sah in der dreifachen Papstkrone den symbolischen Ausdruck<sup>28</sup> für jenes angemaßte höhere Königtum der Kirche. Mit dem vom Abgeordneten von Saucken-Tarputschen verlangten „Oberhoheitsrecht des Staates“<sup>29</sup> über die Kirche wurde der Spieß nur umgedreht. Dass es gerade auch liberale Abgeordnete waren, die einem absoluten Staat das Wort redeten, wirkte auf das Zentrum als Widerspruch zur ansonsten von den Liberalen geforderten Religionsfreiheit. Letztere waren aber der Meinung das Grundrecht beziehe sich nur auf die Überzeugung des Einzelnen,<sup>30</sup> nicht auf die kirchliche Ausübung der Religion. Der Einzelne sei vor einer autoritären Kirche zu schützen.

Bei der namentlichen Abstimmung über das Kirchenamtsgesetz fehlten die führenden Sozialisten bzw. Sozialdemokraten Liebknecht und Bebel. Sie waren vermutlich nicht für dieses Gesetz, sahen aber auch keinen Grund, sich für die Autonomie der Kirche stark zu machen. Später hat Bismarck in den Sozialdemokraten in ähnlicher Weise „vaterlandslose Gesellen“ gewittert wie in den Katholiken. Als es 1878 im Reichstag zur Abstimmung über ein „Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie“ kam, das den Sozialisten zwar nicht die Partei-, wohl aber jegliche Vereinstätigkeit untersagte, stimmte das Zentrum dagegen, wohl deswegen, weil es sich dabei an die Zurücksetzung der eigenen Kirche erinnert fühlte. Die befürwortenden Stimmen von Nationalliberalen und Konservativen genügten jedoch für eine Mehrheit.

Beide Gesetze erwiesen sich als politische Fehler. Die Nichtverlängerung des Sozialistengesetzes im Reichstag bedeutete eine ziemliche Niederlage für den eisernen Kanzler, die zu seiner Amtsmüdigkeit beitrug. Als der „Lotse von Bord“ gegangen war, konnte am 6. Mai 1890 auch das „Kirchenamtsgesetz“<sup>31</sup> eingezogen werden. B. hat dies freilich nicht mehr erlebt. Er war am 31. Januar 1878 gestorben. Seine entschiedene und offene Art für seine Überzeugung einzutreten, hatte ihm übrigens bei Bismarck

durchaus Anerkennung eingetragen, der ihn von den Debatten in der Frankfurter Nationalversammlung kannte und ihn in Berlin mehrere Male zu seinen Abenden eingeladen hat.<sup>32</sup>

#### Anmerkungen

- 1 Die Reichstagsprotokolle sind im Internet verfügbar unter <http://mdz.bib-bvb.de/dig-bib/reichstag/>. Sie werden zitiert mit dem Datum der Sitzung und der Seitenangabe. Hier: 21.4.1874, 998.
- 2 Dor, Franz: Franz Joseph Ritter von Buß in seinem Leben und Wirken geschildert, Freiburg i.Br. 1911, 178
- 3 Proske, Rüdiger (Hrsg.): Die Deutsche Geschichte, Band 3, 1776–1944, Braunschweig 2001, 387
- 4 21.4.1874, 1000
- 5 9.3.1874, 268–270
- 6 27.11.1874, 356
- 7 Ebd.
- 8 21.4.1874, 1000
- 9 <http://www.deutsche-schutzgebiete.de/reichstag.htm>.
- 10 Reichsgesetzblatt vom 4.5.1874, 43–44; Bundesarchiv Berlin
- 11 Vgl. 21.4.1874, 1010
- 12 27.11.1874, 357
- 13 27.11.1874, 362
- 14 27.11.1874, 357
- 15 21.4.1874, 986
- 16 Reichsgesetzblatt vom 4.5.1874, 43, § 1; Bundesarchiv Berlin
- 17 21.4.1874, 989
- 18 Erst nach dem Ersten Weltkrieg, als die Landesherren vertrieben wurden, setzte die ev. Kirche Bischöfe ein.
- 19 Zum Antisemitismus Adolf Stöckers siehe Rengstorf, Karl Heinrich/Kortzfleisch, Siegfried (Hrsg.): Kirche und Synagoge, Band II, Stuttgart 1970, 297 ff.
- 20 21.4.1874, 1011; siehe auch Ullrich, Volker: Die nervöse Großmacht 1871–1918. Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreichs, Frankfurt a.M. 1997, 46.
- 21 21.4.1874, 1009
- 22 Buß: „Ich werde es nicht mehr erleben, aber Sie (nach links gewendet) werden die Früchte dieser heillosen Saat ernten.“ 21.4.1874, 1002.
- 23 21.4.1874, 1000
- 24 Ebd.
- 25 Ebd.
- 26 21.4.1874, 1003
- 27 21.4.1874, 1147
- 28 21.4.1874, 1009
- 29 21.4.1874, 1004
- 30 Ebd.
- 31 Reichsgesetzblatt vom 6.5.1890, 65; Bundesarchiv Berlin
- 32 Dor, Franz: Franz Joseph Ritter von Buß, Freiburg 1911, 179

## Grußwort zur Vorstellung des Buches über die Synagoge Kippenheim, vorgelesen am 10. November 2002

*Peter Stein*

Wenn ich heute an meinem 80. Geburtstag nach Kippenheim gekommen bin, um Ihnen als Nachfahre von Kippenheimer Juden meinen Dank für Ihre große Mühe und Ihren Einsatz für die Erhaltung und Würdigung der Zeugen aus Stein abzustatten, welche die einstmalige Anwesenheit von Juden an diesem lieblichen Ort dokumentieren, so bedarf dies einer Rechtfertigung.

Nachweislich war mir nämlich noch vor zehn Jahren die Existenz dieses Dorfes völlig unbekannt, habe ich doch in der Zeitschrift für jüdische Genealogie (Maajan Heft 25/1992/4, S. 514) eine Anfrage folgenden Inhalts erscheinen lassen.

F. Nr. 73 (25): **RIPPENHEIM**

Meine Urgrossmutter, geborene Sophie **GUT**, geb. 25.7.1793, gestorben 17.1.1867, verheiratet mit Josua Marx Guggenheim, stammt aus Gailingen. Deren Mutter, geborene Babette Josua **OPPENHEIM**, geb. am 5.9.1760, gest. am 1.1.1816, stammt aus **RIPPENHEIM**. Wer hat Unterlagen von diesem Ort?

Dr. Peter Stein

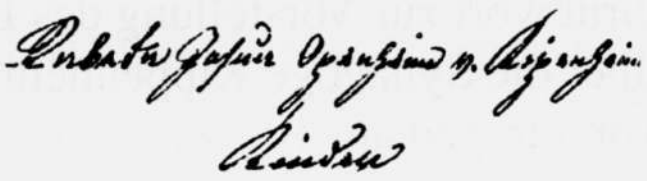
Freundliche Leser machten mich darauf aufmerksam, dass

1. der fragliche Ort nicht Rippenheim, sondern Kippenheim heiße und dass
2. der Familienname der Urgrossmutter nicht Oppenheim, sondern Uffenheimer sei.

Zu meiner Entschuldigung kann ich mich darauf berufen, dass mein Vetter Charles Guggenheim sich am 18. Juni 1940 nach dem Zusammenbruch Frankreichs vom Gemeinderat von Lengnau (Aargau) einen Staatsangehörigkeitsausweis beschafft hatte in der Hoffnung auf gnädige Behandlung im Hinblick auf die lange Anwesenheit der Familie in der Schweiz, falls die deutschen Truppen hier einmarschieren sollten. In dieser Urkunde bestätigt der Gemeinderat, dass ...

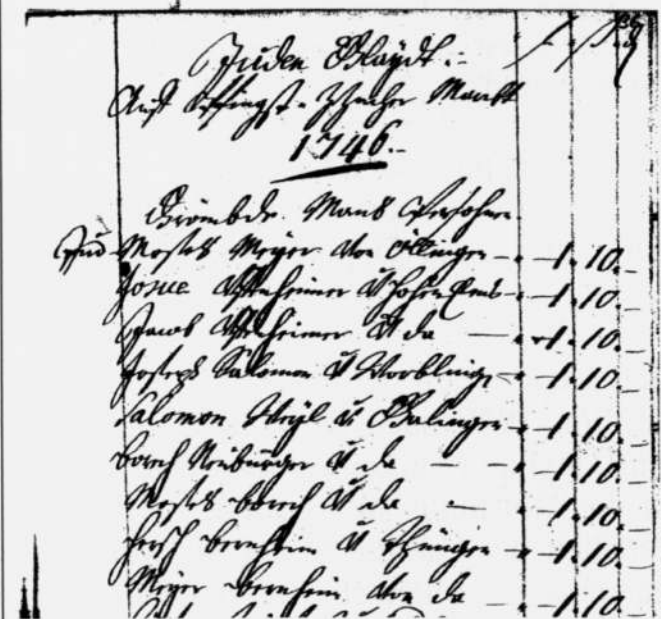
... Guggenheim Marx, geb. am 24. Dezember 1756 und seine Ehefrau Babetta Josua geb. Oppenheim, geb. am 5. Februar 1760, sowie auch seine UrUrUrUr- Grosseltern als Guggenheim Moses, geb. am 16. April 1730 und der Lea geb. Guggenheim geb. am 28. Mai 1734 s t e t s Schweizerbürger waren und nicht naturalisierter Abstammung sind.

Diese Urkunde stützt sich ihrerseits auf einen Eintrag in Folio 74 des Bürgerregisters von Lengnau, der allerdings für Ungeübte nicht leicht zu lesen und seinerseits unzutreffend war. Rebekka wurde falsch als Babetta gelesen, Kippenheim später als Rippenheim.



Rebeka Josua Oppenheim v. Kippenheim

Oppenheim war ein den Lengnauern vertrautes Geschlecht, brachte doch die Tochter des 1741 verstorbenen angesehenen Gemeindevorstehers Jacob Guggenheim, Rahel, aus ihrer zweiten Ehe, die sie in Metz mit Alcan Oppenheim geschlossen hatte, nach dessen Tod zwei Söhne mit Namen Oppenheim mit in die Schweiz. Das ursprünglich aus Innsbruck stammende und dann im vorderösterreichischen Hohenems ansässige Geschlecht der Uffenheimer war weniger bekannt, wengleich die Uffenheimer die Messen im nahe gelegenen Zurzach regelmäßig besuchten, so auch Rebekkas Vater Josua im Jahre 1746, was sich aus der Rechnung über bezahlte Geleitgelder „auff Pffingst-Zurzacher-Markt“ ergibt.



Zwischen Bericht:	
Auf Pffingst-Zurzacher Markt	
1746.	
Erwinbdr. Mund Guggen	
Josua Oppenheimer v. Kippenheim	1.10.
Jacob Oppenheimer v. Kippenheim	1.10.
Josua Oppenheimer v. Kippenheim	1.10.
Josua Oppenheimer v. Kippenheim	1.10.
Salomon Oppenheimer v. Kippenheim	1.10.
Josua Oppenheimer v. Kippenheim	1.10.
Josua Oppenheimer v. Kippenheim	1.10.
Josua Oppenheimer v. Kippenheim	1.10.
Josua Oppenheimer v. Kippenheim	1.10.
Josua Oppenheimer v. Kippenheim	1.10.

So war es dann dank des Artikels unseres Herrn Jürgen Stude, den hier zu begrüßen ich die Ehre habe, ein leichtes, mehr über Josua Uffenheimer zu erfahren, der sich bald in Kippenheim niederlassen sollte. Der besagte Aufsatz trägt den Titel „Der Kaiserlich-Königliche ‚Fabriquewesen-Entrepreneur‘ Josua Uffenheimer aus Kippenheim“ und ist im Werk „Schicksal und Geschichte der jüdischen Gemeinden“ (S. 362) erschienen. Hier ist zu erfahren, wie Uffenheimer einerseits Inhaber des Innsbrucker Salzmonopols

war und als Wirtschaftspionier Süddeutschlands eine Woll-, Leinen- und Seidenfabrik in Breisach übernahm und gar 1764 im dortigen Arbeitshaus eine Florettseidenfabrik einrichtete. Nach dem Tod Josuas 1785 gab es in Kippenheim keine Uffenheimer mehr (wohl aber in Breisach).

Dies ist also meine Beziehung zu Kippenheim von seiten meiner *Mutter* her.

Zu bemerken ist ferner, dass der Sohn der besagten Ehegatten Marx und Rebekka Guggenheim, geborene Uffenheimer, nämlich *Josua* (der den Namen seines verstorbenen Großvaters Uffenheimer weiterführte), von der Regierung des Kantons Aargau gezwungen wurde, das Amt des jüdischen Gemeindevorstehers in Lengnau zu übernehmen (das niemand haben wollte). Unter seiner Vorsteherschaft wurde der Neubau der Synagoge in die Wege geleitet. Am 6. August 1847 wurde sie eingeweiht. Da sie wegen der Abwanderung der Juden in die Städte nur noch selten zum Gottesdienst gebraucht wird ( etwa für eine Bar Mitzwah oder eine Hochzeit), ist sie einer Stiftung übergeben worden, deren Stiftungsrat anzugehören ich die Ehre habe.

Gestatten Sie mir eine Grußadresse der Präsidentin der Stiftung vorzulesen:

*Der Stiftungsrat der Stiftung für die Gemeindegüter von Neu-Lengnau gratuliert dem Förderverein herzlichst zur Herausgabe des Buches:  
„Gedächtnis aus Stein – die Synagoge in Kippenheim 1852–2002“  
Mit besten Grüßen und Wünschen aus Lengnau im Namen des Stiftungsrates  
Rachela Oppenheim  
Präsidentin*

Erst später, nach dem Erscheinen des Werks von Bamberger über den Judenfriedhof von Schmieheim, ist die Herkunft meines Vaters auch aus Kippenheim zu Tage getreten.

Da ist einmal der Eintrag im Ortssippenbuch von Nonnenweier betreffend Eheschließung vom 6. Juni 1838:

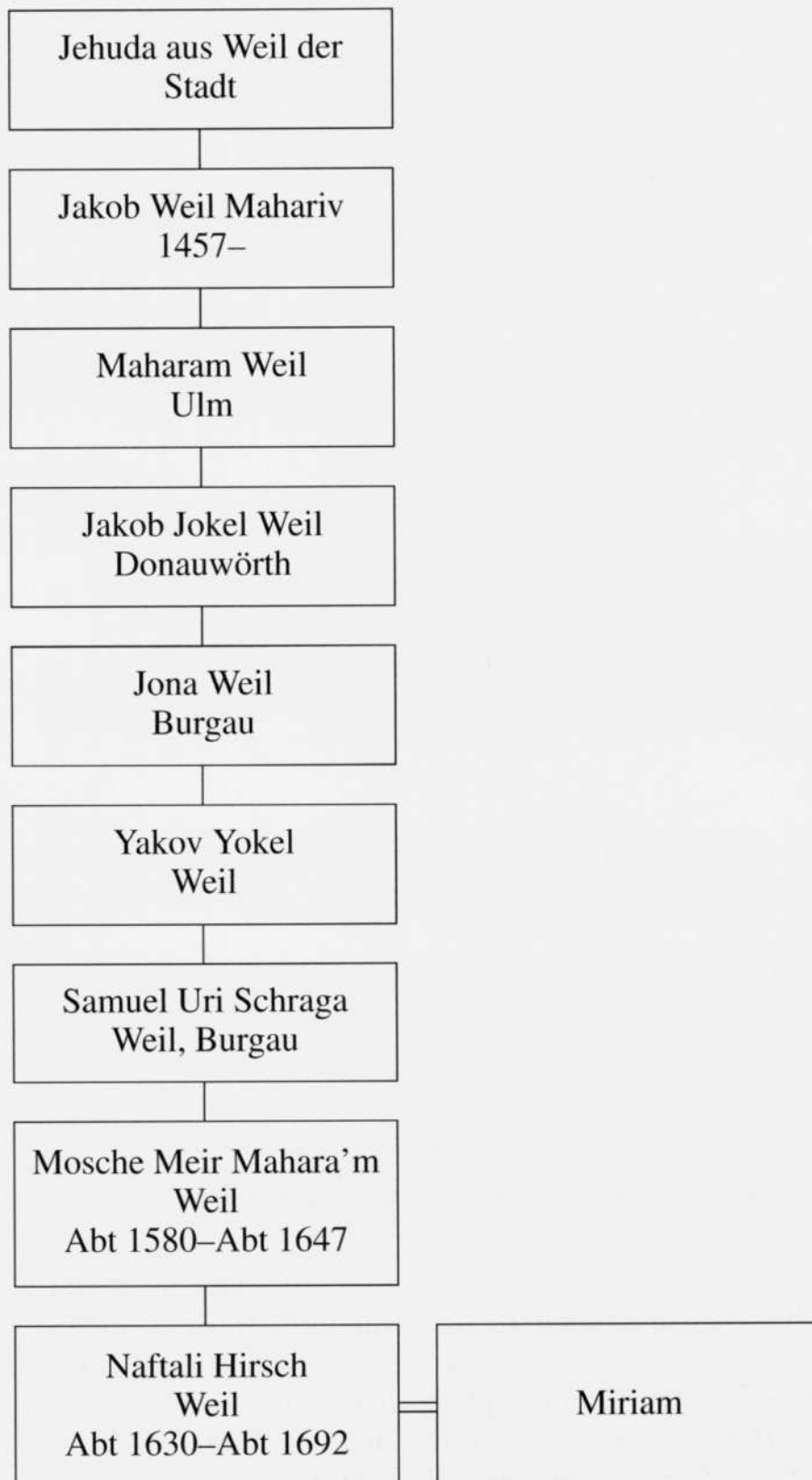
S t e i n

3591 ∞ 6.6.1838: Marx Wolf Stein <S.d. Lemle St., Vorsteher in Diersburg, u.d. Regina geb.Maier>, Handelsmann, u. Helene Weil <T.d. Lazarus W., Vorsteher in Kippenheim, u.d. Marle geb.Valfer>.

Damit ist also erstellt, dass der Vater meiner Urgroßmutter Helene, Lazarus Weil, schon 1838 Vorsteher der Juden zu Kippenheim war. Er ist es während der mit der durch Einberufung einer Gemeindeversammlung auf den 17. August 1843 eingeleiteten Planungsphase der heute noch stehenden Synagoge geblieben, durfte aber deren Einweihung im Jahre 1852 nicht mehr erleben, da er bereits am 5. September 1849 starb.

Die *Familie Weil* kann auf eine viel längere Anwesenheit in Südbaden zurückblicken als die Uffenheimer.

### Nachfahren des Jehuda aus Weil der Stadt



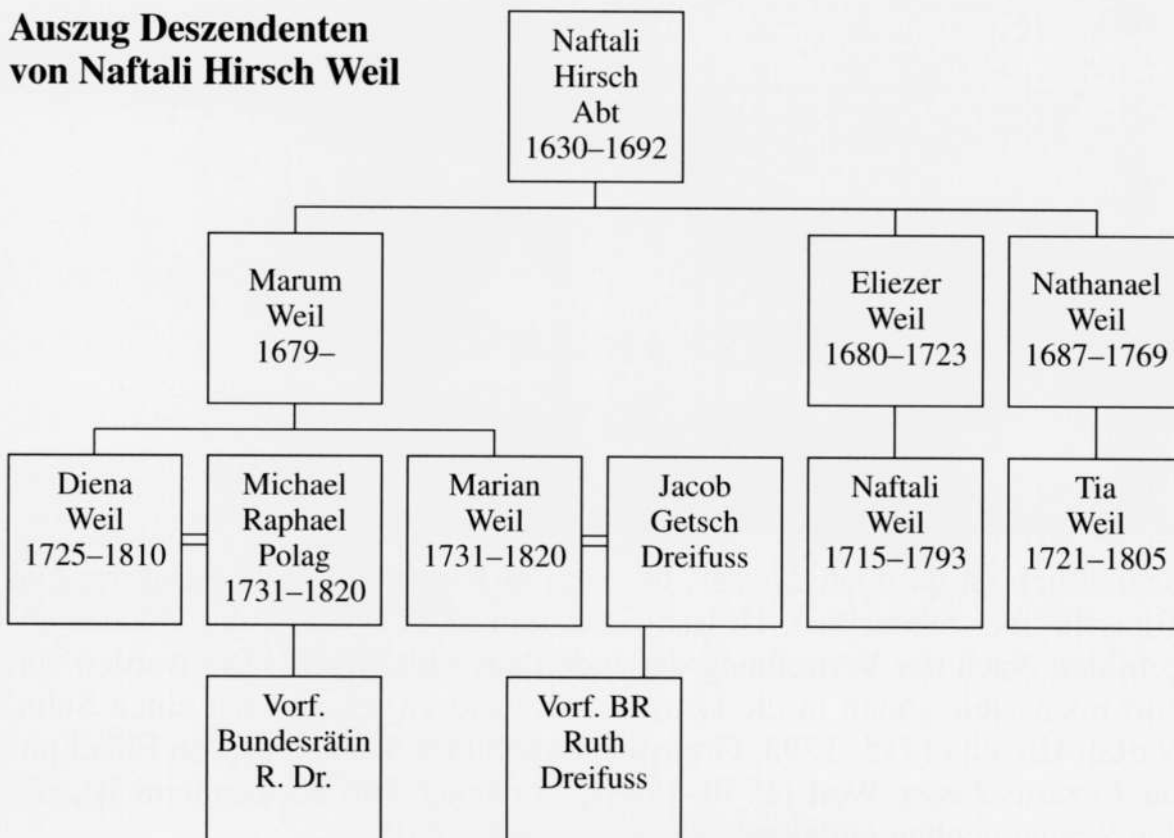


Stammvater ist Jehuda aus Weil der Stadt, aus welchem Ort der Familienname abzuleiten ist. Sein Sohn Jakob, geboren 1457, war ein angesehener Rabbiner, der in allen einschlägigen jüdischen Lexika als Koryphäe erwähnt wird (Mahari'v). Auch die nachfolgenden Abkömmlinge übten das Rabbineramt aus, Maharam in Ulm, Jakob Jokel in Donauwörth, Jona in Burgau, Samuel Uri Schraga war als Rabbiner bestellt über Burgau, Schwaben und die Schweiz und ebenso dessen Sohn Mosche Meir Mahara'm (gest. 1647). Dieser Name Maharam lässt auf eine Abstammung (mütterlicherseits) von Rabbi Meir von Rothenburg schließen, der von Kaiser Rudolf II. eingekerkert wurde und dessen Leichnam nach dem Ableben im Zuchthaus von Ensisheim erst nach 14 Jahren gegen eine beträchtliche Lösegeldzahlung zur Bestattung in Worms freigegeben wurde, wo der Grabstein heute noch steht.

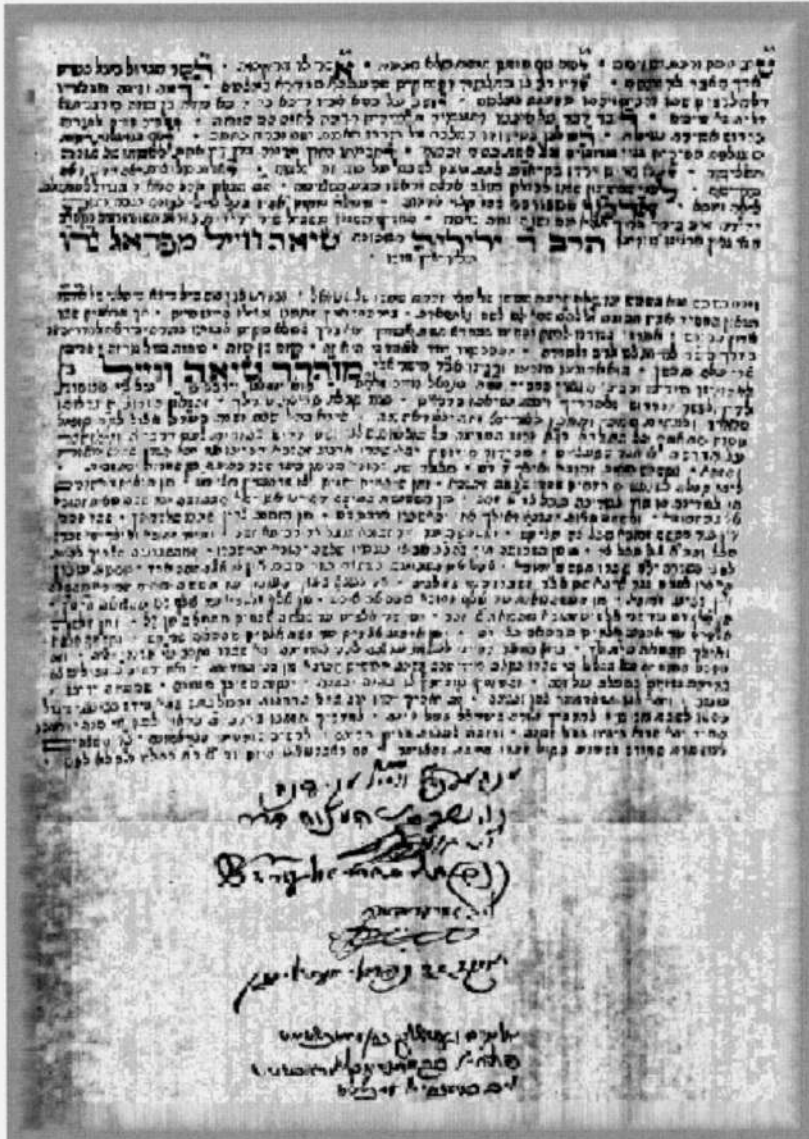
Naftali Hirsch Weil wendet sich nach Stühlingen und wird dort 1692 ermordet. Von seinen Söhnen sind wenigstens deren drei Stammvater prominenter Nachkommen.

Der älteste Sohn *Marum* hat unter anderen zwei Töchter, Diena und Marian, welche beide nach Endingen in der Schweiz heiraten, nämlich die eine den Michel Raphael Pollag und die andere Jakob Getsch Dreifuss. Beide Ehepaare sind Vorfahren unserer heutigen schweizerischen Innenministerin, der Frau Bundesrat Ruth Dreifuss. Sie war die erste Frau und die erste Jüdin im Amt eines Bundespräsidenten der Eidgenossenschaft.

### Auszug Deszendenten von Naftali Hirsch Weil



Ein weiterer Sohn *Nathanael* (1687–1769) wird Oberlandrabbiner zu Karlsruhe (vgl. Leopold Löwenstein, *Nathanael Weil, Oberlandrabbiner in Karlsruhe und seine Familie*, in: *Beiträge zur Geschichte der Juden in Deutschland*, Frankfurt a. M. 1898). Nach seinem Hinschied übernimmt sein Sohn Tia dieses Amt. Am 5. Februar 1772 schenkt er der „Hochfürstlichen Bibliothec in Karlsruhe ein jüdisches Ceremonial Bettbuch“ aus dem Jahre 1292. Hier sei der Anstellungsvertrag (Rabbonusbrief) von Rabbiner Tia Weil wiedergegeben:



Schließlich ist da noch *Eliezer*, der sich in Kippenheim als Gelehrter und Toraschreiber niederlässt. Dessen Grabstein ist auf S. 113 des Buches abgebildet. Nach der Vertreibung der Juden aus Stühlingen 1743 werden von dort noch viele Juden in die Ortenau auswandern. Eliezer hat einen Sohn, Naftali Hirsch (1715–1793, Grabstein abgebildet S. 121), dessen Enkel unser Lazarus Leser Weil (1779–1749), Vorsteher von Kippenheim ist, der den Synagogenbau einleitete.

Man beachte die Folge der Vornamen, die strikte der Regel folgt, wonach der Knabe den Namen seines letztverstorbenen Vorfahren erhält, damit dieser in ihm weiterlebe, wobei diese Vornamen allerdings dem Geschmack der Zeit angepasst wurden.

So folgt auf den Toraschreiber Eliezer der Vorsteher Lazarus Leser und dann dessen Enkel Ludwig Louis, mein Großvater, der von Diersburg über Offenburg nach Basel gelangte und nun schließlich mein hier neben seinen Schwestern Evelyn und Marion anwesender, in Südafrika geborener Neffe Rene *Lewis* Stein.

Der heute wohl bekannteste Träger des Namens Weill (nun mit Doppel-„l“ geschrieben) ist der namentlich durch die Vertonung von Bert Brechts Dreigroschenoper bekannt gewordene Kurt Weill (1900–1935). Sein Vater Albert war schon Kantor. Er folgte einer Berufung nach Dessau, wo auch Kurt geboren wurde. Alberts Vater Nathan (1828–1894) war bereits Leiter des Synagogenchors in Kippenheim. Sie alle sind Abkömmlinge von Eliezer Weil, der von Stühlingen nach Kippenheim zog.

Aus Diersburg zog mein Urgroßvater Marx Stein, der Gatte von Helene, geb. Weil, nach Offenburg, wo er das Amt des Gemeindevorstehers übernahm und den Bau der Synagoge im Hintergebäude des unter seiner Vorsteherschaft erworbenen „Salmen“ übernahm, die dann am 24. September 1875 eingeweiht wurde (Martin Ruch, *Der Salmen, Geschichte der Offenburg-Synagoge*, Offenburg 2002, S. 40).

Es erfüllt mich mit Stolz, dass drei meiner Vorfahren als Gemeinde-Vorsteher die Begründung von drei Synagogen leiteten, und mit Dankbarkeit, dass dank der Initiative von Menschen, die deren Bedeutung als Kulturdenkmal erkannten, alle drei erhalten beziehungsweise wiederhergestellt und auch in Denkschriften gewürdigt wurden.

Abschließend ist der elf Opfer des Holocaust zu gedenken, die unter den Nachfahren von Marx und Helene Stein zu beklagen sind. Die Überlebenden sind in die ganze Welt zerstreut. Meine einzige noch lebende Cousine ist in einem Altersheim in Chicago untergekommen. Andere flüchteten nach Buenos Aires, nach England, wo die Familien Mendelson und Reiss leben, Familie Kallmann ist in Paris ansässig und meine Großcousinen Doris Marx und Thekla Nordwind in den USA.

Ein Sohn der nach Israel ausgewanderten Familie Ratz ist dort im Krieg gefallen. Peter Ruta, ein begabter Kunstmaler, wurde als US-Soldat im Krieg gegen Japan schwer verwundet.

Im Namen aller Abkömmlinge der Juden von Kippenheim bedanke ich mich für Ihre schöne Präsentation unserer Synagoge.

## Die im Holocaust umgekommenen Nachfahren von Marx und Helene Stein

Name	Vorname	geboren	ermordet	Bemerkung
Kirstein	Claire	1885	1939	Suizid bei Pass Konfiskation
May	Rose		22.6.1944	Theresienstadt
Stein	Anne	3.4.1890	20.10.1940 (dep.)	Gurs
Stein	Else	2.12.1895	20.10.1940 (dep.)	Gurs
Marx	Erich	10.4.1907	31.8.1942	Auschwitz
Levi	Toni	3.11.1893	Oktober 1943	Auschwitz
Cohn	Sylvia	5.5.1904	30.9.1942	Auschwitz
Oberbrunner	Martha	28.2.1890	10.10.1940	Grafeneck
Cohn	Esther Lore	18.9.1926	Oktober 1944	Auschwitz
Stein	Thilde	23.3.1882	22.5.1942	Piaski bei Lublin
Wertheimer	Mathilde	Datum unbekannt		???

Schließen will ich mit einem wunderschönen, tieftraurigen Gedicht von Sylvia Cohn vom 16. Februar 1940, verfasst kurz vor ihrem Abtransport nach Gurs und dann nach Auschwitz (aus: Ruch, Martin: Familie Cohn, Offenburg 1992, 110).

*16. Februar 1940*

*Es braust der Sturm, die Not ist groß,  
Ich steh verlassen, arm und bloß,  
Will niemand mich befreien?*

*Durch alle Fugen heult der Wind,  
Wir sind ein Leib, ich und mein Kind,  
Kind, hilf! Wir müssen schreien!*

*Der Schrei verhallt, doch ungehört.  
Noch ist der Schrei uns nicht verwehrt,  
Der Stein hat keine Ohren.*

## Drei jüdische Gemeindebibliotheken aus der Ortenau (Offenburg, Kippenheim, Lahr)

*Martin Ruch*

Im Bundesarchiv Berlin lagern Akten aus der Zeit des Dritten Reiches über die Beschlagnahme von Büchern<sup>1</sup>. Viele Listen von Sammlungen aus jüdischem Besitz sind es, die hier dokumentiert sind. Denn in der Pogromnacht des Novembers 1938 wurden nicht nur Scheiben eingeschlagen, Menschen gequält und Synagogen verbrannt oder geplündert, sondern es wurden auch Bücher in großem Ausmaß gestohlen. Typisch deutscher Ordnungssinn: das Diebesgut wurde (vollständig?) notiert und aufgelistet. Dann wurde alles nach Berlin geschickt, die Bücher wurden in der Emser Straße bzw. Eisenacher Straße eingelagert für die Spezialsammlung des Reichssicherheitshauptamtes. Diese Bibliothek gliederte sich u. a. in die Abteilungen: Kirche, Freimaurerei, Marxismus und Judentum. Der Gesamtbestand betrug zwei bis drei Millionen Bände.<sup>2</sup>

Und so liegen nun im Bestand R 58/6380 (Reichssicherheitshauptamt) des Berliner Archivs Verzeichnisse aus vielen Orten der Pfalz, dem Saargebiet und aus Baden. Dort finden wir auch Listen und Aufstellungen entwendeter Bücher aus der Bibliothek der Israelitischen Gemeinde Freiburg (Bl.180–190; Bücher von Auerbach, Tolstoi, Gotthelf, Fontane, Hesse, aber auch ein Buch des katholischen Priesters und Volksschriftstellers Heinrich Hansjakob) oder der Heidelberger israelitischen Gemeindebücherei (Bl.199–204).

Für unseren mittelbadischen Raum ist der Bestand von Interesse, weil drei Gemeindebüchereien aus der Ortenau in den Räuberlisten vertreten sind. Und da alle drei Gemeinden 1945 ausgelöscht waren, sind alle Spuren, die heute noch für das geistig-kulturelle Leben der Ortenauer Juden sprechen können, von großer Bedeutung.

### *Verzeichnis der Bücher der Israelitischen Kultusgemeinde (Offenburg)*

Die Liste ist durchlaufend nummeriert und nennt 74 Bücher. Den Anfang machen „Wanderungen durch Palästina“ (Conrad Furrer), das letzte Buch ist ein „Lehrgang in englischer Sprache“. Dazwischen finden wir religiöse Schriften wie: vier Ausgaben des Pentateuch, eine hebräische Lesefibel, Sabbatlichter, häusliche Sabbatgesänge, ein Leitfaden zur Barmizwah, Lichtstrahlen aus dem Talud, hebräische Gebete und Psalmen. An „weltlicher“ Literatur sind aufgelistet: eine Flora von Freiburg, deutsche Geschichte, Sagen des deutschen Altertums, Französischlehrgänge, Wander-,

Verzeichnis der Bücher der isr. Kulturgemeinde -Offenburg			
Nr.	Titel	Verlag	Verfasser
1	Wanderungen durch Palästina	Orell Füssli & Co Zürich	Conrad Furrer
2	Grosser deutscher Bauernkrieg	J.H.U. Metz Stuttgart	Dr. W. Zimmermann
3	Aus der Jugendzeit	Julius Metz Langensalza	Wilhelm Müller Brüderdorf
4	Lebensbilder deutscher Männer und Frauen	Karl Plenzing Ploßau	J. Stöhler
5	Spieler im Freien	Globius-Verlag	
6	Von Jenseit des Meeres	Theodor Starn	
7	Methodisch geordnetes hebr. Wörterbuch	J. Kauffmann Frankfurt/4.	Mich. Abraham
8	Grundriss der organischen Chemie	Georg Thieme Leipzig	Proff. Karl Oppenheimer
9	Lehrbuch der franz. Sprache	Herder & Co Freiburg	Otto Gatzmar
10	die Hegelingen	E. Thielenmann Stuttgart	Leopold Weber
11	Ausgewählte Stücke der hebr. Bibel	J. Kauffmann Frankfurt/4.	M. Abraham & Th. Rothschild
12	Lehrbuch der wirtschaftl. Erdkunde	Wende Karlsruhe	Dr. Josef Wenker
13	Lehrbuch der franz. Sprache	J. Dielefelds Verlag -Freiburg	Ph. Plattner
14	Aufgabensammlung für Arithm. & Algebra	B. O. Teubner Berlin	Barlay Litzner
15	Für unsere Jugend	J. Kauffmann Frankfurt	E. Gut
16	Kortbuch für den Wohltätigkeitsverein		
17	Berlin-Dagdad	Deutsch-Verlagsanstalt Stuttgart	Rudolf Martin
18	Onkel Lüsses	Schmidt & Spring Stuttgart	Oskar Höcker
19	Moreh derech Leitfaden zur Dersizvah	M. Poppelauer Berlin	Dr. A. Garbatty

*Verzeichnis der Bücher der  
Israelitischen Kultusgemeinde  
Offenburg (Bl. 191–194)*

Spiel- und Sportbücher, ein Leitfaden der Chemie, deutsche Prosa und Poesie, der Große deutsche Bauernkrieg. Gleich zweimal ist die Hebräische Bibel (Kauffmann Verlag Frankfurt, 1930) von Michael Abraham vertreten. Sie steht in besonderer Beziehung zur Offenburger Gemeinde. Denn die Illustrationen zu diesem Büchlein sind von dem aus Offenburg stammenden Künstler Oscar Haberer (1867–1932).<sup>3</sup> Auch ein „Mittlerer Katechismus der katholischen Religion“ aus dem Freiburger Herderverlag wurde damals in der Synagoge aufnotiert.

Zusammenfassend lässt sich der Offenburger Bücherbestand wohl als der einer liberalen Gemeinde kennzeichnen, der ausgewogen sowohl religiöse wie weltliche Publikationen aufwies (wobei wir allerdings nicht wissen, wie vollständig diese Liste war.)

Über den Vorgang des Bücherraubes sind wir für Offenburg genau unterrichtet, nicht zuletzt durch den „Synagogen-Prozess“, der 1948 vor dem Offenburger Schwurgericht stattfand. Dessen Protokolle schildern im Detail die Kristallnacht in der Synagoge. Dort war, in den Nebenräumen des einstigen Wirtshauses zum Salmen, auch die Gemeindebibliothek untergebracht:

*„S. habe eine Zeitlang zugeschaut, es habe wie bei einer Saalschlacht ausgesehen. Stühle und Bänke seien dagelegen, junge Leute hätten Bücher*

		Bl. 2		
Lfd. Nr.	Titel	Verlag	Verfasser	
20	Biblische Erzählungen	F.A. Brockhaus Leipzig	Dr. Jakob Auerbach	
21	Hebräische Lesefibel	J. Kauffmann Frankfurt	Mich. Abraham	
22	Hebräische Fibel	dto.		
23	Eugen Scrides Theater	Karl Erhard Stuttgart	Eugen Scride	
24	Simar Schauspiel	Volksschauspiel Ötigh.	Otto Thiesen	
25	Deutsch-Lat. Taschenwörterbuch	Friedberg & Mode Berlin	Maxi Dr. J. Koch	
26	Lat. Lese- & Übungsbücher	B.S. Teubner Leipzig	Ph. Kauffmann	
27	Die letzten Tage von Pompeij	Buchverlag für das Deutsche Haus Berlin	E.L. Sulzer	
28	Glaubens- & Pflichtenlehre	Arthur Hoesberg Leipzig	Dr. G. Herzhelmer	
29	Lichtstrahlen aus dem Talmud	Philipp Reklam Leipzig	J. Stern	
30	Deutsche Übersetzungen zum hebräischen Gebetbuch	J. Kauffmann Frankfurt	Hoh. Hinstädte	
31	Franz. & engl. Schullektüre	Lipsius & Tischler Kiel	Prof. Dr. Mohrutter	
32	Zufall oder Schickung	Genger & Friedberg Frankfurt	Hoh. Hinstädter	
33	Wörterbuch zu einer Auswahl hebr. Gebete und Psalmen	J. Kauffmann Frankfurt	Mich. Abraham	
34	Poesie & Prosa aus dem 16. 17. und 18. Jahrhundert	Ferdinand Schöningh Paderborn	F. Weicker	
35	Begleitstoffe zur deutschen Literaturgeschichte	L. Ehlermann-Bln	Prof. Dr. K. Kinzel	
36	Im Bernsteinwald	Franzsch. Verlagsbuchhandlung-Ötzt.	Mich. Heilsche	
37	Mittl. Kathekismus der Kath. Religion	Herdersche Verlagsbuchhandlung-Ötzt.	Christinum Frb	
38	Die häuslichen Sabbatgesänge	Schocken-Verlag Berlin	Arno Nadet	

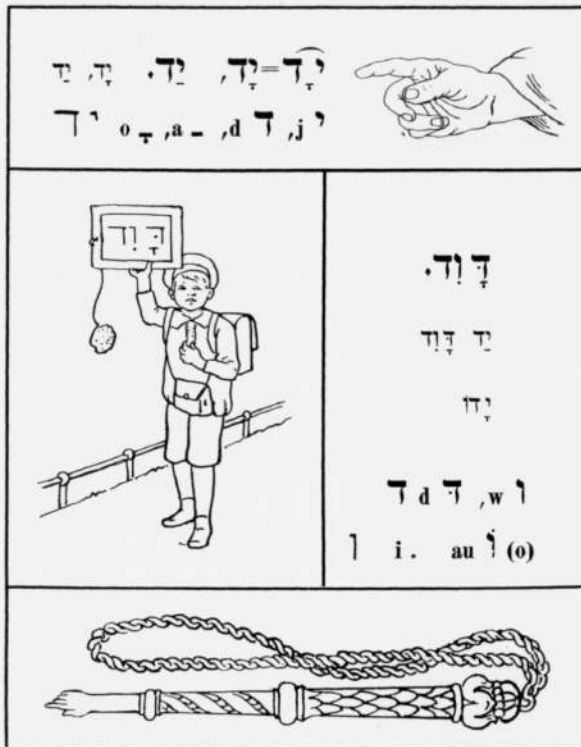
Offenburg.  
Alle Abb. der Listen:  
Bundesarchiv Berlin R 58/6380

und Gebetsrollen über die anderen Leute weg in den Hof geworfen. Er selbst habe einen solchen Pack Sachen, die auf ihn zuflogen, weiter in den Hof geworfen, ohne zu sehen, was es war.“

Der NSDAP-Kreisleiter Karl Rombach:

„Als ich abends auf dem Nachhauseweg durch die Langestraße kam, wurde ich von jemand aus dem Haus heraus angerufen, ich solle mal reinkommen in die Synagoge. Ich begab mich nun in die Synagoge und sah, daß die Inneneinrichtung zerstört war. In der Synagoge selbst habe ich W. angetroffen. Ich glaube, daß er dabei erwähnte, daß auf dem Marktplatz jüdische Bücher verbrannt würden.“

„Es ist richtig, daß ich an den Zerstörungen an der Synagoge in Offenburg teilgenommen habe. Als ich in die Synagoge kam, war bereits ein großer Teil zerstört, bzw. es waren etwa 50–80 Personen bereits in der Synagoge anwesend und hatten diese alles zerstört, so daß wir über die Trümmer steigen mußten. Wir haben dann noch einen Teil Bücher und andere Sachen zum Fenster hinausgeworfen und zwar in den Hof der Buchdruckerei Geck in der Kesselstraße. Später bin ich dann nach Hause.“



*Hebräische Lesebibel mit  
Illustrationen von Oscar Haberer.  
Foto: Verfasser*

Erich Neu:

„Außerdem habe ich nie erwähnt, daß, als die SS-Männer die Thorarollen und sonstigen Gegenstände und Bücher, die in der Synagoge waren, entfernten, sie auch ein Stück von ungefähr 20 Quadratzentimeter herauschnitten aus einer Thorarolle, und es einige Tage nach der Kristallnacht an meinen Vater per Post schickten, mit einem roten Hakenkreuz, das allerdings umgekehrt gezeichnet war.“<sup>4</sup>

#### *Verzeichnis der im Bestand vorhandenen Religionsbücher (Kippenheim)*

Einen etwas anderen Charakter zeigt die Liste der Kippenheimer Bücher: Von den 140 Nummern bestand das erste Drittel aus diversen Gebetbuchausgaben. Und auch die anderen Titel beschäftigten sich weitgehend mit jüdischen Themen: Emanzipation der Juden in Baden, Deutsche Juden im jüdischen Land, Heimatgeschichte der badischen Juden, Der Judenstaat, jüdische Kindermärchen, Der Sabbat. Daneben noch etwas Unterhaltungsliteratur, auch sie aber häufig aus bekannten jüdischen Verlagen: Schocken, Kauffmann, Jüdischer Buchverein, Goldschmid, Hechalutz, Scholem. Mit gebührender Vorsicht kann man diesen Bestand als aus einer frommen Landgemeinde stammend charakterisieren.

Über die Zerstörung der Kippenheimer Synagoge während des Novemberpogroms unterrichten uns Ulrich Baumann und Uwe Schellinger: „Kurze Zeit später kam ein Trupp von etwa 30–40 Angehörigen der Lahrer HJ-



*Kippenheim* Verzeichnis der im Betsaal vorhandenen Religionsbücher.

Nr.	Titel	Inhalt	Verleger	196
1	Gebetbuch	Gebete	Bad.priv.Hebr. Buchdruck. Karlsruhe	
2	"	"	Lehrberger & Co. Rödelsheim	
3	"	"	"	"
4	"	"	"	"
5	"	"	"	"
6	"	"	"	"
7	"	"	Schlesinger Wien	
8	"	"	Heidenheim, Rödelsheim	
9	"	"	Lehrberger & Co. Rödelsheim	
10	"	"	"	"
11	"	"	"	"
12	"	"	"	"
13	"	"	Wirtsche Hofdruckerei Mair	
14	"	"	Sterotypma, Lipsias	
15	"	"	Lehrberger & Co. Rödelsheim	
16	"	"	"	"
17	"	"	"	"
18	"	"	Kauffmann Frankfurt	
19	"	"	Schlesinger Wien	
20	"	"	Lehrberger & Co. Rödelsheim	
21	"	"	"	"
22	"	"	"	"
23	"	"	"	"
24	"	"	"	"
25	"	"	"	"
26	"	"	"	"
27	"	"	"	"
28	"	"	"	"
29	"	"	"	"
30	"	"	"	"
31	"	"	"	"
32	"	"	"	"
33	"	"	"	"
34	"	"	Paolini	
35	Lehrbuch	Erklärungen	Macintosch London	
36	Gebetbuch	Gebete	Kauffmann Frankfurt	
37	"	"	Lehrberger & Co. Rödelsheim	
38	Weg des Glaubens	Bibel	Philipsen Hamburg	
39	Gebetbuch	Gebete	Banz & Co. Stuttgart	
40	"	"	Kauffmann Frankfurt	
41	"	"	"	"
42	"	"	Haase Prag	
43	"	"	Lehrberger & Co. Rödelsheim	
44	"	"	"	"
45	"	"	Arnstein Sulzbach	
46	"	"	Schuster Frankfurt	
47	"	"	"	"
48	"	"	Arnstein Sulzbach	
49	"	"	Hadamard Metz	
50	"	"	Arnstein Sulzbach	
51	"	"	Schlossberger Wien	
52	"	"	Kauffmann Frankfurt	
53	"	"	Frank Sulzbach	
54	"	"	"	"
55	"	"	"	"
56	"	"	Lehrberger & Co. Rödelsheim	

*Kippenheim: Verzeichnis  
der im Betsaal vorhande-  
nen Religionsbücher  
(Bl.196-198)*

*Gebietsführerschule auf Lastwagen in Kippenheim an. Das Kommando wurde wahrscheinlich vom Chef des Lahrer Sicherheitsdienstes der SS (SD), dem SS-Offizier Karl Friedrich Rieflin, angeführt. Die HJ-Mitglieder machten sich daran, den Innenraum der Synagoge zu demolieren und das Inventar zu zertrümmern. Bücher sowie Ritual- und Einrichtungsgegenstände wurden aus der Synagoge auf die Straße geworfen. (...) Der Kreisleiter war vor allem daran interessiert, Teile des Inventars aus der Synagoge für seine Zwecke sicherzustellen. Wie Ratsschreiber Bugge und Hilfsratsschreiber Bär später berichteten, wurden im Rathaus auf seine Anweisung hin verschiedene Gegenstände aus der Synagoge zusammen gesammelt, die man danach auf den ‚Tretenhof‘ bei Seelbach brachte. Es handelte sich um ‚ein Pergament (Thora), einen Gebetstuhl und verschiedene kleine Kult-Gegenstände‘, aber auch um ‚eine Kiste mit Büchern aus der Synagoge‘.“*

Verzeichnis		
Walter Tritzsch	Wallerstein	Verlag Julius Kittlis Nachf. Leipzig-M.-Ostrau
Egon Caesar Conte Corti:	Der Aufstieg des Hauses Rothschild	Jansel Verlag Leips. 1927
Joseph Prins	Illustrierte Jüd.Geschichte	Brandus'sche Verlags- buchhandlung Berlin
Maxim Gorki	Meister Erzählungen	Senith Verlag Leipzig
Karl E. Franzos	Die braune Rosa u. andere Erzählungen	Brandus'sche Verlagsbandl. Jüd. Buchverlag Berlin
Dr. Elias Hurwicz	Mein Leben	Jüd. Buchvereinigung Berlin
Karl Escher	Zwischen gestern u. Heute	" " " "
Alise Schalek	Japan	Ferd. Hirt in Breslau
Ernst Zahn	Was das Leben berichtet	Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart u. Berlin
Robert Donkan	Die Auferstehung Arabien's	Wilhelm Goldmann Verlag
Chara Michelson	Jüdisches Kind aus dem Osten	Philo Verlag u. Buchhandl.
Karin Michaelis	Die neuen Weiber von Weinsberg	Verlag Ullstein, Berlin
Clare Sheridan	Ein Lebensbuch	Paul List Verlag/Leips.
Chanukka	von Elieser L. Ehrmann	Schocken Verlag Berlin

*Verzeichnis Lahr (Bl. 195)*

### *Bücherverzeichnis (Lahr)*

Aus Lahr wurden nur 14 Bücher gemeldet, darunter waren Meister-Erzählungen von Maxim Gorki, Karl Franzos, Elias Hurwicz. Eine Illustrierte Jüdische Geschichte, Der Aufstieg des Hauses Rothschild, Jüdisches Kind aus dem Osten sind Titel, die auf jüdische Themen verweisen. Dass weder eine Pentateuch-Ausgabe oder ein Gebetbuch notiert wurden, kann viele Ursachen haben, und soll deshalb nur festgehalten sein.

- 1 Frank Flechtmann, Berlin, sei herzlich gedankt für diesen weiteren Hinweis auf Bestände des Bundesarchivs!
- 2 Über diese Bücher siehe: Heilmann, H.D.: Die Bibliothek in Zeit und Räumen (I–IV). In: Bibliotheks-Informationen, Berlin, 18: 1988, 2–10; 24: 1992, 7–8; 25: 1993, 11–13; 26: 1994, 14–19.
- 3 Über Haberer siehe: Ruch, Martin: Der Offenburger Künstler Oscar Haberer: „Prototyp des Besten, das in der jüdischen Seele lebt ...“. In: Die Ortenau (82) 2002, 505ff.
- 4 Zit. nach: Ruch, Martin: Verfolgung und Widerstand in Offenburg 1933–1945, Offenburg 1995
- 5 Baumann, Ulrich/Schellinger, Uwe: Zwischen Konsolidierung und Zerstörung: Die jüdische Gemeinde Kippenheim und ihre Synagoge 1852–1940. In: Gedächtnis aus Stein. Die Synagoge in Kippenheim. Hrsg. von Uwe Schellinger, Heidelberg 2002, 61–110, hier: 84

## Die Liebe siegt in Offenburg

### Hansjakob, Sandhaas und der Gründer der Offenburger SS

*Frank Flechtmann*

Im Jahr 1895 wurde Friedrich Walter Traube in Köln geboren.<sup>1</sup> Er ging in Offenburg zur Schule und „trat ins Bankfach ein“, wie er in einem Lebenslauf später schrieb. Doch zunächst kam der Krieg, und Fritz Traube wurde Soldat. Von August 1914 bis Oktober 1919 sei er Infanterist gewesen, dabei dreimal verwundet und mit einigen Orden dekoriert worden. Nach Entlassung aus der englischen Kriegsgefangenschaft war er ab 1919 wieder in Offenburg in einer Bank tätig. 1926 trat er in die NSDAP ein, doch im Mai 1929 trat er vorübergehend aus. Erst im Juli 1930 trat er wieder ein,<sup>2</sup> und 1931 auch in die SS. Im erwähnten Lebenslauf<sup>3</sup> schrieb er 1940, er sei deren „Begründer im Kreis Offenburg“.

Bereits 1922 hatte er in Singen geheiratet. Seine Frau Sofie war die Schwägerin eines dortigen NS-Funktionärs. Daher musste der SS-Führer Traube bei der nachträglichen Genehmigung dieser Ehe durch das Rassenamt der SS zu ihren Vorfahren kaum Angaben machen – es war alles durch den Schwager schon mitgeteilt und geprüft worden.

Der Ehe entspross 1923 ein Sohn Wolfgang, 1935 eine Tochter Irmgard. Doch „nach langem schwerem Krankenlager“ starb die Ehefrau im Juni 1940. Eine Kinderpflegerin wurde eingestellt, die den Haushalt besorgte.

Der Bankbeamte Fritz Traube war nur nebenbei in der SS. Er übernahm dort Ämter. So wirkte er ab 1935 als Pressereferent und einige Jahre später auch als Sozialreferent. Das beinhaltete „insbesondere die Betreuung der zur Wehrmacht einberufenen SS-Kameraden und deren Angehörige“.

Am 1. November 1940 verlobte er sich mit der Kinderpflegerin. Sie hieß Johanna Schwanz und stammte aus Gengenbach. Im Dezember schrieb er nach Berlin und beantragte erneut eine Heiratsgenehmigung:

*„Meine Ehefrau ist am 2. Juni d.J. nach 18jähriger Ehe verstorben. Meine beiden minderjährigen Kinder von 5 und 16 Jahren bedürfen dringend wieder einer Mutter, damit der Familienhaushalt weitergeführt werden kann. Ich bitte daher um umgehende Erteilung einer vorläufigen Heiratsgenehmigung, (...)“*

Dr. Nolte, Hautarzt in Offenburg, bestätigte der Braut, sie sei in erbgesundheitlicher Hinsicht geeignet, Gattin eines SS-Führers zu werden. Fräulein Schwanz war 33 Jahre alt und ledig. Sie füllte auch die SS-Ahnentafel aus, ihre Vorfahren stammten meist aus Schlatt oder aus Gengenbach. Aber sie

hatte auch eine Urgroßmutter, die aus Hofstetten stammte, wo sich Heinrich Hansjakobs Grab befindet.

Die Großmutter hieß Theresia Sandhaas, so wie der „nährische Maler“, eines von Hansjakobs Themen. Sie ward geboren am 19. Oktober 1800 als Tochter von Lorenz Sandhaas, einem Färber, und Maria Anna, einer geborenen Hansjakob.

Doch das Rassenamt in Berlin, mittlerweile zum „Rassen- und Siedlungshauptamt“ aufgewertet, wusste mit diesen Namen nichts anzufangen. Man betrachtete die üblichen drei Fotos, die jeder Kandidat einzureichen hatte, und bekam Bedenken. Fritz Traube wurde schon unruhig und mahnte am 26. Februar – per Eilboten. Denn man hatte eigentlich schon am 20. Februar 1941 heiraten wollen.

*„Auf das dortige Schreiben vom 24.d.Mts. übersende ich in der Anlage insgesamt 7 Lichtbilder von meiner Braut, deren Geschwister und Eltern, sowie ein Familienbild der Grosseltern väterlicherseits. Bilder der Großeltern mütterlicherseits sind nicht vorhanden.*

*Ich darf wohl annehmen, dass hiermit etwa bestehende Zweifel restlos beseitigt sind und sehe nunmehr der Erteilung der bereits telegrafisch erbetenen Vorausgenehmigung entgegen, damit die bereits zwei mal angesetzte Heirat endlich stattfinden kann.“*

Weil darauf nichts zu passieren schien, mahnte er am 5. März erneut.

*„An den Chef des Rassen- und Siedlungshauptamts-SS, Berlin SW 68, Hedemannstr. 24*

*Mit Schreiben – Durch Eilboten – vom 24.2.41 wurde ich aufgefordert noch einige weitere Lichtbilder meiner Braut, deren Geschwister, Eltern und Grosseltern einzureichen. Dieser Aufforderung bin ich bereits am 26. Februar nachgekommen und habe 7 weitere Lichtbilder durch Eilbrief nach dort gesandt.*

*Ich habe leider auch auf dieses Schreiben keinen Bescheid bekommen, obwohl ich dringend darum gebeten hatte, mir die Vorausgenehmigung zu erteilen, damit die nun bereits zweimal angesetzte Heirat endlich stattfinden könne.*

*Ich habe Verständnis dafür, daß die Bearbeitung von Heiratsgesuchen viel Arbeit und Zeit erfordern, es ist mir aber andererseits nicht möglich weitere Zeit zu verlieren, da mein durch Todesfall verwaister Haushalt und insbesondere meine beiden mütterlos gewordenen Kinder der mütterlichen Pflege dringend bedürfen.*

*Ich bitte wiederholt darum, mir doch meine herzliche Bitte nun zu erfüllen und mir die Genehmigung wenn irgend möglich drahtlich mitzuteilen.*

Heil Hitler! (Unterschrift)

SS-Hauptsturmführer“

Da war die Entscheidung bereits getroffen worden in Berlin. Denn der Rassenprüfer Dr. Grohmann vom Rassenamt hatte bereits am 3. März hausintern das Sippenamt gewarnt:

*„Die Angehörigen väterlicherseits von Frl. Johanna Schwanz sind zum Teil ausgeglichen nordisch-ostische, zum anderen Teil nordisch-dinarische Mischlinge. Der Vater selbst ist auf Grund des nachträglich eingesandten, zur Beurteilung nur beschränkt geeigneten, Lichtbildes als vorwiegend dinarisch oder nordisch zu bezeichnen. Die Mutter zeigt vorwiegend dinarische Züge.*

*Die Schwester der Braut ist vorwiegend dinarisch und zeigt einzelne ostische Züge. Der Bruder der Braut ist vorwiegend westisch und weist einzelne ostische und dinarische Züge auf. Fräulein Johanna Schwanz ist ein unausgeglichen dinarisch-westischer Mischling. Das rassische Erscheinungsbild lässt ferner einen vorderasiatischen Einschlag vermuten. Von der mütterlichen Seite sind keine weiteren Lichtbilder vorhanden. Es wird daher angenommen, daß der vorderasiatische Einschlag da her stammt.*

*Fräulein Johanna Schwanz entspricht erscheinungsbildlich nicht den Ausleseanforderungen der Schutzstaffel. Das Rassenamt erhebt gegen Erteilung der Heiratsgenehmigung starke Bedenken.“*

Der SS-Untersturmführer Dr. Herbert Grohmann ist offenbar nicht mit eigenen Forschungen zur Einteilung der Menschheit in Rassen hervorgetreten.<sup>4</sup> Aber weil er die herrschende Rassentheorie so konsequent und unbeirrt umsetzte, wurde er ein Jahr später zum SS-Sturmbannführer befördert.<sup>5</sup>

Doch was ereignete sich nun am Damaschkeweg in Offenburg? Dem SS-Führer war am 21. März vom Chef des Sippenamtes, einem SS-Oberführer, per Einschreiben mitgeteilt worden:

*„Nach Vorlage Ihres Gesuches beim RFSS kann Ihnen die Genehmigung zur Verlobung und Heirat mit Frl. Johanna Schwanz, Offenburg, nicht erteilt werden, weil Frl. Johanna Schwanz in erscheinungsbildlicher Hinsicht nicht den strengen Ausleseanforderungen der Schutzstaffel gerecht wird. Sie haben bis zum*

21.4.1941

*zu melden, ob Sie von der beabsichtigten ehelichen Verbindung zurücktreten oder gemäß Befehl RFSS AR 291 vom 11.3.1936 freiwillig aus der SS ausscheiden wollen.“*

Doch weil in Offenburg längst die Liebe gesiegt hatte, war die Antwort des Veteranen am 25. März klar:

*„Ich bestätige hiermit den Eingang des dort. Einschreibebriefes vom 21.3.41 und habe von dessen ablehnendem Bescheid in meiner Heiratssache tief bewegten Herzens Kenntnis genommen.*

*Dies umsomehr, als ich gerade in diesen Tagen auf eine 10 jährige Zugehörigkeit zur Schutzstaffel zurückblicken konnte. Ich habe mich im Interesse meiner beiden Kinder und einer geordneten Weiterführung meines Haushaltes entschlossen, die eheliche Verbindung mit Fräulein Johanna Schwanz einzugehen, weil ich damit den letzten Wunsch meiner sterbenden Frau erfülle.*

*Schweren Herzens nehme ich hiermit Abschied von der Schutzstaffel und meinen SS-Kameraden, mit denen ich in zahllosen politischen Auseinandersetzungen in der Kampfzeit bis auf den heutigen Tag kämpfen, arbeiten und opfern durfte. Meinen freiwilligen Austritt aus der Schutzstaffel bitte ich mir schriftlich bestätigen zu wollen.*

*Es lebe die Schutzstaffel, es lebe unser grosser Führer!*

*Heil Hitler! Fritz Traube“*

Im April wird ihm die Entlassung mit sofortiger Wirkung bestätigt, und der Parteigenosse kann heiraten. In seiner Freizeit kann er sich nun mit anderen Dingen als der SS beschäftigen.

Die Liebe – oder zumindest die Liebe zur Ordnung im Haushalt – war stärker als der Rassenquatsch, an den er selber so lange geglaubt hatte.

- 1 Hier folgt eine Episode aus dem Beitrag „Geschichte der SS in der Ortenau“, der demnächst erscheinen soll.
- 2 Ein Grund ist nicht bekannt. Die kurze Unterbrechung hatte allerdings zur Folge, dass er 1935 das erbetene goldene Parteiabzeichen nicht erhielt.
- 3 Er liegt in seiner Akte im ehemaligen Berlin Document Center, jetzt Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde (BAL/BDC).
- 4 Er kommt zumindest nicht in den umfangreichen Bibliografien der nach 1945 verbotenen Schriften vor, und auch nicht in einer der Ausgaben von Kürschners Gelehrtenkalender.
- 5 Dienstaltersliste der Schutzstaffel, Stand 1.10.1944, lfd. Nummer 2572: Sturmbannführer seit dem 1.5.1942.

## Die Acher-Rench-Korrektion und der Einsatz von französischen Kriegsgefangenen

*Horst Brombacher*

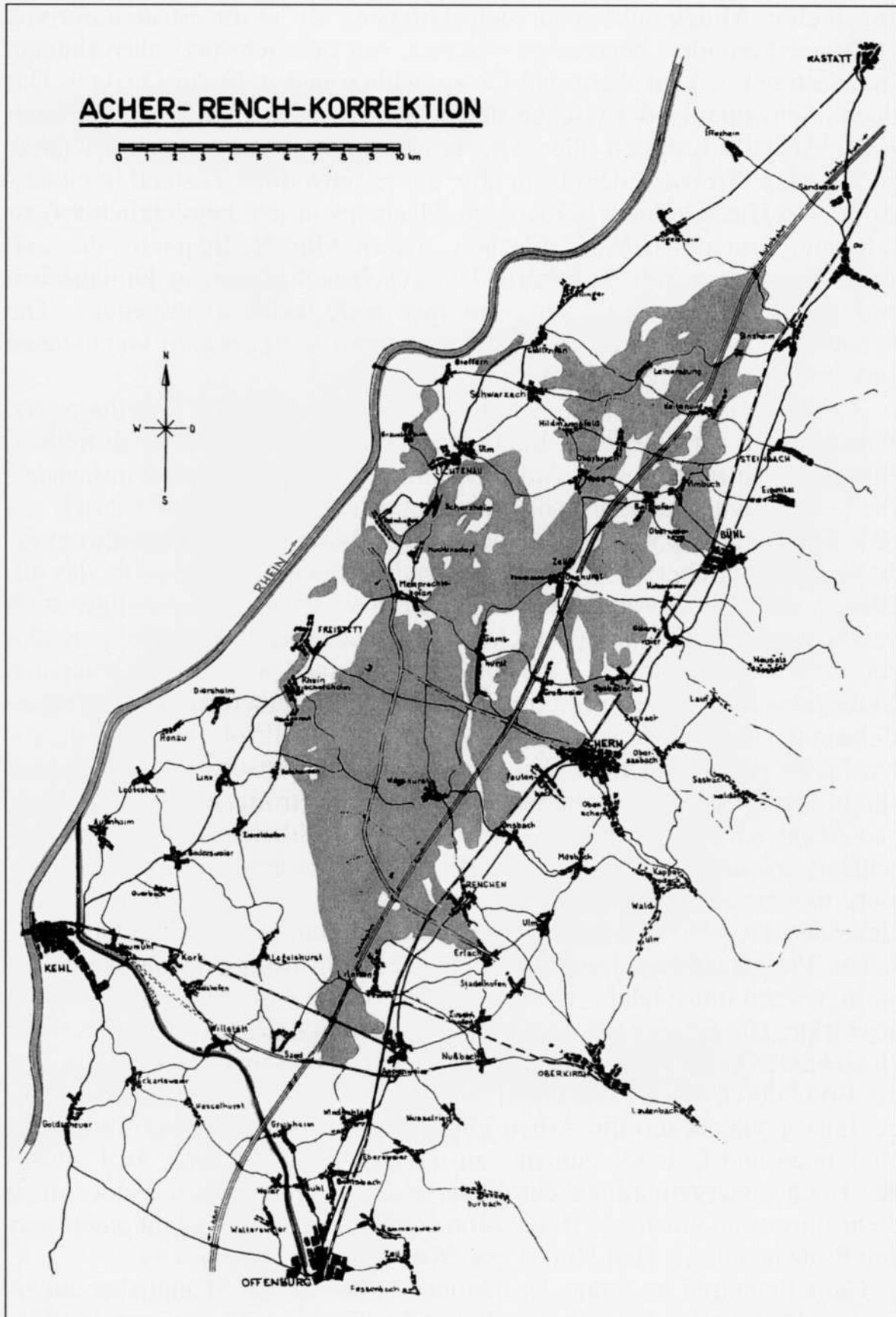
Beim Blättern in alten Chroniken und Dorf- oder Stadtgeschichten fallen immer wieder Katastrophenberichte ins Auge, bei denen vor allem über Hochwässer und deren Folgen berichtet wird. So schilderte Philipp Ruppert eine Hochwasserkatastrophe in Achern: „Zwei Jahre später (1570), am Freitag und Samstag vor Nikolaus, riß eine Überschwemmung zu Kappel, Ober- und Unterachern alle Stege und Brücken fort bis auf die Landbrücke und brach über das Feld den Kirchweg hinunter in das Dorf ein. Durch diese Überschwemmung war das Wehr im Feldbach sehr schadhaft geworden und es mußte 1575 mit vieler Mühe und großen Kosten ein neues angelegt werden.“<sup>1</sup>

So ist es wohl kein Zufall, dass am südlichen Eingang der Stadt Achern seit dem 13. Jahrhundert eine Kapelle steht, die dem Heiligen Nikolaus geweiht ist, dem Schutzpatron gegen Hochwassernot. Denn es traten immer neue Überschwemmungen auf, wie die Chronisten vermerkten. „Am 15. Juli 1716 war ein solches Hochwasser, wie es die ältesten Leute noch nicht gesehen hatten. Alle Brücken und Stege und viele Häuser wurden fortgerissen, Vieh und Leute kamen um.“<sup>2</sup> Die Stadtgeschichte verzeichnet weiter: „Das Hochwasser zerstörte 1778 wieder alle Brücken am Feldbach, riß eine Oelmühle, mehrere Plaueln und Ställe, dem Jörg Walz zu Oberachern das Häuschen, der Gemeinde 80 Klafter und dem Michel Merz über 200 Klafter buchenes Holz fort.“<sup>3</sup> An anderer Stelle berichtete ein Chronist: „Das Hochwasser vom 1.8.1851 ist auch im Oberacher Dorfbuch verzeichnet. Es heißt da: Im Jahre 1851, den 1. und 2. August, war ein allgemeines und großes Wasser, welches an hiesigem Ort schweren und großen Schaden anrichtete; nämlich wurde die hölzerne Brücke beinahe weggerissen und nur durch Anhängen an die dort stehende Rusche gerettet, und lange Zeit unbefahrbar war. Auch hat es an der hölzernen Brücke an der Ulmer Straße großen Schaden angerichtet und der Bienensteg mußte in Achern an der Lammbücke abgeholt werden. Die Acherbrücke wurde repariert, aber am 15. August 1852 erneut durch Hochwasser beschädigt.“<sup>4</sup> Der Acherer Bürgermeister Aloys Buhl sandte 1851 im Namen des Gemeinderats ein dringendes Bittschreiben an das Großherzogliche Bezirksamt Achern, in dem er deutlich machte, dass die „Nothwendigkeit“ eines Dammes am Feldbach sichtbar geworden sei und eine „Anordnung darüber“ getroffen werden müsste. Dabei wies er auf mögliche Schadenersatzforderungen hin, die bei Untätigkeit auf die Behörde zukommen könnten.

Ein letztes Beispiel soll die permanente Gefährdung der Gemeinden an den Schwarzwaldflüssen durch Hochwasser belegen: „Die verhängnisvollste Überschwemmung war aber die von 1882, die im ganzen Kehler Bezirk viel Unglück anrichtete, da zugleich alle Bäche und Flüsse austraten und über die Felder strömten. 20 Gemeinden wurden betroffen. Der Schaden an Brücken und Wegen betrug 24.303 Mark, an Gebäuden 38.328 Mark, an Grundstücken und Materialien 11.970 Mark, zusammen 74.601 Mark. In Helmlingen wurden viele Häuser in der Renchniederung so ruiniert, daß sie abgebrochen und an höherer Stelle aufgebaut werden mußten. Am 8. und 9. März 1896 war das letzte große Hochwasser.“<sup>5</sup>

Solche Katastrophenberichte finden sich zuhauf, und es verwundert nicht, zu erfahren, dass Flussbauarbeiten schon vor 1800 im Gange waren. Aber es gab kein gemeinsames Konzept unter den Gemeinden. Nur die örtliche Problematik wurde berücksichtigt. Dadurch schadete man oft dem Nachbarn mehr, als man sich selbst nützte. Besonders gefährdet durch Hochwässer waren die Ortschaften, die in der Rheinebene lagen. Denn das flache Flussbett der Schwarzwaldgewässer konnte keine großen Wassermassen aufnehmen, ohne zu überborden. In einer Ansprache anlässlich der Einweihung der Acher-Rench-Korrektion am 19. September 1967 führte Regierungs-Oberbaudirektor Josef Riegelsberger zu diesem Problem Folgendes aus: „Die Rench gehört seit eh und je zu den gefährlichsten Schwarzwaldgewässern. Ihr Einzugsgebiet ist sehr steil, liegt im Urgebirge, ist deshalb untergrundmäßig undurchlässig und hat im Kniebisgebiet sehr hohe Niederschläge. Sie bringt daher schnelle Hochwasser mit verhältnismäßig hoher Spitze. Ähnlich sind die Verhältnisse auch bei der Acher und bei der Bühlot, nur hochwassermäßig nicht in dem Umfang.“<sup>6</sup> Die badische Regierung entwickelte nach der Bildung des Großherzogtums in den Jahren ab 1807 unter der Federführung von Ingenieur Johann Gottfried Tulla Regulierungspläne nicht nur für den Rhein, sondern auch für die Schwarzwaldflüsse, besonders die Rench. Ingenieur Robert Gerwig hatte schon Mitte des 19. Jahrhunderts einen Rench-Flutkanal zur Entlastung der Rheinebene geplant. Aber die Ausführung scheiterte immer wieder an den Finanzierungsproblemen. Man beschäftigte sich jedoch notgedrungen immer wieder mit dem Hochwasserproblem und seinen Folgen (1831/1837/1851/1880) und erkannte 1909, dass die Renchkorrektion mit der Maiwald-Kultivierung eine Einheit bilden musste. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 betrieb man die Korrektionpläne zügig weiter. Denn die Arbeiten sollten unter anderem als wichtige Arbeitsbeschaffungs-Maßnahme dienen. Der Erläuterungsbericht des Badischen Kulturbauamts Offenburg im Antrag zur Genehmigung des Acher-Rench-Ausbaus vom September 1935 beginnt mit einem besonderen Lob der Ortenau: „Der badische Landstrich zwischen Schwarzwald und Rhein mit einer Nord-Süd-Erstreckung von 30 km und der Stadt Offenburg als





Karte der Überschwemmungsflächen vor Beginn der Acher-Rench-Korrektion. Zusammenfassende Darstellung bei Gewässerdirektion Südl. Oberrhein, Offenburg

ungefährtem Mittelpunkt nennt sich ‚Ortenau‘. Er ist unbestritten ein von der Natur besonders begünstigtes Gebiet. Auf den Schwarzwaldvorhügeln am Westrand gedeiht Wein und Obst reichlich und in bester Qualität. Das flache Schwemmland zwischen dem Gebirge und dem Rhein trägt landwirtschaftliche Kulturen aller Art, darunter auch hochwertige wie Tabak und Hopfen. Trotz alledem kann aber der gegenwärtige Zustand in landeskultureller Hinsicht nicht befriedigen. Flächen von sehr beträchtlicher Ausdehnung, namentlich Wiesenflächen, liefern Mindererträge, die sich stellenweise dem Wert 0 nähern. Die gegebenen günstigen klimatischen und geographischen Faktoren sind hier nicht gehörig ausgenützt. Die Schuld an diesem Zustand tragen die aus dem Schwarzwald kommenden und dem Rhein zufließenden Flüsse.“<sup>7</sup>

Zwischen 1933 und 1936 entwickelte sich ein lebhafter Schriftwechsel zwischen den verschiedenen Behörden, um die Planung weiter zu treiben, Gutachten einzuholen und Aufforderungen zum Tätigwerden auszusprechen. Der Badische Landesökonomierat Rheinbischofsheim schrieb am „23. Heumond 1935“: „Dies (eine kartografische Zusammenstellung) ergibt zusammen über 700 ha landwirtschaftlich genutztes Gelände, das alljährlich durch Hochwasser der Acher und Rench mehr oder weniger stark beschädigt wird. Die in das Hochwassergebiet fallende Waldfläche ist dabei nicht berücksichtigt. ... Der bisherige Zustand war für die genannten Gemeinden in den hochwasserreichen Jahren eine außerordentlich schwere Belastung. Viele Bauern wurden dadurch um den Erfolg ihrer Arbeit gebracht. Es ist zu bemerken, daß vorwiegend landwirtschaftlicher Kleinbesitz in den Gemeinden vorherrscht und daß die betroffenen Landwirte keinen Ausgleich der erlittenen Schäden auf dem restlichen Acker- und Wiesenland schaffen konnten. Wenn gerade zur Heuernte das Hochwasser kam, das meistens überaus rasch sich einstellte, war teilweise das ganze Heu oder das geschnittene Gras verloren und dem Wasser zum Opfer gefallen. Viele Landwirte mußten infolge der Hochwasser bestes Ackergelände in Wiesen umwandeln, was sich in die Betriebsführung sehr nachteilig auswirkte. Die Erträge auf dem übrigen Ackerland, das im Grenzgebiet der Hochwasserfläche liegt, gingen immer mehr zurück, weil erstens ein Teil der Ernte durch das Wasser direkt vernichtet oder beschädigt wurde (wenige Tage genügen, um die Arbeit eines ganzen Jahres wie bei Kartoffeln, Dickrüben und Getreide zunichte zu machen), und zweitens, weil infolge der Hochwassergefährdung der Bauer eine Düngung dieser Felder nicht mehr für ratsam erachtete. Beide Momente bedingten jedes Jahr einen starken Ernteausfall. ... Heil Hitler! gez. Würfel“<sup>8</sup>

Ganz linientreu im Sinne der nationalsozialistischen Machthaber äußerte sich die Kreislandwirtschaftsschule Oberkirch am 27. Dezember 1935: „Die Erzeugungsschlacht der deutschen Landwirtschaft fordert die unbedingte Sicherstellung der wirtschaftseigenen Futtergrundlage in Bezug auf

die Versorgung mit Eiweiß. Wenn man die Verhältnisse im Renchtal daraufhin untersucht, muß festgestellt werden, daß sich die natürlichen Grünlandflächen zum größten Teil in einem unglaublich schlechten und verwahrlostem Zustand befinden, der in keiner Weise der geforderten Versorgungslage entspricht. Die Wasserverhältnisse der Wiesen sind derart schlecht, daß nur ganz minderwertiges Futter gewonnen werden kann und zwar auf Flächen, die ihrer Lage nach unbedingt instande sind, quantitativ und qualitativ höhere Erträge zu liefern. Nach meinen Feststellungen könnten die geschilderten Zustände, die dortseits wohl ebenfalls genügend bekannt sind in vielen Fällen durch Schaffung geeigneter Vorflutverhältnisse mit verhältnismäßig geringem Kostenaufwand gebessert werden. Es ist zu beachten, daß einst richtig angelegte Abzugsgräben vorhanden waren, die jedoch infolge mangelnder Pflege zugewachsen sind. Heute sind an Stelle der richtig geführten Gräben nur mehr solche vorhanden, die falsch geführt mehr zur Versumpfung denn zur Entwässerung beitragen.

In Anbetracht der Tatsache, daß im Renchtal vielfach Rohfutter zugekauft werden muß und die Viehhaltung auf Grund dieser Tatsache in den meisten Fällen nicht den geforderten Anforderungen entspricht, erscheint mir eine Verbesserung der natürlichen Futtergrundlage ein dringendes Erfordernis. Ich erlaube mir deshalb die Anfrage, ob es nicht möglich ist, im Zuge der geplanten Acher- und Renchkorrektion die Verbesserung der Wiesen im vorderen Renchtal mit in diese Maßnahme einzubeziehen. Um eine umfassende Übersicht über die notwendigen Maßnahmen zu erhalten, schlage ich vor, daß im Benehmen mit dem zuständigen Sachbearbeiter der Landesbauernschaft Baden, Herrn Landesökonomierat Würfel, eine Begehung des fraglichen Gebiets so bald wie möglich angesetzt wird. Unterschrift.<sup>49</sup> Was der Verfasser dieses Schreibens nicht berücksichtigt, ist die Tatsache, dass hinter dem Untätigsein der Landwirte in erster Linie eine vieljährige Resignation steckte. Denn die alljährlichen Überschwemmungen machten eine Bearbeitung und Instandhaltung der Entwässerung wenig sinnvoll. In diesem Zusammenhang muss man berücksichtigen, dass die Rench unterhalb Oberkirchs beim Austritt in die Rheinebene vor den ersten Korrektionsmaßnahmen um 1885 stellenweise bis 400 m breit war. Dies hatte seine Ursache darin, dass das Gewässer, wie auch die anderen Schwarzwaldflüsse der Ortenau, in der Rheinebene dem alten Kinzig-Murg-Fluss folgte. Diese Gewässerrinne ohne festes Flussbett verlief parallel zum Gebirge, nahm alle Gewässer aus dem Schwarzwald auf und mündete erst weit im Norden, bei Hockenheim, in den Rhein. Der Kinzig-Murg-Fluss war also ein Fließgewässer, das aus vielen Flussarmen und Inseln, durchsetzt mit versumpften Flächen bestand. Erst die Korrektionsmaßnahmen im 19. und 20. Jahrhundert gaben den Flüssen den heutigen Lauf.

Von allen Seiten wurde das badische Finanz- und Wirtschaftsministerium zwischen 1933 und 1935 gedrängt, endlich mit der Acher-Rench-



*Überschwemmung im Gebiet der Acher-Rench-Korrektion.*

*Bildarchiv der Gewässerdirektion Südl. Oberrhein, Offenburg (GWD-06. B. 50)*

Korrektion zu beginnen. In diese Kerbe hieb auch ein Schreiben der Evangelischen kirchlichen Stiftungenverwaltung Offenburg vom 30. April 1935. Darin wird Klage geführt, dass Grundstücke nur unter den Ansätzen zu verpachten seien, da Dünger und Heu und Oehmd meist weggeschwemmt würden. Weiter kann man lesen: „Aus der Mitte der Pächter wurde der Wunsch ausgesprochen, daß auch wir durch Vorstellungen bei den maßgebenden Behörden dafür uns einsetzen sollten, daß durch den Fortgang der Arbeiten zur Acher- und Renchkorrektion baldigst Abhilfe geschaffen werde. Wir kommen diesem Wunsche gern nach und bitten, die Arbeiten tunlichst zu beschleunigen, damit der Landwirt durch die ständigen Überflutungen nicht um den Erfolg seiner Mühe gebracht wird.“<sup>10</sup>

In einer Niederschrift des bereits oben genannten Ökonomierats Würfel aus dem Monat „Ostermond“ 1935 sind die gleichen Fakten noch dringlicher formuliert: „... Ich habe in diesen Gemeinden bei mehreren Versammlungen über die Erzeugungsschlacht gesprochen und den Leuten die sachgemäße Bodenbearbeitung, Saatgutbehandlung und richtige Düngereanwendung zur Pflicht gemacht. Es wurde mir aber in den Diskussionen immer wieder entgegengehalten, daß es bei ihnen wenig Wert hätte, richtig zu düngen, denn ein Hochwasser würde alle Arbeit zunichte machen. Nun

sind leider in diesem Frühjahr schon mehrere Hochwasser aufgetreten, wovon aber das letzte das gefährlichste war. ...<sup>11</sup> Angesichts der ständigen Klagen und Beschwerden begann das Finanz- und Wirtschaftsministerium tätig zu werden und teilte dem Kulturbauamt Offenburg am 25. Juli 1935 mit: „Es ist auch aus dieser Zuschrift zu ersehen, daß das Acher-Rench-Projekt mit aller Beschleunigung durchgeführt werden muß.“<sup>12</sup>

Schon der Arbeitsdienst der NSDAP, Gruppe 271 Mittelbaden, hatte sich 1933 mit der Planung von Hochwasserschutzmaßnahmen an Acher und Rench befasst.<sup>13</sup> Da man mit dem französischen Staat Einvernehmen über die Wasserbaumaßnahmen erzielen wollte, verhandelte man zunächst mit der elsässischen Verwaltung. Als aber keine Fortschritte erzielt wurden, entschied man sich zu einem Alleingang. Die Abteilung für Landwirtschaft und Domänen des Finanz- und Wirtschaftsministeriums Karlsruhe sandte am 15. August 1935 eine Denkschrift an die beteiligten deutschen Behörden, in der es zum Schluss heißt: „Wir sind der Auffassung, dass eine nachteilige oder überhaupt als wesentlich anzuerkennende Wirkung der Acher- und Renchkorrektion auf die Wasserführung und die Ufer des Rheines nicht ausgeübt wird, dass mindestens durch die vorgeschlagene zusätzliche Speicherung bei Rheinständen unter 3 m am Pegel Grauelsbaum die bisher vorhandenen Verhältnisse praktisch erhalten werden können, so dass ein Benehmen mit den französischen Behörden unseres Erachtens unterbleiben kann. Wir bitten namentlich auch deshalb, damit einverstanden zu sein, dass Verhandlungen mit den französischen Behörden unterbleiben, da nach den Erfahrungen der letzten beiden Jahre eine sachliche Prüfung nicht zu erwarten ist, und bestimmt mit einer Ablehnung im Falle der Anhörung gerechnet werden muss.“

Das Land Baden legt größten Wert auf die Durchführung dieser Landeskulturarbeit, die vor allem auch bei einem Aufwand von rund 500.000 Tagwerken sich sehr stark arbeitsmarktpolitisch auswirken wird, was besonders bei der immer noch großen Arbeitslosigkeit in Baden und der anerkannt geringen Auswirkung der Aufrüstung in unserem Grenzland äußerst wichtig ist. Für die gesamten Erdarbeiten wird voraussichtlich der Arbeitsdienst eingesetzt werden.“<sup>14</sup> Dieser Arbeitsdienst war per Gesetz vom 26.06.1935, mit dem die allgemeine Arbeitsdienstpflicht eingeführt wurde, in „Reichsarbeitsdienst“ (RAD) umbenannt worden. Er unterhielt in unserer Region Lager in Membrechtshofen, Freistett, Rheinbischofsheim, in Achern und Renchen. Dazu kam ein RAD-Lager in Wagshurst, dessen Errichtung in einem Schreiben des Arbeitsgauführers für Baden vom 18.2.1936 für die Dauer von drei Jahren angekündigt wurde. Die Männer waren eingesetzt beim Straßen- und Wegebau, außerdem in der Landwirtschaft und bei der Acher-Rench-Korrektion. Tausende von Dienstpflichtigen absolvierten hier ihre sechsmonatige Dienstzeit. So konnte sich der Staat den teuren Einsatz von Maschinen weitgehend erspa-

ren und erreichte mit dieser Arbeitsbeschaffungs-Maßnahme eine Verringerung der Arbeitslosigkeit bei geringsten Lohnkosten.

Bei der Rentenbankkreditanstalt in Berlin wurde ein Finanzierungskredit beantragt und die Planer wollten von November 1935 bis Ende 1936 rund 5 km Acherkanal bzw. Acherkorrektionsstrecke mit 150.000 cbm Erdbewegung und 10 km Renchkanal mit 210.000 cbm Erdbewegung bewältigen. Dazu benötigte man eine große Zahl von Arbeitsdienstleistenden. In dem gesamten Aktenbündel aus den Jahren 1933–36 findet sich erstaunlicherweise keine einzige Zahl, wie viele Arbeiter hier eingesetzt werden sollten. Genauere Berechnungen liegen vor über die Auswirkungen der Flusskorrektur. In dem Erläuterungsbericht zum Antrag auf Genehmigung des Arbeitsvorhabens kann man lesen: „Schaffung neuen Bauerntums. ... Diese Fläche (1.200 ha) entspricht 150 Erbhöfen (Erbhofgröße: 7,5 ha) oder 600 kleinbäuerlichen Siedlungen. Zahlenmäßig zeigt sich, daß hier eine kräftige Stärkung des Bauerntums erzielt werden kann. Eine solche tut besonders not, weil in den beteiligten Gemeinden die Bevölkerungsbewegung seit 1919 rückgängig verläuft. Abnahme statt Zunahme! Es herrscht hier Landflucht.“ Unter dem Stichwort „Siedlungsmöglichkeit“ kann man darüber hinaus lesen: „Eine bedeutende Fläche von rund 10 qkm Größe, der so genannte Maiwald zwischen Wagshurst und Memprechtshofen, besteht fast ausnahmslos aus Allmendfeld. Infolge weiter Entfernung von den Ortschaften und aus sonstigen, im Wesen der Allmendwirtschaft liegenden Gründen ist das betreffende Land nicht gehörig gepflegt und in nicht befriedigendem Zustand. Nach Durchführung des geplanten Unternehmens wird die Hochwassergefahr endgültig gebannt und eine nutzbringende Wasserwirtschaft durch Be- und Entwässerung gewährleistet sein. Es wird dann ein Gebiet vorliegen, das zur Siedlung hervorragend geschaffen ist. Die bedeutende Fläche (1.000 ha) könnte eine große Zahl Erbhöfe mit gutem Rückhalt oder eine geschlossene Kleinbauernsiedlung aufnehmen.“<sup>15</sup>

Die Gewässerbauten wurden immer greifbarer, wie aus dem lebhaften Briefwechsel hervorgeht, und es ist ein Kostenüberschlag und Finanzierungsplan vom 15.8.1935 für die Flussbauten vorhanden. Dort wird erläutert: „Für die Durchführung der Arbeiten ist eine Bauzeit von 3–4 Jahren erforderlich mit Rücksicht darauf, daß nur Arbeitsdienst-Abteilungen, die eine Durchführung in dieser Zeit erlauben, verfügbar sind. Eine Beschleunigung würde daher voraussichtlich an der erforderlichen Zahl AD-Männer scheitern. Es kann noch in diesem Herbst mit der Acher-Korrektur und mit dem Acher-Kanal angefangen werden. Im Winter 1935/36 und im Sommer 1936 müssen außerdem noch die Ausbauarbeiten für den alten Renchlauf als Notstandsarbeit durchgeführt werden. Mit dem Bau des Renchkanals wird im Frühjahr 1936 an mindestens drei Stellen begonnen werden. Für die Durchführung dieses Bauabschnittes sind mindestens drei



*Erster Spatenstich am 2. Juli 1936. Bildarchiv des Vereins für Ortsgeschichte Memprechtshofen, vermittelt durch Heinz Großholz*

Jahre erforderlich. Die erforderlichen Rheindämme werden im Winter 1936/37 erstellt. Die Arbeiten für den Hauptvorfluter zur Entwässerung der Renchniederung links der Rench und für den Rheinniederungskanal werden im Sommer 1937 in Angriff genommen. Zur Ableistung von 400.000 Lohnarbeitertagewerken im Arbeitsdienst sind heute nach der Organisationsänderung 27 Abteilungsjahre erforderlich. Da voraussichtlich höchstens 8 Abteilungen zur Verfügung gestellt werden können, ergibt sich daraus bereits eine notwendige Bauzeit von 3 1/2 Jahren. Der Darlehensbedarf wird sich voraussichtlich so verteilen, daß noch im Laufe dieses Kalenderjahres etwa 300.000 RM erforderlich werden, für die Jahre 1936, 1937 und 1938 etwa je 1,5 Millionen RM. Der Rest mit rund 400.000 RM würde bis ins Frühjahr 1939 erbracht werden. Die Durchführung der Arbeiten kann nicht abschnittsweise in einzelnen geschlossenen Unternehmen erfolgen. Die Finanzierung für das Gesamtunternehmen muß vielmehr von vornherein in der Hauptsache sichergestellt sein.“<sup>16</sup> Für die gesamte Strecke von 15 km Flussbauten errechnete man eine Kostensumme von rund 8 Millionen RM.

Nach dem jahrelangen Hin und Her zwischen den Ämtern begannen die Flusskorrekturarbeiten mit dem Einsatz des RAD endlich im Rahmen einer

Feierstunde Anfang Juli 1936, und sie wurden zunächst bis in den Hochsommer 1939 vorangetrieben. Die damaligen Bauarbeiten erstreckten sich zunächst auf den Bau der beiden Hochwasserflutkanäle für Acher und Rench, um einen möglichst raschen Hochwasserschutz zu erzielen. Gesetzliche Grundlage dafür war das Acher-Rench-Korrektions-Gesetz vom 30. März 1936, das „Gesetz zur Verbesserung der wasserwirtschaftlichen Verhältnisse in der Rheinebene zwischen Kinzig und Sandbach“, und die damit verbundene Bereitstellung der ersten Bauraten zur Finanzierung durch das Land Baden. Vormittags um 11 Uhr, am 2. Juli 1936, begann die feierliche Eröffnung der Bauarbeiten mit musikalischer Umrahmung durch die RAD-Kapelle bei der Renchbrücke in Membrechtshofen. Ministerpräsident Walter Köhler sprach die Begrüßungsworte, es folgten ein Sprechchor des RAD sowie eine Ansprache des Arbeitsgauführers Helff und des Reichsstatthalters und Gauleiters Robert Wagner. Nach dem gemeinsamen Absingen des „Deutschlandlieds“ und des „Horst-Wessel-Lieds“ nahm der Gauleiter den ersten Spatenstich vor.

Als Hitler zwei Jahre später, am 28. Mai 1938, den Bau des Westwalls befahl, wurden die RAD-Männer auch für diese Baumaßnahmen eingesetzt, wodurch sich das Tempo der Wasserbauten verlangsamte. Mit dem Beginn des 2. Weltkrieges am 1. September 1939 ruhten die Arbeiten zunächst, da die jungen Männer des RAD zur Wehrmacht eingezogen wurden. In ganz Deutschland herrschte ab Kriegsbeginn ein riesiger Arbeitskräftemangel, vor allem bei den Großprojekten und in der Landwirtschaft, die auch jahrelang durch Helfer des RAD unterstützt worden war. Die ganze Last der landwirtschaftlichen Arbeiten lag seit Kriegsbeginn auf den Schultern der Bäuerinnen, von Kindern und älteren Männern. Nach den ersten siegreichen Monaten des Krieges begann man, diesen Mangel an Arbeitskräften durch den Einsatz von Kriegsgefangenen zu kompensieren. Diese spielten bald eine wichtige Rolle in der „Erzeugungsschlacht des Reichsnährstandes“. Erhellend wird dieses Faktum durch einen Briefwechsel. In einem Schreiben der Areko (Acher-Rench-Korrektion) an das Stalag (Stammlager) Wildberg bei Calw von französischen Kriegsgefangenen vom 5.11.1940 ist in diesem Zusammenhang zu lesen: „Zur Fortführung unserer Landeskulturarbeiten benötigen wir dringend weitere Arbeitskräfte. Wie Ihnen bereits bekannt ist, handelt es sich bei unseren Arbeiten um ein Unternehmen des Vierjahresplanes, das als Beitrag zur Erreichung der Ernährungsfreiheit des deutschen Volkes von 69 Landgemeinden durchgeführt wird und mit dessen Fertigstellung erhebliche landwirtschaftliche Ertragssteigerungen zu erwarten sind.“

Auf unsere Anfragen haben uns nun die Bürgermeister von Sinzheim und Leiberstung mitgeteilt, daß die Arbeitskraft der in ihren Gemeinden bei den einzelnen Landwirten eingesetzten Kriegsgefangenen im Laufe des Winters kaum voll ausgenutzt werden kann. Wir würden diese Gefangenen



deshalb etwa für die Monate Dezember bis April übernehmen und bei unserem Unternehmen, also ebenfalls landwirtschaftlich, zum Einsatz bringen. Dabei kämen hauptsächlich Verebnungsarbeiten, dann Räumung und Instandhaltung von Entwässerungsgräben sowie der weitere Ausbau des Entwässerungsgrabennetzes in Betracht. Zur Frühjahrsfeldbestellung würden die Gefangenen dann wieder an die Landwirte zurückgegeben.“<sup>17</sup>

So geschah dies auch. Die Rolle der Kriegsgefangenen an den Arbeiten der Acher-Rench-Korrektion wechselte in den folgenden Monaten stark. Dies hing ausschließlich von der Menge der zur Verfügung stehenden Gefangenen ab.<sup>18</sup> Der überwiegende Schwerpunkt der abgehefteten Briefwechsel, Lieferscheine und Rechnungen des umfangreichen Aktenfaszikels „Einsatz von Kriegsgefangenen“ bezieht sich auf das Lager Renchen. Zwar ist das Lager Freistett vereinzelt erwähnt, aber es ist nicht möglich, daraus Folgerungen zu ziehen, welchen Umfang der Einsatz von Kriegsgefangenen von dort aus hatte und welche Probleme sich dort ergaben. Meist sind es nur Notizen über den Austausch von Materialien und Geräten von Renchen nach Freistett und umgekehrt. Die Arbeiten an der Acher-Rench-Korrektion wurden von beiden Orten aus durchgeführt.

Die Unterkunftfrage war schnell geklärt, so wurde in Renchen das ehemalige RAD-Lager am Bahnhof als Kriegsgefangenen-Lager festgelegt, in Freistett die Zigarrenfabrik Krämer, wie ein Schreiben der Areko vom 27. Juni 1940 erläutert. Drei Tage später endet ein Brief der Neubauabteilung des Wirtschafts- und Finanzministeriums in Karlsruhe an das Baubüro in Achern mit der Information: „Die Beschaffung der erforderlichen Strohsäcke, Decken, Handtücher, Eßnäpfe Löffel und Trinkbecher wird durch Herrn Schramm bei der Neubauabteilung erledigt.“ Somit war alles für den Einsatz der Kriegsgefangenen vorbereitet.

Aus den Akten ergeben sich aufschlussreiche Einblicke in die Behandlung der Kriegsgefangenen. Zunächst enthält das Faszikel Informationen allgemeiner Art. So heißt es dort: „Lebensmittelkarten erhält jeder Gefangene wie jeder deutsche Volksgenosse, jedoch ohne Schwerarbeiterzulage; Ausstellung der Lebensmittelkarten durch das Bürgermeisteramt. Tägliche Arbeitszeit der Gefangenen durch Vorschrift nicht geregelt. Gefangene müssen mindestens so lange arbeiten, wie man es von jedem deutschen Volksgenossen verlangt. Sonntagsruhe soll gewährt werden. Es werden 10–12 Arbeitsstunden im Tag in Betracht kommen.“<sup>19</sup> In einem Schreiben vom 27.6.1940 bestätigte das Areko-Büro in Achern die Planung dahingehend, dass in Renchen vom ehemaligen Lager des RAD am Bahnhof aus 200–300 Mann zum Einsatz kommen könnten, weitere 200–250 Mann könnten von der Zigarrenfabrik Krämer in Freistett aus zur Arbeit geführt werden.

Am 1.7.1940 forderte das Arbeitsamt Offenburg beim Kriegsgefangenenlager Wildberg insgesamt 200 Arbeitskräfte an. Über die Quartierfrage

bestand Klarheit, denn es heißt dort: „Die Quartiere sind sichergestellt und befinden sich in einwandfreiem Zustand. Die Bewachung der Kriegsgefangenen wird wie folgt gesichert: teils vergittert, teils Umrahmung mit Stacheldraht.“ Auf einer Rechnung ist in diesem Zusammenhang zu lesen: „Stangen und Eisen wurden im Kriegsgefangenenlager Renchen für die Umzäunung und Vergitterung der Fenster benötigt.“ Die Kriegsgefangenen waren nun zwar nicht in Freiheit, aber ihre Entlohnung und die Gleichstellung mit den Volksgenossen in einigen Lebensbereichen rief bei der Bevölkerung Unzufriedenheit hervor und es gab noch andere Sachverhalte, die Anlass zur Kritik gaben, wie man einem Schreiben vom 11. Januar 1941 des Finanz- und Wirtschaftsministeriums entnehmen kann: „Die Tatsache, daß ein unfallbeschädigter Kriegsgefangener neben ärztlicher Behandlung und Verpflegung ein Krankengeld von etwa 1,80 RM erhält, während er als volle Arbeitskraft bei unseren zur Landwirtschaft zählenden Arbeitern nur 70 Reichspfennige verdient, kann auf Dauer nicht ohne ungünstigen moralischen Einfluß bleiben. Es erscheint mir fraglich, ob es im Sinne der Anordnung des Herrn R.A.M. liegt, daß ein Kriegsgefangener bei einem Betriebsunfall im Verhältnis sich wesentlich günstiger stellt als ein deutscher Arbeiter, der im gleichen Falle mit der Hälfte seines Lohnes möglicherweise noch seine Familie erhalten muß.“ Solche Entschädigungen und auch der Lohn, den die Kriegsgefangenen erhielten, wurden zunächst in Lagergeld ausbezahlt, das erst bei Verlegung in ein anderes Lager in Reichsmark umgewechselt werden konnte. Dieses Lagergeld sollte unter anderem eine mögliche Flucht der Gefangenen erschweren, waren sie doch beim Verlassen des Lagers praktisch mittellos, denn „nur die verpflichteten Geldanstalten, die Unternehmer und die mit einem Ausweis versehenen Laden- und Kantineninhaber dürfen Lagergeld annehmen und umtauschen. Wer Lagergeld mißbräuchlich in Umlauf setzt, macht sich strafbar. Der Kriegsgefangene darf nur Lagergeld in Höhe eines Monatslohns besitzen.“ Häufte sich auf dem Konto des Gefangenen Lagergeld an, so musste es auf sein Sparkonto einbezahlt werden. Diese Möglichkeit wurde aber kaum genutzt, denn die Kosten für Rauchwaren und Kantinenartikel sorgten dafür, dass letztlich keine Ersparnisse gebildet werden konnten. Mit Schreiben vom 1. Januar 1941 erfährt man ferner Fakten über die Höhe des Lohns: „An Lohn ist den Kriegsgefangenen pro Arbeitstag zu zahlen: An die Ostgefangenen RM –,54, an die Westgefangenen in der Landwirtschaft RM –,54, an die Westgefangenen in Industrie und Gewerbe RM –,70.“ Am 20. Mai wurden neue Entlohnungssätze festgelegt. Für land-, forstwirtschaftliche und Meliorations-Betriebe wurden den arbeitsverpflichteten Kriegsgefangenen vergütet: „Westliche Kriegsgefangene: Freie Unterkunft und Verpflegung auch für Sonn- und Feiertage; hiezu Entgelt für den Arbeitstag RM –,80.“ Die Gefangenen aus dem Osten erhielten RM –,20 pro Tag weniger ausbezahlt, aus welchen Gründen auch immer. Allerdings

kamen bei den Arbeiten an der Acher-Rench-Korrektion keine russischen Kriegsgefangenen zum Einsatz. Die Entlohnungsbeträge wurden in den Folgemonaten mehrfach erhöht. Sogar eine Schwerarbeiterzulage wurde den Gefangenen für den Arbeitseinsatz gewährt, sie belief sich auf RM -,27 pro Tag. Den Kaufwert des Gefangenenlohns kann man daran messen, dass eine Bestellung vom 17. Dezember 1940 über 220 weiße Essnäpfe für die Gefangenen bei der Firma Schmider, Zeller Keramik, zu einem Stückpreis von RM -,32 abgewickelt wurde.

Das Verfahren der Gefangenenentlohnung bewirkte einen ziemlichen Geldumsatz, waren doch Ende des Jahres 1940 in Renchen 368 und in Freistett 190 französische Kriegsgefangene im Arbeitseinsatz. Dies änderte sich, als Anfang April 1941 über 200 abgezogen wurden und absehbar war, dass das Lager Renchen bald leer geräumt sein würde. Die arbeitsmäßige Gleichbehandlung der Kriegsgefangenen mit der Zivilbevölkerung wurde in der Praxis doch nicht so durchgeführt, wie dies notwendig gewesen wäre. Vor allem bereiteten Ersatzbeschaffungen von Kleidung für die Gefangenen den Lagerverwaltungen Schwierigkeiten. So weist die Areko im Spätherbst 1940 darauf hin, dass innerhalb weniger Wochen über 200 Tagwerke ausgefallen seien, weil die Gefangenen keine Schuhe mehr besaßen oder diese in so schlechtem Zustand waren, dass sie deshalb nicht zur Arbeit gehen konnten. Erst daraufhin wurden 50 Paar Schuhe geliefert, denn der Fortgang der Korrektionsarbeiten galt vorrangig vor der Gesundheit der Kriegsgefangenen.

Die Areko wollte jedoch die Arbeiten fortführen. Davon gibt ein Schreiben vom 23. April Zeugnis: „Die von uns durchzuführenden Hochwasserschutz- und Entwässerungsarbeiten im Gebiet der Acher-Rench-Korrektion sind für den Bau der Reichsautobahnstrecke Baden-Baden–Straßburg von größter Wichtigkeit geworden. Die Dringlichkeit wurde daher beantragt und ist nach Mitteilung des GB-Bau in Kürze zu erwarten. Bei dem schon längere Zeit in Angriff genommenen Kreuzungsbauwerk des Renchflutkanals mit der Reichsbahn oberhalb Renchen haben sich nunmehr infolge ungünstigen Baugrundes erhebliche Schwierigkeiten ergeben. Bei weiterem verzögertem Baufortschritt können hier Transportgefährdungen der Reichsbahn auftreten. Wir beantragen daher, dieses Bauwerk als vordringliche Notstandsarbeit anzuerkennen.“ Diesem Antrag wurde stattgegeben. Als Ersatz für die abgezogenen Kriegsgefangenen suchte die Bauleitung der Areko andere Arbeitskräfte zugewiesen zu bekommen. Dies geht aus der Mitteilung des Arbeitsamtes Offenburg vom 21. April 1941 hervor: „Vor einigen Tagen habe ich Ihnen mitgeteilt, daß die im Warthegau vorhandenen Juden nach einer Mitteilung des Herrn Reichsstatthalters von Posen sofort einer geeigneten Beschäftigung im Reichsgebiet zugeführt werden müssen, damit andere Arbeitskräfte für den Einsatz bei dringlicheren Arbeiten freigemacht werden können. Dementsprechend habe ich im Be-

## ARBEITSKOMMANDO N° 6126

September 1941

## PERSONAL-LISTE

Y.G. Nummer	Zü u. Vor Name	Geb.-Datum	Beruf	Arbeitsstelle
165	KEREBEL René	20-3-13	Arzt	Lager-Arzt
35295	DARTHENAY Ghislain	1-4-12	"	"
8398	ALLAIN Fernand	31-1-06	Strassenbau Ing.	Reichsbahnbrücke
8399	BENOIT Jean	22-3-03	"	"
8401	DELFAUT Julien ✓	31-7-07	Beamter	"
8402	AUTET Louis ✓	10-4-15	Eisenbahner	"
8403	MAILLOLS Marcel ✓	3-4-06	Friseur	"
8407	JEMON Pierre	10-2-02	Maler	"
8421	STEINBACH Robert ✓	16-11-12	Büchhalter	"
8431	GHISLAIN Lucien ✓	12-4-18	Schullehrer	"
8443	PENET Alfred ✓	28-3-10	Eisenbahner	"
8472	PIERRE Maurice ✓	7-11-10	Büchhalter	"
8477	TESSIER François ✓	25-7-07	Mäurer	"
8479	RICHARD Marcel ✓	21-9-08	"	"
8480	TESSIER René	26-1-12	"	"
8498	MATHON Louis ✓	18-10-04	Filmgerättechniker	"
8499	ABADIE Lucien ✓	16-7-12	Drücker	"
8504	MATHIEU Georges ✓	28-1-08	Mäurer	"
8514	JUMEL André ✓	13-10-01	Arbeiter	"
8519	BERNARD Charles ✓	13-1-11	Beamter	"
8522	BLAVIER Georges ✓	12-9-01	Fotograf	"
8530	FOURNET André	11-1-05	Dachdecker	"
8526	COURANT Roger ✓	24-8-17	Konditor	"
8537	MICLOT Angel ✓	13-1-13	Eisenbahner	"
8544	AUBRY Maurice ✓	22-7-18	Metzger	"
8548	SEURIN Pierre ✓	11-7-13	Professor	"
8554	BAYLE Marcel ✓	30-3-13	Kraftwag.-führer	"

Personalliste des Arbeitskommandos 6126 vom September 1941. Akte Acher-Rench-Korrektion. A. 12 Einsatz von Kriegsgefangenen am Rench-Flutkanal

nehmen mit Ihnen bei dem Herrn Präsidenten des Landesarbeitsamts Südwestdeutschland, Stuttgart, 550 Juden angefordert. Zwischenzeitlich erhielt ich die Mitteilung, daß der Führer entschieden hat, daß Juden aus dem Ge-

neralgouvernement und dem Warthegau nicht im Reichsgebiet eingesetzt werden dürfen. Ich bin nun im Hinblick auf die katastrophale Arbeitseinsatzlage in der Landwirtschaft gezwungen, die jetzt noch bei der Acher-Rench-Korrektion beschäftigten Kriegsgefangenen mit Wirkung vom 1. Mai 1941 abzuziehen. Ich gebe Ihnen hiervon Kenntnis, damit die Arbeiten zu einem gewissen Abschluß gebracht werden können. Andererseits werde ich versuchen, sobald die in Aussicht stehenden serbischen Kriegsgefangenen im Kriegsgefangenenlager Baden-Baden eingetroffen sind, anstelle der abgezogenen französischen Kriegsgefangenen serbische Kriegsgefangene für die Acher-Rench-Korrektion zu erhalten. Die Zuweisung kann allerdings erst dann erfolgen, wenn der vordringliche Kräftebedarf in der Landwirtschaft gedeckt werden konnte.“

Der angemeldete Bedarf an Kriegsgefangenen wurde in der Folgezeit noch erweitert. So wurden mit Schreiben vom 25. Juli 1941 für Hochwasserschutzmaßnahmen im Kinziggebiet und für die Acher-Rench-Korrektion 1.500 russische Kriegsgefangene angefordert. Dabei war vorgesehen, allein in Renchen 450 Mann, in Freistett 200 und in Wagshurst 50 Gefangene unterzubringen. Eine Aufstockung der Zahl der Arbeitskräfte schien den Planern unumgänglich, war doch die Zahl der französischen Kriegsgefangenen im Lager Renchen in dieser Zeit auf 52 gesunken. Die abgezogenen Kriegsgefangenen wurden in der Land- und Forstwirtschaft, in kriegswichtigen Industriebetrieben und zu Bauarbeiten am Westwall eingesetzt, das war für die Machthaber vorrangig.

Eine leidige Angelegenheit war die Verpflegung der Kriegsgefangenen in Renchen. Das Stammlager Wildberg, für die Zuweisung und Verwaltung der Kriegsgefangenen zuständig, hatte zehn Tage vor dem ersten Eintreffen der französischen Gefangenen im Sommer 1940 der Areko knapp mitgeteilt: „Die Gefangenen erhalten mengenmäßig dasselbe wie die deutsche Zivilbevölkerung.“ Ein Metzger und Gastwirt aus der Stadt hatte die Verpflegung übernommen. Die Tagessätze waren gering, so dass es offenbar schwierig war, die schwer arbeitenden Kriegsgefangenen zur Zufriedenheit zu ernähren. Es können auch andere Gründe ursächlich gewesen sein, dass es keine ausreichende und wohlschmeckende Ernährung gab. Im Juni 1941 bat er um eine Erhöhung des Tagessatzes von RM 2.– auf RM 2,50. Dass es aber keine ausreichenden und guten Mahlzeiten gab, beweist ein Schreiben des Stalag Wildberg an das Baubüro der Areko in Achern, datiert mit dem 31. März 1942: „Infolge der drohenden Arbeitsverweigerung der Kriegsgefangenen des Arbeits-Kommandos 6162 wegen angeblich schlechter und ungenügender Kost sah sich die Kompanie veranlaßt, den Fall zu untersuchen. Es hat sich ergeben, daß die Beschwerden der Kriegsgefangenen nicht unberechtigt sind. Inwieweit die vorhandenen Mängel auf die Leiterin der Kriegsgefangenen-Küche und der durch sie erfolgten Lebensmittelzuteilung zurückzuführen sind oder auf die in der Küche an-

gestellte erste Köchin, konnte nicht ohne weiteres festgestellt werden. Es scheint jedoch nicht zu bestreiten zu sein, daß die Gefangenen-Kost sowohl bezüglich der Zuteilung von Fett und Fleisch sowie im Hinblick auf die Zubereitung häufig den zu stellenden Anforderungen nicht entsprach. Um die Ordnung und Ruhe im Lager nicht weiterhin zu gefährden und die Gefahr vermehrter Fluchten abzuwenden, wurde veranlaßt, daß eine genaue Überprüfung der zustehenden und tatsächlich gelieferten Lebensmittel vorgenommen wird und durch genaue Aufstellung von wöchentlichen Speisezetteln im Voraus jederzeit die einwandfreie Verwendung derselben nachgewiesen wird. ... Eine ordnungsgemäße Verpflegung der Kriegsgefangenen ist sowohl zur Erhaltung ihrer Arbeitskraft als ihres Arbeitswillens unerläßlich.“ Die Anordnung wurde erfüllt, und es sind in den Akten ab April 1942 genügend Wochenspeisepläne vorhanden, aus denen ersichtlich ist, dass sich die Verpflegung der Wachmannschaften von der für die Kriegsgefangenen sehr wohl unterschied.

Die erwähnte Befürchtung, dass Gefangene vermehrt fliehen würden, war nicht aus der Luft gegriffen. Für die französischen Gefangenen war die Nähe des Rheins und damit des Elsass eine Versuchung, in die Heimat zu entkommen, die immer wieder probiert wurde. Die Verpflegungslisten sprechen hier eine beredte Sprache, zeigen sie doch fast wöchentlich Veränderungen in der Gefangenenzahl um ein, zwei oder drei Mann an. Die Arbeit im Gelände erleichterte darüber hinaus Fluchtversuche. Das Lager Renchen selbst war gegen Ausbruchversuche nur provisorisch gesichert. Die Toilettenanlagen befanden sich beispielsweise außerhalb der Stacheldrahtumzäunung. Zwar bestätigt eine Rechnung vom 27. Juli 1940 den Einkauf von Sicherungsmaterial mit folgendem Vermerk: „Das Kriegsgefangenenlager in Renchen, dessen Insassen bei der Acher-Rench-Korrektion eingesetzt wurden, mußte gegen Ausbruch durch Stacheldrahteinzäunung gesichert werden.“ Besonders sicher scheint jedoch das Lager nicht gewesen zu sein, wie aus einem Schreiben an die Areko vom 25. Februar 1942 hervorgeht: „Der stellvertretende Kommandant des Stalag VC hat, wie auch die Kompanie, bei einer Lagerkontrolle die mangelnde Sicherheit des Lagers beim Arbeits-Kommando 6126 Renchen festgestellt. Es fehlt vor allen Dingen die Fertigstellung der Stacheldrahtumzäunung. Bei einfachem Zaun muß ein Stolperdraht an der Außenseite des Zaunes, in der Breite von etwa 1,50–2,0 m vom Boden schräg zum Zaun bis zur Höhe von etwa 1 m ansteigend, angebracht werden. Ferner muß die Eisenstabvergitterung der Fenster so eingemauert werden, daß sie nicht mehr herausgestoßen werden kann. Die Verschweißung der Querstäbe mit den Längsstäben ist unbedingt erforderlich. Die Kompanie macht die Zuweisung von Kgf.-Russen von der Schaffung einer einwandfreien Lagersicherung abhängig und stellt dem Baubüro der Acher-Rench-Korrektion anheim, die gegenwärtige Feierzeit der Kriegsgefangenen zur Durchführung

9. Juni 1942

S p e i s e z e t t e lD i e n s t a g , d e n 2 . J u n i 1942

Wachleute : Suppe, Blumenkohl mit Kartoffelbrei  
 abends : Bauernfrühstück mit Kopfsalat

Gefangene : Salzkartoffel mit Tomatentunke  
 abends : Suppe mit Dampfudeln.

M i t t w o c h , d e n 3 . J u n i 1942.

Wachleute : Suppe, Spinat mit Hackfleisch u. Kartoffel  
 abends : Wurstsalat u. Brot

Gefangene : Sauerkraut mit Pellkartoffel u. Wiener  
 abends : Graubensuppe mit Kartoffel, Margarine u. Brot

D o n n e r s t a g , d e n 4 . J u n i 1942.

Wachleute : Suppe, Sauerkraut mit Schweinebraten, Pellkartoffel  
 abends : Schupfudeln mit Salat

Gefangene : Kartoffelklöße mit Haschee  
 abends : Wurst mit Brot u. Essiggurken u. Tee.

F r e i t a g , d e n 5 . J u n i 1942.

Wachleute : Suppe, Kartoffelsalat u. Spiegeleier  
 abends : Pellkartoffel u. Quarck

Gefangene : Spinat mit Salzkartoffel u. Tunke  
 abends : Suppe mit Dampfudeln

S a m s t a g , d e n 6 . J u n i 1942.

Wachleute : Suppe, Rindfl. Meerrettich, Brühkartoffel  
 abends : Teigwaren mit gedämpfter Sülz

Gefangene : Kartoffelsalat mit Fleischklöße im Bratentunke  
 abends : Wurst, Brot u. Tee.

S o n n t a g , d e n 7 . J u n i 1942.

Wachleute : Suppe, Kalbfleischklöschen u. gedämpften Kartoffeln  
 abends : Belegte Brote.

Gefangene : Rindsbraten, Salzkartoffel u. Kopfsalat  
 abends : Brot, Wurst u. Tee.

Speisezettel 2.-7. Juni 1942. Akte Acher-Rench-Korrektion. A. 12 Einsatz von Kriegsgefangenen am Rench-Flutkanal

dieser Maßnahmen zu benützen.“ Hier muss erwähnt werden, dass in dem kalten Winter 1942 Arbeiten im Freien mit Bodenbewegungen nicht durchführbar waren da das Erdreich fest zusammen gefroren war, deshalb der Hinweis auf die „Feierzeit“. Dass es mit der Sicherheit gegen Fluchtversuche auch in anderen Lagern nicht zum Besten stand, belegt ein Schreiben des Stammlagers vom 25. Februar 1942, in dem es heißt: „(Es) wird immer wieder von Seiten der Betriebe, aus deren Bewachung Kriegsgefangene entflohen sind, die Forderung auf Ersatzgestellung von Kriegsgefangenen erhoben und mit der Dringlichkeit der fertigzustellenden Aufträge begründet. Die Betriebe werden neuerdings darauf hingewiesen, daß ihnen die Überwachungspflicht für die Kriegsgefangenen obliegt und in keinem Fall Ersatz gestellt wird.“

Das Ende des Gefangenenlagers Renchen ist in den Akten nur beiläufig signalisiert, und zwar durch einen Wehrmacht-Frachtbrief vom 28. November 1942 für 200 Woldecken, die in das Stammlager zurückgesandt werden. Eine Empfangsbestätigung über Zubehör für Betten vom 2. Dezember 1942 enthält folgenden Vermerk: „Da die französischen Kriegsgefangenen vom vorgenannten Kommando am 15. Juli 1942 weggezogen wurden und nunmehr feststeht, daß russische Kriegsgefangene nicht mehr in Frage kommen, wurden die (am 18. Dezember 1940) leihweise überlassenen Gegenstände heute ordnungsgemäß zurückgegeben.“ Abschließend findet sich eine Notiz des Acherer Büros der Areko vom 10. Dezember 1942: „Das Kriegsgefangenenlager Renchen wurde von uns auf den 31. Dezember 1942 gekündigt.“ In der Zeit zwischen dem 23. November 1942 und 30. Januar 1943 wurde das Lager folgerichtig abgebaut, Holz, Stacheldraht und Geräte wurden nach Freistett verlagert.

Im April 1943 listete die Areko abschließend auf, wie groß die Belegung des Lagers Renchen im Laufe der Arbeitseinsätze war. Dort heißt es: „Am 26. Juli 1940 kamen unsere Kriegsgefangenen ins Lager Renchen. Von Juli – November durchschnittlich 180 Kriegsgefangene, von Dezember 1940 – März 1941 durchschnittlich 300, im April 130, im Mai 97, im Juni 60, Juli – Oktober 53 und November 1941 – Juli 1942 40 Kriegsgefangene.“

Die Arbeiten wurden durch andere wirtschaftliche Prioritäten und die zunehmende Frontnähe und durch die immer zahlreicher werdenden Fliegerangriffe von 1943 bis zum Kriegsende unterbrochen und erst im Sommer 1949 in größerem Umfang wieder aufgenommen. Schon bald nach Kriegsende waren zwar kleinere Instandhaltungsarbeiten im Bereich der Acher-Rench-Korrektion durchgeführt worden, zu größeren fehlten aber Menschen, Geräte, Maschinen und Geld. In einer zusammenfassenden Darstellung von 1967 ist zu lesen: „Die weitere Reihenfolge der einzelnen Baumaßnahmen bzw. Bauabschnitte sowohl für den Hochwasserschutz als auch für die Entwässerung und Vorflutbeschaffung wurde teilweise durch



Flurbereinigungsverfahren und den Weiterbau der Bundesautobahn von Baden-Baden nach Offenburg maßgeblich bestimmt.“ Abschließend wird die Bedeutung der Acher-Rench-Korrektion gewürdigt: „Durch die ausgeführten Maßnahmen wurden nicht nur die Landwirtschaft vor unzeitigen, das ganze Gebiet vor kostspieligen und verheerenden Überschwemmungen geschützt und für die tiefliegenden Teilgebiete zu hoher Grundwasserstand beseitigt und Vorflut hergestellt, sondern auch durch die Bereinigung der wasserwirtschaftlichen Verhältnisse die Voraussetzung für eine ganze Reihe von Maßnahmen getroffen.“<sup>20</sup> Dann wird aufgezählt, welchen Umfang die Regulierungsmaßnahmen hatten: 1 Bundesbahnbrücke, 4 Kleinbahnbrücken, 27 Bundes- und Landstraßenbrücken und 184 Feld- und Waldwegbrücken einschließlich Rohrüberfahrten. Außerdem waren rund 300 Wehre, Abstürze, Schleusen und Düker zu bauen. Über 200 km Kanäle, Gräben und Dämme beweisen, welch großes Projekt 1936 begonnen und ab 1940 mit Hilfe von französischen Kriegsgefangenen zwei Jahre lang weitergeführt wurde.

Hinsichtlich der Bedeutung der Gewässerbauten ist es durchaus richtig zu behaupten, dass die Acher-Rench-Korrektion das Rückgrat des Hochwasserschutzes in der Rheinebene zwischen Offenburg und Baden-Baden bildet. Was erstaunt, ist die Tatsache, dass das Teilkapitel Kriegsgefangeneinsatz bei der Acher-Rench-Korrektion bisher nicht wahrgenommen wurde. Behauptete doch der Regierungspräsident Anton Dichtel noch 1967 bei der Einweihung der Acher-Rench-Korrektion fälschlicherweise: „Sie (die Bauarbeiten) liefen zügig an, wurden aber 1939 mit Kriegsbeginn auf Jahre unterbrochen. Erst nach der Währungsreform nahm das damalige Land Baden, in Erkenntnis der großen Bedeutung dieser Maßnahme, gerade für die mittelbadische Rheinebene, seiner finanziellen Leistungskraft entsprechend, die Arbeit wieder auf.“<sup>21</sup> Der Einsatz von Kriegsgefangenen von 1940 bis Ende 1942 ist jedoch im Gesamtrahmen des Hochwasserschutzes insofern von großer Bedeutung, als durch ihn zwar keine großen neuen Baufortschritte erzielt oder gar die Bauarbeiten beendet, begonnene Projekte jedoch zu Ende geführt werden konnten und der bestehende Zustand der Korrektionsarbeiten auf Jahre hinaus gesichert wurde.

#### *Anmerkungen*

- 1 Ruppert, Philipp: Kurze Geschichte der Stadt Achern, Achern 1880, 42
- 2 siehe Anm. 1., 85
- 3 siehe Anm. 1., 87
- 4 Beck, Eugen: Oberachern vor 100 Jahren. Unveröffentlichtes Manuskript
- 5 Beinert, Dr. Johannes: Geschichte des badischen Hanauerlandes, Kehl 1909, 373f.
- 6 Ansprachen anlässlich der Einweihung der Acher-Rench-Korrektion am 19.9.1967. Archiv der Gewässerdirektion Südlicher Oberrhein, Offenburg

- 7 Akte IX/1.9 Badisches Kulturbauamt Offenburg. Acher-Rench-Korrektion. Archiv der Gewässerdirektion Südlicher Oberrhein, Offenburg. Herr Dipl.-Ing. Bernd Walser war bei der Quellensuche sehr entgegenkommend und öffnete dem Verfasser großzügig das Archiv in Offenburg, wofür ihm an dieser Stelle herzlich gedankt sei.
- 8 siehe Anm. 7
- 9 siehe Anm. 7
- 10 siehe Anm. 7
- 11 siehe Anm. 7
- 12 siehe Anm. 7
- 13 siehe Anm. 7; Schreiben vom 23.12.1933
- 14 siehe Anm. 7
- 15 siehe Anm. 7
- 16 siehe Anm. 7
- 17 Akte I 12 Einsatz von Kriegsgefangenen. Acher-Rench-Korrektion. Archiv der Gewässerdirektion Südlicher Oberrhein, Offenburg
- 18 Aus der Zeit zwischen Juli 1940 und Ende 1942 liegt ein ganzes Bündel Akten vor, die sich vor allem mit Abrechnungen und Schriftwechsel des Gefangenenlagers Renchen befassen. Sie sind als A 12 a) Allgemeines: Einsatz von Kriegsgefangenen am Renchflutkanal Los IV. und b) Rechnungen, A 13/a und A 13/b Kriegsgefangeneneinsatz Los IIIa Allgemeines und Rechnungen und als J 12 Einsatz von Kriegsgefangenen-Lager bezeichnet und stammen von der Neubauabteilung der Ministerialabteilung für Landwirtschaft und Domänen beim Finanz- und Wirtschaftsministerium Baden. Acher-Rench-Korrektion. Dr. Martin Ruch stellte die gesamten Akten dem Verfasser freundlicherweise zur Verfügung. Sie wurden dem Archiv der Gewässerdirektion Südlicher Oberrhein in Offenburg zwecks Archivierung übergeben.
- 19 Alle in der Folge zitierten Stellen entstammen den Akten der Anm. 18.
- 20 Die Acher-Rench-Korrektion. Gesamtdarstellung anlässlich der Fertigstellung 1967. Archiv der Gewässerdirektion Südlicher Oberrhein, Offenburg.
- 21 siehe Anm. 20

## Die Reichsschule für Volksdeutsche in Achern/Illenau 1940–44

*Arnulf Moser*

Es dürfte wenig Schulen in Deutschland geben, die so gut erforscht sind wie die Reichsschule für Volksdeutsche, die von 1940 bis 1944 in der Illenau bei Achern eingerichtet war. Die dortige Heil- und Pflegeanstalt war im Zuge der Euthanasieaktionen geräumt worden. In den Jahren 1990/91 sind an der Universität Innsbruck gleich zwei Magisterarbeiten über die Schule in Achern entstanden. Beide Arbeiten beruhen nicht auf Archivstudien, sondern auf Interviews mit Schülerinnen, Lehrerinnen und Unterrichtsleiterinnen. Nachdem die Autorinnen Wieser und Mayr festgestellt hatten, dass sie am gleichen Thema arbeiten, einigten sie sich darauf, die Interviews mit den Schülerinnen in Südtirol regional aufzuteilen. Die Interviews mit Lehrerinnen und Direktorinnen in Deutschland führten sie gemeinsam, so dass die Ergebnisse der beiden Arbeiten nicht stark voneinander abweichen.<sup>1</sup>

Nachdem die Achse Berlin – Rom 1936 die Zugehörigkeit Südtirols zu Italien bestätigt hatte, mussten die deutschsprachigen Südtiroler 1939 in relativ kurzer Zeit entscheiden, ob sie im italienischen Staat bleiben oder nach Deutschland bzw. Österreich auswandern wollten. Das Land zerfiel in „Dableiber“ und „Geher“ (Optanten). 86 % entschieden sich für die Option Weggehen. Bis 1942 waren von 200.000 Optanten 74.000 ausgewandert, von denen nach Kriegsende ein Drittel wieder nach Südtirol zurückkehrte. Im Rahmen von Himmlers Zuständigkeit als Reichskommissar für die Festigung deutschen Volkstums wurde in Südtirol die Amtliche Deutsche Ein- und Rückwandererstelle (ADERST) eingerichtet.

Bis 1939 gab es in Südtirol deutschen Sprachunterricht nur heimlich in den so genannten „Katakombenschulen“. Ab 1940 wurde Sprachunterricht für die Kinder der Optanten eingerichtet, den im Auftrag der Abteilung Kultur (Helmut Altpeter) der ADERST die Arbeitsgemeinschaft der Optanten für Deutschland (AdO) organisierte. Allerdings durften keine deutschsprachigen Oberschulen gegründet werden. Aus diesem Grunde bereitete die AdO die Auswahl und die Ausreise von Optantenkindern in die neuen Schulen für Volksdeutsche in Achern/Illenau für Mädchen und in Rufach im besetzten Elsass vor. Die Heil- und Pflegeanstalt Rufach war 1939 bei Kriegsausbruch von den Franzosen geräumt worden. Die neuen Schulen wurden vom Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung eingerichtet, hier sollten die Südtiroler auf den Besuch deutscher Oberschulen vorbereitet werden.<sup>2</sup>

Mit dem ersten Sonderzug im Oktober 1940 kamen 450 Jungen nach Rufach und 167 Mädchen nach Achern. Sie durften an Weihnachten nicht nach Hause, sondern erst wieder im nächsten Sommer. Im Januar 1941 kam eine zweite Gruppe von 67 Mädchen aus Südtirol, eine dritte Gruppe im Oktober 1941. Insgesamt waren etwa 250 bis 300 Südtiroler Mädchen in Achern und 600 bis 650 Jungen in Rufach. Es kamen aber nicht nur Jugendliche für die Oberschule, sondern auch Schülerinnen und Schüler mit anderem Niveau, so dass in Achern fünf verschiedene Schularten eingerichtet werden mussten: Volksschule, Mittelschule, Oberschule, Höhere Handelsschule und eine so genannte Frauenschule für ältere Mädchen mit schwächerem Bildungsstand. Die ersten Einstufungen erfolgten nach den von den Mädchen verfassten Lebensläufen. Die Schulen in Achern und Rufach erhielten 1941 den Namen Reichsschule, als auch noch einige Schüler aus dem Reich bzw. aus anderen Gebieten mit Volksdeutschen aufgenommen wurden. Anstaltsleiter für Achern und Rufach war SS-Sturm-bannführer Dr. Erich Schmidt, der als Oberregierungsrat auch noch Funktionen in der Napola-Inspektion in Berlin hatte. Zwischen 1940 und 1943 gaben Achern und Rufach vier verschiedene Informationsbroschüren mit Berichten aus dem Schulalltag heraus, die in erster Linie für die Eltern in Südtirol gedacht waren.

Die deutschen Lehrpläne konnten nicht einfach übernommen werden, sondern mussten angepasst werden. So war an der Oberschule Italienisch neben Englisch die zweite Fremdsprache. Einige Lehrerinnen kamen aus Südtirol, die übrigen wurden aus deutschen Schulen abgeordnet. Sie waren zugleich Internatserzieherinnen und dementsprechend eingespannt. Immerhin wurden an der Oberschule der Reichsschule auch Abiturprüfungen abgelegt. Nur die Volksschulklassen hatten Religionsunterricht, doch konnten die Südtiroler Mädchen zur Messe nach Achern oder Oberachern gehen. Die Kapelle in der Anstalt blieb geschlossen. Ein Gebäude der Illenau hieß jetzt Andreas-Hofer-Bau.

Sport, Geschichte und musische Aktivitäten wie Theater und Volkstanz spielten eine besondere Rolle. Zahlreiche Feste und Feiern begleiteten das Schuljahr. Man besuchte auch die Heimschule Lender in Sasbach, und die Südtiroler Volkstänze wurden auch in Kloster Erlenbad aufgeführt, wo Volksdeutsche aus Bessarabien untergebracht waren. Zur Heldengedenkfeier am 16. März 1941 marschierten die Mädchen zum Gefallenenehrenmal des Elsässischen Infanterieregiments 143 auf der Ruine Alt-Windeck bei Bühl, wo Frau Keit eine Ansprache hielt und die Mädchen einen Kranz niederlegten. Ein Mädchen spielte auf der Blockflöte „Ich hatt' einen Kameraden“. Regelmäßige Kontakte bestanden zur Schule in Rufach, wo einige Mädchen auch Geschwister hatten. Zur Funktion des Kunstunterrichts schrieb die Fachlehrerin in der zweiten Broschüre vom April 1941: „Als künftige deutsche Frauen sollen unsere Mädels im Stande sein, sich später

mit wenig Mitteln ein schönes Heim zu schaffen. Die Fähigkeit, sich manche Dinge selbst zu verfertigen oder schöner zu gestalten, ist für die Frau eine große Hilfe im Leben.“

Der Sportplatz der Illebenau war von den Südtiroler Jungen aus Rufach angelegt worden. Die Zeugnisse enthielten mehrere Sportnoten, mehrere Noten im Bereich der „Künstlerischen Ausbildung“ und eine verbale Beurteilung, in der nach körperlicher, charakterlicher und geistiger Leistung unterschieden wurde. So heißt es bei einer Zwölfjährigen: „Körperlich: gut entwickelt, willig, doch wenig gewandt. Charakterlich: ordentlich, freundlich, gefällig, bescheiden, pflichtbewusst und zuverlässig. Geistig: sehr strebsam und eifrig, meist aufmerksam und interessiert.“ Eine Schülerin schreibt der Unterrichtsleiterin Klara Keit diesen Spruch zu: „Stramm sollen die Buben sein, für die Mädchen genügt es, straff zu sein.“ In den Handelsklassen wurden neben den Wirtschafts- und den schreibtechnischen Fächern sowohl die deutsche wie die italienische Sprache besonders gefördert, um eine Orientierung in Richtung einer Auslandskorrespondentin zu ermöglichen.

Es herrschte strenge Disziplin, eine hierarchische Aufsicht, ein geregelter Tagesablauf mit wenig individueller Freiheit. Eine Mädelführerin aus einer höheren Klasse beaufsichtigte eine Klasse (Zug) mit jüngeren Mädchen. Die Post wurde zensiert. Montags und samstags war Flaggenappell mit Ansprachen, es fand aber keine paramilitärische Erziehung wie bei den Jungen statt, jedoch Ordnungsappelle, also Betten- und Schrankkontrollen. Die Mädchen trugen am liebsten Dirndl und nur bei besonderen Anlässen BDM-Kleidung. Zu den Strafen gehörten Postentzug (bis zum nächsten Tag), Essensentzug, Stricknadelentzug, Ausgangssperre, Taschengeldsperre, Kohlen tragen oder Kartoffelschälen. Bei Bombenalarm ging es in die Keller; zum Schulalltag gehörten auch Läuseplagen, Scharlach- und Paratyphusepidemien. Künstler erschienen zu Konzerten, Offiziere hielten Vorträge über die Kriegslage, es bestanden auch Patenschaften mit Fronteinheiten. Der Unterricht war völkisch ausgerichtet und orientierte sich an der Ideologie des Nationalsozialismus. Ziel war eine gemeinschaftsgebundene Person, die aber in erster Linie auf die Mutterrolle, weniger auf Berufserziehung vorbereitet wurde. Es gab keine sexuelle Erziehung oder Aufklärung, schon das gemeinsame Duschen war den streng katholisch erzogenen Mädchen höchst unangenehm.

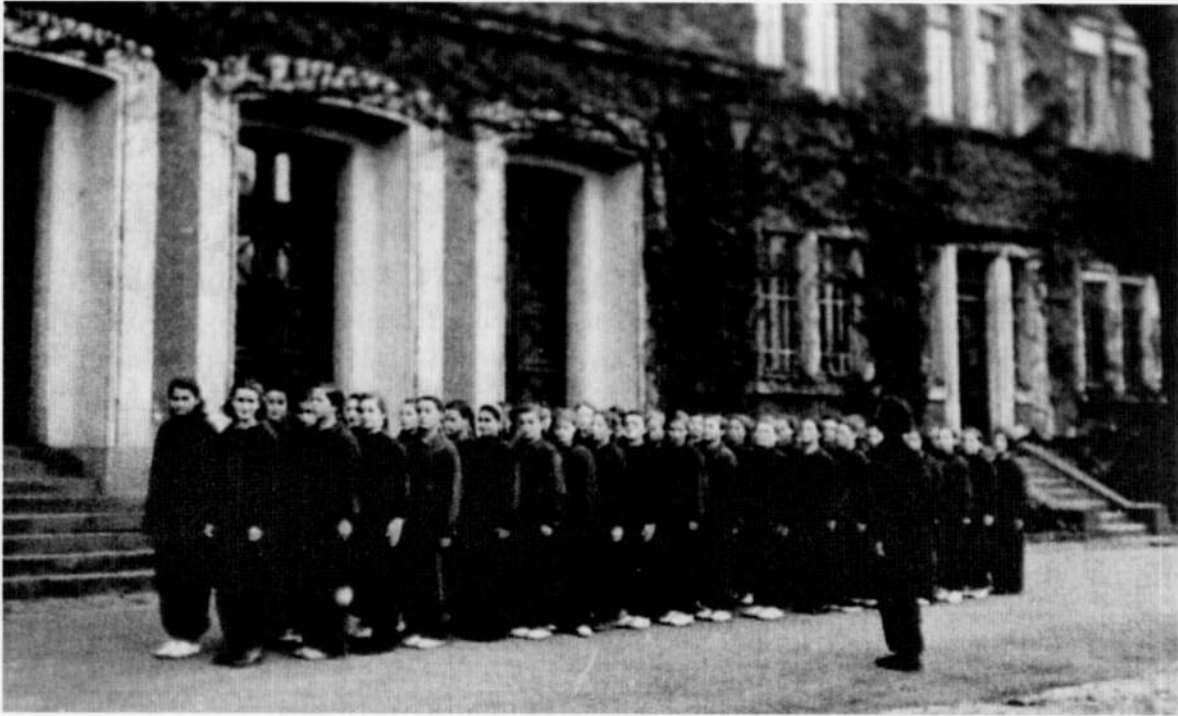
Zur Bevölkerung von Achern bestand nur geringer Kontakt, etwa durch gelegentliche Einkäufe mit dem reglementierten Taschengeld oder gelegentliche Mithilfe bei Sammel- und Hilfswerkaktionen. Die Acherner Bevölkerung lehnte die neue Schule als Eindringling ab. Hier war man stolz auf die traditionsreiche Heil- und Pflegeanstalt Illebenau gewesen, die auch ein wichtiger Arbeitgeber und Wirtschaftsfaktor gewesen war.

Im Herbst 1941 wurden in Rufach und Achern zusätzlich Nationalpolitische Erziehungsanstalten eingerichtet, also Eliteschulen mit einem Ein-

zugsgebiet aus Baden und Elsass. Das badische Kultusministerium hatte sich gegenüber Gauleiter Wagner ohne Erfolg gegen die Einrichtung von Napolas in den ehemaligen Heil- und Pflgeanstalten Reichenau, Rufach und Illenau gewehrt, da es in ihnen lieber Lehrerbildungsanstalten eingerichtet hätte. Die Reichsschulen in Rufach und Illenau wurden im Herbst 1943 in Deutsche Heimschulen umgewandelt, also verstaatlicht.

Zwischen den beiden Unterrichtsleiterinnen in der Illenau, Klara Keit für die Reichsschule, und Dr. Margret Wevers für die Mädchen-Napola, bestanden von Anfang an Spannungen. Es sind nur sechs Südtiroler Mädchen in die Napola übergewechselt. Dies hängt natürlich auch damit zusammen, dass keine Schule gerne ihre besten Schüler abgibt und dass die Ausrichtung der beiden Schulen zu unterschiedlich war. Die kleine Mädchen-Napola zog in ein Nebengebäude, sogar bei den Mahlzeiten blieben die beiden Schularten getrennt. Nach einem Zwischenspiel in Kloster Schweiklberg bei Vilshofen/Bayern zogen die drei Klassen der „Nationalpolitischen Auslesezüge“ nach Hegne am Bodensee. Erst hier begann die eigentliche Experimentierphase, in der Frau Wevers im Auftrag des Napola-Inspektors, SS-Obergruppenführer August Heißmeyer, versuchte, eine neue Form von Mädchen-Eliteschule zu entwickeln, die nicht einfach eine Kopie der Jungen-Napola war, sondern sehr viel stärker musisch und sozial ausgerichtet war.<sup>3</sup>

Die Karrieremuster der beiden Unterrichtsleiterinnen sind dabei durchaus vergleichbar. Beide hatten bis 1933/34 Studium und Referendarzeit abgeschlossen und standen 1934 als arbeitslose Assessorinnen da, die keine Aussicht auf Einstellung in den Staatsdienst hatten. Vorübergehend war Klara Keit, in Wien geboren und in Mannheim aufgewachsen, Hauslehrerin bei der Familie des Landmaschinenfabrikanten Lanz auf Schloss Marbach am Bodensee gewesen. In dieser Situation setzten beide auf die neuen Organisationen des nationalsozialistischen Staates. Klara Keit wurde Leiterin der BDM-Führerinnenschule für Nordbaden, später in gleicher Funktion in Österreich, zuletzt BDM-Führerin im Untergau Aschaffenburg. Im Jahre 1940 unterrichtete sie ein halbes Jahr an der Oberschule in Schwetzingen, bevor sie, noch als Assessorin, durch das badische Kultusministerium als kommissarische Unterrichtsleiterin nach Achern abgeordnet wurde. Margret Wevers, in Worms aufgewachsen, trat in ein Führerschulungslager für Erzieherinnen im Landjahr ein, war bis 1939 als Landjahrlagerführerin im Landjahr der Mädchen tätig, wurde dann Abteilungsleiterin für Schulung und Erziehung bei der Gauführung der NS-Frauenschaft in Frankfurt. Im Mai 1941 kam sie an die erste Mädchen-Napola Hubertendorf-Türnitz in Österreich und von dort nach Achern, um hier eine Mädchen-Napola aufzubauen. Nach Kriegsende und Entnazifizierung, die für Margret Wevers mehrere Jahre Internierung durch die Franzosen bedeutete, wurden beide als Gymnasiallehrerinnen in Mannheim bzw. Worms wieder



*Achern/Illenau: Sportunterricht der Reichsschule, 1941*

*(Quelle: Reichsschule für Volksdeutsche Rufach-Achern, April 1941)*

in den staatlichen Schuldienst übernommen. Im Rückblick bezeichnete Klara Keit die Acherner Zeit als die schönste Zeit ihres Lebens.

Im Sommer 1942 erhielt die Reichsschule Achern eine Sonderaufgabe, über die die Lehrerinnen und die Leiterin überhaupt nicht erbaut waren. Bei der so genannten „Waisenhaus-Aktion“ durchkämmte der Verein „Lebensborn“ im Warthegau, dem westlichen Teil Polens, der nun zum Deutschen Reich geschlagen worden war, die vormals polnischen Waisenhäuser bzw. die Familien mit Pflegekindern auf der Suche nach Kindern mit deutscher Herkunft oder mit arischen Merkmalen. Etwa 250 bis 300 Kinder wurden nach genauer rassischer Überprüfung als „eindeutschungsfähig“ in das Reich verschleppt. Die Kinder unter sechs Jahren kamen in Heime des Vereins „Lebensborn“, die über sechs Jahren wurden der Inspektion der Deutschen Heimschulen übergeben, zu denen inzwischen auch Achern zählte. Napola-Inspekteur Heißmeyer war auch Inspekteur der Deutschen Heimschulen. Etwa 50 Mädchen kamen in drei oder vier Transporten nach Achern, die Jungen in eine Deutsche Heimschule in Niederbayern (Niederalteich), spätere Transporte gingen nach Österreich. Einige Mädchen von Achern hatten in Niederalteich Brüder. Die Mädchen wurden in einem eigenen Gebäude der Illenau untergebracht und in zwei besonderen Klassen unterrichtet. Nach einem halben Jahr wurden sie nach und nach an deutsche und österreichische Pflegefamilien bzw. an andere Internate weitergegeben,

in den wenigsten Fällen aber in Familien von SS-Angehörigen, wie dies ursprünglich vorgesehen war. Zu den Legenden, die sich um die Mädchen später rankten, gehört die Behauptung, sie hätten Hormonspritzen bekommen, die die sexuelle Reife beschleunigen sollten, damit sie früher SS-Männern zur Verfügung gestellt werden konnten.<sup>4</sup> Die meisten Mädchen wurden nach dem Krieg von den Alliierten wieder nach Polen zurückgebracht.

Im 8. Nürnberger Prozess gegen das SS-Rasse- und Siedlungshauptamt („RuSHA-Case“) waren 1947/48 auch vier Mitarbeiter des Vereins „Lebensborn“ angeklagt. Klara Keit wurde im Juni 1947 von amerikanischen Ermittlern vernommen. Sie gab am 17. Juli 1947 eine eidesstattliche Erklärung ab, musste aber im Prozess selber nicht auftreten.<sup>5</sup> Sie erklärte: „Im Jahre 1942 wurden nach Achern ungefähr 50 eindeutschungsfähige Polenkinder überstellt. Diese Kinder kamen direkt aus dem Kinderheim Kalisch im Warthegau. Die Überstellung dieser Kinder geschah auf Veranlassung des Lebensborn, ich nahm damals an, dass ein Abkommen bestand zwischen dem Lebensborn und der Inspektion der Heimschulen, da ich vorher von der Inspektion darauf aufmerksam gemacht war, dass ich solche polnische Kinder zu erwarten hätte und der Lebensborn für diese sorgen würde. Meiner Erinnerung wurde diese Angelegenheit auf einer Anstaltsleitertagung in Weimar von dem Leiter der Heimschulen SS-Obergruppenführer Heissmeyer oder seinem Stabsführer Schmidt vorgetragen, und zwar wurde von polnischen Kindern gesprochen, welche die polnische Staatsangehörigkeit besaßen, aber eine oder mehr Generationen zurück irgendwie von deutscher Seite abstammen. Etwa drei Viertel dieser Kinder hatten polnische Namen. Alle Kinder sprachen polnisch. Eine kleine Anzahl sprach außerdem gut deutsch. Ein weiterer Teil sprach gebrochen deutsch. Jedoch waren auch Kinder darunter, die kein Wort deutsch konnten. Diese polnischen Kinder wurden von Lebensborn insofern versorgt, als dieser Kleider, Mäntel, Wäsche und Stoffe für die Kinder sandte. Von Lebensborn erhielt ich schriftlich die Anordnung, dass die Verbindung dieser Kinder mit Verwandten und Bekannten in Polen nicht weiterbestehen soll. Diese Anordnung des Lebensborn war begründet, dass den Kindern das Einleben in den neuen Lebensbereich zu erleichtern sei. Während der Zeit, wo die Kinder sich in der Heimschule befanden, führten dieselben noch ihren alten polnischen Namen. Die amtliche Umänderung der Namen der polnischen Kinder, welche später in deutsche Familien vermittelt wurden, erfolgte durch Lebensborn, nachdem die Kinder die Heimschule verlassen hatten. Meines Wissens nach führte der Lebensborn für diesen Zweck ein eigenes Ständesamt. Darüber erhielt ich auch einmal eine schriftliche Anordnung von Lebensborn. Bei dem Polizeiamt von Achern wurden die Kinder unter ihrem polnischen Namen abgemeldet und zwar nach dem Lebensbornheim in Steinhöring. Alle Angelegenheiten betreffs der Vermittlung von diesen Kindern in Pflegestellen bei deutschen Familien wurden von der Pflege-





rückgeschickt wurden, wo sie vermutlich umgekommen sind. Über den Mädchen lastete also, wie sie nach dem Krieg berichteten, stets die Drohung: „Wenn ihr nicht pariert, kommt ihr ins KZ.“ Nach den Berichten dieser Mädchen wurden sie viel strenger behandelt als die Südtiroler Mädchen und oft geschlagen, vor allem, wenn sie polnisch sprachen. Auch Georg Lilienthal spricht in seiner Arbeit über „Kinder als Beute des Rassenkriegs“ von einem „drakonischen Regiment“. Dagegen beschrieb Klara Keit im Interview mit den Innsbrucker Autorinnen Anfang 1990 die Behandlung der polnischen Mädchen sehr positiv. Auch die Südtiroler Schülerinnen schilderten in den Interviews von 1990 die Lage der polnischen Mädchen eher freundlich. Die polnischen Kinder, die sprachliche Fortschritte gemacht hatten, kamen in die Südtiroler Volksschulklassen.

Im Prozess vor dem I. Amerikanischen Militärgericht in Nürnberg stellte das Gericht fest, dass der Verein „Lebensborn“ nur am Rande, d. h. eben bei dieser Aktion im Warthegau sowie bei kleineren Gruppen aus der Tschechoslowakei und Jugoslawien, mit der Verschleppung von Kindern aus Osteuropa zu tun hatte und dass die polnischen Kinder durch den Verein „Lebensborn“ gut behandelt worden waren. Dies ändert aber nichts an der Tatsache des Kinderraubs. Von 10.000 verschleppten ausländischen Kindern, die nach Kriegsende in der US-Zone aufgefunden wurden, sind lediglich 340 dem Verein „Lebensborn“ zuzuordnen. Von den vier Angehörigen des Vereins „Lebensborn“ wurde eine Mitarbeiterin freigesprochen, bei drei Mitarbeitern wurde die Haft seit Sommer 1945 als Strafe gerechnet und diese auf freien Fuß gesetzt.

Mit dem Sturz Mussolinis, der Landung der Alliierten in Sizilien und dem deutschen Einmarsch in Südtirol veränderte sich 1943 die Lage in Italien gründlich. Viele Mädchen kehrten jetzt nicht mehr aus Südtirol nach Achern zurück. Die Auswanderung nach Deutschland wurde eingestellt, in Südtirol wurden Anfang 1944 nationalsozialistisch ausgerichtete „Deutsche Oberschulen“ für Jungen und Mädchen aufgebaut. Die älteren Mädchen in der Illenau wurden gegen Kriegsende auch zu Ernteeinsätzen, in Munitionsfabriken und zu Schanzarbeiten am Westwall geschickt, letzteres gemeinsam mit Schülern der humanistischen Napola Ilfeld/Harz, von der ein Teil im Herbst 1944 nach Achern verlegt worden war. Ein Jahr zuvor war in Achern auch eine Jungen-Napola eingerichtet worden. Ein Schüler von Ilfeld berichtete über seinen Aufenthalt in Achern: „In Achern versetzten uns die großen Gebäude der ehemaligen Irrenanstalt Illenau doch etwas in Erstaunen, was mochte alles darunter stecken? Das vernahmen wir bald: die NPEA Achern und das Mädchenschulheim Achern. Dieses hatte uns einen Teil seiner Räume abtreten müssen. Dienstlich hatten die drei Anstalten nur wenig miteinander zu tun; nur hochoffizielle Anlässe brachten gemeinsame Veranstaltungen, wie z. B. der neunte November. Zu den Jungmannen der NPEA Achern hatten wir nur wenig Kontakt, etwas mehr

zu den Mädchen der Heimschule, allein schon die gemeinsamen Mahlzeiten im großen Speisesaal. Zum Essen ist zu sagen: Es war in Achern gut, kaum Unterschiede zu Ilfeld und St. Veith, abgesehen von regionalen Feinheiten. Der Dienstablauf geschah nach Ilfelder Muster, nicht infiziert vom recht häufigen Kommißton der NPEA Achern ... An zwei Tagen pro Woche hatten wir am Rhein zu schanzen, Wiederherstellung von Laufgräben und Erdstellungen, teilweise auch Reinigung der stehenden Westwallbunker. Dabei hatten auch die Züge drei und vier sowie die Mädchen mitzuwirken. Erstaunt stellten wir fest, dass immer noch Schlepper und Schleppkähne unter Schweizer Flagge Kohle stromaufwärts brachten, obwohl doch bereits in Straßburg amerikanische Truppen eingerückt waren. Die Amerikaner ließen demnach Schiffe unter Schweizer Flagge durchfahren.“<sup>6</sup>

Alle Südtiroler Schülerinnen kehrten unversehrt nach Hause zurück. Die letzten Schülerinnen und Lehrerinnen verließen am 6. Dezember 1944 die Illenau mit einem Lastwagen in Richtung Gaggenau. Zum gleichen Zeitpunkt fuhren die Ilfelder Schüler in die Weihnachtsferien und zogen Anfang 1945 in die Napola Ballenstedt (Anhalt) ein. Als Ende 1944 die letzte noch bestehende Heil- und Pflegeanstalt in Baden, Emmendingen, zugunsten eines Lazaretts geräumt werden sollte, brachte die Gauleitung von Baden die Illenau ins Gespräch, weil die dortigen Schulen in Auflösung begriffen seien, doch die Emmendinger Patienten wurden an andere Orte verbracht. Eine bestehende Anstalt hätten die französischen Besatzungstruppen im April 1945 wohl kaum in eine Kaserne verwandelt.

Klara Keit zog mit dem Rest der Schülerinnen in die Deutsche Aufbauschule Markgröningen und Anfang Februar 1945 in die Deutsche Aufbauschule Schwäbisch Gmünd, konnte dort aber die Schule für Volksdeutsche nicht mehr in Gang bringen. Schülerinnen, die nicht aus Südtirol stammten, wurden dann, soweit sie nicht nach Hause geschickt werden konnten, in die Staatliche Internatsschule Neudietendorf in Thüringen oder in das Auslandsdeutsche Schülerinnenheim in Freudenstadt weitergeleitet.

Die Frage, welche Prägung die Mädchen in Achern für ihr späteres Leben erhalten haben, ist schwierig zu beantworten. Aus den Interviews von Mayr und Wieser ergibt sich, dass relativ wenige studiert haben, aber überdurchschnittlich viele später über Lehrerbildungsanstalten Volksschullehrerinnen geworden sind und dass die meisten diese Schulzeit in guter Erinnerung behalten haben. Über die politische Einstellung im Allgemeinen oder zu Südtiroler Fragen im Besonderen ist in den Interviews leider nicht gefragt worden, es wurden aber im Rückblick Erziehungswerte wie Ehrlichkeit, Kameradschaft, Pflichtbewusstsein, Pünktlichkeit usw. positiv hervorgehoben. Bei den Südtiroler Jungen in Rufach sah dies anders aus. Hier meldeten sich ältere Jahrgänge geschlossen zur Wehrmacht oder Waffen-SS. Andere setzten die Schulzeit unter nationalsozialistischen Vorzeichen in Südtirol bis 1945 noch fort. Es ist die Rede vom politischen, kultu-

rellen, wirtschaftlichen Establishment im Südtirol der Nachkriegszeit, das eine prägende Phase der Schulzeit in Rufach verbracht habe. Für Achern wie für Rufach gilt aber, dass diese Schulen eine „besonders intensive Form der kulturellen Okkupation Südtirols durch den Nationalsozialismus“ darstellen.<sup>7</sup>

#### Anmerkungen

- 1 Wieser, P.: Nationalsozialistische Mädchenerziehung in der Reichsschule für Volksdeutsche in Achern, Innsbruck Mai 1990; masch. schr. Mayr, M.: Reichsschule für Volksdeutsche in Achern. Nationalsozialistische Internatsschule für Südtiroler Mädchen, Innsbruck Juli 1991; masch. schr. (beide UB Innsbruck). Perspektive einer externen Schülerin aus Achern: von Bergh, H., Eine deutsche Erziehung: Vom Pietisten-Internat über die Klosterschule zur Reichsschule SS, in: Leeb, J.: „Wir waren Hitlers Eliteschüler“. Ehemalige Zöglinge der NS-Ausleseschulen brechen ihr Schweigen, München 1999, 159–171.  
Broschüren: Schulen für Volksdeutsche Achern – Rufach, Kolmar, Dezember 1940. Reichsschule für Volksdeutsche Rufach – Achern, Kolmar, April 1941. Nationalpolitische Erziehungsanstalt. Reichsschule für Volksdeutsche Rufach – Achern, Kolmar, Dezember 1941 (Südtiroler Landesbibliothek Bozen).
- 2 Conrad, C.: Nationalsozialistische Erziehung. Die Reichsschulen für Volksdeutsche in Achern und Rufach, in: Geschichte und Region. Storia e Regione. Jahrbuch der Arbeitsgruppe Regionalgeschichte, Bozen, 4/1995, 245–269. Ders.: Neubeginn im deutschsprachigen Schulwesen?, in: Heiss, H./Pfeifer G. (Hrsg.): Südtirol – Stunde Null? Kriegsende 1945–1946, Innsbruck 2000, 217–220. R. Lill: Südtirol in der Zeit des Nationalismus, Konstanz 2002.
- 3 Moser, A.: Eliteerziehung und Volkstumspolitik – Die Illenau bei Achern im Zweiten Weltkrieg, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 149/2001, 423–436. Generallandesarchiv Karlsruhe, Kultusministerium, 235/35391.
- 4 Legende: Hillel, M./Henry, C.: Lebensborn e.V. Im Namen der Rasse, Wien 1975, 247. Sachlich: Lilienthal, G.: Der „Lebensborn e.V.“ Ein Instrument nationalsozialistischer Rassenpolitik, Stuttgart 1985, 218–226. Ders.: Kinder als Beute des Rassenkriegs. Der „Lebensborn e.V.“ und die Eindeutschung von Kindern aus Polen, der Tschechoslowakei und Jugoslawien, in: Dachauer Hefte 9/1993, 181–196. Maximilian-Kolbe-Werk (Hrsg.): Im Namen der „Rasse“. Raub und Germanisierung polnischer Kinder, 6 S., Freiburg 1990. Möckel, P.: Es ist ein Elend auf der Welt. Die Heil- und Pflegeanstalt Illenau, Film, SWF, 9.5.1992.
- 5 Scheffler, D.: Fall 8: Der Prozeß gegen das SS-Rasse- und Siedlungshauptamt („RuSHA-Case“), in: Ueberschär, G.R. (Hrsg.): Der Nationalsozialismus vor Gericht. Die alliierten Prozesse gegen Kriegsverbrecher und Soldaten 1943–1952, Frankfurt 1999, 155–163. Trials of war criminals before the Nuernberg military tribunals, Bd. 5, Washington 1951, Reprint München 1979, 162–167. Staatsarchiv Nürnberg, KV-Prozesse, Fall 8, Umdrucke NO – 4950, und Interrogations K-41, Nr. 1437.
- 6 Die Nationalpolitische Erziehungsanstalt Iffeld. Sammlung der von 1934 bis 1944 herausgegebenen Iffeld-Blätter, Bd. 2, Iffeld 1998, 446, 451f.
- 7 Conrad, C.: Geschichte und Region, 266

# Kriegsende und erste Nachkriegsjahre in einem Dorf im mittleren Kinzigtal

Zur Geschichte Steinachs 1944–52

*Tobias Wöhrle*

## *1. Einleitung*

Am 1. September 1939 griffen Truppen der deutschen Wehrmacht Polen an. Dies war der Beginn eines Krieges, der sich zum Zweiten Weltkrieg entwickelte.

Das nationalsozialistische Regime hatte bereits seit der so genannten Machtergreifung im Jahre 1933 auf diesen Krieg hingearbeitet. Im Ersten Weltkrieg war die Bevölkerung im Reich nur in wenigen Gebieten direkt von Kriegshandlungen betroffen. Dies war nun ganz anders. Unzählige deutsche Städte und Dörfer waren im Laufe des Krieges von alliierten Luftangriffen betroffen, und am Ende des Krieges lagen große Teile dieser in Schutt und Asche. Die Reichsführung hatte sich entschlossen, den Krieg auch im eigenen Land weiterzuführen. Alliierte Truppen kämpften sich auf dem Reichsgebiet voran bis schließlich das ganze Deutsche Reich besetzt war. Auch das Kinzigtal blieb davon nicht ausgenommen.

Französische Truppen besetzten die Südwestecke des Reiches. Dem nationalsozialistischen Unrechtsregime wurde ein Ende bereitet. Aber die so genannte Entnazifizierung erwies sich als schwierig, vor allem im kommunalen Bereich. Die Ernährungslage war zwar auf dem Land weit besser als in den Großstädten, aber trotzdem nicht gut. Es dauerte einige Monate bis das politische Leben wieder begann, bis erste Wahlen stattfinden durften. Die Lage besserte sich im Laufe der Zeit, die Kriegszerstörungen wurden nach und nach ausgebessert und schließlich beseitigt. Ein weiteres Problem stellte die Unterbringung von Flüchtlingen und Vertriebenen aus den Ostgebieten dar. Im Sommer 1948 gab es eine Währungsreform, in den drei westlichen Besatzungszonen wurde die Reichsmark von der D-Mark abgelöst. 1949 entstand dann die Bundesrepublik Deutschland, der Erste Deutsche Bundestag wurde gewählt. Eine Frage, die vor allem die badi-sche Öffentlichkeit stark emotionalisierte war die Südweststaatsfrage. Es ging darum, ob Baden und Württemberg in ihren alten Grenzen wiederhergestellt werden sollten oder ob man beide zu einem Bundesland vereinigt. Schließlich kam es dann 1952 zur Gründung des neuen Landes Baden-Württemberg.

Zur Quellenlage ist zu sagen, dass die Bestände im Gemeindearchiv Steinach (GAS) in einer eher ungeordneten Weise vorliegen. Was die Zeit des Dritten Reiches und auch die Nachkriegsjahre betrifft, so muss man davon ausgehen, dass die Bestände nicht mehr vollständig vorhanden sind. Diese Jahre nachzuzeichnen, ist daher nicht einfach und man kann auch kein umfassendes Bild dieser Zeit liefern.

Für die Fliegerangriffe und die letzten Kriegsmonate wurden außerdem Quellen aus dem Erzbischöflichen Archiv Freiburg (EAF) und dem Bundesarchiv Militärarchiv in Freiburg (BA-MA) herangezogen. Ausgaben der damals von Oktober 1945 bis Mai 1947 zweimal wöchentlich erscheinenden „Ortenauer Zeitung“, danach unter dem Namen „Badener Tagblatt“ und später „Badisches Tagblatt“, in denen Steinach nicht allzu oft auftaucht, ergänzten das Bild. Das Offenburger Tageblatt wurde erst wieder ab dem 15. Oktober 1949 herausgegeben.

## *2. Letzte Kriegsmonate*

Im Herbst 1944 war Steinach erstmals von einem Fliegerangriff betroffen. Ziel waren die Verkehrswege und da vor allem die Bahnlinie und der Bahnhofsbereich. Laut Pfarrer Andreas Fischer waren schon zuvor „feindl. Fluggeschwader über den Ort hinweggeflogen, ohne dass sich etwas ereignete“.<sup>1</sup> Am 7. Oktober 1944 wurden erstmals in Steinach Lokomotiven der Reichsbahn angegriffen. In den folgenden Monaten gab es immer wieder einzelne kleinere Angriffe, wobei stets nur geringer Schaden an verschiedenen Gebäuden in der Nähe der Eisenbahnlinie entstand. Es handelte sich dabei um zerbrochene Fensterscheiben. Bei einem Tief-fliegerangriff auf eine Lokomotive der Reichsbahn geriet das Wohnhaus der Familie Josef Schmidt in Brand und wurde „zum größten Teil zerstört (Dachstuhl)“.<sup>2</sup>

Die bis dahin stärksten Angriffe ereigneten sich am Weihnachtstag 1944. Mehrere Flugzeuge warfen vormittags Bomben auf einen Militärzug und nachmittags auf Kraftfahrzeuge. In Brand geriet jeweils ein Haus, zum einen das Anwesen der Berta Matt (Witwe), zum anderen das von Wilhelm Pfaff (Unterdorf). Eine Person wurde verletzt und mehrere Waggons der Reichsbahn zerstört.<sup>3</sup> Dies veranlasste den Steinacher Bürgermeister Xaver Neumaier in einem Schreiben an den Landrat in Wolfach darauf hinzuweisen, dass das Abstellen „von LKW und sonst. Militärfahrzeugen“ und „das Halten von Militärfahrzeugen im Ortsteil“ den Ort gefährden und die Bevölkerung durch die ständige Gefahr von Luftangriffen beunruhigt sei. Er bat darum, „soweit Abhilfe zu schaffen als möglich ist“.<sup>4</sup>

Bei der Beschaffung von Glas, um Schäden auszubessern oder zu beheben, gab es Probleme. Trotz Glaszuteilung und einer Intervention des Bürgermeisters beim Landrat Ende Dezember 1944 blieb das Material aus.<sup>5</sup>

Immer wieder entstanden auch Bombentrichter in Feldern und Wiesen und auch Blindgänger waren unter den abgeworfenen Bomben. Am 26. Dezember 1944 stürzte ein Flugzeug ab, wobei weder Personen- noch Sachschäden entstanden. Am 8. Januar 1945 warfen sieben Tiefflieger 12 Bomben ab. Die Eisenbahnbrücke über den Hinterbach wurde stark beschädigt, sodass nur noch ein Gleis befahrbar war. Eine Person wurde leicht verletzt, ansonsten waren Gebäudeschäden, vor allem Glas und Ziegel, zu verzeichnen.<sup>6</sup> Alle entstandenen Schäden wurden durch das Bürgermeisteramt dem Kriegsschädenamt im Landratsamt in Wolfach gemeldet, außerdem wurden die Schäden geschätzt.

Die Luftangriffe wurden häufiger und es entstanden immer größere Schäden. Im Februar gab es drei Angriffe. Betroffen waren die Steinbruch-Basaltwerke, die Firma Steinbruch Schwendemann Schotterwerk, das Bahnwärterhaus Lupfer und zwei Wohnhäuser am 6. Februar, am 15. des Monats gab es starke Zerstörungen an den Häusern der Familien Ringwald und Maier im Einet, wobei auch eine Person verletzt wurde. Die größten Schäden verursachte ein Angriff von 16 Flugzeugen am 22. Februar. „Die Flugzeuge kamen in mehreren Wellen von Westen. Ein Teil greißte (sic!) längere Zeit über dem Kinzigtal.“ Beschädigt wurden der Bahnhof mit Nebengebäude und das Wohnhaus Maier-(Getreidehandlung), total zerstört wurden die Güterhalle der Reichsbahn und das Wohnhaus des Andreas Schwendemann. Vier Personen wurden obdachlos und ein Soldat leicht verwundet.<sup>7</sup>

Zur Abwehr der Fliegerangriffe gab es auch in Steinach eine Flak der Wehrmacht.<sup>8</sup> Ein Angriff am 1. März 1945 galt diesen Abwehrstellungen, verfehlte aber das Ziel. Drei Tage später flogen „Jabos“ einen Angriff auf die Eisenbahnlinie unterhalb des Dorfes. Dabei wurden sechs Wehrmachts-soldaten von der Flakbedienung verwundet, zwei davon schwer. Außerdem wurden Drähte der Stromleitung abgerissen, das „Straßenfernsprechnetz unterbrochen“ und das Dach der Schneekapelle beschädigt.<sup>9</sup> Die nächsten Wochen wurden etwas ruhiger.

Bereits seit September 1944 bereitete man sich auch im mittleren Kinzigtal auf eine militärische Verteidigung vor. Dazu wurde am 14. September 1944 eine Ortskommandantur der Wehrmacht in Haslach eingerichtet. Diese war auch für die umliegenden Gemeinden, also auch für Steinach zuständig. Deutsche Soldaten wurden stationiert und Volkssturmeinheiten aufgestellt. Besonders die Einquartierungen der Soldaten bereiteten Probleme, da bereits Evakuierte aus dem Ruhrgebiet in den Kinzigtalgemeinden untergebracht waren.<sup>10</sup> Eine Meldeliste des Ortsbeauftragten des Winterhilfswerkes in Steinach vom 17. Juni 1943 gibt 26 Personen an, die aus „fliegerbeschädigten“ Gebieten in Steinach untergebracht waren, zum Teil in Gasthäusern, aber auch bei Privatpersonen. „Koststellen“ waren die Gasthäuser Mellert, Kälble und Roser.<sup>11</sup> In den folgenden Monaten kamen

weitere Familien dazu, ab 1945 dann auch aus badischen Städten, so aus Rastatt, Mannheim und Pforzheim und später vor allem aus Kehl.<sup>12</sup> Am 8. Mai 1945 waren nach einem „Bericht der Gemeinde Steinach“ von 1948 115 Evakuierte im Dorf untergebracht.<sup>13</sup>

Im März 1945 begann man mit Schanzarbeiten und dem Aufbau von Panzersperren an den Ortseingängen der Gemeinden.<sup>14</sup> Nachdem es etwa einen Monat lang keine feindlichen Angriffe auf Steinach gegeben hatte, erfolgte am Nachmittag des 4. April „Bordwaffenbeschuß auf Flakstellung“ durch drei Tiefflieger. Zwei Soldaten der Wehrmacht kamen zu Tode, einer wurde schwer verwundet.<sup>15</sup>

Die Front rückte näher. Am 31. März 1945 hatte die 1. Französische Armee unter Befehl von General Lattre de Tassigny nördlich von Karlsruhe den Rhein überquert. Ihre Hauptstoßrichtung war Karlsruhe, das am 4. April besetzt wurde, und schließlich Stuttgart. Ein Teil der Truppen rückte in Richtung Süden vor und nahm im Laufe des Monats April Rastatt, Baden-Baden, Kehl, Offenburg und viele Dörfer und Städte in der Rheinebene und im westlichen Schwarzwald ein.<sup>16</sup> Am 15. April 1945 starteten die französischen Truppen ihren Vormarsch ins Kinzigtal, nachdem Offenburg besetzt worden war. In Gengenbach zogen die französischen Soldaten am 18. April ein.<sup>17</sup>

Zur Verteidigung des Kinzigtales war die Division Nr. 405 zuständig, die am 18. April 1945 in 719. Infanterie-Division (ID) umbenannt wurde. Den Befehl über diesen Truppenteil hatte Generalleutnant Willy Seeger.<sup>18</sup> Die französische 9. Coloniale Infanterie-Division drängte die 719. ID weiter das Kinzigtal hinauf. In der Tagesmeldung des XVIII. SS-AK, dem die 719. ID unterstand, vom 19. April 1945 wird als Feindschwerpunkt angegeben: „Aus dem Raum Gengenbach beiderseits des Kinzigtales bis Biberach. Biberach nach hartem Kampf 20.15 Uhr von Gegner genommen.“<sup>19</sup>

Begleitet wurde der Vormarsch der französischen Einheiten von feindlichen Flugzeugen. Am Morgen des 17. April 1945 gab es in Steinach „Bordwaffenbeschuss, Abwurf von Spreng und Brandbomben auf den ganzen Ort.“ Laut Bericht von Bürgermeister Neumaier sollen es acht bis zwölf Flugzeuge gewesen sein, die „Sprengbomben und über 100 Brandbomben“ abgeworfen haben sollen. Die Folgen waren: 34 Personen wurden obdachlos, darunter vier Evakuierte aus Mannheim, und sieben Wohn- und Ökonomiegebäude wurden zum größten Teil zerstört.<sup>20</sup>

Am nächsten Tag folgte ein weiterer Luftangriff. Dabei wurden drei deutsche Soldaten getötet und fünf verletzt, außerdem zogen sich zwei Zivilpersonen Verletzungen zu. Fünf Häuser wurden total zerstört, fünf schwer und drei leicht beschädigt. Darunter auch das Gasthaus zum Adler, das schwer beschädigt wurde.<sup>21</sup>



Generalleutnant Willy Seeger schrieb für den 19. April in seinem nachträglich verfassten Bericht: „Division haelt Steinachlinie: Stromdenkopf – Scharnfelsen – Steinach“.<sup>22</sup>

Kurz vor dem Eintreffen der Franzosen wurden im mittleren Kinzigtal zwischen Steinach und Wolfach alle Brücken gesprengt.<sup>23</sup> Pfarrer Fischer berichtet: „Am 19. April wurde von den Deutschen die Eisenbahnbrücke gesprengt, daraufhin erfolgte das erste Artilleriefeuer auf das Dorf, das an mehreren Häusern, etwa 6, Schaden anrichtet.“ Willy Seeger für den 20. April: „Division haelt auch an diesem Tag die Steinachlinie. Feindangriffe bei Steinach. Absetzen auf Linie Hausach–Haslach“.<sup>24</sup> Vom Steinacher Ortsteil Lachen kommend führen französische Panzer in Richtung Steinach und umgingen so die Panzersperren auf der Kinzigtalstraße, außerdem war die Straßenbrücke über die Kinzig zerstört.<sup>25</sup>

Pfarrer Fischer schrieb: „Freitag, der 20. April war der Tag der Besetzung. Den ganzen Tag über wurde zwischen Biberach und Steinach gekämpft. Man hörte immer wieder Maschinengewehrf. Verwundete kamen ins Dorf an den Verbandsplatz, um 9 Uhr beschoss die Artillerie das Dorf, wobei die Kirche mehrere Treffer erhielt. Da die feindl. Truppen den Ort einzuschliessen drohten, indem sie von allen Seiten von den Bergen kamen, zogen sich die unsrigen zurück und abends zwischen 9 u. 10 Uhr vollzog sich die Besetzung. Es gab an diesem Tag 8 Tote Soldaten, davon 2 in Boll. (Bollenbach; T.W.)

Der Herr Bürgermeister Neumaier vermittelte die Übergabe. Es gab am Dorfausgang Haslach zu eine grosse Schiesserei, die deutschen Soldaten aber zogen sich fluchtartig zurück, um nicht eingeschlossen zu werden. Am Nachmittag war auch die grosse Kinzigbrücke gesprengt worden“.<sup>26</sup> Der größte Teil der Bevölkerung hatte sich versteckt in Felsenkellern, aber auch in den eigenen Kellern in ihren Häusern.<sup>27</sup>

Steinach wurde also am 20. April 1945 besetzt, man kann aber auch sagen, es wurde befreit, ironischerweise am letzten Geburtstag Adolf Hitlers.

### *3. Erste Monate unter französischer Besatzung*

Französische Soldaten zogen ins Dorf ein. Viele Dorfbewohner sahen damals erstmals dunkelhäutige Menschen, denn viele der französischen Einheiten bestanden aus Marokkanern und vereinzelt gab es auch Schwarzafrikaner. Panzer, Infanterie, aber auch Truppen zu Pferd und Marokkaner auf Maultieren kamen, durchsuchten die Häuser im Dorf und ein Teil der Soldaten blieb im Ort.<sup>28</sup>

Pfarrer Fischer zu den Ereignissen nach der Besetzung: „Der Bürgermeister, der zugleich stellvertretender Ortsgruppenleiter war, war im Ort

geblieben. Er behielt auch noch seinen Posten bis Mitte Juni. Die Parteileute waren nach der nunmehr erfolgten Niederlage sehr zugänglich und freundlich zum Geistlichen. Sie halfen eifrig mit an der Instandsetzung der Kirche.

Die Besatzung verhielt sich unterschiedlich. Einige Truppenteile waren anständig, nahmen nichts und verdarben nichts. Andere aber hausten schlimm. Sie assen und Tranken, was sie fanden, und verdarben vieles noch dazu. In manchen Häusern sah es schlimm aus. Die Betten waren fortgetragen, Kleider gestohlen oder verdorben, Butter und Eier verschwunden, fast sämtliche Hühner wurden am 1. Tag schon geholt. Schlimm machten sie es bei ihnen bekannten Parteimitglieder oder bei Familien, die ihnen von Polen oder Franzosen denunziert waren. Einige Männer wurden wegen strenger Behandlung der Polen und gefangenen Franzosen von ein Militärgericht geladen und körperlich gezüchtigt. 4 Vergewaltigungen von Frauenpersonen sind mir bekannt geworden. Andere haben sich durch Flucht gerettet. Nach drei Tagen zogen die meisten Truppen wieder ab. Im Pfarrhaus war der Divisionsstab eingezogen und hatte alle Zimmer belegt“.<sup>29</sup>

Bei den Aufräumarbeiten in den folgenden Tagen sind alle Arbeiter aus Steinacher Betrieben und sämtliche Gespanne der Landwirte eingesetzt worden.<sup>30</sup> Die bei der Besetzung entstandenen Schäden wurden Monate oder auch Jahre später erfasst. So waren Gebäudeschäden an Schule und Rathaus zu vermelden, z. B. wurden „Closetts“ zerstört. Schulbänke, Schränke, Tafeln, Lernmittel, Tische, Stühle, die vollständige Einrichtung der Kochschule und eine Schreibmaschine wurden beschädigt oder zertrümmert. Außerdem waren Schäden an Straßen im Dorf entstanden, wohl durch Panzerfahrzeuge der französischen Armee.<sup>31</sup>

Bürgermeister Neumaier wandte sich am 3. Mai 1945 in einem Schreiben an die Ortskommandantur in Haslach. Im Namen der Bevölkerung beschwerte er sich über das „Organisieren von Hühnern, Hasen, Schafen, Haushaltsgegenständen, Uhren u.s.w.“. Vor allem Hofgüter außerhalb des Dorfes seien betroffen, da im Ort bereits nichts mehr zu holen sei. Außerdem seien Frauen und Mädchen sowohl im Haus als auch bei der Feldarbeit nicht vor Vergewaltigungen sicher. „Schießereien“ im freien Gelände würden die Feldarbeit behindern und die Stromleitungen zu den Gehöften zerstören. „Es handelt sich um Besatzungstruppen von hier und auswärts Marokaner und Neger.“ Er bat um Schutz für die Bevölkerung, „damit die Gewähr besteht die Ernährungssicherung gewährleisten zu können“.<sup>32</sup>

Ein weiteres Schreiben folgte am 6. Mai. Darin heißt es: „Meldungen über Einbrüche, Blünderungen, Vergewaltigungen gehen täglich bei mir ein.“<sup>33</sup> Requirierungen und Plünderungen durch französische Soldaten waren an der Tagesordnung und wurden von der französischen Besatzungsmacht bereits im Mai 1945 verboten.<sup>34</sup> Es gibt eine Liste, in der „abhan-

dengekommene Sachwerte anlässlich der Besetzung Steinachs“ (20. April bis 31. August 1945) erfasst sind. 187 geschädigte Familien sind aufgeführt. Insgesamt wurde ein Betrag von 173.526,80 RM ermittelt.<sup>35</sup> Dies waren in erster Linie Nahrungsmittel, Kleidungsstücke, Fahrräder, aber auch viele andere Dinge.<sup>36</sup> Bereits am 8. Mai 1945 fragte Bürgermeister Neumaier beim Landrat an, „wie die Entschädigung der Bevölkerung für requirierte Sachwerte [...] gehandhabt werden soll“. Außerdem teilte er mit, dass die Ortskommandantur Biberach zwei Personen im Rahmen einer Razzia im Dorf festgenommen habe und die Gemeinde eine Kautions von 1000 Mark stellen musste.<sup>37</sup>

Die Strukturen der französischen Besatzungsverwaltung waren in den ersten Monaten nach Kriegsende nicht ganz klar. So gab es anfangs für kurze Zeit eine Ortskommandantur in Steinach, für manche Angelegenheiten war dann die Ortskommandantur in Biberach zuständig, für andere die in Haslach. „Alle den zivilen Sektor berührende Fragen“ wurden von der Kreiskommandantur in Wolfach bearbeitet. Ende Juli 1945 gab es etwa 10 Ortskommandanturen im Kreis Wolfach, die jeweils für mehrere Orte zuständig waren. Steinach war Biberach zugeordnet, aber bereits im August der Verwaltungsstelle in Haslach.<sup>38</sup>

Ende Juni 1945 beurteilte Pfarrer Fischer die „derzeitige Lage“ folgendermaßen: „Im allgemeinen herrscht Ruhe im Ort. Ein neuer Bürgermeister amtiert auf dem Rathaus, er soll nach Weisung des Landratsamtes mit dem Pfarrer gut zusammen arbeiten. Der frühere Ortsgruppenleiter wurde am 6. Juni in Schonach erschossen, auf der Suche nach ihm, von Deutschen. Zur Zeit sind von Steinach keine Leute eingesperrt, auch nicht von Bollenbach. Dort verlief alles ruhig und ohne Schaden. Bei all den Fliegerangriffen wurde nur eine Zivilperson durch Verschüttung verletzt u. starb am 10. Mai in Triberg im Lazarett.“<sup>39</sup>

Später wurde der ehemalige Bürgermeister Xaver Neumaier, der seit 1932 auch stellvertretender Ortsgruppenleiter der NSDAP und Ortsbauernführer war, verhaftet. Er kam ins Internierungslager Freiburg.<sup>40</sup>

Es gab weiterhin französische Besatzungssoldaten im Ort, Bauarbeiter zum Wiederaufbau der Kinzigbrücke, dazu zusätzlich noch ein Bautrupp der französischen Besatzungsmacht zum Wiederaufbau der Eisenbahnbrücke, der sich am 27. Juni 1945 einquartierte, nach wie vor Evakuierte aus zerbombten Städten und einige ehemalige Zwangsarbeiter (vor allem Russen und Polen). Dies trug zu einer Verschärfung der angespannten Ernährungslage bei. Außerdem war das Ernährungsamt der Stadt Haslach auf Lieferungen aus den Umlandgemeinden angewiesen, da dort neben der Militärregierung auch eine große Zahl ehemaliger Insassen der Haslacher Lager mitversorgt werden mussten.<sup>41</sup> Der Steinacher Bürgermeister lehnte Ende Juni eine Abgabe von Lebensmitteln nach Haslach unter Verweis auf die

eigene angespannte Lage ab. Die Kartoffelversorgung sei schwierig, da man „Neuevakuierte aus Wolfach“ aufgenommen habe und auch die Gemeinde Biberach mitversorge.<sup>42</sup>

In seinem Bericht an das Erzbischöfliche Ordinariat vom 20. Juli 1945 schrieb der dortige Pfarrer M. Hildebrand über den Juli 1945 in Welschensteinach: „Doch kaum hatte man etwas ausgeschnaufft, da setzten Plünderungen und Vergewaltigungen ein. In Steinach waren viele Schwarze für den Brückenbau eingesetzt worden. Jetzt kamen diese bei Tage wie bei Nacht und plünderten und schändeten Frauen und Mädchen. Die Vergewaltigungen hörten seit einiger Zeit auf. Doch die Plünderungen wollen kein Ende nehmen.“<sup>43</sup> Aus Steinach sind keine derartigen Übergriffe aktenkundig. Es gab nur kleinere Auseinandersetzungen die Verpflegung des Bautrupps betreffend. Was sie verlangten, sei ihnen gegeben worden, um das Einvernehmen nicht zu stören, allerdings bat der Bürgermeister um „Verhaltensmaßnahmen“ durch das Landratsamt, da der „verlangende Furrier“, der für die Verpflegung Zuständige, erklärt habe, die Gemeinde nun laufend zur Verpflegung in Anspruch zu nehmen.<sup>44</sup>

Untergebracht waren die Angehörigen der französischen Besatzungsmacht zum Teil in Steinacher Gasthäusern, in Schulräumen, aber auch in vielen Privathäusern, wie z. B. in der Villa des früheren NSDAP-Ortsgruppenleiters Moser. Soweit keine Bäder vorhanden waren benutzten die Soldaten die Wanne des Friseurs Ernst Matt.<sup>45</sup>

Zur Unterbringung von Fahrzeugen der Besatzungstruppen musste die Gemeinde einen Schuppen errichten lassen. Dieser wurde an Hand von vorliegenden Rechnungen wohl im Dezember 1945 gebaut. Im Mai 1946 wurde er auf Befehl der Besatzungsmacht, wieder auf Kosten der Gemeinde, abgebrochen.<sup>46</sup> Für bestimmte Arbeiten für die Besatzungsmacht musste die Gemeinde für Arbeitskräfte sorgen. Männer mussten beim Schuppenbau helfen oder häufig wurden zum Beispiel auch junge Frauen als Bedienungen der Soldaten in den Gasthäusern herangezogen.<sup>47</sup>

Bereits im Laufe der zweiten Jahreshälfte 1945 beruhigte sich die Situation, das Dorfleben lief weitgehend in den gewohnten Bahnen, wenn durch den Krieg, die Toten, Vermissten und die noch in Kriegsgefangenschaft Befindlichen auch vieles anders geworden war.

#### *4. Kriegsgräber auf dem Steinacher Friedhof*

„Auf der Gemarkung Steinach befinden sich noch 8 Gräber deutscher Wehrmachtsangehöriger. Umgebettet, bzw. von den Angehörigen abgeholt wurden 4 Leichen. Außerdem befinden sich noch das Grab eines verunglückten französischen Kriegsgefangenen, eines verunglückten Russen und eines im Eisenbahnzug verstorbenen KZ-Häftlings hier.“<sup>48</sup>

Dies meldete das Bürgermeisteramt Steinach am 16. Mai 1947 an das Landratsamt in Wolfach. Heute befinden sich noch acht Gräber von Wehrmachtsangehörigen und das Grab des Juden Nikolaus Klein auf dem Steinacher Friedhof. Der 22 Jahre alte Klein war in Budapest geboren und starb am 5. März 1945. Er war „KZ-Insasse auf dem Transport durch Steinach“.

Die Gräber der französischen Kriegsgefangenen und des russischen Zivilarbeiters wurden später ausgehoben und die sterblichen Überreste in deren Heimatländer überführt. Der französische Soldat Fernand Brossamain war am 12. Oktober 1943 durch einen „Unfall bei Bohrungsarbeiten“ in Steinach ums Leben gekommen, der Russe Dimitro Karatschun war am 16. Juni 1942 in Steinach „verstorben durch Starkstrom“.

Die gefallenen deutschen Soldaten gehörten alle zu den Einheiten, die zur Verteidigung in Steinach stationiert waren. Am 4. April wurden die drei Obergefreiten Leo Ellermann, Wilhelm Middendorf und Georg Hadamik getötet. Beim Angriff am 18. April fielen der Grenadier Ludwig Neueder und der Unteroffizier Ernst Hettenbach. Der Unteroffizier Franz Gehrmann, die Obergefreiten Heinrich Erich Piepenbrink und Karl Georg Acht und der Gefreite Johann Grässle kamen am Tag der Besetzung Steinachs zu Tode, der Obergefreite Andreas Karl Plocher starb einen Tag später.

Die Leichen von vier Soldaten wurden später „in die Heimat überführt“. Auf dem Steinacher Friedhof sind bis heute die Gräber der Soldaten Ellermann, Middendorf, Hadamik, Neueder, Piepenbrink, Gehrmann und von zwei in Bollenbach gefallenen Soldaten, dem Unteroffizier Helmut Leonhardt und dem Obergefreiten Ernst Schander, zu finden.<sup>49</sup>

### *5. Wiederaufbau, Requisitionen, Flüchtlinge und Entnazifizierung*

Bereits im Mai 1945 begann man im mittleren Kinzigtal mit Aufräumungs- und Wiederaufbauarbeiten. Die Panzersperren in den Gemeinden wurden beseitigt und man fing an die Kinzigbrücken wieder zu errichten.<sup>50</sup> Die Arbeiten gingen langsam voran, vor allem im privaten Bereich, und zogen sich über viele Monate oder sogar Jahre, bis alles wieder instandgesetzt war. Hochwasser der Kinzig im Dezember 1947 warf die Arbeiten an den beiden Kinzigbrücken stark zurück. Die Eisenbahnbrücke war zwar noch nicht fertiggestellt, doch seit dem 26. Juli 1946 fuhren wieder Züge zwischen Offenburg und Radolfzell. Das Hochwasser verschob die provisorischen Brückenpfeiler aus Holz und der Bahnverkehr musste für einige Zeit eingestellt werden. Männer aus Steinach und Biberach wurden verpflichtet, bei der Instandsetzung mitzuarbeiten.<sup>51</sup> Für die Straßenbrücke, die ganz zerstört war, wurden auch Arbeitskräfte aus Welschensteinach, Bollenbach und Unterentersbach zwangsverpflichtet. Wer nicht erschien, dem wurde mit Strafe gedroht. Ende April konnte eine Notbrücke fertiggestellt wer-

den. Am 9. Dezember 1948 wurde dann die wiederhergestellte Brücke feierlich übergeben. Zu diesem Anlass waren auch der französische Landesgouverneur für Baden, Pierre Pène, und der badische Staatspräsident Leo Wohleb in Steinach.<sup>52</sup>

Die angespannte Ernährungssituation, die zunehmend besser wurde, führte zu vielen Diebstählen auf den Feldern und Wiesen, aber auch in Wohnhäusern, vor allem in Lagerräumen. So wurden z. B. im Mai 1946 aus dem Keller von Ludwig Witt 37 Gläser und Büchsen eingewecktes Fleisch entwendet.<sup>53</sup>

Auch wenn die Ernährungssituation im Laufe der Zeit besser wurde und sich Deutsche und Besatzer etwas aneinander gewöhnt hatten, gab es doch viele Konfliktpunkte und Schwierigkeiten.

Vor allem die Beschlagnahmung von Wohnraum war eine schwere Belastung für Teile der Bevölkerung. Im Februar 1946 befanden sich in Steinach noch 25 Evakuierte, 25–30 Brückenbauarbeiter und „80 Mann Besatzung“, wovon 10 Offiziere mit ihren Familien in Steinach lebten. Außerdem mussten 50 ausgebombte Steinacher untergebracht werden.<sup>54</sup>

Neben Wohnungen und Zimmern für Angehörige der französischen Besatzungsmacht, wurden auch Räume zur Unterbringung von Mitarbeitern der UNO-Flüchtlingsorganisation UNRRA benötigt. Das Hauptquartier der UNRRA für den badischen Teil der französischen Besatzungszone war im Sommer 1945 in Haslach eingerichtet worden.<sup>55</sup> Zusätzlich wurden auch Zimmer von der UNRRA und ihrer Nachfolgeorganisation IRO beschlagnahmt, um DP's unterzubringen. Außerdem wurden bei verschiedenen Familien auch Einrichtungsgegenstände, Bettwäsche, Geschirr, Kücheninventar beschlagnahmt, um damit Personen in den konfiszierten Wohnungen zu versorgen.<sup>56</sup> Interessant ist, dass vor allem Familien von Requisitionen betroffen waren, deren Mitglieder in der NSDAP und ihren Unterorganisationen aktiv waren. Immer wieder schrieb das Bürgermeisteramt an das Requisitionsamt in Wolfach oder an die UNRRA bzw. IRO, leer stehende requirierte Zimmer freizugeben. Ständig gab es auch Konflikte die Stromabrechnungen betreffend. Vor allem in den Jahren 1948 und 1949 wurden nach und nach die Wohnungsbeschlagnahmungen aufgehoben.<sup>57</sup>

Ein neues Problem war die Unterbringung von Flüchtlingen und Vertriebenen aus den deutschen Ostgebieten. Die französische Regierung weigerte sich lange, diese aufzunehmen. Erst 1948 trafen organisierte Transporte in der französischen Zone ein.<sup>58</sup> Trotzdem wurden bereits ab 1946 Zuteilungszahlen für Flüchtlinge und Vertriebene für die einzelnen Gemeinden festgelegt und diesen auch mitgeteilt. Mehrfach intervenierte das Bürgermeisteramt Steinach, um eine Verringerung der Quote zu erreichen aber ohne Erfolg.<sup>59</sup> Als dann 1948 auch in Steinach erste Flüchtlingsfamilien ankamen,

gab es weitere Probleme, da sich einige Personen weigerten, Flüchtlingsfamilien aufzunehmen. Genutzt wurden nun auch leerstehende bisher beschlagnahmte Wohnungen oder auch Leibgedinghäuser außerhalb des Dorfes.<sup>60</sup> Bis August 1949 waren 60 Ostflüchtlinge nach Steinach gekommen.<sup>61</sup> In den folgenden Jahren gab es hier noch einige Veränderungen.

Ein weiteres Problem stellte die Entnazifizierung der Bevölkerung dar. Die Franzosen vertrauten auf das System der Selbstreinigung. So wurde auch in Steinach ein Ausschuss zur politischen Säuberung gebildet.<sup>62</sup> Im November 1946 beantragte die BCSV eine Umbildung des Säuberungsausschusses. Daraufhin schlug der Bürgermeister dem Landrat eine neue Zusammensetzung vor, wobei bis auf eine Person alle der BSCV angehörten. Die Anzahl der Mitglieder war von sechs auf fünf verringert worden. Die Umbildung wurde bewilligt und am 30. Januar 1947 teilte der Bürgermeister drei bisherigen Ausschussmitgliedern ihre Amtsenthebung mit.<sup>63</sup>

Die Bevölkerung musste Fragebögen zur eigenen Person ausfüllen. Vor allem die Zeit des Dritten Reiches war von Bedeutung, das Verhalten während der Zeit des Nationalsozialismus und die Mitgliedschaften. Es gab mehrere Durchläufe, die letzten Säuberungsbescheinigungen stammen von 1949. Viele der zuvor ausgesprochenen Einstufungen und Strafen wurden verringert oder ganz gestrichen. Die meisten wurden als Mitläufer oder Minderbelastete eingestuft. Viele Entscheidungen, die am Ende der Staatskommissar für politische Säuberung des Landes Baden aussprach, wurden durch Einspruch des örtlichen Entnazifizierungsausschusses abgemildert. Nur wenige ehemalige NSDAP-Mitglieder, die wichtige Funktionen bekleidet hatten, mussten sich anfangs regelmäßig auf der Kreiskommandantur in Wolfach melden, wie auch ehemalige Angehörige der SS und Waffen-SS. Später wurden auch sie von allen Sanktionen befreit.<sup>64</sup>

Hier ist noch anzufügen, dass am 17. September 1946 in Haslach 210 Leichen von KZ-Häftlingen der dortigen Lager exhumiert wurden. Die, die identifiziert werden konnten, wurden in ihre Heimat überführt. 75 Tote wurden am nächsten Tag in ein neues Massengrab umgebettet. Neben ehemaligen NSDAP-Mitgliedern aus Haslach waren auch 10 aus Steinach verpflichtet, dabei zu helfen.<sup>65</sup>

## *6. Gemeinderat und Gemeindeverwaltung*

Die letzte Sitzung des nationalsozialistischen Gemeinderates fand am 15. April 1945, also fünf Tage vor der Besetzung des Dorfes statt. Zum letzten Mal führte Bürgermeister Xaver Neumaier den Vorsitz. Von vier Mitgliedern des Gremiums waren nur zwei anwesend, Josef Künstle und Wilhelm Schöner. Der Bürgermeister sprach über die derzeitige Lage und die Anordnungen von Landrat Ludwig Wagner. Im Protokoll zu dieser Gemeinde-

ratssitzung heißt es: „Die Anwesenden sind sich darin einig dem Vaterland auch weiterhin in Treue und Pflichterfüllung jeder an seiner Stelle wo er hingestellt ist seine Pflicht zu erfüllen.“<sup>66</sup>

Bürgermeister Neumaier blieb auch nach der Besetzung durch französische Truppen im Amt. Allerdings wurde der Bürgermeister von vor 1933, Georg Schwendemann, mit der Notverwaltung der Gemeinde beauftragt. Diese Anordnung wurde am 18. Juni 1945 von Landrat Seydel aufgehoben. An diesem Tag übernahm Gemeinderechner Wilhelm Korhummel die Amtsgeschäfte als kommissarischer Bürgermeister.<sup>67</sup>

Zu seiner Beratung durfte der Bürgermeister bis zu sechs Männer berufen, „die nach Persönlichkeit und Ansehen geeignet sind, die Belange der dörflichen Gemeinde zu vertreten und ihn in allen Fragen sachverständig und pflichtgetreu zu beraten“<sup>68</sup>. Die erste Gemeinderatssitzung nach Kriegsende fand laut Protokollbuch dann erst wieder am 15. Januar 1946 statt. Am 11. Januar hatte Landrat Seydel sechs Gemeinderäte ernannt, die in dieser Sitzung verpflichtet wurden (Josef Herr, Richard Kienzler, Wendelin Kinast, Anton Vögele, Heinrich Volk, Ludwig Witt).<sup>69</sup>

Im November 1945 wurde der ehemalige Bürgermeister von Hornberg (1926–1935), danach von Hausach und von 1943 bis 1945 gleichzeitig auch kommissarisch von Haslach, Fritz Kölmel, vom Haslacher Rathaus, wo er seit Mitte Mai die Kartenstelle leitete, vom Landratsamt nach Steinach versetzt, um dort die Gemeindeverwaltung wieder richtig aufzubauen.<sup>70</sup> Die Stelle des Ratschreibers war seit Februar 1941 unbesetzt, denn damals wurde Ratschreiber Karl Thoma zur Wehrmacht eingezogen.<sup>71</sup>

Veränderungen gab es im Juni 1946. In der Gemeinderatssitzung am 17. Juni erklärte Korhummel seinen Rücktritt als kommissarischer Bürgermeister. Zu seinem Nachfolger wurde einstimmig das Gemeinderatsmitglied Josef Herr gewählt. In dieser Sitzung war auch der neue Wolfacher Landrat Ludwig Heß anwesend. Außerdem wurde Florian Benz zum Ratschreiber ernannt, als Nachfolger von Kölmel. Sein Dienstantritt war am 1. Juli 1946.<sup>72</sup> Benz war bis 1935 Hilfsratschreiber gewesen. Er war damals vom nationalsozialistischen Gemeinderat wegen „politischer Unzuverlässigkeit“ entlassen worden und hatte, da er in der Gegend keine Beschäftigung gefunden hatte, das Dorf mit seiner Familie verlassen müssen und war 1946 wieder zurückgekehrt.<sup>73</sup> Für Josef Herr rückte Josef Firnkes als Gemeinderat nach. Er wurde am 9. August 1946 verpflichtet.<sup>74</sup>

Einen Monat später fanden dann erstmals wieder seit 1933 demokratische Wahlen in Steinach statt, ein neuer Gemeinderat wurde gewählt.



## 7. Demokratischer Neubeginn – Wahlen im Dorf

Bis 1933 war das katholische Steinach eine Hochburg der Zentrumspartei. Von da an wurde auch das Dorf im mittleren Kinzigtal von der NSDAP bestimmt.<sup>75</sup> Nach der Kapitulation zögerte die französische Besatzungsmacht lange, bis wieder politische Parteien zugelassen wurden. Gegen Ende 1945 war man bereit, Lizenzen für politische Parteien zu vergeben. In Südbaden formierten sich schon zuvor auf informeller Ebene die alten Parteilager, die Sozialdemokraten, die Kommunisten, die Liberalen und christlich motivierte Gruppen. Bei den christlichen Gruppen dominierten zwei Strömungen, zum einen die alten Zentrumsleute, die eine katholische Partei wollten, und zum anderen Kräfte, die sich für eine überkonfessionelle Partei einsetzten.<sup>76</sup> Die überkonfessionelle Richtung setzte sich durch und so kam es am 20. Dezember 1945 in Freiburg im Breisgau zur Gründung der Badisch Christlich-Sozialen Volkspartei (BCSV). Zum Vorsitzenden wählte man den Ministerialrat in der badischen Kultusverwaltung Leo Wohleb.<sup>77</sup> Die Zulassung erfolgte am 8. Februar 1946.

Im Kreis Wolfach wurde am 24. März 1946 im Gasthaus „Löwen“ in Wolfach ein BCSV-Kreisverband gegründet. Zum ersten Vorsitzenden wurde Adam Porzelt gewählt. Aus Steinach nahm der Arbeiter Josef Firnkens an der Gründungsversammlung teil.<sup>78</sup>

Wann genau in Steinach ein Ortsverein der Partei gegründet wurde, ist nicht bekannt. Allerdings muss es vor dem 24. März 1946 gewesen sein, denn am 2. April konnte man in der „Ortenauer Zeitung“ in einem Bericht zu einer BCSV-Kreisversammlung in Hausach lesen, in welchen Orten noch keine Versammlungen zur Gründung eines BCSV-Ortsvereins stattgefunden hätten und Steinach ist nicht dabei.<sup>79</sup> Der erste Ortsvorsitzende der BCSV in Steinach war der frühere Zentrumsmann und christliche Gewerkschafter Georg Held. Er trat sein Amt als Vorsitzender laut einem Verzeichnis der Vereine vom Dezember 1947 am 17. Februar 1946 an. Am 15. Dezember 1947 soll der Ortsverein 29 Mitglieder gezählt haben.<sup>80</sup> In einem Bericht vom 11. Oktober 1948 zum Besuch des französischen Gouverneurs in der Gemeinde werden 20 Mitglieder angegeben.<sup>81</sup> Nachfolger Helds wurde Josef Firnkens.<sup>82</sup>

Andere politische Gruppierungen gab es damals in Steinach nicht, wenn auch Einzelne Mitglied der Sozialistischen Partei (SP) waren. In der Nachbarstadt Haslach fand am 8. April 1946 die Gründungsversammlung einer SP-Ortsgruppe statt.<sup>83</sup>

Im Frühsommer 1946 wurde eine vorläufige Liste der Wähler für die Gemeinderats- und Kreistagswahlen im Herbst aufgestellt. Dabei wurden Personen, die in der NSDAP oder deren Unterorganisationen eine gewisse Stellung inne gehabt hatten, aus der Liste gestrichen. Am 11. Juni 1946 meldete Bürgermeister Korhummel den Vollzug dieser Streichung an den

Landrat in Wolfach.<sup>84</sup> Auf einer Liste vom 24. Juni 1946 sind 44 Namen von Steinacher Bürgern verzeichnet, darunter der ehemalige Propaganda-leiter der NSDAP, Josef Kläger, der suspendierte Ratschreiber und Schu-lungsleiter der NSDAP, Karl Thoma, oder auch zwei ehemalige Gemein-de-räte der NSDAP, Hermann Göring und Josef Künstle, und viele andere ört-liche Parteifunktionäre. In der Folgezeit legten einige dieser Einspruch gegen ihre Streichung ein und einer gewissen Anzahl wurde auch stattge-geben. Eine Liste vom 26. August 1946 weist nur noch 23 Personen auf, die ihr Wahlrecht nicht wahrnehmen durften.

Die Gemeinderatswahlen fanden am 15. September 1946 statt, wie in ganz Südbaden. In Steinach gab es nur eine Vorschlagsliste der BCSV mit sechs Kandidaten (Josef Herr, Wendelin Kinnast, Ludwig Witt, Heinrich Volk, Josef Firnkens und Josef Beck – Niederbach) und sechs Gemeinderäte waren zu wählen. Von 886 Wahlberechtigten machten 677 von ihrem Stimmrecht Gebrauch, davon waren 632 gültig (Wahlbeteiligung: 76,41 %). Der neue Gemeinderat wählte in seiner Sitzung am 22. Septem-ber Josef Herr mit fünf Stimmen zum Bürgermeister und Heinrich Volk zum Beigeordneten.<sup>85</sup>

Einen Monat später fanden dann in ganz Südbaden Kreistagswahlen statt. Die Wahlbeteiligung am 13. Oktober 1946 lag in Steinach mit 60,84 % weit niedriger als bei den Gemeinderatswahlen. Das beste Ergeb-nis erzielte die BCSV mit 392 Stimmen, es folgte die SP mit 74, die KP mit 26 und die DP mit 20.<sup>86</sup> Den Kreistagswahlen kam ein besonderes Ge-wicht zu, weil das Ergebnis die Grundlage für die Sitzverteilung in der Be-ratenden Landesversammlung des Landes Baden war.

Am 18. Mai 1947 wurde der Badische Landtag gewählt. Immer noch waren einige mit „brauner Vergangenheit“ nicht in die Wählerlisten einge-tragen worden, erst ab 1948 gab es keine Beschränkungen mehr, auch kan-didieren durften die ehemaligen NSDAP-Mitglieder dann wieder.<sup>87</sup> Die BCSV erhielt 346 Stimmen, die SP 79, die DP 32 und die KP 19. Gleich-zeitig wurde über die Annahme der Badischen Verfassung abgestimmt. In Steinach votierten 75,69 % der Wähler mit „Ja“ und 24,31 % mit „Nein“.<sup>88</sup>

Die starke Dominanz der CDU in Steinach hielt sich auch bei den fol-genden Wahlen. Die neue überkonfessionelle Partei übernahm die Rolle, die das Zentrum bis zum Dritten Reich im Dorf gespielt hatte.

Als am 14. November 1948 der Gemeinderat neu gewählt wurde, gab es wie 1946 nur eine Vorschlagsliste der CDU. Es standen sechs Bewerber zur Wahl und sechs Sitze waren zu vergeben. Die Wahlbeteiligung war noch niedriger als zuvor. Sie lag bei gerade mal 42,86 %. Der Gemeinderat setzte sich von da an zusammen aus: Heinrich Volk, Josef Beck (Nieder-bach), Ludwig Witt, Albert Schwab, Wendelin Kinnast und Karl Schwen-demann. Am gleichen Tag fanden auch Kreistagswahlen statt. Aus Stei-nach wurde Josef Firnkens für die CDU in den Kreistag gewählt.<sup>89</sup>

Bei einer Ergänzungswahl zum Gemeinderat am 27. März 1949 bewarb sich erstmals nach 1945 ein Kandidat der SPD um einen Sitz. Eduard Mink (SPD) unterlag aber deutlich dem Bewerber der CDU, Josef Firnkes.<sup>90</sup> Diese Ergänzungswahl war notwendig geworden, da Ludwig Witt im Dezember 1948 zum Bürgermeister gewählt worden war. Somit schied er aus dem Gemeinderat aus.<sup>91</sup> Witt war bereits seit dem 30. Oktober 1948 mit der Führung der Amtsgeschäfte beauftragt. Der von der CDU vorgeschlagene und über deren Liste in den Gemeinderat gewählte Bürgermeister Josef Herr hatte am 1. Oktober 1948 seinen Austritt aus der CDU erklärt. Aus diesem Grund verlor er laut Badischer Gemeindeordnung vom 25. März 1947 sein Amt.<sup>92</sup> Witts endgültige Vereidigung als ehrenamtlicher Bürgermeister erfolgte am 20. Dezember 1948 im Landratsamt in Wolfach.<sup>93</sup>

Bei den ersten Bundestagswahlen 1949 erreichte die CDU das beste Ergebnis, das sie bis heute jemals in Steinach erreicht hat. 501 Wähler gaben der Partei Konrad Adenauers und Leo Wohlebs ihre Stimme, das waren 80,16 % der abgegebenen gültigen Stimmen.<sup>94</sup> Steinach gehörte zum Badischen Wahlkreis Nr. 5 Emmendingen–Lahr–Wolfach. Direkt gewählt wurde Heinrich Höfler (CDU).<sup>95</sup>

Allerdings war die Wahlbeteiligung in Steinach bis dahin nie allzu hoch. Sie lag bei Kreistags-, Landtags- und Bundestagswahlen jeweils bei etwa 61 % der Wahlberechtigten. Im Zuge der Gründung Baden-Württembergs fand am 9. März 1952 die Wahl zur Verfassungsgebenden Landesversammlung statt. Wiederum dominierte die CDU mit 72,77 % der Wählerstimmen in Steinach, allerdings machte sich auch bemerkbar, dass inzwischen Flüchtlinge und Vertriebene im Dorf lebten, denn der BHE (Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten) erhielt einen Stimmenanteil von 3,60 %.<sup>96</sup>

#### Wahlen in Steinach 1946–1952

	Kreistag 13.10.1946	Bad. Landtag 18.05.1947	Dt. Bundestag 14.08.1949	Verf. Landesver. 09.03.1952
BCSV/CDU	75,56 %	72,69 %	80,16 %	72,77 %
SP/SPD	14,45 %	16,60 %	13,12 %	15,56 %
KP	5,08 %	3,99 %	1,12 %	2,02 %
DP/FDP	3,91 %	6,72 %	3,04 %	6,05 %
BHE	–	–	–	3,60 %
Wahlbeteiligung	60,84 %	61,23 %	61,75 %	63,90 %

Gemeinderatswahlen fanden wieder am 15. November 1953 statt. Erstmals gab es drei Vorschlagslisten, eine der CDU, eine der SPD und eine der Freien Wählervereinigung. Die SPD erhielt keinen Sitz, während die anderen beiden jeweils drei erringen konnten.<sup>97</sup> Damit war die Alleinherrschaft der Union im Steinacher Gemeinderat beendet, doch sie blieb ein wichtiger Faktor in der Gemeindepolitik.

#### 8. „Treu der Heimat“ – Steinach und die Südweststaatsfrage

In den Nachkriegsjahren wurde die Idee eines südwestdeutschen Landes aus den durch die Besatzungsmächte gebildeten Ländern Baden, Württemberg-Baden und Württemberg-Hohenzollern diskutiert. Mit Gründung der Bundesrepublik 1949 wurden diese Planungen konkreter. In Artikel 118 des Grundgesetzes wurde eine „Neugliederung der Länder im Südwesten“ festgeschrieben. Damit war erreicht worden, dass die Südweststaatsfrage aktuell blieb und nicht auf Jahre verschoben wurde. Vor allem dem süd-württembergischen Staatspräsidenten Gebhard Müller war es gelungen, den Artikel 118 ins Grundgesetz zu bringen. Eine Neugliederung des Südwestens sollte durch Vereinbarungen der beteiligten Länder erfolgen. Sollte keine Einigung erreicht werden, so war ein Bundesgesetz vorgesehen, das eine Volksbefragung ermöglichen sollte.<sup>98</sup> Der badische Staatspräsident Leo Wohleb und seine Regierung in Freiburg im Breisgau kämpften für eine Wiederherstellung Badens in seinen alten Grenzen und für die Erhaltung seiner Selbstständigkeit. In Gesprächen zwischen den Vertretern der drei südwestdeutschen Länder in den Jahren 1948 und 1949 gab es keinen Konsens, doch einigte man sich schließlich darauf, eine rein informative Volksbefragung in den betreffenden Ländern durchzuführen, deren Ergebnis keine Folgen haben sollte.<sup>99</sup>

Am 24. September 1950 fand diese Volksbefragung über die Neugliederung in den Ländern Baden, Württemberg-Baden und Württemberg-Hohenzollern statt. In Steinach lag die Wahlbeteiligung bei nur 49,77 %. Für die Wiederherstellung des alten Landes Baden stimmten 81,77 % (426), für den Südweststaat 18,23 % (95) der Wähler.<sup>100</sup> In Baden lag die Wahlbeteiligung bei weit mehr als 60 % der Wahlberechtigten.<sup>101</sup> Somit lag Steinach weit unter dem Durchschnitt.

Eine endgültige Abstimmung über den Südweststaat sollte am 16. September 1951 stattfinden. Dieser Termin wurde allerdings um knapp drei Monate verschoben, da Wohleb das Abstimmungsgesetz noch beim Bundesverfassungsgericht auf seine Verfassungsmäßigkeit überprüfen ließ.<sup>102</sup> Der Volksabstimmung, die dann am 9. Dezember 1951 stattfand, ging ein großer Propagandafeldzug sowohl der Alt-Badener als auch der Südweststaatsbefürworter voraus. Die Arbeitsgemeinschaft der Badener warb für die Wiederherstellung des alten Landes Baden. Dass auch in Stei-

nach Veranstaltungen der Arbeitsgemeinschaft durchgeführt wurden, beweist eine Einladung zu einer „Öffentlichen Versammlung“ der Arbeitsgemeinschaft im Gasthaus zur Flasche. Anzumerken ist, dass die Gemeinde Steinach als Mitveranstalter auf der von Josef Firnkes unterzeichneten „Bekanntmachung“ erwähnt wird. Darin heißt es: „Was wir als Badener zu Wählen haben, werden Sie bei dieser Versammlung erfahren.“<sup>103</sup>

Die Südweststaatsfrage war eine Frage, die stark auf der emotionalen Ebene diskutiert und betrachtet wurde. Bei der Volksabstimmung konnten in Steinach weit mehr Wahlberechtigte mobilisiert werden, als bei den vorangegangenen Wahlen. 862 Steinacher stimmten ab, das entsprach einer Wahlbeteiligung von 77,55 %. Hier lag Steinach nun weit über dem badi-schen Durchschnitt. Eine große Mehrheit von 86,54 % votierte für Baden, 13,46 % entschieden sich für den Südweststaat.<sup>104</sup> Damit hatte Steinach das siebtbeste Ergebnis von 30 Gemeinden im Kreis Wolfach.<sup>105</sup>

In Südbaden stimmte eine Mehrheit von 62,2 % gegen den Südweststaat. Im gesamten Abstimmungsgebiet sprach sich eine Mehrheit von 69,7 % für den Südweststaat aus, in Nord- und Südbaden zusammen ergab sich aber eine knappe Mehrheit von 52,2 % für die Wiederherstellung Badens, doch da zur Volksabstimmung vier Abstimmungsbezirke (Südbaden, Nordbaden, Nordwürttemberg und Südwürttemberg-Hohenzollern) gebildet worden waren und außer Südbaden die anderen drei mehrheitlich für die Bildung des Südweststaates votierten, wurde das später dann so genannte Baden-Württemberg gebildet.<sup>106</sup>

Steinach gehörte somit ab 1952 zu diesem neuen Bundesland.

## 9. Vereinswesen

Während des Dritten Reiches waren viele Vereine gleichgeschaltet worden. Bei den meisten wurde das Vereinsleben mit Beginn des Zweiten Weltkrieges 1939 eingestellt, vor allem auch, weil viele männliche Vereinsmitglieder, vor allem die jüngeren, zur Wehrmacht eingezogen wurden.

Die 1936 gegründete Freiwillige Feuerwehr blieb weiter aktiv, vor allem in den letzten Kriegsmonaten hatte sie nach Bombenangriffen auf das Dorf zahlreiche Einsätze, die von älteren Männern des Ortes und einigen jüngeren Frauen bestritten wurden. Nach der Besetzung Steinachs wurde die Wehr im Mai 1945 von der französischen Militärregierung verboten.<sup>107</sup> Allerdings gab es danach einen freiwilligen Dienst für Notfälle. Geleitet wurde die Feuerwehr von 1939 bis zur Auflösung und noch in den Monaten danach, dann auf eher inoffizieller Basis, von Bernhard Roser, bis die Freiwillige Feuerwehr Anfang 1946 von jüngeren Kriegsheimkehrern wieder aufgebaut wurde. Kommandant wurde Ludwig Witt, der dieses Amt bis September 1950 ausübte.<sup>108</sup> Im Oktober 1948 bestand die Wehr aus 18

Mann („1 Officier, 2 Unterofficiere, 15 Feuerwehrmänner“), allerdings hatten sie keinen Feuerwehrwagen.<sup>109</sup>

Am 30. Mai 1945 mussten aufgrund einer Verfügung der Militärregierung alle noch bestehenden Vereine erfasst werden. Im Gemeindearchiv liegen nur zwei Angaben vor, zum einen der Kyffhäuserbund unter Vorstand Franz Xaver Halter (Sattlermeister) und der Musikverein Harmonie mit dem Bürgermeister als organisatorischem Vorstand und Landolin Himmelsbach als Vorstand für die aktiven Musiker.<sup>110</sup>

Der Musikverein war ebenfalls ein Opfer der Einberufungen zur Wehrmacht geworden, sodass er seit 1940 nicht mehr in der Lage war, öffentlich aufzutreten.<sup>111</sup> Wenn das Vereinsleben nicht schon bis Kriegsende zum Erliegen gekommen war, so geschah dies nun, durch Anordnungen der französischen Militärregierung. Es gab Ausgangssperren, Gasthäuser und andere öffentlichen Gebäude mussten geschlossen werden und viele andere detaillierte Anordnungen. Öffentliche Versammlungen waren anfangs ganz verboten und mussten später immer erst bei der Militärregierung beantragt werden.<sup>112</sup> Jeder Verein, der wieder zugelassen werden wollte, musste dies bei der französischen Militärregierung tun und oft dauerte es einige Monate, bis ein solcher Antrag genehmigt war. Ab Mitte September 1945 war in der französischen Zone der Sportbetrieb wieder erlaubt.<sup>113</sup>

Der Steinacher Sportverein von vor 1933, die katholische DJK Steinach, die bereits 1934 aus ideologischen Gründen den Spielbetrieb einstellen musste, wurde nicht wieder gegründet. Statt dessen stellten einige junge Männer den Antrag auf Zulassung des Sportverein Steinach. Allerdings gab es Schwierigkeiten, da die Militärregierung den Antrag ablehnte, da einige der vorgesehenen Vorstandsmitglieder zu den politisch Belasteten zählten. Erst im September 1947 wurde ein weiterer Antrag genehmigt. Am 28. September 1947 kam es dann zur Gründungsversammlung des SV Steinach. Hermann Schwendemann (Mechaniker) wurde zum Vorsitzenden gewählt, Josef Firnkes war sein Stellvertreter.<sup>114</sup>

Am 17. Mai 1947 wurde in einem Bericht über Steinach im „Badener Tagblatt mit Ortenauer Nachrichten“ dazu aufgerufen, dass sich „alle Musikbeflissenen um den Vorstand des früheren Musikvereins, Landolin Himmelsbach, scharen“ sollen. Am 28. Juni meldete das Blatt, dass der „neugegründete Musikverein“ erstmals öffentlich anlässlich der Fronleichnamsprozession aufgetreten sei. Aber damals lag noch keine Zulassungsgenehmigung der Besatzungsmacht für den Verein vor. Eine Gründungsversammlung für den Musikverein Steinach beantragte man am 11. Dezember 1946. Bürgermeister Herr befürwortete dies. Bereits im September waren ein Gründungsprotokoll des Musikvereins Harmonie Steinach mit politischen Fragebogen der Vorstandsmitglieder an den Landrat geschickt worden.<sup>115</sup> Es muss also mehrere Anläufe zur Gründung des Vereins gegeben haben, denn am 11. Mai 1947 fand eine Gründungsversammlung statt.

Bürgermeister Josef Herr wurde Vorsitzender des Vereins und Alfred Benz übernahm das Amt des Dirigenten, das er bis 1975 ausübte.<sup>116</sup> In einem Schreiben vom 24. Dezember 1947 sprach der französische Kreiskommandant die endgültige Genehmigung des Musikvereins aus und bestätigte die Eintragung ins Vereinsregister.<sup>117</sup>

Alle Vereine, die nach 1947 im Dorf gegründet wurden, hatten keine solche Schwierigkeiten, bis sie zugelassen waren. 1948 wurde im Juli ein Kleintierzuchtverein<sup>118</sup> in Steinach gegründet, im September dann eine Ortsgruppe des VdK.<sup>119</sup> 1949 kamen der Männergesangverein Eintracht und der Verschönerungsverein hinzu und 1950 wurde die Narrenzunft wieder gegründet, nachdem bereits seit 1947/48 erste fasnachtliche Aktivitäten zu beobachten waren.<sup>120</sup>

Außerdem gab es in den unmittelbaren Nachkriegsjahren einen Ortsverein des Badischen Hilfswerkes. Zum Ortsvorsitzenden war Ratschreiber Florian Benz ernannt worden. Im März 1957 hatte die Organisation 57 Mitglieder in Steinach. Im Sommer 1947 führte das Badische Hilfswerk eine Haussammlung im Dorf durch und konnte am 4. Juli 1005,50 RM an den Kreisverein überweisen.<sup>121</sup>

Ohne Gründungsversammlung hatte man die Mitglieder des Deutschen Roten Kreuzes (DRK) in Steinach zu einer Ortsgruppe zusammengefasst. Florian Benz wurde auch hier zum Ortsvorsitzenden ernannt. Er sollte die Mitgliedsbeiträge einziehen und die Ortsgruppe organisieren. Benz hatte dabei massive Schwierigkeiten. Im November 1948 teilte er dem Kreisverein Wolfach mit, dass sich die früheren Helferinnen und Helfer „nicht bereit gefunden haben, sich dem Roten Kreuz wieder zur Verfügung zu stellen. Auch wiederholte Aufrufe zur Werbung von neuen Mitarbeitern blieben erfolglos.“ Auch das Bürgermeisteramt habe zu wenig Unterstützung gewährt. Benz bat um Ablösung als Ortsvorsitzender. Im Februar teilte Benz dem Kreisverein mit, dass er sich aus zeitlichen Gründen nicht weiter um die Werbung von Mitgliedern bemühen könne. In Steinach gäbe es keine eingetragenen passiven Mitglieder des DRK.<sup>122</sup> Erst im Juni 1957 wurde dann ein DRK-Ortsverein in Steinach gegründet.

Nachzutragen bleibt noch, dass in einem Verzeichnis der Vereine vom Dezember 1947 auch ein Landwirtschaftlicher Ortsverein (Vorsitzender: Josef Beck, Bauer) und die Landwirtschaftliche Ein- und Verkaufsgenossenschaft Steinach (Vorsitzender: Josef Schneider) aufgeführt sind.<sup>123</sup>

Stark war nach 1945 auch bald wieder das katholische Vereinswesen in Steinach, das auch schon vor 1933 eine wichtige Rolle innerhalb des dörflichen Gemeinwesens gespielt hat. Es gab die Kolpingfamilie, die Jungmannschaft, die Jungschar, die alle von Vikar Otto Weis geleitet wurden, und die Jungfrauenkongregation, deren Präses Pfarrer Fischer war.<sup>124</sup> Am 25. Oktober 1947 meldete der Ortsbeauftragte des Jugendbildungswerkes und Vorsitzende des Ortsjugendausschusses, Ratschreiber Florian Benz,

dem Kreisbeauftragten die Mitgliedszahlen der Jugendverbände: Kolpingfamilie 15, Jungmannschaft 18, Jungschar 32 und Jungfrauenkongregation 55.<sup>125</sup>

„...; ich weiss dass in Steinach die Jugend erfreulicherweise recht rüh-  
rig ist, und immer wieder mit Veranstaltungen an die Oeffentlichkeit tritt.  
Für eine kleine Gemeinde, wie Steinach ist dies umso anerkennenswerter,  
und ich bitte Sie bei Gelegenheit der organisierten Jugend von Steinach in  
meinem Namen ein Kompliment machen zu wollen.“ Dies schrieb Her-  
mann Läufer, der Kreisbeauftragte für Jugendbildung, an Florian Benz.  
Die katholischen Vereine führten Gemeinschaftsabende durch, aber auch  
Theateraufführungen, anfangs im „geschlossenen Kreis“.<sup>126</sup>

Bereits im Laufe des Jahres 1948 stiegen die Mitgliedszahlen weiter.  
Neben den geistlichen gab es auch weltliche Leiter dieser Vereine. Die  
Kolpingfamilie, geleitet von Franz Schindler, hatte am 1. Juli 1948 20 Mit-  
glieder, die Jungmannschaft (Ludwig Benz) 13 und die Jungfrauenkongre-  
gation (Frieda Benz) war mit 140 weiblichen Mitgliedern damals der größ-  
te Verein im Dorf.<sup>127</sup>

In wenigen Jahren waren wieder verschiedene Vereine entstanden. Vor  
allem die jüngere Generation war beteiligt. Auffällig ist, dass einige weni-  
ge im Gemeindeleben sehr aktive Männer bei verschiedenen Vereinsgrün-  
dungen dabei waren, so zum Beispiel Ludwig Witt oder auch Josef Firn-  
kes. Gerade diese beiden waren auch die Protagonisten in der Gemeinde-  
politik in den Nachkriegsjahren.

Steinach unterscheidet sich hierbei wahrscheinlich nicht gravierend von  
anderen hauptsächlich katholischen Gemeinden im Schwarzwald. Neben  
den weltlichen Vereinen bildete sich wieder ein starkes katholisches Ver-  
einswesen, und die CDU war zur dominierenden politischen Kraft im Dorf  
geworden.

## 10. Schluss

Bis 1952 war der Wiederaufbau der Zerstörungen, die durch den Zweiten  
Weltkrieg entstanden waren, abgeschlossen. Was die Kriegszerstörungen  
angeht, so gehörte Steinach zu den stärker in Mitleidenschaft gezogenen  
Orten im Kreis Wolfach.

Die Dorfbevölkerung wuchs kontinuierlich. Hatte die Gemeinde 1939  
1502 Einwohner, so waren es am 1. April 1947 1577 und 1961 2051. Die  
Zahl der Frauen war weit höher, denn von den 345 Steinachern, die als  
Soldaten am Zweiten Weltkrieg teilgenommen hatten, waren 110 gefallen  
oder vermisst.<sup>128</sup> Trotzdem wuchs die Einwohnerschaft durch Evakuierte  
und ins Dorf zurückgekehrte Steinacher. Ab 1948 kamen immer mehr  
Flüchtlingsfamilien ins Dorf. Dies kann man auch an der steigenden Zahl  
evangelischer Christen in Steinach ablesen.



Bis Ende der 40er Jahre waren wieder alle Steinacher, die in alliierter Kriegsgefangenschaft waren, ins Dorf zurückgekehrt. Auch hier gab es manchmal Probleme bei der Wiedereingliederung ins Gemeinschaftsleben, aber auch in den Familien.

Steinach war nach wie vor landwirtschaftlich geprägt. So waren 1947 von 633 Beschäftigten 297 in der Land- und Forstwirtschaft tätig, 87 im Handwerk, 34 bei der Eisenbahn und 171 in der Kleinindustrie.<sup>129</sup> Die größten Betriebe am Ort waren die Senffabrik Tonoli, die Zigarrenfabrik Krämer, die Basaltwerke Immendingen, der Steinbruch- und Tiefbaubetrieb X. Schwendemann und das Sägewerk Schwendemann.<sup>130</sup>

Man kann wohl sagen, dass Anfang der fünfziger Jahre das Dorfleben wieder intakt war. Die Besatzung war abgezogen, das Vereinsleben hatte sich wieder etabliert, ebenso verlief das politische Leben wieder in demokratischen Bahnen. Steinach war und blieb ein katholischer Ort mit starker Dominanz der CDU. 1948 war Pfarrer Andreas Fischer zum Ehrenbürger gemacht und die ehemalige Adolf-Hitler-Straße nach dem Bürgermeister von vor 1933 in Georg-Schwendemann-Straße umbenannt worden.<sup>131</sup> Die Jahre zwischen 1933 und 1945 gerieten, wohl absichtlich, weitgehend in Vergessenheit und einige derer, die damals dem „Führer“ gefolgt waren, wurden wieder zu Funktionsträgern im Gemeindeleben.

#### *Anmerkungen*

- 1 Bericht von Pfarrer Andreas Fischer zum Kriegsende vom 26. Juni 1945; EAF B 2-35/148
- 2 GAS A IX, 14. Meldung über Fliegerangriffe in Steinach, undatiert, wohl Januar 1945
- 3 Vgl. ebd. und Bericht Pfr. Fischer; EAF B 2-35/148
- 4 Bürgermeister Neumaier an Landrat, 26.12.1944; GAS A IX, 14
- 5 Vgl. Brief Bgm. Neumaier an Landrat, Ende Dezember 1944; GAS A IX, 14
- 6 Meldung über Fliegerangriffe in Steinach; GAS A IX, 14 und Bericht Pfarrer Fischer; EAF
- 7 Schriftliche Abschluss-LS-Schadensmeldungen vom 6.2.1945, 20.2.1945 und 22.2.1945 an das Landratsamt; GAS A IX, 14
- 8 Vgl. dazu: Hildenbrand, Manfred: Das mittlere Kinzigtal zur Stunde Null – Kriegsende und Besatzung 1944/45; in: Die Ortenau (65), 1985, 254.
- 9 Schadensmeldungen vom 1.3.1945 und 4.3.1945; GAS A IX, 14
- 10 Vgl. Hildenbrand, 260ff.
- 11 Melde-Liste vom 17.6.1943; GAS A IX, 17 (19 Personen kamen aus Dortmund, 4 aus Bochum, 2 aus Welpen und eine aus Posen)
- 12 Bürgermeister an Landrat, 17.1.1946; GAS A IX, 17
- 13 Bericht der Gemeinde Steinach vom 11.10.1948 aus Anlass des Besuches des französischen Gouverneurs; GAS A IV, 2
- 14 Vgl. Hildenbrand, 262
- 15 Schadensmeldung vom 4.4.1945; GAS A IX, 14

- 16 Vgl. Ehmer, Hermann: Die Besetzung Badens im April 1945; in: Landesgeschichte und Zeitgeschichte: Kriegsende 1945 und demokratischer Neubeginn am Oberrhein; hg. von Hansmartin Schwarzmaier; Karlsruhe 1980, S. 44ff.
- 17 Vgl. Riedel, Hermann: Ausweglos . . . ! Letzter Akt des Krieges im Schwarzwald, in der Ostbaar und an der oberen Donau Ende April 1945; hg. von der Stadt Villingen-Schwenningen und der Stadt Bad Dürkheim; Villingen-Schwenningen 1976
- 18 Vgl. „Bericht über die Tätigkeit der Division Nr. 405, Straßburg, vom Sommer 1944 bis Frühjahr 1945“ von Generalleutnant Willy Seeger, Kommandeur der Division vom 1.5.1943 – 25.4.1945; BA-MA ZA 1/1228
- 19 Tagesmeldung der XVIII. SS-AK, vom 19.4.1945; BA-MA RH 20-19/229
- 20 Die Geschädigten waren die Familien Heinrich Schöpf, Wilhelm Tränkle, Theresia Neumaier, Josef Krayer, Florian Benz, Fridolin Kornmeyer und Jakob Hug. Schadensmeldung von Bürgermeister Neumaier, 17.4.1945; GAS A IX, 14.
- 21 Schadensmeldung vom 18.4.1945; GAS A IX, 14. Die Anwesen Ludwig Leopold und Fr. Xaver Uhl wurden „eingeäschert“. Pfarrer Fischer schreibt nur von „2 toten Soldaten“, allerdings am 17. April, am 18. April ist hier nichts vermerkt. EAF B 2-35/148.
- 22 Bericht Seeger; BA-MA ZA 1/1228
- 23 Vgl. Hildenbrand, 263
- 24 Bericht Seeger; BA-MA ZA 1/1228
- 25 Vgl. Hildenbrand, 263
- 26 Bericht Pfarrer Fischer; EAF B 2-35/148
- 27 Ortenauer Zeitung, 24.5.1946
- 28 Vgl. Hildenbrand, S. 264f. und Spitzmüller, Ulrich: Die Schwarzen sind da, der Krieg ist aus! Anfang und Ende des Dritten Reiches in Zell am Harmersbach; in: Die Ortenau (80), 2000, 483
- 29 Bericht Pfarrer Fischer; EAF B 2-35/148 (Fehler wie im Original)
- 30 Schreiben Bürgermeister Steinach an den Landrat Wolfach, 8.5.1945; GAS A IX, 14
- 31 Liste der durch die französischen Besatzungstruppen entstandenen Schäden, vom 21.1.1947; GAS A IX, 14
- 32 Bgm. Neumaier an Ortskommandantur Haslach, 3.5.1945; GAS A IX, 14 (Fehler im Original)
- 33 Bgm. Neumaier an Ortskommandantur Haslach, 6.5.1945; GAS A IX, 14 (Fehler im Original)
- 34 Vgl. Hildenbrand, 265
- 35 GAS A IX, 14, Kriegsschäden
- 36 Liste der von Militärpersonen in Steinach ohne Requisitionsschein weggenommenen Dinge, vom 16.1.1948; GAS A IX, 14
- 37 Schreiben Bürgermeister Steinach an den Landrat Wolfach, 8.5.1945; GAS A IX, 14
- 38 Schreiben des Landratsamtes an Bgm. Steinach, 30.7.1945; GAS A IX, 16
- 39 Bericht Pfarrer Fischer; EAF B 2-35/148
- 40 Entnazifizierungsunterlagen, GAS A IX
- 41 Schreiben des Bgm. Haslach an die Bürgermeister von Mühlenbach, Hofstetten, Fischerbach, Welschensteinach und Steinach, 27.6.1945; GAS A IX, 16
- 42 Bgm. Steinach nach Haslach, 28.6.1945; GAS A IX, 16
- 43 Bericht Pfarrer Hildebrand (Welschensteinach), 20.7.1945; EAF B 2-35/148
- 44 Schreiben Bgm. Steinach an Landrat, 29.6.1945; GAS A IX, 16
- 45 Besatzungskosten, Gemeinde Steinach; GAS A IX, 15
- 46 Auflistung der Kosten für den Schuppenbau und -abriss für Landratsamt – Requisitionsamt und Bitte um Überweisung dieser an Gemeindekasse, vom 0.4.1946 und vom 31.5.1946; GAS A IX, 15

- 47 Arbeitskräfte von den Besatzungstruppen in Anspruch genommen; GAS A IX, 19
- 48 Bürgermeisteramt Steinach an Landratsamt, 16.5.1947; GAS A IX, 18
- 49 Alle Angaben: GAS A IX, 18, Kriegsgräberfürsorge
- 50 Vgl. Hildenbrand, 268
- 51 Briefwechsel Landratsamt – Bürgermeisteramt Steinach, Dez. 1947/Januar 1948; GAS XIX, 15
- 52 Unterlagen zum Hochwasser und zum Wiederaufbau der Brücken 1947/48; GAS XIX, 15
- 53 Berichte in der Ortenauer Zeitung, 17.5.1946, 21.5.1946, 28.5.1946, 18.6.1946
- 54 Bürgermeister an Landrat, 25.2.1946; GAS IX, 17
- 55 Vgl. Hildenbrand, 267 und Schmider, Christoph: Haslach i.K.: Die ersten Nachkriegsjahre; in: Alltagsnot und politischer Wiederaufbau. Zur Geschichte Freiburgs und Südbadens in den ersten Jahren nach dem 2. Weltkrieg; hg. vom Stadtarchiv Freiburg i. Br.; Freiburg 1986, 105. UNRRA steht für United Nations Relief and Rehabilitation Administration, 1943 gegründet, 1945 von der UNO übernommen und 1947 aufgelöst. Zuständig für nicht-deutsche Flüchtlinge und Verschleppte (DP = Displaced Persons) in den von den Alliierten besetzten Gebieten. Nachfolgeorganisation war die IRO (International Refugee Organization), die Internationale Flüchtlingsorganisation mit Sitz in Genf, die von 1947–1951 bestand.
- 56 GAS A IX, 15, Beschlagnahmungen und Requisitionen. Laut einer Statistik vom 1.4.1947 lebten damals 59 Personen in Steinach, die über die UNRRA ins Dorf gekommen waren. GAS A XV, 1–6, Statistik.
- 57 Ebd.
- 58 Vgl. Thies, Jochen/Daak, Kurt von: Südwestdeutschland. Stunde Null. Die Geschichte der französischen Besatzungszone 1945–1948; Düsseldorf 1979, 58
- 59 Verschiedene Schreiben an das Landratsamt; GAS A IX, 17
- 60 GAS A IX, 17
- 61 Bürgermeisteramt Steinach an Selbsthilfe-Organisation der Ostflüchtlinge Haslach, 5.8.1949; GAS A XX, 13
- 62 Zusammensetzung: Oberlehrer Wilhelm Buntru, Richard Kienzler, Michael Wölfle, Xaver Schwendemann (Säger) und von der BCSV der Ortsvorsitzende Georg Held und sein Stellvertreter Josef Firnkas. GAS A IX, 16
- 63 Neue Zusammensetzung: Josef Herr (Bürgermeister), Josef Firnkas, Heinrich Volk, Ludwig Witt (alle BCSV) und Richard Kienzler. Bürgermeister an Landrat, 29.11.1946 und Bürgermeister an Wilhelm Buntru, Xaver Schwendemann und Michael Wölfle, 30.1.1947; GAS A IX, 16
- 64 GAS A XI, 2, Sicherheits- und Sittenpolizei. Im September 1946 wurden in Steinach Listen der ehemaligen Mitglieder der NSDAP, der HJ, des BDM und des Jungvolk aufgestellt (wohl unvollständig). Siehe auch GAS A IX, 22–24
- 65 Vgl. Hildenbrand, 260 und Liste der 10 Steinacher, die am 18.9.1946 verpflichtet waren; GAS A IX, 16
- 66 Gemeinderatsprotokoll vom 15.4.1945
- 67 Landrat Seydel an Bürgermeisteramt Steinach, 18.6.1945; GAS Diverse Angelegenheiten Band 5
- 68 Ebd. Anfangs waren dies Franz Xaver Schwendemann (Steinbruch), Josef Halter (Kaufmann), Franz Xaver Schwendemann (Maurermeister), Heinrich Volk, Ludwig Witt und Richard Kienzler. Schreiben Bgm. Steinach an Landrat, 3.6.1945; GAS Diverse Angelegenheiten Band 8
- 69 Gemeinderatsprotokoll vom 15.1.1946

- 70 Vgl. Schmider, 104
- 71 Schreiben Bgm. Steinach an Landrat, 3.6.1945; GAS Diverse Angelegenheiten Band 8
- 72 Gemeinderatsprotokoll vom 17.6.1946
- 73 GAS A IX, 17
- 74 Gemeinderatsprotokoll vom 9.8.1946
- 75 Vgl. dazu: Wöhrle, Tobias: Ein schwarzes Dorf wird braun. Zur „Machtergreifung“ 1933 in Steinach im Kinzigtal; in: Die Ortenau, 2001, 511–531
- 76 Vgl. Thies/von Daak, 100, und Weinacht, Paul-Ludwig/Mayer, Tilman: Ursprung und Entfaltung christlicher Demokratie in Südbaden. Eine Chronik 1945–1981; Freiburg i. Br. 1982, 21ff.
- 77 Vgl. ebd., 38f. 1947/48 wurde die Partei in CDU Baden umbenannt
- 78 Vgl. ebd., 144f.
- 79 Ortenauer Zeitung, 2.4.1946
- 80 Verzeichnis der Vereine vom 15.12.1947; GAS A XI, 3
- 81 GAS A IV, 2; Zu den Besuchen des Gouverneurs in den Gemeinden des Kreises Wolfach mussten Berichte der Gemeinden vorliegen
- 82 Dies geht aus einem zurückgeschickten Brief des Bürgermeisteramtes Steinach an Held vom 18.8.1948 hervor. Held hatte angemerkt, dass „das (Zitat) das Amt des Ortsvorsitzenden der CDU an Herrn Gemeinderat Josef Firnkes übergegangen ist; GAS A IV, 2. Firnkes wird im Bericht (vgl. Anm. zuvor) als Vorsitzender des CDU-Ortsvereins angegeben.
- 83 Vgl. Schmider, 103. Im „Bericht der Gemeinde“ zum Gouverneursbesuch im Oktober 1948 heißt es: „Die Demokraten, Sozialisten und Kommunisten haben in Steinach keine Ortsgruppen.“ GAS A IV, 2
- 84 Schreiben Korhummels an den Landrat, 11.6.1946; GAS A IV, 2
- 85 Niederschrift über die Wahl des Bürgermeisters und des Beigeordneten vom 22.9.1946; GAS A IV, 2. Ludwig Witt erhielt die jeweils fehlende Stimme bei sechs Gemeinderäten
- 86 Ortenauer Zeitung, 15.10.1945 und GAS A XIII, 5
- 87 Vgl. hierzu auch: Schmider, 104. In Steinach kandidierten bei der Gemeinderatswahl 1953 ehemalige Mitglieder der NSDAP in erster Linie auf der Liste der Freien Wählervereinigung aber auch auf der der CDU und manche wurden auch gewählt (von sechs Gemeinderäten waren ab 1953 drei ehemalige NSDAP-Mitglieder).
- 88 GAS A XIII, 3/6
- 89 Die Ergebnisse der Kreistagswahlen vom 14.11.1948 in Steinach waren im GAS nicht aufzufinden. Es liegt nur das Kreisergebnis vor. Die CDU erhielt 53,85 % (10 Sitze), die SP 26,02 % (5 Sitze), die DP 14,71 % (2 Sitze) und die KP 5,42 % (1 Sitz, Willi Harter, Haslach). GAS Diverse Angelegenheiten Band 6.
- 90 Ebd.
- 91 Schreiben des Landratsamtes Wolfach an das Bürgermeisteramt Steinach, 23.2.1949. Im GAS wurden keine Unterlagen zur Wahl gefunden. Nur einer Bekanntmachung vom 12.12.1948 war zu entnehmen, dass die Bürgermeisterwahl am 5.12.1948 ergebnislos gewesen sei und am 19.12.1948 eine Nachwahl stattfinde. Neue Vorschlagslisten dürften nicht eingereicht werden. GAS Diverse Angelegenheiten Band 6.
- 92 Schreiben des Landratsamtes Wolfach an Herr, 14.10.1948. Witt wurde, nachdem Bürgermeisterstellvertreter Volk die Übernahme der Amtsgeschäfte abgelehnt hatte, mit der Führung dieser beauftragt. Landratsamt an Bürgermeisteramt, 30.10.1948; GAS 001–004.

- 93 Niederschrift der Vereidigung am 20.12.1948; GAS 009. Witt blieb bis 1965 Bürgermeister von Steinach, 1957 wurde er wiedergewählt und seine Stelle wurde eine hauptamtliche.
- 94 GAS A XIII, 1/9
- 95 Vgl. Die Volksvertretung. Handbuch des Deutschen Bundestages; hg. von Fritz Sän-ger; Stuttgart 1949, 278
- 96 GAS 027/1
- 97 GAS 027/11
- 98 Vgl. Boelcke, Willi A.: Handbuch Baden-Württemberg. Politik, Wirtschaft, Kultur von der Urgeschichte bis zur Gegenwart; Stuttgart u.a. 1982; 298
- 99 Vgl. Schnabel, Thomas: Geschichte von Baden und Württemberg 1900–1952; hg. vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg; Stuttgart, Berlin, Köln 2000, 274f.
- 100 GAS 027/1
- 101 Vgl. Schnabel, 274
- 102 Vgl. ebd., 277
- 103 GAS 027/1, Allgemeine Wahlangelegenheiten
- 104 Ergebnis der Volksabstimmung vom 9.12.1951; GAS 027/1
- 105 Das beste Ergebnis für Baden im Kreis Wolfach hatte Welschensteinach (92,2 %), es folgten Unterentersbach (90,7 %), Unterharmersbach (89,1 %), Oberharmersbach (89,0 %), Biberach (87,7 %), Hofstetten (86,9 %) und dann Steinach. Nur die Städte und Gemeinden Wolfach (47,7 % für Baden), Reichenbach (30,8 %), Kirnbach (26,9 %), Hornberg (25,7 %) Gutach (24,9 %), Lehengericht (16,9 %) und Schiltach (15,3 %) stimmten mehrheitlich für den Südweststaat. Die Wahlbeteiligung lag kreisweit bei 70,2 %, 61,9 % waren für die Wiederherstellung Badens, 38,1 % für den Südweststaat.
- 106 Vgl. Schnabel, 274–282
- 107 Vgl. 50 Jahre Freiwillige Feuerwehr, Abteilung Steinach, Festschrift 1986, 38
- 108 Vgl. ebd., 38 und 87f.
- 109 Bericht der Gemeinde Steinach zum Besuch des franz. Gouverneurs vom 11.10.1948; GAS A IV, 2
- 110 Erfassung der Vereine, 30.5.1945; GAS A XI, 3. Die 1922 durch Zusammenschluss von Militär- und Kriegervereinen zum „Deutschen Reichskriegerbund Kyffhäuser“ entstandene Organisation wurde 1937 in „NS-Reichskriegerbund“ umbenannt und 1943 aufgelöst. Interessant also, dass man den Ortsverein in Steinach im Mai 1945 unter dem Namen „Kyffhäuserbund“ für noch bestehend erachtete.
- 111 Vgl. 100 Jahre Musikverein Steinach, Festschrift 1981 (ohne Seitenzählung)
- 112 Vgl. Hildenbrand, S. 266 und Thies/von Daak, 67
- 113 Vgl. ebd., 136
- 114 Vgl. 40 Jahre SV Steinach 1947 e.V., Festschrift 1987, 2ff. und Verzeichnis der Verei-ne, 15.12.1947; GAS A XI, 3, Polizeiwesen
- 115 GAS A XI, 3
- 116 Vgl. 100 Jahre Musikverein, Festschrift
- 117 GAS A XI, 3
- 118 Briefwechsel Bürgermeisteramt Steinach mit dem Landratsamt Wolfach, Mai–Juni 1948; GAS A XI, 3
- 119 Einladung zur Vorbesprechung der Gründung des VdK (Verband der Körperbeschä-digten, Arbeitsinvaliden und Hinterbliebenen), 13.9.1948; GAS A IX, 18. Grün-dungsprotokoll geht im Oktober 1948 an das Landratsamt; GAS A IX, 17.

- 120 Vgl. Festschriften: 125 Jahre Gesangverein 1860 „Eintracht Steinach“, 1985 und 100 Jahre Narrenzunft Steinach e.V., 1998
- 121 GAS XX, Wohlfahrtseinrichtungen
- 122 Schreiben Benz an DRK-Kreisverein Wolfach, 8.11.1948 und 22.2.1949, GAS A XX. Im Bericht der Gemeinde Steinach zum Gouverneursbesuch im Oktober 1948 heißt es zum DRK: „... hier fehlen die freiwilligen Helfer und Helferinnen. Der Verein besteht nur aus zahlenden Mitgliedern.“
- 123 Verzeichnis der Vereine, 15.12.1947; GAS A XI, 3, Polizeiwesen. Näheres war zu diesen beiden Vereinen nicht im GAS aufzufinden.
- 124 Ebd.
- 125 GAS Diverse Angelegenheiten Band 2
- 126 Vgl. z.B. Ortenauer Zeitung, 7.6.1946 (Marienfeier der Jungfrauenkongregation)
- 127 Bürgermeister Steinach an Kreisverwaltung Wolfach, Juli 1948; GAS Diverse Angelegenheiten Band 2. Angaben zur Jungschar fehlen, im Februar 1949 waren 14 Mitglieder angegeben, auch die weltliche Leitung hatte der Pfarrer.
- 128 Statistik vom 1.4.1947; GAS A XV, 1–6. Kriegsteilnehmerzahl vom 14.9.1948
- 129 Ebd. Die übrigen waren in Handel und Gewerbe, in Haushalten, in der öffentlichen Verwaltung oder in freien Berufen tätig. Großindustrie gab es nicht.
- 130 Gemeinde Steinach an Landratsamt, 16.4.1947; GAS A XV, 1–6
- 131 Gemeinderatsprotokoll vom 18.4.1948 und vom 20.6.1948

## Kinzigtäler Häuser und ihre baulichen Varianten

*Heinz Nienhaus*

### *Schwarzwaldhäuser prägen das Landschaftsbild*

Das Erscheinungsbild der Schwarzwaldlandschaft wird derart eng mit der Vorstellung einer zugehörigen traditionellen Bauernhausarchitektur verbunden, wie das wohl für keine andere Region Deutschlands zutrifft. Umso bedauerlicher ist es, dass – primär durch die wirtschaftlich schwierige Situation in der Landwirtschaft bedingt – besonders in den letzten Jahrzehnten relativ viele altherwürdige und stattliche Schwarzwaldhöfe aufgegeben, zweckentfremdend genutzt oder gar abgebrochen wurden. Das gilt allerdings mehr für den Hochschwarzwald als für das Kinzig- und Gutachtal einschließlich Nebentäler. In diesen Tälern gibt es auch heute noch relativ viele mustergültig erhaltene alte Bauernhöfe. Dennoch sahen und sehen sich nicht gerade wenige Landwirte außerstande, die notwendigen Bauunterhaltungs- und Sanierungsmaßnahmen an ihren Höfen so durchführen zu lassen, dass sie denkmalpflegerischen Ansprüchen genügen und die alten Gebäude auch zukünftig eine zeitgemäße landwirtschaftliche Nutzung möglich machen. Das führte unter anderem auch dazu, dass einige der bis vor einigen Jahrzehnten noch relativ gut erhaltenen traditionellen Schwarzwaldhäuser inzwischen einer entstehenden „Modernisierung“ zum Opfer fielen. In diesem Zusammenhang sind aber nicht nur die Landwirte, Heimat- und Denkmalschützer gefordert, sondern insbesondere auch die hier politisch Verantwortlichen, nämlich durch angemessene Fördermaßnahmen dafür Sorge zu tragen, dass die noch erhaltenswerten traditionellen Schwarzwaldhäuser unter möglichs-ter Schonung der alten Bausubstanz so saniert werden, dass sie für die Landwirte auf lange Zeit wieder funktionsgerecht sind und dadurch erhalten werden können.

Dennoch – *das* typische Schwarzwaldhaus gibt es nicht. Unter den mächtigen Dächern dieser historischen Gebäude verbergen sich spezifisch sehr unterschiedliche Konstruktionen, Raumaufteilungen und Gestaltungselemente. Wissenschaftliche Untersuchungen von Hausforschern, Denkmalschützern, Architekten und Ingenieuren an den traditionellen Bauwerken im gesamten Schwarzwald<sup>1</sup> führten letztendlich zu dem Schluss, dass es neun unterschiedliche Haustypen gibt. Je nach Verbreitungsgebiet der Häuser wird unterschieden zwischen Kinzigtäler, Gutachtäler, Elztäler und Dreisamtäler Häusern, Höhenhäusern oder Heidenhäusern, Wiesentäler, Albtäler und Münstertäler Häusern und Hotzenhäusern.<sup>2</sup>

Unter anderem in seinem 1953 erstmalig erschienenen Standardwerk „Das Schwarzwaldhaus“ weist Prof. H. Schilli darauf hin, dass es die für den mittleren und südlichen Schwarzwald typischen Bauernhäuser im nördlichen Schwarzwald nicht gibt.<sup>3</sup> Ursache hierfür sind die vom übrigen Schwarzwald hier abweichenden Wirtschafts- und Siedlungsformen. In den Tälern des Westabfalls des Schwarzwaldes, nördlich der Wasserscheide zwischen der oberen Kinzig und der Acher, sind die Hausformen von der Rheinebene ins Gebirge „gewandert“. Nach Osten dacht der Schwarzwald allmählich ab, wobei auf der Abdachungsfläche, etwa längs der Linie Rottweil–Freudenstadt–Altensteig allenfalls vereinzelt noch Mischformen von Kinzigtäler und Gutachtäler Häusern zu finden sind. In dieser Landschaft sind die ein- und zweistöckigen so genannten „Wohnstallhäuser“ beheimatet, deren Konstruktionsmerkmale ebenfalls mittelalterlich anmuten.

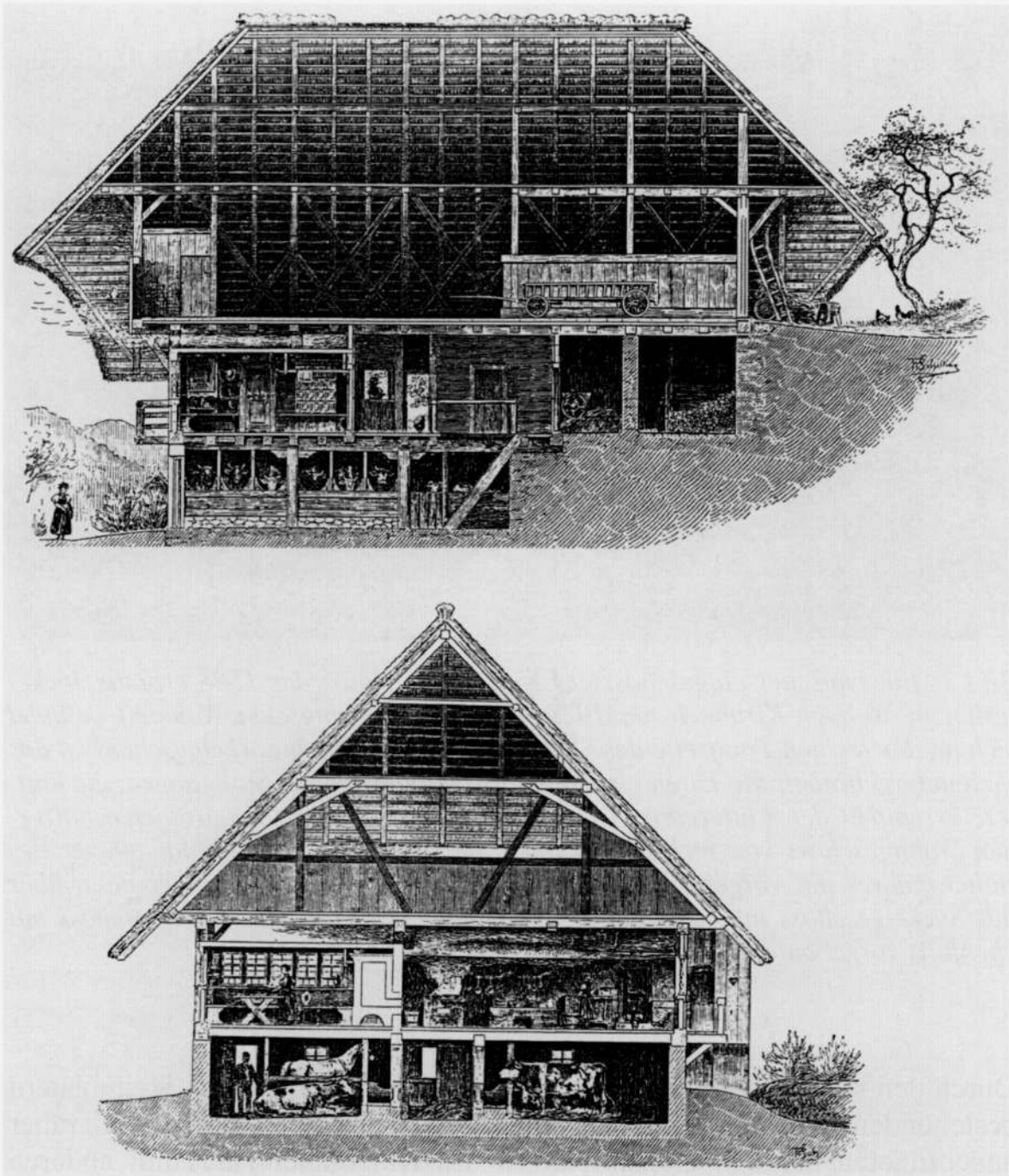
Das Hauptverbreitungsgebiet der gestelzten, d. h. auf einem steinernen Sockelgeschoss ruhenden, ursprünglich einstöckigen Kinzigtäler Häuser ist das Kinzigtal mit seinen Nebentälern. Aber auch im Einzugsgebiet der Rench und Acher, zum Teil auch im vorderen Schuttertal einschließlich der Nebentäler, die zu den Übergängen ins Kinzigtal führen, sind oder besser waren Häuser dieses Typs zu finden.<sup>4</sup> Schon vor rund 50 Jahren beklagt Schilli, dass Kinzigtäler Häuser, die seiner Meinung nach zu den „schönsten Bauernhäusern des ganzen deutschen Volksbodens gehören“, im Schutter-, Rench- und Achertal „bis auf wenige Beispiele verschwunden“ sind.<sup>5</sup>

Im Folgenden wird dieser Haustyp, den Schilli um 1936 zunächst mit „Ortenauer Schwarzwaldhaus“ bezeichnete und – da diese Häuser überwiegend im jüngeren Rodungsgebiet, d. h. mehr im Einzugsbereich der Kinzig, stehen oder standen – in seinem Standardwerk (1953) in „Kinzigtäler Haus“ umbenannte,<sup>6</sup> in seiner Grundkonzeption und insbesondere in seinen baulichen Varianten vorgestellt. Die in diesem Beitrag einbezogenen fotografischen Bilder sind zeitgeschichtliche Dokumente, die – wie Archivalien – die Ausführungen belegen; darüber hinaus geben sie zu erkennen, wie die beschriebenen traditionellen Kinzigtäler Bauernhäuser noch vor rund 80 oder 100 Jahren aussahen.

### *Aufbau und Gliederung der Kinzigtäler Häuser*

Das Bild 1<sup>7</sup> vermittelt einen Eindruck von der prinzipiellen Konzeption, inneren Gliederung und Raumaufteilung der Kinzigtäler Häuser. Als Bauplatz bevorzugte man leicht geneigte Hanglagen. Die Firstlinie des Hauses – ein Eindachhaus, in dem Menschen und Tiere unter einem Dach leben – verläuft in aller Regel in gleicher Richtung wie die Falllinie des Hanges. Die riesigen Walmdächer waren ursprünglich mit Stroh, gelegentlich auch – insbesondere in höheren Lagen – mit Holzschindeln (Bild 12) gedeckt.





*Bild 1: Der Längs- und Querschnitt durch ein eingeschossiges Kinzigtäler Haus lässt die prinzipielle Konzeption, innere Raumaufteilung und Lage des Hauses am leicht geneigten Hang gut erkennen.*

Insbesondere im Renchtal, aber auch im Einzugsgebiet der Kinzig einschließlich Nebentäler, findet man relativ häufig Kinzigtäler Häuser mit einem nahezu glatten, dreieckigen Giebfeld, worauf in den folgenden Abschnitten dieses Beitrags noch ausführlich eingegangen wird.



*Bild 2: Ein typisches eingeschossiges Kinzigtäler Haus: der 1588 erbaute Jockelshof in Wolfach-Kirnbach um 1920. Der Hauptzugang zum Wohnteil befindet sich an der rechten Traufseite des Gebäudes. Im steinernen Sockelgeschoss ist das Vieh untergebracht; die Türen rechts und links führen zu den Stallgängen, die mittlere erschließt den Futtergang. Die Raumfolge im darüber angeordneten hölzernen Wohngeschoss von rechts nach links: die Wohnstube, die Schlafkammer des Bauernpaares mit vorgebautem Kammertrippel und ein später angebauter, über das Sockelgeschoss hinausragender Gebäudeteil. Darüber das Dachgeschoss mit ebenfalls vorgebautem Trippel.*

Durch den kontrastreichen Wechsel zwischen dem hellen, aus Steinmauern bestehenden Sockelgeschoss – dem Stall für das Vieh – und dem darüber angeordneten dunklen Holzaufbau ist das Kinzigtäler Haus mit anderen Schwarzwaldhäusern nicht zu verwechseln (Bild 2). Ursprünglich trug der talseitige Giebel im Dachgeschoss eine Laube (Trippel genannt), die oberhalb des Wohngeschosses um etwa einen Meter über die Hausfront hinausragte. Später wurden die nicht verschalteten Brüstungsfelder aus Sicherheitsgründen geschlossen. Im 19. Jahrhundert, als der Dachraum wegen der vermehrten Stallviehhaltung zusätzliche Heuvorräte aufnehmen musste, verschwand dieses reizvolle Architekturelement endgültig hinter einer Brettverschalung. Insbesondere die Bilder 2, 4, 5 und 12 lassen diese Entwicklung deutlich erkennen.

Ein weiteres, für die ursprünglichen Kinzigtäler Häuser charakteristisches Gestaltungselement ist der so genannte Kammertrippel – ein Balkon

vor der Schlafkammer des Bauernpaares. Wie der Trippel im Dachgeschoss ragte auch er um Meterbreite vor die Hausfront. Auch dieser Balkon wurde meist im Verlauf des 19. Jahrhunderts zugunsten der Erweiterung der Schlafkammer teilweise oder vollständig geschlossen. Der aus dieser Maßnahme resultierende kastenförmige Anbau – z. B. in den Bildern 4, 6, 8 und 12 links oder rechts in der Hausfront – steht auf den Stichbalken des ehemaligen Kammertrippels. Da diese Balken die zusätzliche Last oftmals nicht tragen konnten, findet man bei relativ vielen Kinzigtäler Häusern meist hölzerne Stützen unter dem Anbau der Schlafkammer – sie sind ein sicherer Beleg für diese Änderungsmaßnahmen. Auch diese Entwicklung ist an den alten Bildern gut nachzuvollziehen. Interessant ist die Bretterverschalung des Kammertrippels am Haus im Bild 12. Hier erfolgte nur eine Teilverschalung; der Rest des Balkons und die ursprünglichen Fenster blieben erhalten. Ganz rechts hinter der Bretterverschalung befand sich in früheren Jahren der Abort.

Im Gegensatz zu allen anderen Schwarzwaldhäusern steht das Vieh in den Kinzigtäler Häusern in nahezu allen Fällen im gemauerten Sockelgeschoss quer zur Firstlinie, üblicherweise in zwei Reihen, die parallel zur Firstlinie verlaufen (Bild 1). In aller Regel kann der Stall von der Frontseite des Hauses aus durch drei Türen begangen werden. Die Türen nahe der rechten und linken Hausecke führen zu den Stallgängen, die mittlere erschließt den Futtergang. Die Einfassungen der Türen und Fenster sowie die Ecken des Sockelgeschosses sind oftmals aus aufwändig bearbeiteten Sandsteinen gestaltet.

Das unmittelbar über dem Stall angeordnete Wohngeschoss ist durch zwei Treppen zu erreichen. Eine innere Treppe führt vom Futtergang in den darüber liegenden Hausgang. Der Bauer kann hierüber, z. B. auch in schneereichen Wintern, sein Vieh erreichen, ohne das Haus zu verlassen und den Unbilden des Wetters ausgeliefert zu sein. Eine zweite Treppe – der eigentliche Hauszugang – führt außen, seitlich vom Haus, zum Wohngeschoss. Hinter der Hauseingangstür schließen sich an: der Hausgang mit Wohnstube, Schlafkammer des Bauernpaares, Küche, Kinderschlafkammern und je nach Größe des Hauses oder Hofes ein Leibgedingstüble und Gesindekammern.

Die Stube des ursprünglich zweiraumbreiten Hauses befindet sich so gut wie immer an der talseitigen Hausecke, unmittelbar neben der Haustür. Dieser Raum ist gleichsam die Seele des Hauses. In ihr lebt die Bauernfamilie. Hier wird gegessen, tätigt der Bauer seine Geschäfte, spielen die Kinder in den langen Wintermonaten, und auch die Familiengedenktage werden hier begangen. Und selbst vor dem letzten Gang wurden die Bauersleute in früheren Jahren hier aufgebahrt.

Eine Besonderheit dieser großen, nahezu quadratischen Stube ist die leicht gewölbte, frei gespannte Bohlendecke. Diese Decke, die keine Las-

ten trägt, ist in einem geringen Abstand zu den Dachbalken eingeschoben und mit einer Keilbohle geschlossen. Das breite Ende der Keilbohle ragt entweder in den Hausgang oder vor die Giebelseite, sodass ein Nachspannen der Decke im Bedarfsfall problemlos möglich ist. Zwischen den Fensterbändern vor dem mächtigen eichenen Eckständer ist der Herrgottswinkel angeordnet. Diagonal gegenüber befindet sich der Stubenofen, der von der Küche aus beheizt wird. Die so genannte „Kunst“ – eine vom Küchenherd aus beheizte Wärmebank neben dem Kachelofen in der Stube, wie sie beispielsweise von den benachbarten Gutachtäler Häusern bekannt ist – kennt das Kinzigtäler Haus nicht.

Unmittelbar neben der Stube, und von hier durch eine Tür direkt zu erreichen, befindet sich – ebenfalls an der Talseite des Hauses – die im Verhältnis zur Stube in aller Regel relativ kleine Schlafkammer des Bauernpaares. Hinter der Schlafkammer an der Traufseite des Hauses ist die Küche angeordnet. Vor der Küche, etwa in der Hausmitte, biegt der Hausgang rechtwinklig firstparallel zur Bergseite hin ab. Bei größeren Häusern wechselt der Hausgang nochmals die Richtung. Er führt dann im parallelen Verlauf zur Scheunentrennwand zum rückwärtigen Ausgang an der Traufseite des Hauses, z. B. zum Abort, zum Milchhäusle, oftmals auch zu den Schweineställen.

In der ursprünglich kaminlosen Küche sammelte sich der Rauch vom Küchenherd und Stubenofen in einem tonnenförmigen Rauchfang, kühlte dort ab und gelangte erst, nachdem er die in der Küche aufgehängten Schweinehälften und Würste geräuchert hatte, über den Raum zwischen Dachbalken und tiefer liegenden Decken von Stube und Schlafkammer ins Freie. Die Schnittzeichnungen des Bildes 1 lassen die Rauchabzugsöffnungen an der Trauf- und Giebelseite des alten klassischen Kinzigtäler Hauses sehr gut erkennen. Den ca. 40 cm hohen Zwischenraum zwischen Bohlendecke und Dachbalken nennt der Kinzigtäler Bauer auch heute noch Rauchbühne. In einigen Gegenden des Kinzig- oder Wolfstals wurde dieser Zwischenraum zum Trocknen der Nüsse benutzt, woraus der ebenfalls gebräuchliche Name Nussbühne resultiert. Durch den Einbau eines Kamins infolge bauaufsichtsbehördlicher Auflagen verloren der Rauchfang und die Rauchbühne ihre Funktion. Das führte zu Umbaumaßnahmen, in deren Folge oftmals auch die Küche traufseitig erweitert wurde.

Den Wohn- und Schlafräumen bergseitig nachgeordnet folgen die Futtertenne und Scheuer. An die Scheuer grenzt so gut wie immer der überdachte Wagenschopf, der bis unmittelbar an den Berg reicht. Über diesen Wagenschopf hinweg führt bei nahezu allen Kinzigtäler Häusern die Hochzufahrt auf ein großes Tor in der Mitte der Rückseite des Hauses. Dahinter befindet sich der riesige Dachraum. In der Hausmitte verläuft eine Brücke (Bild 1), zu deren linker und rechter Seite die Heuvorräte lagern, d. h., in der Scheune wird das Heu vom Erdboden bis unters Dach gestapelt. Im

Gegensatz zu allen anderen Schwarzwaldhäusern erfolgt die Erntebergung beim Kinzigtäler Haus erdlastig. Über ein Futterloch kann das Heu von der Heubühne direkt in den Stall geworfen werden. Am Ende der Einfahrt verbreitert sich der Dachraum über dem gesamten Wohnteil.

Im Gegensatz zur Firstständerbauweise, z. B. bei den Höhen- oder Heidenhäusern des Hochschwarzwaldes, sind in so gut wie allen Kinzigtäler Häusern keine tragenden Säulen in der Hausmitte zu finden. Die Fachleute sprechen in diesem Zusammenhang von einem liegenden Dachstuhl. Kinzigtäler Häuser sind geschossweise oder, wie der Schwarzwälder sagt, kistenweise abgebunden. Das bedeutet, dass die Geschosse jeweils unabhängig voneinander gezimmert sind. Sie sind wie einzelne Kisten übereinander gestapelt. Nur sehr vereinzelt gab es auch bei Kinzigtäler Häusern aus dem 16. Jahrhundert noch den so genannten stehenden Stuhl mit Firstständern und über dem Wohnteil abgefangenen Restfirstständern.<sup>8</sup>

Eine Besonderheit der Höfe im Wolf- und hinteren Kinzigtal mit seinen Nebentälern sind die so genannten Hofzeichen (in der Literatur gelegentlich auch: Hauszeichen). Sie sind an Hofgebäuden, vielfach auch an älteren Ackergeräten, älterem Geschirr und Handwerkszeug und auch auf Grenzsteinen zu finden. Es handelt sich um Erkennungs- oder Eigentumsmarken, deren Ursprünge bis ins 16. Jahrhundert zurückreichen. Besondere Bedeutung hatten diese Markierungen im Zusammenhang mit der Landvermessung und dem Erstellen der Grundstückskataster – alle Lochsteine (Grenzsteine) wurden mit dem Hofzeichen gekennzeichnet. Eine nicht mindere Bedeutung hatten die Hofzeichen auch während der langen Periode der Flößerei, mussten doch alle Stämme eines Floßes mit dem entsprechenden Zeichen des Waldbesitzers gekennzeichnet sein. So konnte einerseits gerecht abgerechnet, andererseits aber auch – falls erforderlich – exakt bei dem richtigen Lieferanten reklamiert werden. Die Hofzeichen wurden von Generation zu Generation immer auf demselben Hof vererbt und noch heute kennzeichnen die selbstbewussten Bauern dieser Gegend ihr Eigentum mit diesen Zeichen, das inzwischen zu einem „Hofwappen“ geworden ist.

### Speichergebäude

Die in Nähe vieler alter Schwarzwälder Bauernhäuser heute noch zu findenden Speicher – sie galten als sicherer Aufbewahrungsort für Essens-, Korn- und Kleidervorräte, gelegentlich auch für die Ersparnisse und Urkunden des Hofes – sind konstruktiv und nach ihren Abmessungen grob in zwei Kategorien einzuteilen. Während die kleinere Art der Speicher – bis heute sind noch einige aus dem 16. und 17. Jahrhundert erhalten, leider oft vom Zahn der Zeit erheblich gezeichnet – im Höhengebiet des Schwarzwaldes beheimatet ist, gibt es besonders in den Nebentälern der Kinzig und im Gebiet der Wolf und unteren Gutach noch relativ viele, kunstvoll abge-



*Bild 3: Speicher des Felixenhofes in Oberwolfach-Walke um 1910.*

zimmerte Speicher, die zu mehrstöckigen Häuschen, oftmals mit Walm-  
dach, ausgewachsen sind (Bild 3).<sup>9</sup> Letztere ähneln in vieler Hinsicht den  
Kinzigtäler Bauernhäusern. Immer stehen sie im Blickfeld der Bauernstu-  
be, jedoch in jedem Fall so weit vom Hofgebäude entfernt, dass die darin  
gelagerten Vorräte und Wertsachen z. B. im Falle eines Hofbrandes sicher  
waren. Jeder verantwortungsbewusste Bauer war bemüht, den Ertrag von  
wenigstens zwei Ernten ständig im Speicher vorrätig zu haben, um bei-  
spielsweise im Falle von Misswuchs oder Hagelschlag auf ausreichende  
Vorräte zurückgreifen zu können.

Heute werden diese Speicher nur noch in sehr wenigen Fällen ihrer ur-  
sprünglichen Zweckbestimmung entsprechend genutzt. In kaum noch ei-  
nem dieser malerischen Gebäude lagert das Getreide oder Brot, steht der  
Schnaps in den Regalen oder der Most in Fässern, die einstmals im gemau-  
erten Sockelgeschoss ihren Platz hatten. Meist sind diese Nebengebäude  
inzwischen mit Gerümpel vollgestopft, gelegentlich auch vom Verfall be-  
droht, obwohl sie wichtige erhaltenswerte Kulturdenkmäler sind. Oftmals

verunstalten auch „Abschleppungen“ oder Schopfanbauten die schmucken Speichergebäude. Neben dem meist unästhetischen Aussehen hat dieser Wildwuchs allerdings auch einen positiven Aspekt: Die Vorbauten schützen das dahinterliegende ursprüngliche Holzwerk. Leider sind auch die im Einzugsgebiet der Kinzig noch relativ häufig anzutreffenden Speicher im starken Maße gefährdet. Sie verdienen aber nicht nur das besondere Augenmerk der Heimat- und Denkmalschützer, sondern auch der politisch Verantwortlichen und letztendlich der gesamten Öffentlichkeit, die sich an den malerischen Bauwerken erfreut. Ganz ohne öffentliche Zuwendungen für die Landwirtschaft ist diese Kulturpflege sicher nicht zu bewältigen – was die Steuerzahler einsehen und akzeptieren sollten.

### *Bauliche Varianten – in der Grundkonzeption aber identisch*

Die zuvor beschriebene prinzipielle Konzeption, der Aufbau, die Gliederung und Raumaufteilung der Kinzigtäler Häuser treffen grundsätzlich und in aller Regel für alle traditionellen Gebäude dieses Haustyps zu. Aber auch hier gilt: keine Regel ohne Ausnahme. Schilli schreibt beispielsweise zu diesem Haustyp: „Genau in der Mitte des Hauses führt eine Fahrbahn, ‚s’Denn‘, vom hinteren Hang über eine Brücke durch das ‚Schüredor‘ und die offene, ungeteilte hintere Haushälfte auf das Dachgebälk über dem Wohnteil.“<sup>10</sup> Schnitzer berichtet in diesem Zusammenhang ebenfalls von der Hocheinfahrt, die auf ein großes Tor in der Mitte der Rückseite des Gebäudes führt.<sup>11</sup>

Sicher ist diese von den beiden namhaften Hausforschern beschriebene und auch von Schilling zeichnerisch dargestellte Hocheinfahrt, die von der Rückseite des Hauses in die Mitte der Dachebene führt (Bild 1),<sup>12</sup> typisch für den Kinzigtäler Haustyp. Dennoch gab es je nach Baugelände und individueller Vorstellung der Bauern auch andere Lösungen, wie es beispielsweise das Bild 4 belegt. Beim Fegershof am Wasser in Oberwolfach-Oberthal führt die Hocheinfahrt von der rechten Traufseite ins Haus, und zwar nicht ins Dachgeschoss, sondern in einen Bergeraum unmittelbar hinter dem Wohnteil des Gebäudes – eine bauliche Variante, die bei Kinzigtäler Häusern sicher unüblich ist und eine Ausnahme darstellt.

In diesem Zusammenhang sei angemerkt, dass die Viehwirtschaft im Fegershof am Wasser, gemessen an der Waldwirtschaft, eine eher untergeordnete Rolle spielte. Schilli berichtet (1953), dass zum Hof ein Grundbesitz von 88 ha gehört, aber nur zehn Stück Vieh gehalten werden.<sup>13</sup> Das ist gut nachzuvollziehen, wenn man sich vor Augen führt, dass sich die 88 ha Grundbesitz in 7,15 ha Äcker, 4,40 ha Matten, 0,47 ha Weid- und Ödland und 75,19 ha Wald aufteilen. Zum Hof gehörte schon damals eine Eigenjagd. Der Fegershof am Wasser liegt übrigens inmitten des Gebiets der „Bauern- und Waldfürsten“, wie sie der Haslacher Volksschriftsteller und



*Bild 4: Der 1592 erbaute eingeschossige Fegershof am Wasser in Oberwolfach-Obertal um 1920. Der Hauptzugang zum Wohnteil befindet sich an der linken Traufseite des Gebäudes. Dieses Bild belegt, dass Hocheinfahrten an Kinzigtäler Häusern nicht einzig und allein von der Rückseite der Häuser ins Dachgeschoss führen. An diesem Haus führt die Hocheinfahrt von der rechten Traufseite ins Gebäude und zwar nicht – wie allgemein üblich – in die Dachebene, sondern in den Wirtschaftsteil des Gebäudes, unmittelbar hinter dem Wohnteil*

Theologe Heinrich Hansjakob so trefflich beschrieb. Die prachtvollen Waldbestände dieser Region – häufig in Privatbesitz – boten vielen Höfen eine gute Existenzgrundlage; einigen Großbauern verhalfen sie gar zu solidem Wohlstand, gelegentlich auch zu Reichtum.

Eine weitere Variante des Kinzigtäler Hauses stellt der Jungbauernhof in Oberwolfach-Walke dar (Bild 5). Diesem Haus fehlt das für Kinzigtäler Häuser typische steinerne Sockelgeschoss, in dem üblicherweise das Vieh steht. Hier ist das Vieh in einem Stall unmittelbar hinter dem ebenerdigen Wohnteil untergebracht. Die Tiere stehen in Reihen, die quer zur Firstlinie verlaufen, in einem Stall, wie er von den Höhen- oder Heidenhäusern bekannt ist. Der Hauptzugang zu diesem Haus befindet sich an der linken Traufseite. Links in der Vorderfront ist das Fensterband der Wohnstube zu erkennen, rechts daneben die aus der Hausfront herausragende Schlafkammer mit dem später davor gebauten Abort. Rechts neben der Schlafkammer war der Schweinestall.





*Bild 5: Der Jungbauernhof in Oberwolfach-Walke um 1900, ein eingeschossiges Kinzigtäler Haus ohne steinernes Sockelgeschoss. Das Vieh dieses Hofes steht im Stall hinter dem Wohnteil des Hauses, nicht wie bei Kinzigtäler Häusern allgemein üblich im steinernen Sockelgeschoss. Ein Stein im Kachelofen trägt die Zahl 1697; sie kann, muss aber nicht identisch mit dem Baujahr des Hauses sein.*

Zum Abort dieser Häuser schreibt Schilli: „Offensichtlich kannte man früher den Abort, das ‚haimlich G’mach‘, nicht, und man ging in den Stall. Das Fehlen dieses wichtigen Örtchens lässt mit Vorsicht einen Schluss auf das hohe Alter dieser Bauart zu. Die auf dieser Seite befindlichen Schweineställe, das ‚Sauhus‘, und die ‚Miste‘ schaffen zudem eine weitere ‚anrühige‘ Nachbarschaft. Wir wundern uns daher nicht, wenn wir in einer Denkschrift des bereits angeführten Oberamtmannes Schupp aus Wolfach aus dem letzten Jahrhundert lesen: ‚... namentlich die Reinheit der Luft ist nicht preiswürdig ...‘.“<sup>14</sup>

Sieht man vom fehlenden steinernen Sockelgeschoss ab, ist die räumliche Gliederung des Jungbauernhofs typisch für Kinzigtäler Häuser, und auch die Hocheinfahrt führt von der Gebäuderückseite mitten ins Dachgeschoss, das frei von Firstständern als liegender Stuhl gezimmert ist. Durch das fehlende Sockelgeschoss ist das Haus insgesamt niedriger als die üblichen eingeschossigen und erst recht zweigeschossigen Kinzigtäler Häuser, wodurch das riesige Strohdach geradezu übermächtig erscheint und dem Haus ein besonderes urwüchsiges Aussehen verleiht. Übrigens wurde



*Bild 6: Auch der um 1610 erbaute Paulishof in Oberwolfach ist – wie der Jungbauernhof (Bild 5) – ein eingeschossiges Kinzigtäler Haus ohne steinernes Sockelgeschoss – Foto um 1920. Das Vieh stand auch hier im Stall hinter dem Wohnteil des Hauses. Da Kinzigtäler Häuser dieser Bauart relativ niedrig sind, bezeichnen die älteren Bewohner des Wolfstals derartige Bauernhäuser als „Bodenhöfe“.*

der um 1610 erbaute Paulishof<sup>15</sup> (Bild 6), ebenfalls in Oberwolfach – nur wenige 100 Meter vom Jungbauernhof entfernt –, in prinzipiell gleicher Bauweise errichtet; auch diesem eingeschossigen Kinzigtäler Haus fehlt das steinerne Sockelgeschoss. Das Vieh stand auch hier – wie im Jungbauernhof – im Stall hinter dem Wohnteil des Hauses.

Es ist nicht mehr als natürlich, dass die Siedler im Schwarzwald ihre Häuser ursprünglich ausschließlich aus Holz errichteten, stand es doch geradezu vor ihrer Haustür. Dennoch ist so gut wie an allen heute noch erhaltenen zweigeschossigen Gutachtäler Häusern in der Frontseite im Bereich der Küche, zwischen den Wohnstuben, eine hell verputzte Fachwerkwand zu erkennen. Diese sich deutlich von der übrigen Ständer-Bohlenkonstruktion abhebende helle Wandscheibe ist auf regionale feuerpolizeiliche Auflagen zurückzuführen. Die ursprünglichen Kinzigtäler Häuser hingegen waren abgesehen vom steinernen Sockelgeschoss ausschließlich aus Holz gezimmert.

Anfang des 18. Jahrhunderts wurden aber auch einige Kinzigtäler Häuser mit Fachwerk umwandelt. Ausschlaggebend hierfür waren im Wesent-



*Bild 7: Der 1718 erbaute Fegershof vor Gelbach in Oberwolfach um 1910, eines der wenigen eingeschossigen Kinzigtäler Häuser mit strohgedecktem Walmdach und Fachwerk mit Flechtwerk-Lehmfüllung.*

lichen zwei Gründe: Einerseits war der Wald im Bereich der Kinzig, Wolf und Rench durch den großen Holzbedarf der Eisen- und Glashütten wie auch durch die umfangreiche Flößerei und Kriegshiebe dermaßen reduziert, dass geeignetes Holz inzwischen ein relativ teurer Baustoff war,<sup>16</sup> andererseits waren die Siedler mit der in der nahen Rheinebene üblichen Baumethode bestens vertraut: Fachwerk mit Flechtwerk-Lehmfüllung.<sup>17</sup> Der Fegershof vor Gelbach in Oberwolfach (Bild 7) ist eines der wenigen Beispiele für diese Bauart, die sich allerdings nicht durchsetzen konnte. Dem hölzernen Wandständer im Herrgottswinkel der Wohnstube dieses Hauses ist die Jahreszahl 1718 eingeschlagen.<sup>18</sup> Schilli vertritt zu dieser Bauweise folgende Meinung: „... Wie in der Rheinebene sind auch hier die Füllhölzer an bevorzugten Wandstellen zu Heilszeichen – wie die durchkreuzte Raute und das Malkreuz – gefügt worden. Deshalb wirkt dieses noch künstlerisch überzeugend, so dass der Werkstoffwandel nicht die Schönheit des Anwesens mindert. Das lebendigere Fachwerk vermag ihm nichts von seiner Würde zu nehmen, und der bewegte Gesamteindruck belässt es gleich anziehend für das menschliche Auge.“ Ein ästhetisch sicher



Bild 8: Ein zweigeschossiges Kinzigtäler Haus um 1900.

ebenso ansprechendes Kinzigtäler Fachwerkhaus steht dem Fegershof vor Gelbach direkt gegenüber; es ist der 1732 erbaute Hartershof, den Schilling zeichnerisch sehr gekonnt und präzise darstellte.<sup>19</sup> Heute ist das Fachwerk dieses Hauses leider nicht mehr sichtbar; es ist mit Schindeln überdeckt.

Eine weitere Variante der Kinzigtäler Häuser, deren älteste Form nur ein Wohngeschoss aufweist,<sup>20</sup> sind die um eine zweite Wohnebene (vorwiegend Kammern für Kinder, Mägde und Knechte) aufgestockten Häuser. Diese stattlichen Gebäude, die in der Mehrzahl – wie die Kinzigtäler Fachwerkhäuser – ab dem 18. Jahrhundert entstanden,<sup>21</sup> sind überwiegend in der Umgebung um Hausach–Einbach oder Ober- und Unterharmersbach zu finden. Ein Beispiel für diese Bauform ist das im Bild 8 zu sehende stattliche Kinzigtäler Haus.<sup>22</sup>

Mit einem Höchstmaß an Wahrscheinlichkeit ist das Entstehen der zweigeschossigen Kinzigtäler Häuser auf die Bauart der Häuser in den angrenzenden „Hauslandschaften“ zurückzuführen. Die Höhen- oder Heidenhäuser oder – nach Schnitzers Spezifikation – die Elztäler Häuser<sup>23</sup> sind grundsätzlich zweigeschossig. Das ebenfalls benachbarte Gutachtäler Haus ist zwar in der ursprünglichen Bauweise eingeschossig, aber schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts entstanden – vermutlich unter dem Einfluss der Höhen- oder Heidenhäuser – die ersten zweigeschossigen Gutachtäler



*Bild 9: Ein eingeschossiges Kinzigtäler Haus mit dreieckigem Giebfeld: der Zangershof in Oberwolfach-Obertal um 1900. Zwischenzeitlich wurde das Strohdach durch ein Tonziegeldach und das ursprüngliche dreieckige Giebfeld durch einen Walm ersetzt.*

Häuser.<sup>24</sup> Bei der üblichen Größe einer Bauernfamilie – hinzu kamen noch Mägde, Knechte und oftmals auch die „Leibgedinger“ – ist die räumliche Ausdehnung des Wohnteils und damit des gesamten Gebäudes nur zu verständlich. Dennoch blieben im Gegensatz zu den Gutachtäler Häusern die zweigeschossigen Kinzigtäler Häuser – gemessen an den eingeschossigen Gebäuden dieses Haustyps – deutlich in der Minderheit.

#### *Dreieckige Giebfeldform statt Walmdach*

Zu der dreieckigen Giebfeldform an Kinzigtäler Häusern schreibt Schnitzer: „Erst im ausgehenden 19. Jahrhundert verändert sich die charakteristische Dachform des Kinzigtäler Hauses. Über baupolizeiliche Vorschriften wird die Umdeckung des Strohdaches mit Falzziegeln erzwungen. Um das Abheben der neuen Dachhaut an den sturmgefährdeten Walmflächen zu verhindern, verlegt man auf den Rafen eine Bretterschalung. Nicht selten wird aber zugleich der Dreiviertelwalm durch einen Giebel ersetzt, indem man die Firstpfette um ca. einen Meter verlängerte und auf dem darunter liegenden Trippel auflagert. So entsteht eine Giebfeldform, wie sie in den Randge-



*Bild 10: Der 1764 erbaute Busamhof mit „Nebenhaus“ in Lautenbach/Sulzbach um 1920, ein eingeschossiges Kinzigtäler Haus mit dem so genannten „Renchtäler Giebel“. Das Kreuz wurde im Jahre 1812 errichtet.*

bieten des Kinzigtals geläufig ist.<sup>25</sup> Diese Ausführungen belegt Schnitzer durch zwei Abbildungen vom Roßbergerhof in Hausach.<sup>26</sup> Eine Lithografie zeigt das Haus im ursprünglichen Zustand mit Walmdach und eine Fotografie das baulich veränderte Haus nach 1900 mit erneuerter Dachhaut und dreieckiger Giebelform.

Dieser Sachverhalt – nämlich das Entstehen der dreieckigen Giebelform an Kinzigtäler Häusern – wird bezogen auf den Roßbergerhof und vielleicht noch einige wenige weitere Häuser im Einzugsbereich der Kinzig zutreffen. Generell für sämtliche spitzgiebeligen Bauernhäuser im gesamten Verbreitungsgebiet der Kinzigtäler Häuser kann die zuvor zitierte Meinung aber ganz sicher nicht gelten. Das belegen allein schon die Bilder 9 bis 11.

Der alte Zangershof im Bild 9<sup>27</sup> ist – sieht man vom fehlenden Walmdach ab – mit allen Merkmalen eines typischen eingeschossigen Kinzigtäler Hauses ausgestattet: im steinernen Sockelgeschoss die drei Rundbogenzugänge zum Stall und Futtergang, darüber das hölzerne Wohngeschoss mit Fensterband in der Wohnstube und aus der Gebäudefront herausragender Schlafkammer, wobei der Vorsprung an den ehemaligen Kammertrippele erinnert. Und auch der gestufte Spitzgiebel mit seiner starken Übersetzung erinnert an den einstmals üblichen Trippel im Dachgeschoss der ur-



*Bild 11: Ein ehemals zum Dohlenbacherhof in Oberwolfach-Obertal gehörendes Hofgebäude mit separater Mühle um 1900, ein Vereinfachtes Kinzigtäler Haus, so wie es in Schillis späteren Publikationen zeichnerisch dargestellt ist.*

sprünglichen Kinzigtäler Häuser. Darüber hinaus trägt dieses Haus noch das ursprüngliche Strohdach – und zwar vollständig, ohne Unterbrechung durch Falzziegel. An diesem Haus haben ganz sicher noch keine baupolizeilichen Vorschriften im ausgehenden 19. Jahrhundert die Umdeckung des Strohdachs mit Falzziegeln erzwungen – und dennoch trägt es ein dreieckiges Giebelfeld. Auf dieses Haus bezogen ist die dreieckige Giebelform ganz sicher ursprünglich. Allein dieses Haus belegt, dass ein ursächlicher Zusammenhang zwischen baupolizeilichen Vorschriften des ausgehenden 19. Jahrhunderts und dem Entstehen der dreieckigen Giebelform an Kinzigtäler Häusern nicht generell hergestellt werden kann. Auf die diesbezüglichen Ausführungen von Schnitzer bezogen ist es schon so etwas wie eine Ironie des Schicksals: Am Zangershof wurde nämlich durch Umbaumaßnahmen aus dem Strohdach ein Tonziegeldach und aus dem ursprünglichen dreieckigen Giebelfeld ein Walm. Genau deshalb ist das Hofgebäude nach dem Bild 9 heute kaum noch zu erkennen.

In diesem Zusammenhang wesentlich wahrscheinlicher erscheint die von Schilli vertretene Auffassung: „Im Renchtal, dessen Landesherr bis 1803 der Bischof von Straßburg war, erhielt das Kinzigtäler Haus unter dem Einfluß von Straßburg einen (dreieckförmigen) Giebel.“<sup>28</sup> Der auf-

merksame und hintergründig interessierte Betrachter der Kinzigtäler Häuser wird ohnehin feststellen, dass das ursprüngliche Kinzigtäler Haus mit seiner ästhetisch sehr ansprechenden, asymmetrisch gegliederten Schauseite mit den Trippeln im Dachgeschoss und vor der Schlafkammer des Bauernpaares, dem klaren konstruktiven Aufbau mit liegenden Dachstühlen von ortenauischen und städtisch-straßburgischen Bauepflogenheiten geprägt ist.

Ein weiteres Beispiel dafür, dass die dreieckige Giebelform an vielen Kinzigtäler Häusern – jeweils auf das Haus bezogen – ursprünglich ist, d. h. nicht erst durch die Umdeckung des Strohdachs mit Falzziegel im Zusammenhang mit baupolizeilichen Vorschriften im ausgehenden 19. Jahrhundert entstand, ist der Busamhof in Lautenbach/Sulzbach (Bild 10). Da die dreieckige Giebelform – wie beispielsweise am Busamhof – an Kinzigtäler Häusern insbesondere im Renchtal anzutreffen ist, bezeichnet Schilli diesen Giebel als „Renchtäler Giebel“.<sup>29</sup> Das führt allerdings gelegentlich zu Missverständnissen und Irritationen, da diese Giebelform auch im Einzugsbereich der Kinzig mit ihren Nebentälern relativ häufig vorkommt. Das heutige Hofgebäude des Busamhofs stammt aus dem Jahre 1764 und wurde von Anton Huber und seiner Frau Christina errichtet – Informationen, die in einem Eckstein des steinernen Sockelgeschosses eingemeißelt sind. Die Ursprünge dieses Hofes lassen sich bis ins Jahr 1344 zurückverfolgen.<sup>30</sup>

Um 1930 wird der Grundbesitz mit 264 Morgen Feld, Wald und Wiesen angegeben.<sup>31</sup> Offenbar resultierte der Haupterwerb am Busamhof schon sehr früh und zumindest noch bis in die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts – wie bei vielen großen Höfen im Kinzig-, Wolf- und Renchgebiet, so auch dem Fegershof am Wasser in Oberwolfach-Obertal (Bild 4) – aus der Waldwirtschaft. Schilli beschreibt die Betriebsgröße (1953) mit 90,07 ha, die sich in 7,75 ha Äcker, 7,00 ha Matten und 7,72 ha Weid- und Ödland und 64,00 ha Wald aufteilen.<sup>32</sup> Der Viehbestand ist um diese Zeit relativ gering; er wird mit zehn Stück beziffert. Schon um 1930 wird der Hof als „jagdfrei“ bezeichnet. Die Huber – Besitzer des Hofes über viele Generationen – werden allesamt als gute und leidenschaftliche Jäger, aber auch als verantwortungsbewusste Heger des Wildes gerühmt. Eine umfangreiche Jagdwaffensammlung war der Stolz des Hofes.<sup>33</sup>

Sowohl das eigentliche Hofgebäude – übrigens ursprünglich mit gewölbter Decke in der Wohnstube – als auch das zum Hof gehörende „Nebenhaus“ weisen einen zweimal gestuften, jeweils weit vorkragenden so genannten „Renchtäler Giebel“ auf, der den Häusern ein recht imponierendes Aussehen verleiht. Besonders interessant ist die Giebellaube im Hofgebäude selbst, erinnert sie doch an den Trippel im Dachgeschoss der ursprünglichen Kinzigtäler Häuser mit Walmdach. Von ähnlichen Lauben in Kniestockhäusern und deren Verbreitung berichtet Schilli: „... und ein



Blick auf das linke Rheinufer läßt uns die Giebellauben als eine elsässische Eigenart erkennen, die über den Rhein herüber gewirkt hat. Unzweifelhaft gehören die Lauben zum Bild der elsässischen Bürger- und Bauernhäuser des ausgehenden 16. Jhdts. Das Auftreten der Laubenhäuser auf dem rechten Ufer erinnert daran, daß Mittelbaden immer ein Nebenland des Elsasses gewesen ist. In den entscheidenden Jahrhunderten, in denen sich unsere Bauernhäuser zu recken und zu strecken begannen, wirkten in hohem Maße linksrheinische Einflüsse über die Territorialherren, den Bischof von Straßburg, die Grafen von Hanau und Lichtenberg und die zahlreichen elsässischen Grundherren, die rechtsrheinisch begütert waren, in die mittelbadische Rheinebene herüber.<sup>34</sup> Obwohl es nicht durch Dokumente (Archivalien) zu belegen ist, dass dieser Laubengiebel aus dem Elsass über die rechte Rheinseite in das Renchtal und später noch tiefer in den Schwarzwald „wanderte“, spricht doch sehr vieles für die von Schilli vertretene und oft von ihm publizierte Auffassung.

### *Vereinfachte Kinzigtäler Häuser*

Anders als Schnitzer differenziert Schilli zwischen „Kinzigtäler Haus“ und „Vereinfachtes Kinzigtäler Haus“.<sup>35</sup> In seinem 1953 erstmalig erschienenen Standardwerk veröffentlicht Schilli eine geografische Karte, in der die Verbreitungsgebiete von sieben verschiedenen Schwarzwälder Hausformen eingezeichnet sind, darunter auch je ein Gebiet für das „Kinzigtäler Haus“ und das „Vereinfachte Kinzigtäler Haus“. Offenbar um den Lesern auch ein optisches Bild dieser Hausformen zu vermitteln, sind auf der dieser Karte nachfolgenden Buchseite sieben Hausformen zeichnerisch dargestellt – allerdings fehlt hier das „Vereinfachte Kinzigtäler Haus“.<sup>36</sup> Warum diese Darstellung hier fehlt, ist heute wohl kaum noch zu ergründen. In späteren Publikationen Schillis ist jedenfalls auch das Vereinfachte Kinzigtäler Haus zeichnerisch erfasst.<sup>37</sup>

Nach den zeichnerischen Darstellungen von Schilli ist das Vereinfachte Kinzigtäler Haus so etwas wie eine „abgemagerte“ Form des ursprünglichen Kinzigtäler Hauses. Eingespart wurde – bei Einhalten der prinzipiellen Konzeption und inneren Gliederung des Gebäudes – nicht nur der Walm an der Schauseite des Hauses, der insbesondere im Renchtal ohnehin schon meist fehlte, sondern auch der Trippel im Dachgeschoss und vor der Schlafkammer des Bauernpaares. Auch das Fensterband in der Wohnstube wurde durch getrennte, regelmäßig angeordnete Einzelfenster mit relativ großen Glasscheiben ersetzt. In nahezu allen Fällen sind diese Einzelfenster mit Blendläden ausgestattet, ein Komfort, der sich bei den früher üblichen durchgehenden Fensterbändern nicht problemlos realisieren ließ. Die Sandstein-Rundbögen in den Zugängen zum Stall wurden mehr und mehr zu rechtwinkligen Türeinfassungen, und auch der früher zwei- oder

dreigeteilte, in aller Regel abgestuft-vorkragende Spitzgiebel wurde zu einem mehr oder weniger glatten dreieckigen Giebelfeld.

Diese Entwicklung nahm im hinteren Kinzigtal, in dem man schon im 18. Jahrhundert auf die Nussbühne verzichtete, ihren Anfang.<sup>38</sup> Da hier nur wenig Nüsse angepflanzt wurden, wusste man mit ihr nichts Rechtes anzufangen, außerdem wirkte sie sich wärmetechnisch recht negativ aus. Die Stube gewann dadurch an Höhe. Etwa zeitgleich gingen die Bauern in dieser Gegend, die reich an Sandsteinvorkommen ist, mehr und mehr zum Steinbau über. Dabei blieben der grundsätzliche Aufbau und die Raumaufteilung dieser Häuser jedoch erhalten. Natürlich wirkte sich diese bauliche Tendenz auch auf die Häuser im vorderen Kinzigtal aus.

Als Beispiel für ein Vereinfachtes Kinzigtäler Haus mag ein Hofgebäude mit separater Mühle gelten (Bild 11), das zum Dohlenbacherhof in Oberwolfach-Obertal gehörte und diesem unmittelbar gegenübersteht – nur durch die Wolf und Landstraße L 96 getrennt. Die Stalltüren im steinernen Sockelgeschoss sind rechtwinklig; auf die früher üblichen malerischen Rundbögen wurde verzichtet. Der Kammertrippel fehlt, ebenso das Fensterband in der Wohnstube; es wurde durch regelmäßig angeordnete Einzel Fenster mit Blendläden ersetzt. Statt des Walms hat dieses Haus ein nahezu glattes, dreieckiges Giebelfeld, d. h., auch der Trippel im Dachgeschoss ist verloren gegangen. Allerdings ist das Dach noch mit Stroh gedeckt; lediglich im Bereich des hinteren Hausausgangs und Kamins ist das Strohdach aus feuerpolizeilichen Gründen durch Ziegel unterbrochen. Obwohl auch dieses Haus wohlproportioniert und ästhetisch recht ansprechend wirkt, ist es gemessen an den ursprünglichen Kinzigtäler Häusern eher so etwas wie eine „Sparausgabe“.

Primär in den westlichen Randgebieten des mittleren Schwarzwaldes, mehr zur Rheinebene hin, entstanden ein- und zweigeschossige Vereinfachte Kinzigtäler Häuser, deren Wände aus Fachwerk mit Flechtwerk-Lehmfüllungen bestehen. Das Fachwerk ist nach Ortenauer Art gestaltet. In aller Regel ist die Wandaufteilung im ersten Stockwerk relativ bescheiden, im zweiten aber wesentlich reicher gegliedert.<sup>39</sup> So wurden beispielsweise im Achertal die wenigen Kinzigtäler Häuser, die die Kriege des 17. Jahrhunderts überdauert hatten, nach und nach von dieser „neuen“ Hausart verdrängt. Dieses „jüngere“ Fachwerkhaus hat vom ursprünglichen Kinzigtäler Haus das steinerne Untergeschoss mit dem Stall, die Raumaufteilung und das Dachgerüst mit dem liegenden Stuhl übernommen. Abweichend von seinem ursprünglichen Vorbild hat es jedoch ein dreieckiges Giebelfeld, dessen oftmals starke Übersetzung noch an den Trippel im Dachgeschoss des alten Haustyps erinnert.

Die jüngsten Kinzigtäler Häuser entstanden in den achtziger Jahren des vorletzten Jahrhunderts. Schilli benennt in diesem Zusammenhang den 1887 erbauten Bußhof in Schwaibach bei Gengenbach.<sup>40</sup> In der Zeit da-

nach begann das Steinhaus die traditionelle Bauweise im Kinziggebiet zu verdrängen.

Die vorausgegangenen Ausführungen zum Vereinfachten Kinzigtäler Haus sind u. a. deshalb so detailliert, weil sich die beiden Kinzigtäler Haustypen nur durch einige wenige Kriterien – nicht aber durch die prinzipielle Raumaufteilung, innere Gliederung und insbesondere den liegenden Dachstuhl – voneinander unterscheiden. Genau dieser relativ geringe Unterschied ist offenbar der Grund dafür, dass – gelegentlich selbst in der Literatur – die beiden von Schilli beschriebenen und zeichnerisch dargestellten Kinzigtäler Haustypen miteinander verwechselt werden.

Dazu ein Beispiel: Vor etwas mehr als 40 Jahren machte der Freudenstädter Archivar Dr. Hans Rommel auf das – seiner Meinung nach – einzige alte Schwarzwaldhaus im damaligen Kreisgebiet Freudenstadt aufmerksam.<sup>41</sup> Er bedauert, dass das alte Schwarzwaldhaus in Zwieselberg (Bild 12) nicht in die Liste schutzwürdiger Baudenkmäler aufgenommen wurde und sowohl das zuständige Bauamt als auch Landesamt für Denkmalpflege nach anfänglichen Bedenken erneut einer baulichen Veränderung an diesem traditionellen Gebäude zugestimmt hatten. In diesem Zusammenhang informiert Rommel u. a. ausführlich über die bauliche Konzeption des Hauses und bezeichnet es unter Bezugnahme auf Prof. Schilli als „Vereinfachtes“ Kinzigtäler Bauernhaus. Und das, obwohl die sehr detaillierte Beschreibung des Objekts und auch das von Rommel in seinem Beitrag einbezogene Foto,<sup>42</sup> wie auch das hier vorgestellte Bild 12 eindeutig zu erkennen geben, dass das alte Bauernhaus in Freudenstadt-Zwieselberg nach der Typologie von Schilli<sup>43</sup> und auch Schnitzer<sup>44</sup> eindeutig ein „klassisches“ Kinzigtäler Haus ist und nicht die „vereinfachte“ Form dieses Haustyps – wenngleich das alte Gebäude nicht gerade zu den größten Häusern dieses Bautyps zählt. In ihm wohnten über mehrere Generationen Waldarbeiter, die nebenher Landwirtschaft betrieben, primär für den Eigenbedarf.

Das Haus in Bild 12 zeigt alle Merkmale des klassischen eingeschossigen Kinzigtäler Hauses: der Viehstall im steinernen Sockelgeschoss, darüber das Wohngeschoss mit dem Fensterband in der Wohnstube (links), den zum Teil verbretterten Trippel vor der elterlichen Schlafkammer (rechts) und dem verschalten Trippel im Dachgeschoss. Das Walmdach ist um 1910 noch vollständig mit Holzschindeln gedeckt, die Wohnstube auch heute noch mit der traditionellen gewölbten Holzdecke ausgestattet. Hinter der Teilverbretterung des Kammertrippels (rechts) befand sich in früherer Zeit der Abort.

Der Irrtum Rommels ist wahrscheinlich darauf zurückzuführen, dass er sich ausschließlich an der geografischen Karte „Verbreitung der Hausformen im Schwarzwald“ in Schillis Standardwerk<sup>45</sup> orientierte – nicht aber an der tatsächlichen Hausform oder Konstruktion des Hauses. In dieser Karte sind – wie zuvor schon erwähnt – die Gebiete für alle sieben von



*Bild 12: Mit Holzschindeln gedecktes eingeschossiges Kinzigtäler Haus in Freudenstadt-Zwieselberg um 1910.*

Schilli benannten Schwarzwälder Hausformen klar voneinander abgegrenzt eingetragen – darunter auch das Verbreitungsgebiet der Vereinfachten Kinzigtäler Häuser. In der zu dieser Karte gehörenden bildlichen Übersicht der verschiedenen „Hausformen des Schwarzwaldes“ fehlt leider die vom vereinfachten Kinzigtäler Haus;<sup>46</sup> sie ist erst aus Schillis späteren Publikationen bekannt.<sup>47</sup> Urteilt man nun streng und allein nach der schillischen Karte, liegt Zwieselberg zwar in Nähe der Grenze zwischen dem „Kinzigtäler Haus“ und dem „Vereinfachten Kinzigtäler Haus“, aber dennoch eindeutig im Verbreitungsgebiet der Vereinfachten Kinzigtäler Häuser. Und da Rommel offenbar nur die Karte, aber keine bildliche Darstellung vom Vereinfachten Kinzigtäler Haus zur Verfügung stand, kam es zu dem Missgeschick.

Natürlich können Grenzlinien in derartigen geografischen Karten niemals starre Grenzen sein; sie sind fließend. Das macht Schilli in seinen zahlreichen Veröffentlichungen<sup>48</sup> auch immer wieder deutlich; genauso wie er auch immer wieder auf Mischformen der Haustypen<sup>49</sup> hindeutet, die insbesondere in Nähe der Grenzen der Verbreitungsgebiete entstanden sind.

*Hat das malerische Schwarzwaldhaus eine Zukunft?*

Schon im Jahre 1978 resümierte Schilli: „Die Form des Schwarzwaldhauses war nicht, ist nicht konstant. Das Haus gleicht einem lebendigen Organismus im ständigen Umwandlungsprozeß. Der Baustoff Holz wird durch Stein und Beton, die Stroh- und Schindeldeckung durch Ziegel und Eternit ersetzt. Einrichtung, Feuerungsanlage und Ackergerät könnten diese Beispiele fortsetzen. Glücklicherweise finden sich die überkommenen Haustypen im Schwarzwald immer noch in genügender Zahl. Aber: Wie kann man diese eindrucksvolle Hauslandschaft den zeitgemäßen Wirtschafts- und Arbeitsformen (noch) anpassen, sie erhalten und dem Wesen dieser Landschaft gemäß weiterentwickeln?“<sup>50</sup> Leider müssen wir heute – nur ein Vierteljahrhundert danach – feststellen, dass der Bestand dieser Häuser mit beachtlichem Tempo dahingeschmolzen ist. Noch trauriger stimmt ein Blick in den Bildteil des bereits mehrfach erwähnten 1953 erstmals erschienenen Standardwerks von Hermann Schilli. Er macht deutlich, was der Schwarzwaldlandschaft innerhalb des letzten halben Jahrhunderts an landschaftstypischer traditioneller Bausubstanz verloren ging.

Nun vertreten nicht gerade wenige Agrarpolitiker und auch Landwirtschaftsfunktionäre die Meinung, dass der noch halbwegs ursprüngliche Rest der alten Schwarzwälder Bauernhäuser sich nicht mehr für eine zeitgemäße landwirtschaftliche Nutzung eigne. Darüber hinaus seien auch die hygienischen Wohnverhältnisse in vielen dieser alten Häuser den Bewohnern nicht mehr zuzumuten. Woraus resultiert diese Auffassung, die bei sehr nüchterner und ausschließlich wirtschaftlicher Betrachtung nicht einmal ganz unrealistisch erscheint?

Tatsache ist, dass sich die Einkommensverhältnisse auf den Bauernhöfen schon seit einigen Jahrzehnten beachtlich verschlechtern. Zunehmender Kostendruck und sinkende Verbraucherpreise zwangen dazu, den Viehbestand zu vergrößern und das Produktionsvolumen auszuweiten. „Wachsen oder weichen“ lautete die Devise der Agrarpolitiker. Als erstes wuchs der Maschinenpark, und der verlangte nach Unterstellmöglichkeiten. Der Platz unter dem Walmdach wurde eng und enger. Wo weder Um- noch Anbaumaßnahmen ausreichten, musste neu gebaut werden.

Und wie so oft im Leben boten sich dem Landwirt auch hier zwei Möglichkeiten: Er konnte die Um- und Anbauten oder gar den Neubau im traditionellen regionaltypischen Baustil errichten oder in der Form, die von den Aussiedlerhöfen mit dem Einheitsstall bekannt ist – einem Hallenstall mit schwach geneigtem Dach. Dieser Hallenstall galt inzwischen als Statussymbol und sichtbarer Beweis für eine fortschrittliche, arbeitsökonomisch optimale und tiergerechte Milchviehhaltung. Außerdem verursachte diese „moderne“ statt der traditionellen Bauweise geringere Investierungskosten.<sup>51</sup>

Die Heimat- und Denkmalschützer wehrten sich natürlich gegen diese neuartige Lösung. Sie setzten sich vehement für das Beibehalten der landschaftstypischen Bauweise ein und forderten von den Agrarpolitikern und Landwirtschaftsfunktionären nicht nur kosmetische Kompromisse, wie beispielsweise das Erhalten der vertrauten Fassaden der Schwarzwaldhäuser, sondern eine in jeder Hinsicht vernünftige Synthese zwischen dem Bewahren des Bodenständigen und den zeitgemäßen betrieblichen wie auch wohnhygienischen Erfordernissen. Ihre Zielvorstellung war und ist die organische Weiterentwicklung der traditionellen Bauernhausarchitektur.

Nicht wegzudiskutieren waren und sind allerdings die Mehrkosten für die traditionelle Bauweise. Viele Jungbauern sind angesichts ihrer schwierigen finanzwirtschaftlichen Situation und auch leerer öffentlicher Kassen oftmals nicht bereit und auch nicht in der Lage, den Zusatzaufwand zu tragen. Wahrlich nicht gerade rosige Aussichten für das malerische Schwarzwaldhaus. Hier können offenbar nur angemessene öffentliche Fördermittel helfen. Sollten die auf Dauer ausbleiben, droht das so bekannte wie beliebte traditionelle Schwarzwaldhaus in nicht allzu ferner Zeit zum Auslaufmodell zu werden.

Allerdings stellt sich mit Blick auf die jüngsten BSE- und MKS-Krisen die Frage: Wie wird sich die Landwirtschaft im Allgemeinen und insbesondere im Schwarzwald zukünftig entwickeln? Vielleicht könnte ja die Ökologisierung der Landwirtschaft – so wie sie von Brüssel und Berlin angemahnt wird – auch für den Schwarzwald wieder neue Perspektiven eröffnen, zum Beispiel auch dem kleineren Hof mit Ökolabel eine Chance bieten. Eine eventuelle Agrarwende lässt neue Hoffnungen auch für das traditionelle Schwarzwaldhaus aufkeimen.

Sollte sich darüber hinaus im Konkurrenzkampf der europäischen Urlaubsregionen bei den politisch Verantwortlichen die Erkenntnis durchsetzen, dass das Erscheinungsbild der Schwarzwaldlandschaft mit der typischen Bauernhausarchitektur wettbewerbsentscheidend sein kann, wird man bemüht sein, jeden noch so bescheidenen Rest baulicher Identität zu bewahren. Vielleicht – und das bleibt zu hoffen – resultieren aus dieser Erkenntnis und der Überlebenschance für ökologisch wirtschaftende Bauern wieder angemessene Fördermaßnahmen für das landschaftstypische Bauen. Ein solcher Trend könnte das malerische Schwarzwaldhaus retten.

Zurück zu den Kinzigtäler Häusern: Abgesehen vom Lorenzenhof (Bild 13) haben alle in diesem Beitrag abgebildeten Kinzigtäler Häuser ihr ursprüngliches Gesicht inzwischen verändert oder gar völlig verloren; eines existiert wahrscheinlich nicht mehr. Keines der Häuser trägt auch heute noch ein mit Stroh oder Holzschindeln gedecktes Dach. Da sie aber allesamt regionale Kulturdenkmäler sind oder waren, ist das insbesondere für alle regionalgeschichtlich Interessierten und Engagierten sicher sehr bedauerlich. Andererseits haben natürlich auch die Bewohner der traditionel-



*Bild 13: Der um 1607/08 in Oberwolfach-Walke „am Wasser“ erbaute Lorenzenhof an seinem ursprünglichen Standort um 1910 – heute im Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach.*

len Bauernhäuser ein Recht darauf, moderne arbeitserleichternde Methoden und Gerätschaften, die in aller Regel zusätzlichen Raumbedarf erfordern, auf ihren Höfen einzusetzen, und selbstverständlich ebenso auf einen zeitgemäßen Wohnkomfort. Da wundert es nicht, dass viele der alten Schwarzwaldhäuser umfassend – oftmals leider auch entstehend – umgebaut, erweitert und modernisiert wurden. Wer möchte schon in einem Museum wohnen und wirtschaften?

Sollte sich allerdings – wider Erwarten – ein Trend zu unsachgemäßen, d. h. nicht stilgerechten Um- und Anbauten an vielen dieser alten charakteristischen Gebäude durchsetzen, wird man die echten, alten Schwarzwaldhöfe in absehbarer Zeit nur noch in dem von Schilli gerade noch rechtzeitig errichteten Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ besichtigen können. Als typisches Kinzigtäler Haus kann dort der nach dendrochronologischen Untersuchungen<sup>52</sup> um 1607/08 ursprünglich in Oberwolfach-Walke erbaute Lorenzenhof<sup>53</sup> (Bild 13) besichtigt werden. An diesem Originalhofgebäude wurden bei dem Umsetzen ins Museum nur etwa 20 % der Holzbestandteile originalgetreu ersetzt, alles Übrige ist ursprünglich.<sup>54</sup>

## Anmerkungen

- 1 Die herausragenden Forscher auf dem Gebiet „Traditionelle Schwarzwaldhäuser“ sind Prof. Hermann Schilli (u. a. Erbauer des Freilichtmuseums „Vogtsbauernhof“ in Gutach) und Prof. Dr.-Ing. Ulrich Schnitzer (Universität Karlsruhe, Lehr- und Forschungsgebiet Planen und Bauen im Ländlichen Raum).
- 2 Konstruktive Details dieser Haustypen und deren Verbreitungsgebiete sind beschrieben in: Schnitzer, Ulrich: Schwarzwaldhäuser von gestern für die Landwirtschaft von morgen, Stuttgart 1989, 14ff., und auch in dem Standardwerk von Schilli, Hermann: Das Schwarzwaldhaus, Stuttgart 1953 (weitere Auflagen 1964, 1977 und 1982), Verbreitungsgebiete: Fig. 100 und 101, 278/279, oder in Schilli, Hermann: Schwarzwaldhäuser, Karlsruhe 1978, Verbreitungsgebiete auf der Rückseite des Buchumschlags. In diesem Zusammenhang sei hingewiesen auf: Kauß, Dieter: Zum Leben und Werk von Hermann Schilli (1896–1981) mit einer ausführlichen Bibliographie Schillis, in: Die Ortenau (66) 1986, 127–141.
- 3 Schilli, Hermann: Das Schwarzwaldhaus, a.a.O., 11
- 4 Schilli, Hermann: Schwarzwaldhäuser, a.a.O., 34
- 5 Schilli, Hermann: Das Schwarzwaldhaus, a.a.O., 164 und 165
- 6 Ebd., 165
- 7 Entnommen aus: Schilling, Richard: Das alte malerische Schwarzwald-Haus, Freiburg 1915, Abb. 142 und 144, 145/146. Ein für Kinzigtäler Häuser typischer Gebäudegrundriss ist bei Schilli, Hermann: Schwarzwaldhäuser, a.a.O., 34, abgebildet.
- 8 Schnitzer, Ulrich, a.a.O., 28
- 9 Dieser Speicher ist bei Schilli, Hermann: Das Schwarzwaldhaus, a.a.O., unter Abb. 135 abgebildet und mit „Oberwolfach-Walk. Speicher des Hansenhofes“ unterschrieben. Tatsächlich aber gehört der Speicher zum Felixenhof in Oberwolfach-Walke. Am Hansenbauernhof steht zwar ein sehr ähnlicher Speicher; aber zu keiner Zeit stand in dessen Nähe ein Kreuz.
- 10 Schilli, Hermann: Das Schwarzwaldhaus, a.a.O., 176
- 11 Schnitzer, Ulrich, a.a.O., 28
- 12 Schilling, Richard, a.a.O., Abb. 142, 145
- 13 Schilli, Hermann: Das Schwarzwaldhaus, a.a.O., 162
- 14 Ebd., 183
- 15 Dieses Baujahr wurde durch dendrochronologische Untersuchungen ermittelt. Über diesbezügliche Unterlagen verfügt die Familie Heitzmann, die derzeitigen Hofeigner.
- 16 Schilli, Hermann: Das Schwarzwaldhaus, a.a.O., 194
- 17 Schilli, Hermann: Die Hausformen der Ortenau, in: Die Ortenau 50 (1960), 129
- 18 Schilli, Hermann: Das Schwarzwaldhaus, a.a.O., Abb. 98
- 19 Schilling, Richard, a.a.O., Abb. 139, 141
- 20 Siehe hierzu Schilli, Hermann: Heimische Hausformen, in: Der Kreis Wolfach, Aalen/Württ. 1966, 74, und Schnitzer, Ulrich, a.a.O., 24ff.
- 21 Schnitzer, Ulrich, a.a.O., 24 und 29
- 22 Der genaue Standort oder ehemalige Standort dieses Kinzigtäler Hauses war trotz intensiver örtlicher Suche des Verfassers im Kinzigtal einschließlich Nebentäler, wie auch eines diesbezüglichen Artikels mit Bild im „Schwarzwälder Boten“, Ausgabe 16. Januar 2003 – der zu vielen freundlichen Hinweisen aus dem Leserkreis führte –, letztendlich nicht zu ermitteln. Dank an die vielen hilfsbereiten Leser, die glaubten, das alte Bauernhaus zu kennen.
- 23 Schnitzer, Ulrich, a.a.O., 17 und 21–24



- 24 Ebd., 24 und 29–33
- 25 Ebd., 29
- 26 Ebd., Abb. 43 und 44, 29
- 27 Nach Recherchen der heutigen Hofeigner ist der Zangerhof circa 300 Jahre alt.
- 28 Schilli, Hermann: Schwarzwaldhäuser, a.a.O., 38
- 29 Ebd., 44
- 30 Heid, Hans: Aus der Geschichte eines Renchtäler Bauernhofes, in: Mein Heimatland, 23. Jahrgang, Heft 7/8, 1936, 229
- 31 Ebd., 228
- 32 Schilli, Hermann: Das Schwarzwaldhaus, a.a.O., 162
- 33 Heid, Hans, a.a.O., 234
- 34 Schilli, Hermann: Das oberrheinische (mittelbadische) Kniestockhaus, in: Badische Heimat, 37. Jahrgang, Heft 1, 1957, 77/78
- 35 Schilli, Hermann: Das Schwarzwaldhaus, a.a.O., Fig. 100, 278
- 36 Ebd., Fig. 101, 279
- 37 Beispielsweise sind in den drei nachfolgend aufgeführten Veröffentlichungen von Schilli u. a. auch zeichnerische Darstellungen des „Vereinfachten Kinzigtäler Hauses“ zu finden: Heimische Hausformen, in: Der Kreis Wolfach, Aalen/Württ. 1966, Abb. 26; Zur Geschichte und zum Aufbau des Schwarzwälder Freilichtmuseums „Vogtsbauernhof“ in Gutach/Schwarzwald, in: Badische Heimat 56, Heft 2, 1976, 270; Schwarzwaldhäuser, a.a.O., Rückseite der Broschüre.
- 38 Schilli, Hermann: Schwarzwaldhäuser, a.a.O., 38
- 39 Bei Schilli, Hermann: Die Hausformen der Ortenau, a.a.O., ist unter Abb. 16 der Murohof in Ottenhöfen als Beispiel für diese „jüngere“ Bauart der Kinzigtäler Häuser abgebildet.
- 40 Schilli, Hermann: Das Schwarzwaldhaus, a.a.O., 197, Anm. 32
- 41 Rommel, Hans: Ein altes Schwarzwaldhaus in Zwieselberg – das einzige in unserem Kreis, in: Freudenstädter Heimatblätter, IX. Band Nr. 2, 1961, 16
- 42 Das in dem Beitrag von Rommel einbezogene Foto wurde im Jahre 1937 von der Württ. Landesbildstelle aufgenommen. Zu dieser Zeit war das ursprünglich mit Holzschindeln gedeckte Dach (Bild 12 im vorliegenden Beitrag) bereits mit Falzziegeln eingedeckt, und auch der ehemalige Wirtschaftsteil des Gebäudes wurde neben dem ursprünglichen Wohnteil als separate Wohnung genutzt, was u. a. ein inzwischen im hinteren Teil des Gebäudes errichteter hoher Kamin zu erkennen gibt.
- 43 Schilli, Hermann: Schwarzwaldhäuser, a.a.O., 38 und Rückseite der Broschüre
- 44 Schnitzer, Ulrich, a.a.O., 18 und 25ff
- 45 Schilli, Hermann: Das Schwarzwaldhaus, a.a.O., Fig. 100, 278
- 46 Ebd., Fig. 101, 279
- 47 Das „Vereinfachte Kinzigtäler Haus“ ist beispielsweise in Schilli, Hermann: Heimische Hausformen, in: Der Kreis Wolfach, Aalen/Württ. 1966, Abb. 26, zeichnerisch dargestellt, ebenso in Schilli, Hermann: Zur Geschichte und zum Aufbau des Schwarzwälder Freilichtmuseums „Vogtsbauernhof“, a.a.O., 270.
- 48 Kauß, Dieter, a.a.O., 135–141
- 49 Schilli, Hermann: Schwarzwaldhäuser, a.a.O., 74
- 50 Schilli, Hermann: Die Schwarzwaldhäuser, in: Merian. Südlicher Schwarzwald, 11, XXXI/C 4701 EX, 1978, 146
- 51 Schnitzer, Ulrich, a.a.O., 136/137. Prof. U. Schnitzer konnte am ausgeführten Beispiel des Wirtschaftsgebäudes vom Hinterbauernhof in Linach nachweisen, dass die traditionelle Holzbauweise gegenüber der „modernen“ Bauweise mit dem flachgeneigten

- Dach durchaus konkurrenzfähig sein kann. Dieses Musterbeispiel eines landschaftsgerichteten Hofumbaues konnte sich aber leider nicht allgemein durchsetzen.
- 52 Lohrum, Burghard: Wann wurde der Vogtsbauernhof erbaut? Jahresringuntersuchungen an den Bauhölzern der historischen Holzkonstruktion, in: Die Ortenau (74), 1994, 138–142
- 53 Kauß, Dieter/Sauer, Willi/Mayer, Reinhold: Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“, in: Gutach, Dielheim 1993, 64–75, mit maschinenschriftlicher Beilage, die u. a. Angaben zum Fälldatum des Bauholzes für den Lorenzenhof enthält.
- 54 Ebd., 64

Bildnachweis: Bild 1: aus Schilling, Richard: Das alte malerische Schwarzwald-Haus, Freiburg 1915; alle übrigen Bilder: Archiv Nienhaus.

## Die „Schiltacher Steige“

*Helmut Horn*

*unter Mitarbeit von Herbert Pfau, Hans Harter, Lothar Späth*

### *a) Problem*

„Schiltacher Steige“ wurde der schwierigste Abschnitt der mittelalterlichen West-Ost-Verbindung durch das Kinzigtal von Offenburg bis nach Rottweil genannt. Östlich von Schiltach musste dabei innerhalb weniger Kilometer ein Höhenunterschied von 400 Metern überwunden werden. Bisher war man davon ausgegangen, dass der ursprüngliche Verlauf dieser Steigstraße dem heutigen zum Zollhaus hinauf entspricht. Zwei Fragen ließ diese These jedoch offen. Wieso gibt es auf der Höhe einen Flurnamen „Auf der Staig“, obwohl der Endpunkt der heutigen Straße über 500 Meter entfernt liegt? Und wieso führte eine tecksche und später württembergische Straße über fürstenbergisches Territorium? Oder war ihr Verlauf anders als wie bisher angenommen? Antwort auf diese Fragen gibt das Lagerbuch 1591 von Lehengericht.

### *b) Historische Zusammenhänge*

Schon zur Zeit der Römer wurde unter Kaiser Flavius Vespanianus 73 n. Chr. eine Straße vom Legationslager Argentorate (Straßburg) durch das Kinzigtal nach Rottweil (Arae Flaviae) gebaut. Diese führte über das Kaibachtal hinauf zum Brandsteig, wo eine römische Station bestand, bevor sie zum Kastell Waldmössingen weiterführte. Diese Römerstraße wurde bis zum Ansturm der Alemannen gegen den Limes um 235 militärisch genutzt. Nach dem Verlust der rechtsrheinischen Gebiete für das römische Reich nach 260 verlor die Kinzigtalstraße ihre Bedeutung. Sie geriet wohl in dem kaum besiedelten Gebirgstal in Vergessenheit und zerfiel.<sup>1</sup>

Unter den Karolingern erlangte das Kinzigtal als Verkehrsweg wieder Bedeutung. So zogen durch das Tal 873 Ludwig der Deutsche von Metz über Straßburg nach Regensburg<sup>2</sup> und 929 Heinrich I. von Straßburg zu den Klöstern Reichenau und St. Gallen.<sup>3</sup> 1035/36 und 1041 verbinden die Itinerare Konrads II. bzw. Heinrichs III. ebenfalls Straßburg mit Ulm und Regensburg.<sup>4</sup> Wegen der am oberen Neckar befindlichen Königsgüter in Epfendorf, Seedorf, Oberndorf und Rottweil bestand obendrein ein altes Interesse des Königtums an der Kinzigtalstraße.<sup>5</sup> 1205 reiste auch König Philipp von Schwaben von Hagenau über Rottweil nach Ulm. Wohl ist davon auszugehen, dass er dabei gleichfalls den Weg durchs Kinzigtal nahm.<sup>6</sup>

Die mittelalterliche Erschließung der Schiltacher Region erfolgte im 11. und 12. Jahrhundert von Osten aus dem Altsiedelland im oberen Neckarraum über die Sulgener Platte. Herrschaftlich getragen wurden diese Siedlungsvorgänge durch die Zähringer,<sup>7</sup> deren Interesse an einer West-Ost-Verbindung wohl darin bestand, ihre Besitztümer östlich und westlich des Schwarzwaldes miteinander zu verbinden und damit „den Schwarzwald zu einem zähringisch beherrschten Gebiet zu machen“.<sup>8</sup> Mögliche Endpunkte in Zähringerbesitz waren wohl die „villa Rotwilo“ (um 1100) und das „castrum Offenburc“ (1148).<sup>9</sup> Ausgehend von dem unter Zähringer Vogtgewalt stehenden Königsgutbezirk wurde v. a. unter Herzog Konrad schließlich die Wald- und Tallandschaft ins Kinzigtal hinein erschlossen.

Die Reichsabtei St. Gallen besaß am oberen Neckar etliche Besitzungen, u. a. auch die Mönchs„Celle“, das heutige Schenkenzell. Nachdem die Zähringer die Vogtei über diese Güter erlangt hatten, werden sie in der Umgebung von Schiltach mit „Hugo de castello Cella“ um 1128 zum ersten Mal erwähnt.<sup>10</sup>

An der heutigen Steigstraße wurde um oder vor der Mitte des 12. Jahrhunderts auf dem Schlößleberg die „Willenburg“ erbaut.<sup>11</sup> Da die Stadt Schiltach noch nicht bestand, konnte ihre abgelegene Lage nur der Sicherung der Straße hinab in das Kinzigtal gedient haben. Die Straße muss zu diesem Zeitpunkt vom römischen Verlauf bereits abgewichen und in unmittelbarer Nähe der Burg verlaufen oder gelegt worden sein. Von ihr aus ließ sich dank der guten Rundumsicht hervorragend das Schiltach- und Kinzigtal kontrollieren. Durch zunehmend talabwärts ziehende Rodungsvorgänge mögen wohl die umliegenden Lehengerichte Höfe entstanden sein.

Gegen Ende des 12. Jahrhunderts traten zwei Zweige der Zähringer als ihre erblich nachweisbaren Herrschaftsträger auf. Zum einen die Grafen von Freiburg, die ab 1251 mit dem Schenk in „Celle“ einen Statthalter installierten, zum anderen die späteren Herzöge von Teck. Schenkenzell gelangte 1301 durch Heinrich von Veldenz in die Hände der Herren von Geroldseck<sup>12</sup> und später zum Fürstentum Fürstenberg. Die Herzöge von Teck verlegten in der Mitte des 13. Jahrhunderts die Kontrolle über die Steigstraße und das Schiltach- und Kinzigtal abwärts in das Tal und gründeten am Zusammenfluss beider Flüsse die Burg-Stadt-Anlage Schiltach. Die junge Stadt wurde zum Versorgungs- und Umspannort vor dem mühseligen Anstieg über die Steigstraße. Schiltach gelangte über die Urslinger 1381 an die Grafen von Württemberg. Die alte Willenburg war 1491 und 1591 nur noch als Grenzpunkt zwischen dem württembergischen Schiltach und dem fürstenbergischen Schenkenzell nachweisbar.<sup>13</sup>

### c) Die Steigstraße

Die Straße durch das Kinzigtal wird bereits 1333, bei der Festlegung eines Landfriedens genannt („... das Kintzentäl uf, einhalb untz gen schiltache, von dannan die richtigen Rotwilt ...“),<sup>14</sup> 1386 wird die „Schiltacher steige“ erwähnt.<sup>15</sup> Ab 1528 wird sie „Rottweyler Straße“ genannt,<sup>16</sup> später einfach „Staigstraße“.

Der Begriff „Staig“ kommt im Zusammenhang mit verschiedenen Gütern vor. Man unterschied die Schiltacher Staig im Gegensatz zur oben anliegenden Schenkzeller Staig.

Das Schiltacher „An der Staig“, später auch „auf der Staig“<sup>17</sup>, liegt auf der Obergrenze des Grundgebirges im mittleren Rotliegenden – ein Zwischenplateau, auf dem sich die Höfe befinden – an der heutigen Steigstraße bei der Abzweigung zum Schwenkenhof. Das Schenkzeller „Auf der Staig“ befindet sich nördlich der Willenburg ca. 500 Meter aufwärts an der jetzigen Straße im Wald. Ebenso gibt es noch ein „Auf der Staig“ südlich der Breitreute, in den Kirchenbüchern ab 1679 unter dem Namen Frick als Tagelöhnerhäuschen erwähnt.

„Die zween Höf an der Staig, so dieser Zeit Tebus Dieterlen und Jakob Dieterlen innhaben und besitzen“ (1557)<sup>18</sup> bezog sich auf den Brandstaiger Hof am Ausgang des Kaibachs,<sup>19</sup> der 1678 an Schiltach kam. Dieser lag an der alten römischen Steig und hat mit der beschriebenen Steigstraße nichts zu tun.<sup>20</sup>

Die Rottweiler Straße begann am Marktplatz in Schiltach. Hier befand sich alles, was zur Versorgung Reisender notwendig war, Gasthäuser, Schmieden, Metzger, ein Wagner, ein Schuhmacher. Die „gemeine Gass“ führte zum oberen Tor hinaus und stieg steil am Schloßberg hinauf. Am steilsten Stück bog sie um den Schroffen (wo heute das Heldenkreuz steht) herum nach rechts ins Schiltachtal und zog dann in weitem Bogen südlich um den Simonskopf herum. Nach kurzer ebener Verschnaufpause, nun wieder im Kinzigtal, kletterte sie nördlich des Martingrundes am Hang zur Kinzig zu durch den Wald auf die Ebene, wo Schwenkenhof und Höfenhof liegen, bis sie das Gebiet „Auf der Staig“ am westlichen Fuße des Schloßleberges, auf dem die Willenburg lag, erreichte. Bis dahin ist ihr ehemaliger Verlauf gesichert und identisch mit dem heutigen.

Bisher ist man davon ausgegangen, dass die Straße nun – wie heute auch – nördlich der Willenburg an der „Schenkzeller Staig“ und nördlich des Staufenkopfes entlang führte, um kurz vor dem Zollhaus nochmals mit steilem Anstieg die Hochebene zu erreichen. Großplattiges Pflaster im Bereich der Willenburg zeugten vor der Teerung der Straße von jahrhundertwährender Nutzung, und so galt es als selbstverständlich, diese Streckenführung auch als ursprünglich anzunehmen. Vor der Willenburg wäre damit die Staig von der Schiltacher Gemarkung in die Schenkzeller ge-

wechselt, vom teckschen und später württembergischen Herrschaftsbereich in den geroldseckischen und später fürstenbergischen, ohne dass es irgendwo Hinweise auf Zollerhebungen in Urkunden gibt. Nach Studium des Lagerbuches 1591 von Lehengericht muss die bis heute vertretene Meinung über den Verlauf der Straße jedoch verworfen werden.

Im Lagerbuch 1591 werden die Grenzbeschreibungen der Lehengerichter Höfe beschrieben. So findet sich in den Aufzeichnungen der benachbarten Höfe Schwenkenhof, damals „vorderer Hof“ oder „Mönchsgut“ genannt, und Höfenhof, damals „der hintere Hof“, jeweils ein Hinweis auf die „Rotweyler Straße“, die für einen Teilabschnitt als Grenzlinie zwischen beiden Höfen diente. Beide Höfe lagen mit ihrer gesamten Ausdehnung auf württembergischem Boden. Eine Straße als gemeinsame Grenze konnte somit auch nur auf württembergischem Gebiet gelegen sein und damit südlich der Willenburg und nicht nördlich wie bisher angenommen.

„Anfahrnde vnden im Bainbach, An Gall Hetzels Hoffguht (Anm. Schwenkenhof) im Bainbach hinvf, biß vff den Ersten Stein, der Gall Hetzels Langwiß vnd diß Hoffen (Anm. Höfenhof) Strutwiß scheidet, dan Außen am Holtzpronners Waldt hinauf biß an ein Alts Käppelein, dann ein klein weil in der Rotweyler Straßen hinauß vndt ab der Straßen, Aber Außen zu Diß Hoffs obern Waldt hinuff bis zu ein Aichhalder Allmandt, so ein Ackerfeldt ist, da Gall Hetzel dahinden bleibt ...“<sup>21</sup>

Im Lagerbuch steht ein Nachtrag vom 23. Aug. 1700, in dem der Verlauf bis zur Kapelle präzisiert wird<sup>22</sup> (nach „... Holtzpronners Waldt“:) „in 2·3·4·5·6 Stein so vnder dem New Reittein Weg stehet, von dar hin auf in einen Weiß dannen Lachenbaum Mit einem Creitz bezeichnet, ferner hinauf in die alte Straß in 8 Stein worauf ein Hackhen gehauen, von dar durch daß Hohlgeßle (Anm.: zweigt nach links ab), dem Steig nach hin, auch in 9·10 Stein, ferner gegen der rechten Hand hinauf 11–12 vnd 13 Stein so in der alten Straßen stehet, vnd anjetzo disen, und den Rohrbacher Hof scheidet (weiter mit „... hinauf biß an ein Altes Käppelein ...“).

Erkundet man vor Ort die alten Grenzen zwischen beiden Höfen, die sich bis heute nicht geändert haben, ist es unschwer, den gemeinsamen Grenzverlauf entlang der „Rotweyler Straße“ zu finden und damit auch die Straße selbst. Was für die Anwohner bisher nur althergebrachte Überlieferung war, dass nämlich dieser Weg, im Volksmund „durch den hintern Ofen“ genannt, als Straße genutzt wurde, kann nun als gesichert gelten. Überreste des beschriebenen „Käppelein“ lassen sich dagegen leider ohne Grabung nicht mehr entdecken. Auch sein ehemaliger Standort ist nicht exakt zu fixieren. Ist jedoch erst mal die Straße gefunden, kann man deren Verlauf leicht einer Gemarkungskarte um 1900 entnehmen. Darin ist nur ein Weg eingezeichnet, der von dem unteren „Auf der Staig“ zum oberen „Auf der Staig“ führt. Auch topographisch kommt keine andere Alternative in Betracht.

Vor der Willenburg zweigt von der heutigen Steigstraße nach rechts ein neu erbauter Waldweg ab, der die alte Straße unwiderruflich zerstört hat. Diese zog südlich leicht ansteigend um die Willenburg herum. Am südlichen Ende des Schlösleberges begann dann der Steilanstieg hinauf durch den hinteren Ofen. Der untere Teil wurde vermutlich in späterer Zeit als Holzries benutzt und ist auch durch das Wasser inzwischen so tief ausgewaschen, sodass ältere Hinweise auf eine Straße nicht mehr zu erkennen sind. Nachdem man die Grenze zwischen Schwenken- und Höfenhof passiert hat, findet man jedoch eindeutige Hinweise auf eine mittelalterliche Straße. Der Weg ist mit Sandsteinplatten ausgelegt, die hin und wieder Spuren von eingegrabenen Wagenrädern aufweisen. An einer Stelle lässt sich das sogar parallel feststellen. Es ist beeindruckend, sich mit etwas Phantasie vorzustellen, wie vor ca. 500 Jahren hier Fuhrleute unter Schreien und Peitschenschlägen die geschundenen Tiere antrieben, die Karren durch diese steile Hohl-gasse zu ziehen. Es muss für beide eine Tortur gewesen sein. So ist es nicht verwunderlich, dass der flachere Abschnitt eine Erholung darstellte. Der Flurnamen „im flachen Wäldchen“ bekommt dadurch einen Sinn. Hier biegt die alte Straße nach links ab und führt ziemlich eben hinaus „Auf die Staig“ südlich der Breitreute. An der Stelle, wo von links das abkürzende Hohlgässchen heraufzieht und auf diese Straße traf, muss die Kapelle gestanden sein.

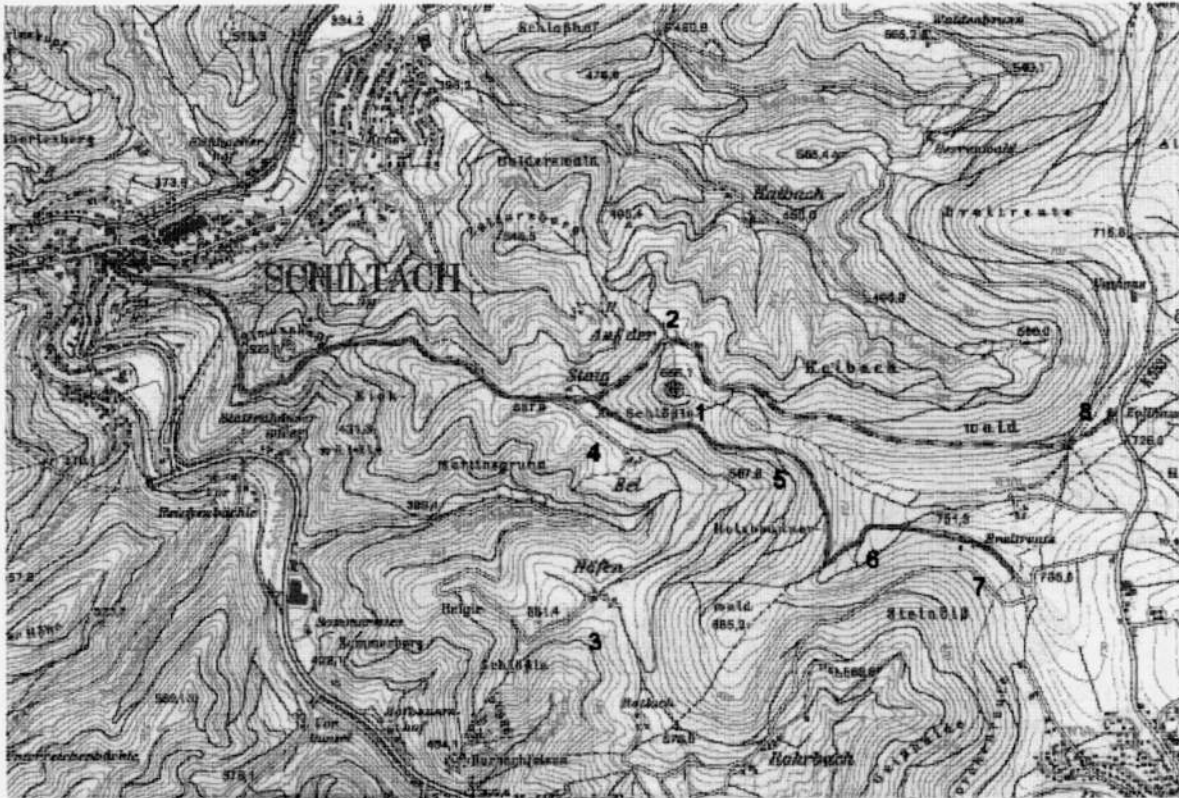
In einer Karte von 1592 von Georg Gadner „Schiltacher Vorst“ ist die „capel“ südlich der Willenburg in der „Varenhalden“ oberhalb „zu den houen“ (Anm. Höfen) eingezeichnet.<sup>23</sup> In dieser Karte, die aber geographisch ungenau ist, steht das Zollhaus zwischen Vorder und hinder Aichhalden. Aus dem Jahre 1609 existiert eine Karte von Johannes Öttinger (s. Abb.), in der sowohl die alte wie die neue Rottweiler Straße eingezeichnet ist.<sup>24</sup> Die alte Straße führt nach Aichhalden, der weitere Verlauf ist unbekannt. Jedoch findet sich im Urbar von Schramberg 1549 ein Hinweis, dass die Aichhalder Untertanen jedes Jahr die „Lange Brücke“ über die Eschach (Grenze von Schramberg) hegen und pflegen müssen, und dafür erhalten sie dann Wein und Brot. Diese Besonderheit deutet auf die Wichtigkeit der Straße hin, die hier durchführte. In der Gadner-Karte wie im „Mathematischen Grundriß der Gräffl. Fürstenbergischen Herrschaft im Kintzgerthal“ von Johann Jacob Mentzger von 1655 ist das „Zollhauß“ an seinem bekannten Standort bereits korrekt eingezeichnet. Zu diesem Zeitpunkt könnte sich der Verlauf der Rottweiler Straße bereits geändert haben. In den Lagerbüchern ist nicht zu finden, wann die jetzige Steigstraße erbaut worden ist. In dem Nachtrag vom 23.8.1700 im Lagerbuch von 1591 wird die „Rotweyler Straße“ nur noch als „Alte Straß“ bezeichnet, dürfte damit zu diesem Zeitpunkt als Steigstraße ausgedient haben.



#### d) Zusammenfassung

Die Steigstraße geht auf die Herren von Zährigen zurück, die mit einer Ost-West-Verbindung durch das Kinzigtal ihre Herrschaft im Schwarzwald ausbauen und sichern wollten. Ihre lokalen Nachfolger, die Herzöge von Teck, gründeten Schiltach und die Burg und bauten sie zu einer wichtigen Verkehrsader nach Rottweil aus. Durch die Beschreibung im Lagerbuch 1591 kann eindeutig der Verlauf der alten „Rotweyler Straße“ zu jener Zeit identifiziert werden. Sie führte südlich um die Willenburg herum und entsprach damit nicht der späteren und heutigen Streckenführung. Zu erforschen bleibt, wie lange diese Straße benutzt wurde. Es ist bis heute nicht bekannt, wann das Zollhaus am Ende der jetzigen Steig in Benutzung genommen wurde. Es gibt nun keinen Erklärungsnotstand mehr, wieso diese Steigstraße nach der Aufteilung der Zähringer Güter über fremdes Territorium führte. Über die gesamte Steigung verlief sie über tecksches und später württembergisches Gebiet. Überreste der alten Straße durch das Kinzigtal sind im Bereich der Staig oberhalb der Willenburg noch vorhanden und stellen ein einzigartiges kulturhistorisches Zeugnis mittelalterlicher Straßenbauweise dar. Da der historische Wert bis zum heutigen Zeitpunkt nicht bekannt ist, droht ein möglicher Bau weiterer Waldwege, die dieses Doku-





———— alte Rotweijler Straße ———— neue Steigstraße

1 – Willenburg; 2 – Schenkzeller „Auf der Staig“; 3 – Höfenhof; 4 – Schwenkenhof; 5 – Hinterm Ofen; 6 – ungefährender ehemaliger Standort des Käppelein; 7 – Breitreute, Schiltacher „Auf der Staig“; 8 – Zollhaus

ment auf immer zerstören werden. Die ehemals strategisch wichtige Ost-West-Verbindung durch den Schwarzwald wird dann endgültig der Vergangenheit angehören.

#### Anmerkungen

- 1 Fautz, H.: Schiltachbuch, 35f.
- 2 Vgl. M. Borgolte, Königtum, 89f.
- 3 Ebd. 90, Anm. 137
- 4 H. Harter, Adel und Burgen im oberen Kinziggebiet, Freiburg 1989, 22
- 5 Wie Anm. 2
- 6 Bernd Schütte, König Philipp von Schwaben. Hannover 2002, 368
- 7 H. Harter, Adel, 286f.
- 8 H. Büttner, Zähringer im Breisgau, 153
- 9 H. Harter, Adel, 293

- 10 H. Harter, Adel, 283, 305f., 242f.
- 11 Ebd. 286f.
- 12 Ebd. 308f.
- 13 Lgb. Leh. 1491 und 1591
- 14 FUB (Fürstenbergisches Urkundenbuch, hg. v. S. Riezler und F. L. Baumann, Bd. 1–7, Tübingen 1877–1891), Nr. 185, H. Harter, Adel, 226
- 15 FUB 2, Nr. 513
- 16 H. Fautz, Die alten Lagerbücher (1968), 196, Lgb. 1591, Spezialakten Fasz. 35 (Bad. Generalarchiv Karlsruhe)
- 17 H. Fautz, Die Flurnamen von Schiltach (1941), 60; Schiltacher Kirchenbücher
- 18 Berain 7252 (Bad. Generalarchiv Karlsruhe), Forstlagerbuch von 1564
- 19 Lgb. Rötenbach 1560
- 20 Ebenso sind die Eintragungen im ersten Kirchenbuch zu werten, das 1565, 1569 Michel Gundeler (oder Jentaler) „an der Staig Alperspacher Amptz“, 1594 als Vogt, 1597 seinen Sohn Michel, „das Vöglin an der Staig genant“, 1584 Theyß Summ mit „an der Steig, Alpersp. Ampts“ und 1591 als „Vogt an der Steig“ erwähnt.
- 21 Lgb. Lehengericht 1591, 253a, s. auch 243a
- 22 Fast identisch ist der Wortlaut im Lagerbuch 1744: „... so unter dem neu Reuthen Weeg stehet, von dar hinauf in den Sibenten Stein, alwo ein Weißthannen Lauchen Baum gestanden, hervor hinauf in die alte Straß in den achten Stein; worauf ein Hacken gehauen; von dar durch das Hohlgäble ... und dreÿzehnten Stein, so in der alten Straßen stehet, stehets und anjetzo diesen des Mathes Arnoldes und Hanns Jacob dieses Hofes theil und Rohrbach genant scheidet, allwo Mathes Arnold dahinten bleibt und daß dießer Hof fortgeht, biß an ein altes Käppelein, dann ein klein Weyl in der Rothweyler Straß hinaus, und ob der Straßen aber unten an diß Hofes obern Wald hinauß biß an Aichhalder Allmand ...“
- 23 Hauptstaatsarchiv Stuttgart, N3, Nr. 1, Bl. 21
- 24 Dito, A219 Bü 823, „Beschreibung der Marckungen“, von Lothar Späth, Ettlingen entdeckt und freundlicherweise zur Verfügung gestellt

## Wolfacher Fasnetlieder

*Frank Schrader*

### *Vorbemerkung*

Was wäre die Wolfacher Fasnet ohne Musik? Sei es bei den Umzügen, Fasnetspielen oder Bällen, beim Schnurren oder Narrentreiben – immer spielt die Musik eine gewichtige Rolle und erfüllt dabei die unterschiedlichsten Funktionen. Manche Fasnetlieder sind uralte, neue entstehen, verdrängen andere, werden wieder vergessen oder sind Ausgangspunkt neuer Bräuche.<sup>1</sup>

### *1. Der Michelesmarsch*

Das in Wolfach zur Fasnetzeit am meisten gespielte Musikstück ist zweifellos der Michelesmarsch,<sup>2</sup> mit dem die Narrenkapelle das Fasnetrusen, die Elfemessen sowie Fest- und Kinderumzug begleitet. Der Marsch entstand im Jahre 1812 in Frankreich als Militärmarsch unter dem Titel „Aux champs (en marchant)“. Sehr beliebt wurde er dort durch ein Chanson,<sup>3</sup> das ein Missgeschick von Thomas Robert Bugeaud (1784–1849), Marschall von Frankreich und Herzog von Isly, besingt: Während der Kämpfe gegen Abdel Kadr in Algerien wurde im Jahre 1836 das Zeltlager des 2. Spahi-Regiments bei Nefthah, einem Ort zwischen Mescara und Saide, überraschend angegriffen. Bugeaud stürzte aus seinem Zelt, vergaß dabei aber, seine Schlafmütze abzusetzen. Hauptmann Chambry schrieb über diesen Vorfall noch in der gleichen Nacht das Lied „La Casquette de Bugeaud“, das bis heute im französischen Volksliederschatz steht. Übersetzt lautet der Liedtext:

*Hast du gesehn die Mütze, die Mütze,  
hast du gesehn die Mütze des Vaters Bugeaud?  
Wenn du sie nicht gesehn hast, hier ist sie!  
Sie ist auf seinem Kopf!  
Es gibt nirgends zwei wie diese!  
Wenn du sie nicht gesehen hast, wirst du sie sehen,  
die Mütze, die Mütze!  
Die Mütze des Vaters Bugeaud!*

Der Marsch könnte über Straßburg nach Wolfach gelangt sein, vielleicht schon im Jahre 1818, als die Wolfacher Stadtkapelle Instrumente und No-

ten in Straßburg kaufte.<sup>4</sup> (Durch die Wolfacher Flößer bestanden schon seit langer Zeit enge wirtschaftliche und verwandtschaftliche Beziehungen zum Elsass.)<sup>5</sup> Es wäre allerdings auch denkbar, dass einer der 25 Wolfacher Soldaten, die 1870/71 am Deutsch-Französischen Krieg teilnahmen,<sup>6</sup> den Marsch mitbrachte. Jedenfalls ist er der älteste Narrenmarsch in Südwestdeutschland, denn erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts entstanden auch an anderen Orten Narrenmärsche.<sup>7</sup>

An der Fasnet 1929 froren bei eisiger Kälte um minus 20 Grad die Instrumente der Narrenkapelle ein.<sup>8</sup> Nichtsdestotrotz erklang bei den Umzügen der Michelesmarsch, denn er basiert auf einem nur aus Naturtönen bestehenden Fanfarenthema, das die Kapelle auch ohne die fest gefrorenen Ventile spielen konnte.

Johann Sebastian Bach (1685–1750) verwendete in mindestens neun seiner Werke, beispielsweise im Weihnachtsoratorium in der Bass-Arie „Großer Herr, o starker König“, verschiedene Varianten eines Fanfarenthemas, die sich auf ein gemeinsames Grundmodell zurückführen lassen.<sup>9</sup> Werden die Noten dieses Grundmodells mit Ausnahme der Noten drei und vier um eine Oktave nach oben transponiert und wird zwischen den Noten vier und fünf eine Note eingefügt, so ergibt sich der Beginn des Michelesmarsches; auch alle weiteren Zeilen des Marsches sind aus dem Grundmodell ableitbar (siehe Notenbeispiel 1).

Das Fanfarenthema stammt nicht von Bach selbst, sondern findet sich bereits in alten Quellen u. a. als ein jagdlicher Grüßruf vor dem Halali und als Teil des Hofzeremoniells am Dresdner Hof zur Ankündigung und Eröffnung von feierlichen Ereignissen.<sup>10</sup> Im Signalrepertoire der französischen Armee lässt es sich im 17. Jahrhundert mehrfach nachweisen. Neben Bach zitierten beispielsweise auch Heinrich Ignaz Franz Biber (1644–1704), Georg Philipp Telemann (1681–1767) und Michael Haydn (1737–1806) dieses Thema in ihren Werken.

In Elzach ist eine „Fanfare in Es“ überliefert, mit der dort zumindest seit 1947, vermutlich aber schon wesentlich länger, am Fasnetsundig um 12 Uhr das Nahen der beiden Kutschen, von denen aus der Narrenrat die Fasnet ausruft, angekündigt wird, gespielt von zwei Fanfarenbläsern auf einer der Kutschen (siehe Notenbeispiel 2).<sup>11</sup> Diese Fanfare stammt möglicherweise aus einer Sammlung französischer Militärmusik und basiert ebenfalls auf dem oben erwähnten Grundmodell, weshalb sie in manchen Takten auch mit dem Michelesmarsch übereinstimmt.

Nach Auskunft des Deutschen Volksliedarchives in Freiburg (DVA) sind sowohl das Fanfarenthema als auch der Michelesmarsch aufgrund ihrer Akzenttöne *gd-dd'* (in der Tonart G-Dur, auf die der Melodiekatalog des DVA basiert) verwandt mit der Melodie des Volksliedes „Häseleins Klage“ („Ich armer Has im weiten Feld“), von der es mehrere Varianten gibt.<sup>12</sup>

Der Franzose Erik Satie (1866–1925) war einer der einflussreichsten Musiker seiner Zeit und benutzte oder paraphrasierte in manchen seiner Werke bekannte Melodien, Schlager, Operetten- und Cabaretmusik, die ihnen einen besonderen Klang und Charme verleihen.<sup>13</sup> Und so findet sich auch das „Bach’sche“ Fanfarenthema in Saties 1924 entstandener Ballettmusik „Relâche“ in den Sätzen „Musique de rentrée“ und „Les Hommes regagnent leur place et retrouvent leur pardessus“. Außerdem verwendete er im zweiten seiner drei Stücke, die er im September 1913 komponierte und im Jahr darauf unter dem Titel „Vieux Sequins et Vieilles Cuirasses“ (Alte Zechinen und alte Harnische) veröffentlichte,<sup>14</sup> jenen französischen Militärmarsch, der in Frankreich zum Volkslied und in Wolfach zum Michelesmarsch geworden war. Zwischen die Notenlinien des „Danse Cuirassé“ schrieb er einen Text, der übersetzt lautet:<sup>15</sup>

*Griechische Periode*

*Edler und militärischer Schritt*

*Es wird in zwei Reihen getanzt.*

*Die erste Reihe rührt sich nicht von der Stelle.*

*Die zweite Reihe bleibt unbeweglich.*

*Die Tänzer erhalten jeder einen Hieb mit dem Säbel, der ihnen den Kopf spaltet.*

Anklänge an diesen Marsch finden sich auch in Saties Ballettmusik „Mercury“ in den Sätzen „Polka des lettres“ und „Le Chaos“.

Der Michelesmarsch wird bis heute in der französischen Militärmusik benutzt und führte während der französischen Besatzungszeit nach dem 2. Weltkrieg zu einer gefährlichen Situation, da die Franzosen ihn beim Fahnenhissen spielten und die Wolfacher Schuljugend anfang zu tanzen und zu hopsen, wie sie es von der Fasnet her gewohnt war. Doch schließlich konnte das Missverständnis aufgeklärt werden;<sup>16</sup> 1949 genehmigte der Gouverneur des Wolfacher Landkreises De Rendinger die Verwendung des Michelesmarsches offiziell.

Der Verbindungsoffizier zum Gouvernement, der elsässische Professor Mattlinger, erzählte damals, dass es einen Text zu dem Marsch geben müsse, der sich auf einen Marschall Michèle bezöge, woraus der Name Michelesmarsch entstanden sein könnte. Erst 1961 konnte der genaue Text des Chansons ausfindig gemacht werden:<sup>17</sup> Damals weilte der französische Kapuzinerpater Antonin aus dem Kloster in Straßburg-Königshoffen während der Fasnetzeit einige Tage zur Erholung in Wolfach und sah sich dabei auch zusammen mit dem Wolfacher Stadtpfarrer Huber einige Fasnetumzüge an. Als er den Michelesmarsch hörte, fiel ihm sogleich der oben zitierte Text des Chansons ein; er schickte nach seiner Rückkehr dem

## Fanfarenthema bei J.S. Bach (Bach-Jahrbuch 1995, S. 32)



## Wolfacher Michelesmarsch (Franz Disch, Chronik der Stadt Wolfach, S. 440)



## Notenbeispiel 1:

## Das „Bach'sche“ Fanfarenthema und der Wolfacher Michelesmarsch

Stadtpfarrer einen Ausschnitt aus einem Liederbuch, in dem als Nummer 25 das Lied mitsamt der Melodie abgedruckt ist.<sup>18</sup>

Im Sommer 1953 unternahmen einige junge Wolfacher einen Motorradausflug durch Frankreich und machten dabei auch einen Abstecher nach Monaco<sup>19</sup>. Als sie um 12 Uhr mittags die Wachablösung vor dem Schloss des Fürsten beobachteten, trauten sie ihren Ohren kaum, denn die Kapelle intonierte dabei – den Michelesmarsch.

Josef Krausbeck dichtete 1934 und 1948 drei Strophen auf die Melodie des Michelesmarsches, in denen der Ablauf der Fasnet an den drei Haupttagen Schmutziger Dunnschdig, Schellemendig und Fasnetzieschdig beschrieben wird.<sup>20</sup> (N.B. Die Bezeichnung „Schellemendig“ für den Fasnetmontag findet sich in Wolfach bereits im Jahre 1862 auf dem Festspielplakat „Wampum, die große Schlange“.)<sup>21</sup>

## 2. Vergessene Fasnetlieder

Viele Fasnetlieder, die im Laufe der Zeit entstanden sind, kamen wieder in Vergessenheit. 1869 führten die Wolfacher Narren das Fasnetspiel „Der Hanswursteltanz“ auf, bei dem etwa 150 verschiedene „Harlekine“ auftraten. Auf den Plakaten findet sich als Einladung dazu das folgende Lied-

chen, dessen muntere Melodie eine schöne Ergänzung der Wolfacher Fasnetlieder wäre, wenn es wieder an Fasnet gesungen werden würde (siehe Notenbeispiel 3):<sup>22</sup>

*Heisa jucheisa  
Dideldum dei  
In Wolfe gehts närrisch zu  
Kommt Alle herbei.*

Im Jahre 1938 erzählte die 1860 geborene Adelheid Moser (Buchbinderei) in einem Gespräch mit Josef Krausbeck einiges über die Wolfacher Fasnetbräuche im 19. Jahrhundert.<sup>23</sup> Die Erinnerungen von ihr und ihren Eltern reichen bis um das Jahr 1840 zurück. Nach ihren Angaben schnurrten damals insbesondere die Frauen, die ihre Schnurrthemen u. a. beim Wasserholen am Stadtbrunnen absprachen. Die Schnurrtermine waren nicht genau festgelegt; auch unter der Woche wurde geschnurrt und zwar sowohl in Wirts- als auch in Privathäusern. Vor und nach dem Schnurren und bei anderen närrischen Zusammenkünften sangen die Wolfacher Narren neben anderen auch die beiden folgenden Lieder, die nicht nur in Wolfach recht beliebt gewesen sind:

*Der Kalender der Liebe*

*Im Januar da führen uns die Männer auf das Eis;  
dem Schnee sind ihre Worte gleich,  
sie machen uns viel weiß.  
Im Februar maskirn sie sich,  
das dauert bis zum März,  
:/: dann löst die harte Rinde sich  
allmählich von dem Herz. :/:*

Es folgen drei Strophen, die durch das ganze Jahr führen. Nach Böhme entstand dieses Couplet vermutlich um 1840; es soll aus einer Oper oder einem Singspiel „Talisman“ stammen.<sup>24</sup>

*Das Kanapeelied*

*Das Kanapee ist mein Vergnügen,  
drauf ich mir was zu Gute thu.  
Drauf kann ich recht vergnüget liegen  
in meiner allzu sanften Ruh'!  
Thut mir's in allen Gliedern weh,  
:/: so leg' ich mich auf's Kanapee :/:*

## Fanfare für das Elzacher Fasnetausrufen

The image shows a musical score for a fanfare in 2/4 time. It consists of four staves of music. The first staff is a single melodic line. The second and fourth staves are accompaniment consisting of chords and rhythmic patterns. The third staff is another melodic line. The music is written in treble clef and ends with a double bar line and repeat dots.

Notenbeispiel 2: Fanfare aus Elzach, transkribiert von Roland Kury (Elzach)

Es folgt, je nach Überlieferung, eine unterschiedliche Anzahl von Strophen; auch der Text variiert und es gibt mehrere Melodien für das Lied. Der älteste Text des Liedes stammt aus einer Handschrift aus dem Jahr 1740.<sup>25</sup>

Weitere beliebte Lieder an der Wolfacher Fasnet waren „Das ellenlange Gsicht“, „Die Sonne und der Mond“ (mit der ersten Zeile „Ein Weibchen ist die Sonne“), „Die drei Weiber“ („Jetzt han i scho drei Wieber ghet“) und „Die drei Männer“, deren Texte noch vorhanden sind.<sup>26</sup>

Ein „Altes Wolfacher Fasnetlied“, das sich unter dieser Überschrift im Nachlass von Georg (Hansjörg) Straub (1882–1959, Glasmaler, 1946–49 Wolfacher Narrenvadder) mit Bleistift auf ein loses Blatt Papier geschrieben fand,<sup>27</sup> lässt sich nach Auskunft des Deutschen Volksliedarchives Freiburg nur in Wolfach nachweisen und stammt vermutlich aus der Feder eines Wolfachers (evtl. aus der Familie Straub?).<sup>28</sup> Die Melodie, die Georg Straub noch kannte, geriet in Vergessenheit. Wann das Lied entstand, ist nicht bekannt. Der Text wurde 1987 als mündliche Aufzeichnung im Deutschen Volksliedarchiv festgehalten:



### Wolfacher Fasnetlied

Hei-sa juch - ei - sa Di-del-di-deldum - dei! In Wol-fe gehts närrisch zu, kommt all' her-bei

Di-del-di-deldum - dei! kommt al - le her - bei! In Wol-fe gehts närrisch zu, kommt all' her-bei!

Hei-sa juch - ei - sa Di-del-di-deldum - dei! In Wol-fe gehts närrisch zu, kommt all' her - bei!

#### Notenbeispiel 3: Wolfacher Fasnetlied

##### Altes Wolfacher Fasnetlied

*Susannele, Susannele*  
*zünd uf un schtand s' Laternle a*  
*Susannele, Susannele*  
*zünd uf un schtand es a*

*Susannele, Susannele*  
*nimm d'Schteg unter de Arm schpring s'Röckle na*  
*Susannele, Susannele*  
*gang schpring g'schwind s'Röckle na*

*Susannele, Susannele*  
*denn's Kälble hot e Kühle ka*  
*Susannele, Susannele*  
*es hot e Kühle ka*

*Susannele, Susannele*  
*zünd uf X. X. wie der erste Vers*

Beliebt war bis ins 20. Jahrhundert hinein auch das „Floh-Lied“.<sup>29</sup> Die Melodie dazu, die Josef Krausbeck notiert hat (siehe Notenbeispiel 4), ist bislang nur aus Wolfach bekannt.<sup>30</sup> Auf alten Fasnetplakaten taucht gelegentlich als Verzierung ein Floh auf (z. B. 1897), der eventuell mit diesem Lied zusammenhängen könnte:

## Das Flohlied

Ein altes Wolfacher Fasnetlied

Nei jetz halt is nim - me us s isch e Schre - cke un e Grus

Hi - ne, vor - ne, uf un a - be uf - em Bu - ckel, an de Wa - de  
An de Knie - e, an de Rip - pe, un - terem Lib - le, an de Jip - pe

Vom Mo - rge früh bis o - bends spot bis - me Flöh fast hal - ber z'tot

Notenbeispiel 4: Das Flohlied, Noten ohne Rhythmus transkribiert von Josef Krausbeck

*Floh-Lied*

Nei, jetzt halt i's nimme us, s isch ä Schrecke une grus:  
hine, vorne, uf un abe, ufm Buckel, an de Wade,  
an de Kniee, an de Rippe, unterem Lible, an de Jippe.<sup>31</sup>  
Vom Morge früh bis obends spot bisme Flöh fast halber z'tot.

## II.

Jo s isch wohr, sait Nachbers Trud, kratzt un fluchet überlut:  
nix wie biese, renne, steche, ratze, fange, Finger schlecke,  
riebe, deten, Klumpe rühre, s Bett usflohe, s Hemd umkehre.  
Wenn nu mol, des Regiment, s Teufels wär Pottssapperment.

## III.

Nebe ane s Krämersfrau kunnt doher un jommeret au:  
Jetz isch doch au nimme z'lebe, alles Flohe isch vergäbe,  
drum sieht alles us wie gschunte, alles schwätzt vo Blut un Wunde.  
Wemer nur mol s ganze Bett schleunigst überbrühe dät.

## IV.

Jo s isch wohr, sait s Nachbers Gret, isch kei Kurzwihl jetzt im Bett,  
mer weiß nitt, womer zerscht soll wehre un wo na de Buckel kehre.

*Isch denn Grechtigkeit verlore, isch mer denn nit sunsch gnug gschore,  
hot denn s Gesetz nit soviel Mut, daß mernes Land verwiehse tut?*

V.

*D Marie sait: i schick me dri, s wurd doch wohl so mühse sie.  
Manchmol kann i mi nimme bucke, vor luter Flohe kratze, jucke,  
winsle, steche, pfeze, drucke, schaare, zaple, klemme, rupfe.  
Aber i bin doch wieder froh: andere Litt henn's au ä so.*

Der Text des Liedes lässt sich nach Auskunft des Deutschen Volksliedarchives auch in einer Schweizer Quelle aus dem Jahre 1908 nachweisen.<sup>32</sup> In einem handschriftlichen Liederheft für Gesang mit Gitarre aus dem Jahre 1851, das sich im Besitz von Albert Burger zu Birndorf bei Waldshut befand, ist zu dem Text eine Melodie notiert, die jedoch nicht mit jener aus Wolfach übereinstimmt.<sup>33</sup>

### 3. Der Wolfacher Durscht

Das beliebteste und bekannteste Fasnetlied ist „Der Wolfacher Durscht“ aus dem Jahre 1924.<sup>34</sup> In der Zeit nach dem 1. Weltkrieg gab es viele Kriegsversehrte, die zur finanziellen Aufbesserung ihrer Situation etwas unternehmen mussten. So zog der aus Bruchsal stammende Kriegsblinde Dr. Hans Ebbecke durch verschiedene Kurorte, sang heitere Lieder mit Lautenbegleitung und verkaufte dabei auch sein bei einem Stuttgarter Musikalienverlag gedrucktes Liederheft. Zu Beginn der 20er-Jahre gab er im Wolfacher Badsaal ein Gastspiel und bekam insbesondere für sein Lied „Der Brus'ler Dorscht“ mit einem Text von O. Oppenheimer auf die Melodie des „Kreuzfidelen Kupferschmiedes“ lebhaften Beifall, das eine Anekdote aus dem Leben des Kraichgaugrafen Kuno besingt.

Zwei Wolfacher, Albert Sandfuchs sen. und Konrad Villing sen., dichteten den Text bei einer „feuchten Zusammenkunft“ im Gasthaus „Adler“ kurzerhand zum Wolfacher Durscht um und schufen damit die Gestalt des Grafen Konrad von Wolva, den es, historisch gesehen, aber nie gegeben hat. In der erst 1924 nach langer kriegsbedingter Pause in Wolfach wieder langsam in Schwung kommenden Fasnet kam so ein fröhliches Lied gerade recht und durch die von Sandfuchs in seiner Druckerei hergestellten Textzettel verbreitete sich das Lied sehr schnell.

1926 entstand erstmals der Gedanke, den damals bei der Elfemess am „Schmutzige Dunnschdig“ dargestellten „Prinzen Karneval“, den es damals fast überall im alemannischen Sprachgebiet als Symbolfigur der Fasnet gab, durch den durstigen Grafen Konrad von Wolva zu ersetzen. Josef Krausbeck schrieb im Jahr darauf mit 17 Jahren sein erstes Fasnetspiel, die

„Internationale Völkertagung am Hofe Graf Konrad des Durstigen“. Da er noch nicht 18 war und deshalb nicht in die Narrenversammlungen, die hauptsächlich zur Beratung und Organisation der Fasnetbräuche dienen, gehen durfte, gab sein Vater das Spiel als sein eigenes heraus und klärte diesen Sachverhalt auch später nicht auf.

Seinen zweiten Auftritt hatte Graf Konrad 1928: Die Wolfacher spielten in jenem Jahr am Schellemendig „Die Belagerung der Burg Wolfach durch Raubritter Stephan von Bulach und Hasensprung“; Verteidiger der Burg waren Graf Konrad von Wolva und seine Burgbesatzung.<sup>35</sup> Josef Krausbeck spielte damals den „Turmpuper“, der von der ehemaligen Turmwächterwohnung im Stadttor aus den Feind vor dem Tore zu beobachten und dessen Nahen den in der Stadt verschanzten Truppen des Grafen Konrad zu signalisieren hatte.

Als nach dem 2. Weltkrieg das Fasnetausrufen immer mehr ausgestaltet wurde,<sup>36</sup> entwickelte sich die Landsknechtsgruppe als Gefolge des Grafen Konrad, in dessen Namen sein Herold das „schiebentägige Fest, genannt Fasnet“ allen Wolfachern am Vorabend des Schmutzigen Dunnschdigs von der auf einem Wagen mitgeführten Burg Wolva aus verkündet; der Text des Ausrufers wurde von Josef Krausbeck 1949 verfasst.<sup>37</sup> (N.B. Der Mittwoch vor der Fasnet wurde in den 1950er-Jahren zeitweise als der „magere Mittwoch“ bezeichnet.)<sup>38</sup>

(Die Melodie des „Kreuzfidelen Kupferschmiedes“ diente nicht nur den Wolfacher Narren, sondern auch jenen in Waldkirch als Grundlage für ein Fasnetlied. Dort wird auf diese Melodie das „Waldkircher Kläpperlied“ gesungen, das Emil Bayer dichtete und inhaltlich mit dem Wolfacher bzw. Brusler Durst nichts zu tun hat.<sup>39</sup> Die Waldkircher spielen die Melodie auch als Marsch während der Umzüge.)

#### 4. Die Weibermühle

Josef Krausbeck dichtete 1955 auf die Melodie des heute noch in Wolfach regelmäßig aufgeführten Singspieles „Die Weibermühle von Tripstrill“ von Georg Anton Bredelin (1752–1814) ein Fasnetlied, das in fünf Strophen die Verjüngung der Weiber und der Männer durch die Wolfacher Fasnet besingt:<sup>40</sup>

##### 1. Strophe (Vorsänger)

*Mer kenne z'Wolfe, s'isch jo wohr,  
was ich euch sage will,  
sit alder Zitt un viele Johr  
scho d'Mühle vun Tripstrill.*

*Was do im ältschte Fasnetschbiel  
voll Luscht goht in de Wiewermühl,  
goht hit au no voll Schwung  
s'wurd alles wieder jung!*

Die Melodie zeigt Anklänge an das bekannte Volkslied „Es Burebüebli mahn i nit“<sup>41</sup>, ist aber in den Melodiekatalogen des Deutschen Volksliedarchives nur aus Wolfach belegt. Es ist anzunehmen, dass sie von Bredelin selbst komponiert oder umgestaltet wurde, denn er war musikalisch sehr begabt:<sup>42</sup> Er leitete in Biberach ab 1806 den Musikunterricht am Gymnasium zusammen mit dem Komponisten Justin Heinrich Knecht, mit dem er schon 1802 abwechselnd Haydns „Schöpfung“ dirigiert hatte. Neben der Weibermühle schrieb Bredelin zumindest zwei weitere Singspiele und komponierte die Oper „Der Berggeist“, von der sich aber nur die Besetzungsliste erhalten hat. Außerdem gibt es im Schwäbischen Landesmusikarchiv Tübingen ein vierstimmiges „Dies Iræ“,<sup>43</sup> das vermutlich ebenfalls von ihm stammt.

Erst 1950 wurde die Weibermühlenmelodie durch den damaligen Stadtkapellmeister Eugen Lang schriftlich fest gehalten. Sie war und ist in Wolfach sehr beliebt und fand auch für Moritaten beim Schnurren Verwendung. Um 1870 entstand auf die Melodie ein Schnurrtext, der die Preußische Gewerbe-Ordnung, nach der die Frauen handwerksberechtigt wurden, verulkte.<sup>44</sup>

Bredelins „Weibermühle“ diente möglicherweise für ein 1814 in Tirol entstandenes Spiel über das gleiche Thema als Vorbild.<sup>45</sup> Vielleicht gehen beide aber auch auf ein älteres gemeinsames Vorbild zurück. Zwei Indizien sprechen dafür: Zwei der Frauennamen stimmen in den beiden Stücken überein (Tirol: Lißl und Durl, Wolfach: Lieserl und Durethä) und der Eingangschor des Tiroler Spiels steht im gleichen Versmaß wie Bredelins Singspiel, könnte also auf die gleiche Melodie gesungen worden sein:<sup>46</sup>

*Aria.*

*1.  
Der Müller-Mayster Joß bin i  
Auf meiner Weibermühl,  
I mahl die Weiber jung und schien,  
wie man sie haben will.  
Und sein sie nur so schiech sie will,  
So werden sie schien auf meiner Mühl.*

Auch in Stockach gab es ein Fasnetspiel über die Weibermühle, das in den Jahren 1835, 1848, 1878, 1885 und 1901 aufgeführt wurde; 1878 haben 15 verschiedene Paare nebst 15 „ausgemahlenen Altenweiber“ mitgewirkt.<sup>47</sup>

Demnach handelte es sich hier nicht um Bredelins Singspiel, da in diesem nur sechs Ehepaare zur Mühle kommen. In Elzach führten die Narren nach mündlicher Überlieferung ebenfalls ein Fasnetspiel „Die Altweibermühle“ auf; schriftliche Zeugnisse dafür wurden bislang nicht gefunden.<sup>48</sup> Um 1928 stellten die Elzacher auf einem Fasnetwagen ein „Verjüngungsinstitut“ dar.

Franz Disch schreibt in seiner Chronik der Stadt Zell a.H., dass dort die Weibermühle aufgeführt worden sei.<sup>49</sup> Das ist möglicherweise ein Irrtum, da sich eine Aufführung in Zell a.H. in anderen Quellen nicht nachweisen lässt.<sup>50</sup> Vielleicht ergänzte Disch die Liste der Zeller Fasnetspiele um Titel, die er schon in seiner Wolfacher Chronik genannt hatte,<sup>51</sup> denn es gibt viele Stellen in seiner Zeller Chronik, deren Formulierung er aus der Wolfacher Chronik übernommen hat. Allerdings ist eine Aufführung der Weibermühle Bredelins in Zell nicht undenkbar, denn dort amtete Bredelins Stiefsohn Fidel Knupfer als Provisor,<sup>52</sup> der das Spiel von seinem Stiefvater übernommen haben könnte.

In Bredelins Weibermühle trägt der Müllermeister den Namen „Cyprian“. Diesen Namen wählte er vermutlich ganz bewusst, denn er bezieht sich damit auf eine alte Sagengestalt. Der heilige Cyprian von Antiochien (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Bischof von Karthago) war einst ein berühmter Zauberer, bevor er zum Christentum bekehrt und Bischof wurde.<sup>53</sup> In der „Cyprianlegende spielen die Zauberkunst des Heiligen und seine Verbindung mit Dämonen eine große Rolle. Mit deren Hilfe versuchte er, die christliche Justina, die Tochter eines Götzenpriesters, für einen vornehmen Jüngling zu gewinnen, doch vergebens“.<sup>54</sup> In Sagen der Volksüberlieferung hat Cyprians Zauberbuch eine besondere Bedeutung, das mit blutroten Buchstaben geschrieben sein soll. Wegen seiner Macht über Dämonen wird der Heilige in mehreren Zaubersprüchen und Segen erwähnt. Im 19. Jahrhundert griff auch Theodor Storm diese alten Überlieferungen in seiner Erzählung „Der Spiegel des Cyprianus“ auf:<sup>55</sup>

*Ihr wisset wohl, gnädige Gräfin, daß der Name Cyprianus später im ganzen Norden als eines mächtigen Zauberers bekannt geworden ist. Die Bücher, die er geschrieben, hat man nach seinem Tode in dem unterirdischen Gewölbe eines Schlosses an Ketten gelegt, weil man geglaubt hat, es seien böse, das Heil der Seele gefährdende Dinge darin enthalten. Aber die das getan, haben sich geirrt, oder sie sind selbst nicht reinen Herzens gewesen; denn – wie Cyprianus während seines Aufenthalts in diesem Hause oft gesagt haben soll – „die Kräfte der Natur sind niemals böse in gerechter Hand“.*

Da mutet es fast wie eine Ironie der Geschichte an, dass Bredelins Spiel über des Müllermeister Cyprians Weibermühle ein ähnliches Schicksal erlitt wie Cyprians Zauberbuch und nach der Aufführung von 1892 über 80 Jahre lang nicht mehr in Wolfach zu sehen war. Denn in jenem Jahr

war, wie bereits bei der Aufführung 1836, ein großer Brand ausgebrochen und so entstand der Aberglaube, immer, wenn dieses „lästerliche“ Stück aufgeführt würde, bräche als Strafe Gottes noch im gleichen Jahre ein Brand aus.<sup>56</sup> Bereits in der „Metzger-Augustschen Chronik“<sup>57</sup> von 1895 wird dies berichtet und trug damit zur Verbreitung des Aberglaubens bei, obwohl doch die ganze Handlung der „Weibermühle“ den moralisch guten Zweck verfolgt, durch Anprangern menschlicher Schwächen und Untugenden eine Art Besserung zu erreichen.

### 5. Die Fasnetlieder von Josef Krausbeck

Das Narrenlied von Josef Krausbeck, das auf die Melodie des bekannten Volksliedes „Ufem Wase grase d’Hase“ gesungen wird,<sup>58</sup> entstand während des 2. Weltkrieges. Krausbeck leitete damals als Soldat einer in Immendingen stationierten Einheit wegen seiner beruflichen Kenntnisse – er war Textilkaufmann – die Kleiderkammer, die nach längerer Suche nach einem geeigneten Platz im Ausstellungsraum einer Schreinerwerkstatt untergebracht wurde. In einem der Schränke dort befanden sich Fasnachtscostüme nach rheinischem Vorbild („Elferrat“-Kostüme und entsprechende Kappen). Die Frau des Schreiners bat Krausbeck, diese Kostüme nicht weg zu werfen, worauf er entgegnete, da könne sie ganz unbesorgt sein, da er selbst ein „rechter Narro“ sei. Durch diesen Zufallsfund wurde er so inspiriert („de Narrogeist hot ihn überfalle“), dass er ein paar Gedichte über die Fasnet schrieb, die er zwischen die Fasnachtscostüme legte. Aus diesen Gedichten entstand dann das „Narrenlied“. Einige Zeit nach dem Krieg fragte Krausbeck in Immendingen nach, ob sie die Gedichte gefunden hätten; nach dem Einmarsch der Franzosen, die alles in der Werkstatt durcheinander geworfen hatten, scheinen sie jedoch verloren gegangen zu sein.

1955 dichtete Krausbeck ein Lied über das „Bettelmaale“,<sup>59</sup> eine Steinfigur, die sich früher im Gewölbe des Stadttores befand und nach dessen Zerstörung 1971 als Bronzeabguss an der Finanzamtsmauer angebracht wurde,<sup>60</sup> und um das sich eine alte Sage rankt:<sup>61</sup>

*Einst kam ein Bettler nach Wolfach und hielt in allen Häusern um ein Almosen an, wurde aber überall abgewiesen. In seinem Unwillen über die erlangte Behandlung entblößte er unter dem untern Tor vor seinem Weggange seine Sitzfläche und kehrte sie mit entsprechender Einladung den hartherzigen Bürgern zu. Der Graf soll dies von seinem Schloß aus gesehen haben. Da er wegen verzögerter Ablieferung des Zehnten auch nicht gut auf die Bürgerschaft zu sprechen war, ließ er das Bild des Bettlers in oben beschriebenen Aufzuge in Stein meißeln und in einer Ecke des Torgewölbes anbringen.*

Der Text der „Wolfacher Gemütlichkeit“, 1948 von Krausbeck auf die Melodie „Beim Kronewirt, da ist heut Jubel und Tanz“ gedichtet, enthält manchen verborgenen Seitenhieb und Hinweis auf seine Entstehungszeit:<sup>62</sup>

4. Strophe:

*Es pfiëft usem Schdadtwald un giegt vun de Gumm  
Wie Flöt un Klanet un wie Drehorgelbrumm.  
Un d'Schdadtbrugg, die rumpelt als Baß wie e Schdier,  
Doch de Gasseschdeg schbielt voller Freid si Klavier.*

Der „rumpelnde Bass“ bezieht sich auf die nach Kriegsende errichtete und erst 1954 ersetzte Behelfsbrücke aus Holz, die die von den Deutschen gesprengte, aus dem Jahr 1938 stammende Stadtbrücke ersetzte und die konstruktionsbedingt bei der Benutzung einigen Lärm verursachte. Der damals noch ganz aus Holz bestehende Gassensteg wurde im Volksmund wegen seiner teilweise losen Holzbalken und -bretter als „Stadtklavier“ bezeichnet.

5. Strophe:

*De Kirchdurm un s'Rothus, die gewë sich d'Hand  
Un wotte am liebschde grad danze mitnand.  
Doch sin si scho z'gschdärk un au z'ald scho dezu.  
Drum lache se halt mit em Zifferblatt nu.*

Das „Tanzen“ von Rathaus und Kirchturm spielt darauf an, dass sich nach dem Ende des kirchenfeindlichen 3. Reiches die kirchliche und die weltliche Macht nun wieder „die Hand geben“.

6. Strophe:

*De Schloßdurm, de ald, meint: I hilf au zur Freid,  
Daß niemert von drusse euch Ärger nitreit!  
Schließt's Dor zu un schdupft's Bettelmale, des krumm.  
Do draiht des nach usse si Hinderdeil rum.*

Dass der Schlossturm das Bettelmale (s.o.) dazu bewegt, sein Hinterteil in die andere Richtung zu drehen, gilt mit der damit verbundenen er-„götz“-lichen Einladung dem damaligen französischen Gouvernement in der heutigen Klinik Dr. Wohlauf am Straßburger Hof und dem Hausacher Bürgermeister Heizmann, der nach dem Schlossbrand in Wolfach 1947 vorgeschlagen hatte, das Schloss und Landratsamt in Hausach wieder aufzubauen.



## 6. Der Heiratsmarkt

Zur Fasnet 1951 schrieben Erich Sandfuchs und Helmut Belli das Festspiel „Der Heiratsmarkt“, das den Zuschauern „ein Bild über das Verliebt-, Verlobt- und Verheiratetsein von den ersten Menschen in aschgrauer Vorzeit ab, über die Raubritter- und Rokokozeit bis zum heutigen Tage geben soll“. <sup>63</sup> Der 17-jährige Musikstudent Siegfried Türpe aus Dresden, der im Jahr zuvor einen kleinen Konzertabend in Wolfach gegeben hatte, <sup>64</sup> komponierte die Melodien zu den Liedtexten von Helmut Belli. <sup>65</sup>

### I. Teil: Walzer

#### 1. Heiratsmarkt!

Jeder kann es wagen.  
Mach dein Glück!  
Nein wird es nicht sagen.  
Darum komm!  
Laßt uns heute tanzen!

#### 2. Alt und Jung

treffe sich in Wolfe.  
Wag' den Sprung!  
Es wird jedem g'holfe.  
Heiratsmarkt!  
Jeder hat heut Chancen.

Ref.: Jeder soll heut lustig sein  
Fröhlich sein, närrisch sein  
Darum such' ein Mägdelein!  
Es wird Dich nicht reu'n.

### II. Teil: Ski-Walzer

Wir sin so froh,  
denn d' Fasnet isch jetzt do, juh hu  
Narro, Narro,  
die Fasnet isch jetzt do.

### III. Teil: Samba

1. Das Tanzen war zu jeder Zeit  
das Spiel der jungen Leut.  
Und mancher hat beim Tanzen schon  
sein Mägdelein gefreit.

*Darum soll heut die Losung sein:  
„Es tanze jeder mit!“  
Die alten wie die jungen Leut  
tanzen im Sambaschritt.*

*2. Schier jeder von uns hot ebb's vor,  
denn d'Fasnet isch im Gang.  
Uf die m'r uns scho so lang gfreit,  
beinah 12 Monet lang.  
Drum gen m'r au zum Heiratsmarkt,  
der hit in Wolfe isch.  
E jeder von uns fühlt sich jung  
un frisch grad wie e Fisch.*

*Refrain:  
Närrinnen: Drum wag es! – Narren: Hajo –  
Und sag es! – Hajo –  
Daß ich für Dich die Richtig bin,  
denn dann isch alles guet!*

*Narren: Ich wag es – Närrinnen: So so –  
Und sag es! – So so –  
Daß Du für mich die Richtig bisch,  
dann isch jo alles guet.*

Das Spiel selbst beginnt mit der Darstellung einer Vogelhochzeit. Herr und Frau Liebesrat begrüßen das Publikum und die Herzensdiebe treten in Aktion. Pantomimisch werden nun der Sündenfall im Paradies und das Liebeswerben in der Steinzeit, eines Minnesängers, im Biedermaier, um die Jahrhundertwende und durch moderne „Raubritter“ dargestellt. Die nächste Szene zeigt die Entwicklung der Liebe eines Paares während des Ehelebens: Von der stürmischen Liebe zu Beginn bis zur Gleichgültigkeit im hohen Alter. Nach dem Ehewetterbericht und dem Horoskop endet das Spiel mit einer großen Hochzeitspolonäse.

## Anhang 1: Quellen und Einzeldrucke der Liedtexte

Altes Wolfacher Fasnetlied. – Wolfach o.J. 1 Bl. DIN A 5. Manusk. a.d. Nachlass v. Georg Straub.

Belli, Helmut/Türpe, Siegfried: Tanzschlager zur Wolfacher Fasnet 1951. Heiratsmarkt. – Wolfach: Sandfuchs, 1951. 1 Bl. H: 25,3 cm, B: 16,3 cm.

Floh-Lied. – Wolfach o.J. 1 Bl. DIN A 4. Manusk. (erste Strophe ergänzt um die Notennamen v. J. Krausbeck).

Krausbeck, Josef: Fasnet-Erinnerungen von Adelheid Moser und Auszüge aus der Metzger-Augustschen Chronik (handschriftl. Chronik v. A. Armbruster im Stadtarchiv Wolfach). – Wolfach: 1938. Manusk.

Ders.: Wolfacher Gemütlichkeit. – Wolfach: Sandfuchs, o. J. [vermutl. zw. 1948 u. 1951]. 1 Bl. H: 17,7 cm, B: 14,5 cm.

Ders.: Wolfacher Fasnet in Geschichte und Dichtung. Kurze Geschichte der Fasnet. Fasnet-Lieder. Fasnet-Sprüche. Die Weibermühle von Tripstrill. – Wolfach: Kalmbach, 1973. 44 S. DIN A 6. (Die darin enthaltenen Fasnetlieder wurden im Januar 1987 im Vorfeld der Verfilmung des Singspieles „Die Weibermühle von Tripstrill“ von Georg Anton Bredelin durch das Videostudio „Beurovision“ auf Initiative des Narrenrates Ditmar Beu aufgenommen und zusammen mit dem Ton der Weibermühle auf Toncassette veröffentlicht.)

Sandfuchs, Albert sen.: Der Wolfacher Durscht! – Wolfach: Sandfuchs, o.J. [vermutl. zw. 1948 u. 1951]. 1 Bl. DIN A 5.

Sandfuchs, Erich: Vorentwurf für das Fastnachtsspiel „Heiratsmarkt Wolfach 1951“. – Wolfach 1951. 4 S. DIN A 4. [Masch.]

Wolfacher Fasnetlieder.– Wolfach: Sandfuchs, 1956. Faltbl.

## Anhang 2: Die Wolfacher Fasnetspiele

Wolfach gehört zu den wenigen Orten im schwäbisch-alemannischen Fasnetgebiet, in denen heute noch regelmäßig Fasnetspiele aufgeführt werden. In diesem Verzeichnis sind, soweit bekannt, die Titel aller Wolfacher Festspiele verzeichnet.<sup>66</sup>

1802	Die Weibermühle von Tripstrill
1836	Die Weibermühle von Tripstrill
1840	Die Jungfrau von Orléans, frei nach Schiller
1848	Krähwinkler Landsturm (abgesagt)
1849	Don Quijote und Sancho Pansa
1858	Die Weibermühle von Tripstrill
1862	Wampun, die große Schlange
1865	Der Munderkinger Landsturm
1869	Hanswursteltanz
1871	Kein Festspiel (dt.-franz. Krieg)
1873	Luftballonfahrt des Prinzen Karneval
1875	Kein Festspiel
1881	Krautskopfhäusener Jahrmarkt
1882	Wampun, die große Schlange
1883	Kein Festspiel
1884	Cirkus Cervantes
1885	Circus mit Clowns, Tieren und Akrobaten, Großer Einzug des Prinzen Karneval
1886–87	Kein Festspiel

- 1888 Belagerung und Erstürmung der Burg Liechtenstein, frei nach Wilhelm Hauff  
 1889 Jagdzug des Grafen von Geroldseck und Raubritter von Lützelhart  
 1890 Jahrmarkt mit Volksfest  
 1892 Die Weibermühle von Tripstrill. Eine schwäbische Dorfschulmeisterei aus dem 17. Jahrhundert  
 1893 Kein Festspiel  
 1897 Wallensteins Lager, frei nach Schiller  
 1898 Jagdzug des Grafen von Geroldseck  
 1899 Kein Festspiel  
 1900 Wallensteins Lager  
 1901–03 Kein Festspiel  
 1904 Jagdzug des Grafen von Geroldseck  
 1906–07 Kein Festspiel  
 1909 Großes Volksfest mit Vergügungs- und Schießbuden und dem Anflug des LZ I vom Luftschiff-Flottenverein Wolfachshafen  
 1910 Internationaler Sängerwettstreit  
 1911 Großes Künstler- und Spezialitätentheater Strandelli  
 1912 Manöver des Weiberregiments  
 1913 Der Munderkinger Landsturm  
 1914 Zier-Kuss Hagenbeck  
 1915–23 Kein Festspiel  
 1924 Schellenmontagsgala, Vorstellung des Zirkus Futsch  
 1925 Jahrmarktsrummel  
 1927 Völkertagung am Hofe Graf Konrad des Durstigen  
 1928 Die Eroberung der Burg Wolva durch Graf Stephan  
 1929 Internationales Musikfest  
 1930 Das Wolfacher Schützenfest  
 1932 Kein Festspiel  
 1933 Die Befreiung der Freude/Die geraubte Braut  
 1934 Zirkus Wohlauf  
 1935 Der Krach im Mond  
 1936 Wolfach als Kurstadt im Jahr 2000  
 1937 Der Narrogeist im Faß  
 1938 Weltflughafeneröffnung  
 1939 Der Weiberstreit  
 1940–48 Kein Festspiel  
 1949 Die Neugeburt des Narrogeistes  
 1950 Weltkongreß der verrückten Völker und vereinten Nationen  
 1951 Der Heiratsmarkt  
 1952 Kurzfassung der Weibermühle, Große närrische Olympiade  
 1953 Die Befreiung der Freude  
 1954 Kein Festspiel (Festzug: Wolfacher Fasnetgestalten)  
 1955 Fliegende Untertassen landen in Wolfach  
 1956 Groß-Varieté „Schnuppdwupp“ (wegen großer Kälte in der Schlosshalle)  
 1957 Uranfunde in Wolfach?  
 1958 Der Narrogeist im Faß (wegen Regens ausgefallen)  
 1959 Der Narrogeist im Faß  
 1960 1003 Nächte. Die Tochter des Maharadscha  
 1961 Weltmeisterschaften, Sporttypen aus aller Welt

- 
- |      |   |
|------|---|
| 1962 | Der Tanz ums Goldene Kalb   |
| 1963 | Der Narrogeist im Faß   |
| 1964 | Närrisches Tanzfestival   |
| 1965 | Wilhelm Busch   |
| 1966 | Die Befreiung der Freude  |
| 1967 | Internationaler Musiker-Wettstreit  |
| 1968 | Närrisches Spiel ohne Grenzen   |
| 1969 | Lachendes Wolfach, NFW (Närrischer Fernsehsender Wolfach) – Live-Show                           |
| 1970 | Brunnen- und Dammfest: Einweihung des Narrenbrunnens  |
| 1971 | Invasion auf dem Narrenplaneten Wolva   |
| 1972 | Wilder Westen in Wolfach  |
| 1973 | Die Weibermühle von Tripstrill  |
| 1974 | Römer in Wolfe  |
| 1975 | Brunnen- und Dammfest   |
| 1976 | Die Befreiung der Freude  |
| 1977 | Die Weibermühle von Tripstrill  |
| 1978 | Räder in Wolfach  |
| 1979 | Märchenzauber   |
| 1980 | Brunnen- und Dammfest: Opern und Operetten  |
| 1981 | Jahrmarkt   |
| 1982 | Die Weibermühle von Tripstrill  |
| 1983 | Die Befreiung der Freude  |
| 1984 | Forscher- und Erfinderkongreß   |
| 1985 | Brunnen- und Dammfest: 901 Jahre Luftschnabber in Wolfe   |
| 1986 | Opern- und Operettenparade  |
| 1987 | Die Weibermühle von Tripstrill  |
| 1988 | Manege frei – Närrisches Varieté  |
| 1989 | Klappe auf in Wollywood   |
| 1990 | Brunnen- und Dammfest: Brunnen- und andere Geister  |
| 1991 | Närrische Berufe (ausgefallen wegen Golfkrieg)  |
| 1992 | Die Weibermühle von Tripstrill  |
| 1993 | Wolympische Spiele  |
| 1994 | Närrische Statt-Planung   |
| 1995 | 180 zünftige Jahre  |
| 1996 | Brunnenfest 25 + 1 Jahre Narrenbrunnen mit Dammfestspiel um die „Gunst der Brunnenfee“          |
| 1997 | Die Weibermühle von Tripstrill  |
| 1998 | Tohuwabohu im All   |
| 1999 | Vom U(h)rprung zum Narrensprung   |
| 2000 | Brunnenfest mit Dammfestspiel „Die ganze Welt gratuliert zum 30. Geburtstag des Narrenbrunnens“ |
| 2001 | Närrisches Wettrennen um den Graf-Konrad-Ring   |
| 2002 | Die Weibermühle von Tripstrill  |

## Anmerkungen

- 1 Der Beitrag ist dem Andenken des Wolfacher Heimatforschers Josef Krausbeck (1909–2000) gewidmet.
- 2 Die Melodie ist abgedruckt in: Disch, Franz: Chronik der Stadt Wolfach, unveränd. Nachdr. d. Aufl. v. 1920, Freiburg 1982, 440. Melodie und Text befinden sich auch im Deutschen Volksliedarchiv Freiburg (in den folgenden Anmerkungen abgekürzt mit DVA), nach der Tonaufnahme Nr. A 209449 des DVA vom 16.10.1968 transkribiert von Lieselotte Wiedling (briefl. Mitteil. DVA v. 12./23.3.1987).
- 3 Orledge, Robert: Satie the composer, Cambridge 1990, 203, 300 (s. auch 364, Anm. 74). Zur Geschichte des Marsches vgl. Krausbeck, Josef: Der Michelesmarsch und die Mütze des Marschalls Bugeaud, in: Offenburger Tageblatt (Ausgabe Kinzigtal) vom 3.3.1962; Hermann, Erich: Michelesmarsch in der Sahara geboren, in: Schwarzwälder Bote (Ausgabe B 4) vom 28.1.1999.
- 4 Disch, Franz: Chronik Wolfach, 542; Hermann, Erich: Michelesmarsch
- 5 Vgl. Schlaefli, Louis: Über den Werkmeister Georg Wambser aus Wolfach, in: Die Ortenau (75) 1995, 413–430, insbesondere 413f., 417, 428–430
- 6 Disch, Franz: Chronik Wolfach, 693
- 7 In: Mezger, Werner: Das große Buch der schwäbisch-alemannischen Fasnet: Ursprünge, Entwicklungen und Erscheinungsformen organisierter Narretei in Südwestdeutschland, Stuttgart 1999, 112f., wird der 1882 komponierte Rottweiler Narrenmarsch als ältester Fasnetmarsch bezeichnet.
- 8 Krausbeck, Josef: Wohlauf bei 20 Grad minus/Instrumente eingefroren, in: Schwarzwälder Bote (Ausgabe B4) vom 3.3.1984.
- 9 Hofmann, Klaus: „Großer Herr, o starker König“ – Ein Fanfarenthema bei Johann Sebastian Bach, in: Bach-Jahrbuch 1995, 31–46. Ergänzungen zu diesem Aufsatz finden sich in: Boyd, Malcolm: Bach, Telemann und das Fanfarenthema, in: Bach-Jahrbuch 1996, 147–150; Hofmann, Klaus: Nochmals: Bachs Fanfarenthema, in: Bach-Jahrbuch 1997, 177–179.
- 10 Hofmann, Klaus: „Großer Herr, o starker König“, 33ff.
- 11 Briefl. Mitteil. v. Josef Weber, Elzach, vom 19.3.2001. Die Noten zu dieser Fanfare transkribierte Roland Kury, Dirigent der Stadtkapelle Elzach.
- 12 Briefl. Mitteil. v. Michaela Zwenger, DVA, vom 17.9.2001. Vgl. Erk, Ludwig/Böhme, Franz Magnus: Deutscher Liederhort. Auswahl der vorzüglicheren Deutschen Volkslieder, Bd. 1, Nachdr. d. Ausg. Leipzig 1893–94, Hildesheim 1972, 525. Eine andere, ebenfalls verwandte Melodie findet sich im DVA Nr. A 191245, „Ich armer, armer Has“, aufgezeichnet am 9.1.1955.
- 13 Ein Verzeichnis der „geliehenen“ Melodien befindet sich in: Orledge, Robert: Satie the composer, 200–203.
- 14 Notenausgabe in: Satie, Erik: Klavierwerke, nach d. Quellen hrsg. v. Eberhardt Klemm, Bd. 2, Leipzig o.J., 38f.
- 15 Ebd. 76
- 16 Krausbeck, Josef: Der Michelesmarsch (siehe Anm. 3).
- 17 Ebd.
- 18 Ein Faksimile des Textes ist abgedruckt in: Krausbeck, Josef: Der Michelesmarsch (siehe Anm. 3). Die Textseite befindet sich heute in der Fasnetabteilung des Wolfacher Heimatmuseums.
- 19 Mitteil. v. Walter Schmider, Wolfach
- 20 Der Text ist abgedruckt in: Krausbeck, Josef: Wolfacher Fasnet in Geschichte und Dichtung, Wolfach 1973, 12f.

- 21 Ein Exemplar des Festspielplakates befindet sich im Wolfacher Heimatmuseum. (Im Anhang 2 zu diesem Beitrag sind alle Wolfacher Fasnetspiele verzeichnet.)
- 22 Noten der Melodie transkribiert von Bernd Asmus, Freiburg, nach einer Tonaufnahme des Liedes vom 28.12.1995, gesungen von Josef Krausbeck.
- 23 Krausbeck, Josef: Fasnet-Erinnerungen von Adelheid Moser, Manusk., Wolfach 1938
- 24 Böhme, Franz Magnus: Volkstümliche Lieder der Deutschen im 18. und 19. Jahrhundert, Leipzig 1895, 525
- 25 Ebd. 532–534
- 26 Texte in: Krausbeck, Josef: Fasnet-Erinnerungen von Adelheid Moser.
- 27 Manuskript befand sich im Besitz v. Josef Krausbeck.
- 28 Briefl. Mitteil. DVA vom 23.3.1987
- 29 Manuskript befand sich im Besitz v. Josef Krausbeck. Die Zeichensetzung ist zum besseren Verständnis gegenüber dem Original leicht abgeändert.
- 30 Briefl. Mitteil. v. Dr. Eckhard John, DVA, vom 15.10.2002
- 31 Jippe = Jacke, Wams
- 32 Briefl. Mitteil. v. Dr. Eckhard John, DVA, vom 15.10.2002
- 33 Kopie im DVA, Nr. A 118204, Baden
- 34 Der Text ist abgedruckt in: Krausbeck, Josef: Wolfacher Fasnet, 14f. Melodie und Text befinden sich auch im DVA, nach der Tonaufnahme des DVA Nr. A 209454 vom 24.2.1968 in Wolfach transkribiert von Lieselotte Wiedling (briefl. Mitteil. DVA v. 12./23.3.1987). Zur Entstehungsgeschichte s. Krausbeck, Josef: Was wenige Wolfacher wissen: Er lebte, aber er lebte nie! Graf Konrad von Wolva, in: Schwarzwälder Bote (Ausg. B4) v. 21.8.1984; Mitteil. v. Josef Krausbeck in einem Gespräch am 14.3.1987.
- 35 Wolfacher Fastnachtsspiele einst und heute, in: Amtl. Nachrichtenbl. f.d. obere Kinzigtal 19 (1968–02–24), Nr. 8, 21–23; hier: 22
- 36 Zur Geschichte des Fasnetausrufens vgl. Schrempp, Otto et al.: 180 Jahre Freie Narrenzunft Wolfach. Festschrift zum Landschaftstreffen vom 3. bis 6. Februar 1995, hrsg. v.d. Freien Narrenzunft Wolfach, Wolfach 1995, passim.
- 37 Der Text ist abgedruckt in: Brednich, Rolf Wilhelm/Simon, Franz (IWF): Mitteleuropa, Baden – Wolfacher Fasnet, Film E 2801 des IWF, Göttingen 1984, Publikation von Brednich, R.W.: Publ. Wiss. Film., Sekt. Ethnol., Ser. 14, Nr 1/E 2801 (1984), 12.
- 38 Was wird über Fastnacht in Wolfach geboten? In: Amtl. Nachrichtenbl. f.d. obere Kinzigtal 9 (1958–02–08), Nr. 6.
- 39 Wernet, Otto: Waldkircher Narren-Lieder und -Sprüche, in: Fasnet in Waldkirch, hrsg. v. d. Narrenzunft „Krakeelia“ Waldkirch e.V. 1865, Waldkirch 1989, 121–135; hier: 134.
- 40 Text und Melodie abgedruckt in: Krausbeck, Josef: Wolfacher Fasnet, 18f. Melodie auch in: Ders.: Aus der Geschichte der Wolfacher Fasnet, in: Die Ortenau (36) 1956, 57; Ders., 200 Jahre „Altweibermühle“ in Wolfach, in: Die Ortenau (66) 1986, 364; Brednich, Rolf Wilhelm/Simon, Franz (IWF): Mitteleuropa, Baden – Die Altweibermühle in der Wolfacher Fastnacht, Film E 2455 des IWF (Göttingen 1978), Publikation von Brednich, R.W.: Publ. Wiss. Film., Sekt. Ethnol., Ser. 9, Nr 3/E 2455 (1979), 11.
- 41 Der Morgenstern. Liederbuch der Mädchen, ersch. im Altenberger Singewerk, 2. Aufl. Freiburg 1955, 85.
- 42 Schrader, Frank: Georg Anton Bredelin (1752–1814): Ein begabter Dichter und Schulmeister aus Biberach an der Riß, in: Die Ortenau (73) 1993, 595–606
- 43 Bestand Gutenzell, Signatur Gg 131 (briefl. Mitteil. von A. Traub, Universität Tübingen, vom 12.11.2001)
- 44 Krausbeck, Josef: Die Altweibermühle, in: Wolfacher Narrenblättle 2, 1972.

- 45 Bolte, Johannes: Die Altweibermühle: Ein Tiroler Volksschauspiel, in: Archiv f.d. Studium d. neueren Sprachen u. Litteraturen 102, 1899, 241–266.
- 46 Ebd. 255
- 47 Meyer, Elard Hugo: Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert, Nachdr. d. Ausg. v. 1900, Stuttgart 1984, (Forschungen u. Berichte z. Volkskunde in Baden-Württemberg, Bd 18, 1984), 205f.; Bettinger, Heinrich: Die Stockacher Fastnacht. Die Stockacher Narrenchronik. Das Stockacher Narrenbuch, Stockach 1930, 40, 42, 59, 62.
- 48 Weber, Josef: Die Elzacher Fasnet und ihre Narrengestalten, in: Forschen und Bewahren. Das Elztäler Heimatmuseum Waldkirch. Kultur- und landesgeschichtl. Beiträge z. Elztal u. z. Breisgau, hrsg. v. Lehmann, Heinrich/Thoma, Willi, Waldkirch 1983, 225–244; hier: 241. Briefl. Mitteil. v. Josef Weber, Elzach, v. 21.12.1995.
- 49 Disch, Franz: Chronik der Stadt Zell am Harmersbach, Lahr 1937, 260
- 50 Telef. Mitteil. v. Bernd Stelzer (Narrenzunft Zell a.H.), Wolfach, v. 26.11.1994
- 51 Disch, Franz: Chronik Wolfach, 443
- 52 Barth, J.: Geschichte der fürstenbergischen Schulen, in: Geschichte der Entwicklung des Volksschulwesens im Großherzogtum Baden, hrsg. v. Heinrich Heyd, Bd. 2, Bühl 1899, 773–839, hier: 831. Vgl. Schrader, Frank: Georg Anton Bredelin, 598.
- 53 Handwörterbuch d. dt. Aberglaubens (Handwörterbücher z. dt. Volkskunde Abt. 1: Aberglaube), Bd. 2, hrsg. v. Hoffmann-Krayer, E./Bächtold-Stäubli, H., Berlin/Leipzig 1929/30, Sp. 111f.
- 54 Ebd
- 55 Storm, Theodor: Der Spiegel des Cyprianus, in: Deutsche Literatur von Lessing bis Kafka. Basisbibliothek (Digitale Bibliothek Bd. 1), hrsg. v. Bertram, Mathias, 3. erweitert. Ausg., Berlin 2000, 100488 (vgl. Ders., Sämtliche Werke in vier Bänden, hrsg. v. Goldammer, Peter: Bd. 1, 4. Aufl., Berlin u. Weimar 1978, 454)
- 56 Schrader, Frank: Georg Anton Bredelin, 602
- 57 Armbruster, August: Das alte Wolfacher Rath- und Schulhaus (u. was drum und dran hängt). Historisch-humoristische und charakteristische Beschreibung desselben u. zugleich der Stadt, und Allerlei lustige Anekdoten aus dem früheren Wolfacher Stadtleben (Wolfach 1892–1895, Ms. im Stadtarchiv Wolfach)
- 58 Krausbeck, Josef: Wolfacher Fasnet, 16
- 59 Ebd. 20
- 60 Schrader, Frank: Neues über die Baugeschichte der Stadt Wolfach, in: Die Ortenau (75) 1995, 267–275; hier: 270f.
- 61 Disch, Franz: Chronik Wolfach, 424
- 62 Krausbeck, Josef: Wolfacher Fasnet, 16f.
- 63 Sandfuchs, Erich: Vorentwurf für das Fastnachtsspiel „Heiratsmarkt Wolfach 1951“, Ms. Wolfach 1951; Zum Schellenmontagsfestspiel „Heiratsmarkt“, in: Amtl. Nachrichtenbl. f.d. obere Kinzigtal 3 (1951–02); Anzeige „Heiratsmarkt“, in: ebd. 3 (1951–01–27)
- 64 Das Konzert fand am 9.9.1950 statt (Amtl. Nachrichtenbl. f.d. obere Kinzigtal 2 (1950)).
- 65 Belli, Helmut: Tanzschlager zur Wolfacher Fasnet 1951, Wolfach 1951
- 66 Wolfacher Fastnachtsspiele einst und heute (wie Anmerkung 35), S. 21–23; Narrenfahrpläne im Amtl. Nachrichtenbl. f. d. obere Kinzigtal der entsprechenden Jahrgänge zwischen 1950 und 1975; Otto Schrempf et al., 180 Jahre Freie Narrenzunft, passim; die Wolfacher Narrenblättle von 1971 bis 2002



## Die Papierer in Gengenbach

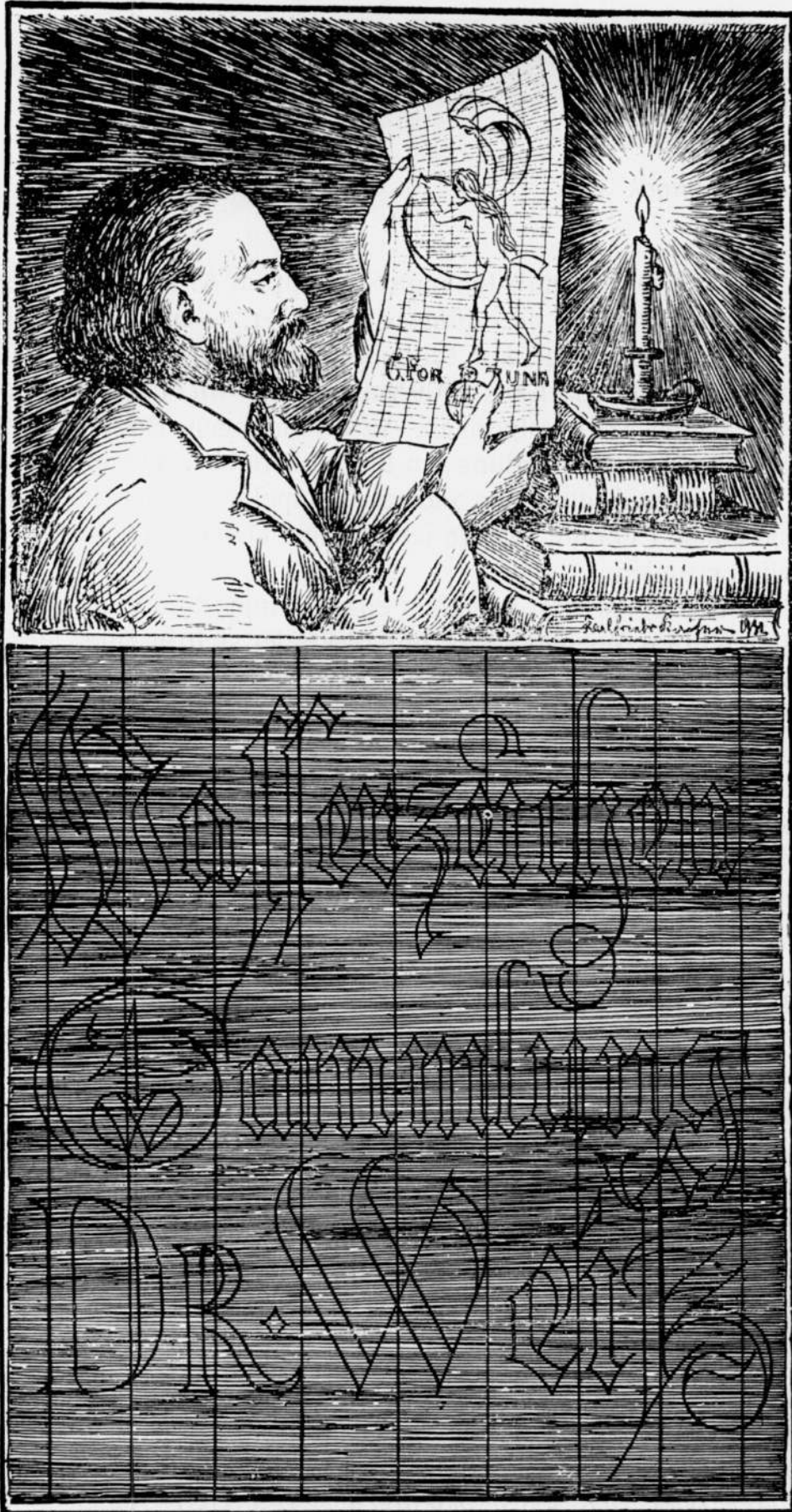
### Eine Nachlese

*Hans-Jochen Schuck*

Am 23. August 2001 verstarb Johanna Schimpf im Alter von 102 Jahren in Gengenbach. Sie war die jüngste Tochter von Joseph Schimpf (1858–1929), einem der beiden Teilhaber, denen das Papierwerk „Müller & Schimpf“ in Gengenbach bis 1909 gehört hatte. Im Nachlass von Johanna Schimpf fanden sich Unterlagen, Aufzeichnungen, Briefwechsel, Artikel, welche die Papierherstellung am traditionsreichen Ort und das Unternehmen noch einmal aus einer anderen Perspektive beleuchten und dem Bekannten (siehe Literatur) einige interessante Details hinzufügen, die das Gesamtbild abrunden.

Das älteste Zeugnis vom Bestehen einer „bappyrmülin“ in Gengenbach liefern Seiten eines Wiegendrucks um 1490, der sich in einer Straßburger Bibliothek befindet. In einem 1903 erschienenen Werk des Fachgelehrten Paul Heitz über das Papier der Frühdrucke werden über 1300 Wasserzeichen (Filigrane) dargestellt und beschrieben, die sich in 229 Straßburger Wiegendrucken vor 1500 befinden. Darunter sind zwei Wappenschild-Wasserzeichen, die einen gekrümmten Fisch in etwas unbeholfener Darstellung zeigen. Dr. Karl Theodor Weiß, Gründer des (privaten) Deutschen Papiermuseums in Erfurt, konnte vier Jahrzehnte später nachweisen, dass es sich bei diesem Fisch um das frühe Gengenbacher Stadtsiegel, den aufrechten, heraldisch rechts gebogenen Gangfisch im einfachen Schild handelt und das Papier aus Gengenbach vor 1490 stammen musste. In diese langjährigen, schon 1908 begonnenen Recherchen waren später auch Johanna Schimpf und ihr Bruder Oskar (1886–1976) eingebunden. Beide haben sich sehr bemüht, trotz widriger Umstände aus alten Unterlagen und aus der Erinnerung die Nachforschungen nach besten Kräften zu unterstützen, wie der Briefwechsel zeigt.

Weiß lebte ganz in seiner Welt der Papiergeschichte und Wasserzeichenkunde und konnte sich schwer vorstellen, dass es in den Kriegsjahren 1940/41 Wichtigeres gab als die Suche nach alten Filigranen. Zur Ermittlung der Papierpreise vor 300 bis 400 Jahren schlägt er z. B. Johanna vor, in alten Gengenbacher Stadtrechnungen für den Kanzleibedarf nachzuforschen. *„Hat man die Posten für Papier erst einmal festgestellt, so braucht man nur Jahrgang um Jahrgang aufzuschlagen, um die schönste Statistik aufzustellen. Können Sie den Herrn Stadtschreiber für diese Erhebungen interessieren oder sich selbst beteiligen?“* Der Herr Stadtschreiber war längst an der Front ... Auch die Papierfabrik Albert Köhler wird unter Bei-



Exlibris Wasserzeichensammlung Dr. Weiß

lage eines detaillierten Fragebogens 1940 angeschrieben: „*Es ist zu erwarten, dass im angelieferten Altpapier sich auch Gengenbacher älteres Papier von vor 1909 feststellen lassen wird. Darf ich bitten, darauf Ihr Augenmerk richten zu wollen.*“

Trotz starker beruflicher Anforderungen durch die Kriegswirtschaft sandte Oskar Schimpf an Dr. Weiß neben Informationen und Daten noch einige vorhandene Bogen mit Wasserzeichen, Abschriften von Urkunden und mehrere Skizzen von Wasserzeichen, die seine Schwester, eine sehr begabte Zeichnerin, aus reichsstädtischen Gerichts- und Ratsprotokollen extra angefertigt hatte. Darüber hinaus wurden ehemalige Arbeiter der Papierfabrik, der Chronist Carl Isenmann, der pensionierte Ratschreiber Frey und Pfarrer Augustin Kast in Nachforschungen über die erste Papiermaschine und die Besitzverhältnisse der Papiermühle(n) eingespannt. Anfang 1941 ringt sich Oskar Schimpf dann doch zu der Mitteilung durch: „*Meine Schwester und ich sind beruflich stark in Anspruch genommen, so dass wir in Ihren Angelegenheiten nicht mehr tätig sein können.*“

Die ersten Ergebnisse der Weiß'schen Wasserzeichenforschung in Bezug auf Gengenbach wurden in einem Sonderdruck des „Wochenblatts für Papierfabrikation“, Nr. 43, Oktober 1940, veröffentlicht. Das Echo in der damaligen Zeit war minimal. Weiß starb 1945, seine weiterführende Arbeit erschien posthum 1951/52 in der „Ortenau“ und fand gebührende Aufmerksamkeit – aber auch in einigen Punkten Widerspruch seitens Prof. Gerhard Piccard.

Weiß konnte das heraldische Fisch-Wasserzeichen in seiner einfachen Form und leicht abgeändert mit Reichsadler im Kanzleipapier der Gengenbacher Gerichtsprotokolle ab 1523 aufzeigen. Es musste also am Ende des 15. Jahrhunderts in oder außerhalb der Reichsstadt eine Papiermühle existiert haben. Wo sich die frühe Mühle um 1480–1490 befunden hat, dafür gibt es keine archivalischen Belege, nur Vermutungen. Aber auch für die nächsten 200 Jahre gehen die Ansichten über den Standort auseinander. Weiß siedelt die Tradition von Anfang an nur am Haigerach im Oberdorf an. Piccard sieht den Ursprung der Papiermacher beim „Gutleuthaus auf der Grün“ im Bereich der Kinzig, wo eine Papiermühle des Hans Grapp 1523 urkundlich genannt wird. Weitgehend einig sind sich die beiden Fachleute über die Besitzverhältnisse.

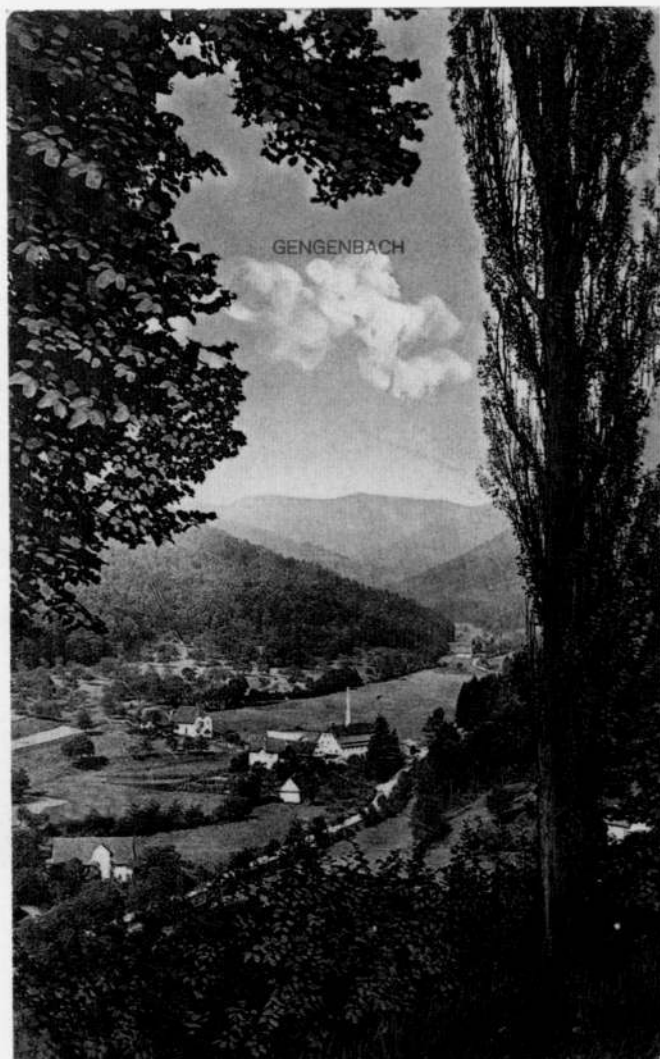
Der Begründer des Buchdrucks in Frankfurt und Verleger Christian Egenolff und seine Erben, die zu ihrer Zeit an die 400 Werke mit vielen guten Holzschnitten verlegt haben, waren zwischen 1550–1573 Besitzer der Mühle oder an ihr beteiligt. Durch den der Druckwerkstatt in Frankfurt angeschlossenen Papierhandel gelangte Gengenbacher Papier bis in die Städte Norddeutschlands (z. B. Wolfenbüttel) und der Niederlande. Lange Zeit (1575 bis etwa 1640) war die Mühle dann im Besitz der bedeutenden Straßburger Handelsfamilie von Dürckheim, die durch Landkauf das Müh-



„Straßburger Fischadler“  
des Nicolaus von Dürckheim

lenareal vergrößerte und selbst im 30-jährigen Krieg noch für solide wirtschaftliche Verhältnisse und gesicherten Absatz in den Straßburger Druckereien sorgte. Dürckheim besaß rechts des Rheins weitere Mühlen in Oberachern, Lautenbach und Waldkirch. Noch vor Ende des 30-jährigen Krieges ging die Mühle an den Straßburger Papierherrn Philipp Hammerer und verblieb in der Familie, bis 1705 mit dem Rückgang des Handels über den Rhein die einstmals prosperierende Papierherstellung an diesem Ort der Kinzig endete.

Parallel zu dieser Entwicklung hatte in kleinen Schritten die Zeit der kleinbürgerlich-ortsansässigen Papierer im Oberdorf am Haigerach begonnen, und zwar in einer Mühle, die nach Piccard nachweislich erst 1680 von Johannes Göhringer betrieben wurde, nach Weiß jedoch an dieser Stelle schon seit etwa 1485 in irgendeiner Vorläuferform bestanden hatte. Die Besitzverhältnisse bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts sind kompliziert und rasch wechselnd, zumal auch Mahlmühlen in Papiermühlen (und umgekehrt) umgebaut wurden. Im 18. Jahrhundert gab es zeitweise zwei Pa-



*Die Papierfabrik 1907*

piermühlen im Oberdorf, wobei wiederum strittig ist, ob die spätere Fabrik des 19. Jahrhunderts aus der sog. oberen oder der unteren Mühle hervorgegangen ist. Die nachgelassenen Unterlagen von Johanna Schimpf gründen auf der Weiß'schen These, wonach eine Mühle im Haiger (später „untere Mühle“ genannt) die Urzelle war, von der aus sich die Papiermacherei in Gengenbach mehr oder weniger kontinuierlich bis 1940 verfolgen lässt. Die fundierte Berichtigung von Piccard ist wohl unbekannt geblieben, was bei Veröffentlichung in einer nur Fachleuten bekannten Zeitschrift nicht verwundert. Wie auch immer: Die zahlreichen, in der Mehrzahl bekannten Besitzer, Pächter und Papiermeister der Mühle(n) im Kinzigbereich und am Haigerach schufen mehr als hundert teils einfache, teils ambitioniert-dekorative Fisch-/Adlerwasserzeichen: ein- und zweiköpfige Adler mit und ohne Krone, mit Eichenkranz; Doppeladler mit Schwertern, Zepter, einem oder zwei Fischen; mit den Initialen des Papierers usw. Weit verbreitet waren die Nicolaus von Dürckheim'schen Qualitätserzeugnisse mit dem verschlungenen Monogramm NvD, die unter dem Namen „Straßburger

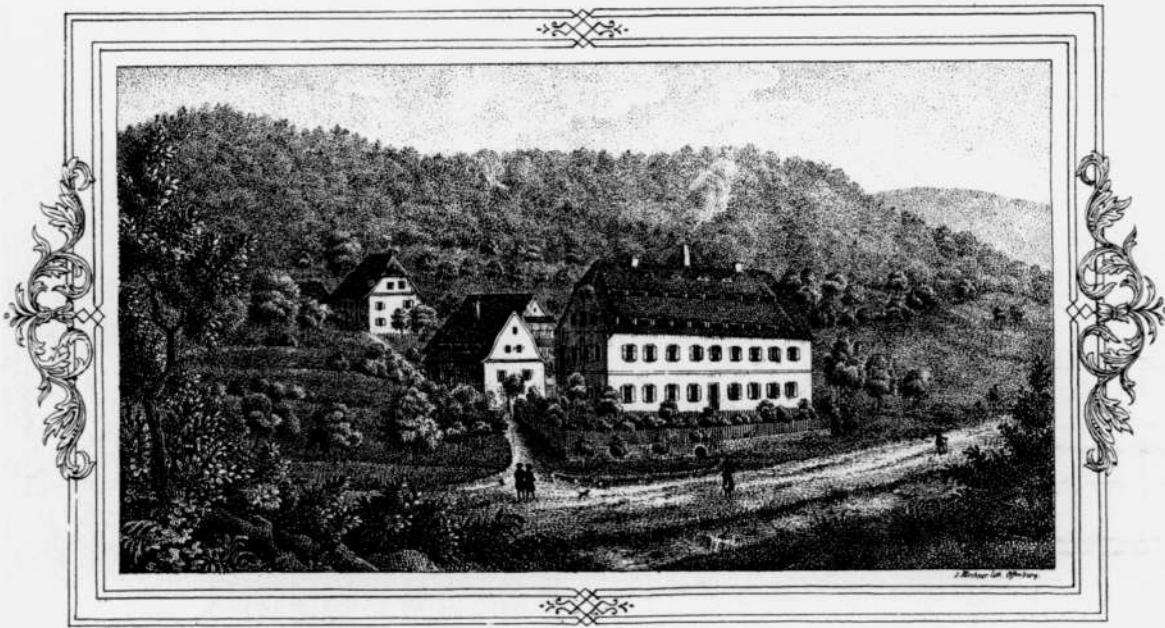


*Die Papierfabrik 1907*

Fischadler“ bekannt waren, denn der Gangfisch, dem Adler auf die Brust gelegt, fehlte nie.

Das Know-how des Papierschöpfens gelangte bis nach Amerika. In einem aufbewahrten Zeitungsbericht der „Cincinnati Freien Presse“ vom 16. Oktober 1921 wird wortreich die bekannte Tatsache wiedergegeben, dass der Papiermacher Christian Waldschmidt „*ein wohlhabender und angesehener Leute Kind aus Gengenbach in Baden*“, der als Mennonit „*sonntags den Arbeitern predigte*“ und unter Kirche und Obrigkeit zu leiden hatte, 1876 mit 20 Glaubensbrüdern, die in einem Erbauungsbüchlein namentlich verzeichnet sind, nach Amerika auswanderte. 1799 gründete er am Little Miami River, 14 Meilen von Cincinnati, die erste Papiermühle im Nordwesten der USA im Staat Ohio. Aus der bescheidenen Siedlung, in deren Mitte die Holzkirche stand, wurde in den folgenden Jahren ein Unternehmen mit mehreren Fabriken.

Mit Beginn des 19. Jahrhunderts ist das geschichtliche Terrain gesichert. 1804 erwarb Conrad Müller (1778–1853), gebürtig aus Offenburg, die Mühle im Oberdorf, die fortan über drei Generationen (schon der Sohn Joseph [1813–1890] nannte sich „Fabrikant“) im Familienbesitz blieb. Zeugnis über die bescheidenen Verhältnisse legte 1821 ein wandernder Ge-



Mechanische Papier-Fabrik in Gengenbach.

Steindruck von 1844 im Firmen-Briefkopf

selle ab: „Es ist eine kleine, alte Mühle: 1 Bütte, 1 Holländer, 4 Loch Geschirr und Handpresse. Es ist sehr kleines Wasser hier, nur ein Wasserrad und hatte schon 8 Wochen stillgestanden.“ Außer geripptem Papier schöpfte Conrad Müller auch ungeripptes oder sog. „Velinpapier“, die letzte Vervollkommnung der Handpapiermacherei. Doch dieses Zeitalter ging mit der Aufstellung der ersten Papiermaschine zu Ende, als parallel dazu billiges Holz die teuren, schwer zu beschaffenden Hadern verdrängte. Aus den Unterlagen geht hervor, dass die Umstellung nicht abrupt, sondern allmählich, sozusagen „sozialverträglich“ stattfand. Neben der ersten Papiermaschine, die um 1844 in Betrieb ging, wurde noch eine Zeit lang mit der Hand geschöpft, die Verarbeitung von Lumpen endete erst 1890. In der normalen Produktion von Maschinenpapier fiel das Wasserzeichen weg. Nur zu besonderen Gelegenheiten wurde es vereinzelt noch angebracht, so anlässlich der „1. Kinzigthäler Gau-Gewerbeausstellung“ in Gengenbach im August/September 1902 – wie die Aufzeichnungen berichten. Es handelte sich um ein Wasserzeichenpapier mit den Portraits des Badischen Großherzogpaares Friedrich I. und Luise. „Ich habe kein einziges Exemplar mehr gefunden“, schreibt Oskar Schimpf an Dr. Weiß.

Mit Vertrag vom 1. Juni 1882 nahm Joseph Anton Müller (1842–1914; Enkel von Conrad Müller) seinen Vetter Joseph Schimpf (1858–1929), des Adlerwirts Sohn, als „Associé“ auf. Das Geschäft firmierte laut Vertrag zunächst als „Müller & Cie.“, später als „Müller & Schimpf“ und verwendete im Briefbogenkopf einen Steindruck (von J. Kirchner, Offenburg) der An-



*Das Ende*

sicht der mechanischen Fabrikanlage von 1844. In der Firmengeschichte ist der Ursprung der Papiermanufaktur in Gengenbach bis in das Jahr 1579 zurückreichend angegeben, wozu Oskar Schimpf bemerkt, „*es ist nicht bekannt, wer diese Behauptung aufgestellt hat*“. Nun – darüber herrscht Konsens: Das war zu bescheiden. Die Papiermacherei in Gengenbach führt zurück bis in die Zeit Gutenbergs.

Ende 1909 ging die Papierfabrik „Müller & Schimpf“ durch Verkauf an Wilhelm Fritz aus Sigmaringen über, anschließend in Erbfolge an seinen Sohn Julius. Dieser veräußerte sie 1935 an Dipl.-Ing. Karl Lutz, der nur noch einfache Papiere, z. B. Kalksäcke, herstellte. Durch Anordnung der Reichswirtschaftskammer in Berlin endete 1940 die jahrhundertlange Tradition der Papierherstellung an diesem Ort: Die Fabrik wurde als nicht kriegswichtig und unrentabel zwangstillgelegt. „*Der Mann ist nur zu bedauern, da er seine Arbeitskraft und sein ganzes Kapital in den Betrieb gesteckt hat – und alles war umsonst*“, notiert Oskar Schimpf.

Heute kündigt außer zwei Wohnhäusern, darunter die alte Jugendstilvilla des Teilhabers Müller (in der Johanna Schimpf 1899 geboren wurde), nichts mehr von Gewerbefleiß, Kulturleistung und der Kunst, aus schlechtem, minderwertigem Material etwas Wertvolles, „*eine köstliche Sache*“, einen schneeweißen, glatten Bogen entstehen zu lassen. Papiermachen war ein Handwerk besonderer Art mit einer Lehrzeit von (1740) sechs Jahren. Deshalb pflegten die Papierer auch eher Bruderschaften als das handwerkliche Zunftwesen. In Bologna und Nürnberg verbanden sie sich mit den



Künsten. Die weitere Nutzung der Fabrikgebäude (mit den typischen steilen Dachflächen und den Speicherböden zum Trocknen der Bögen), die Ende der 1970er Jahre abgerissen wurden, soll hier nicht wiederholt werden. Schauen wir lieber noch einmal in die Aufzeichnungen.

Darin befindet sich auch die Fabrikordnung von 1899:

„§ 2. *Arbeitszeit für 14 – 16-Jährige:*

*Morgens 7–12 Uhr. 1/2 Stunde Pause*

*Mittagspause 12–1 Uhr*

*Nachmittags 1–7 Uhr. 1/2 Stunde Pause*

*Arbeitszeit für Erwachsene:*

*Morgens ab 6 Uhr*

*Überstunden ebenso unumgänglich wie nötige*

*Reparaturen an Sonn- und Feiertagen.*

§ 3. (...) *Ebenso wird mit Lohnabzug bestraft:*

*Unnötiges Herumlaufen, zeitraubende Schwätzereien,*

*wer schläft oder sich mit seinen Mitarbeitern nicht verträgt.*

§ 6. *Die Kündigung erfolgt am Zahltag und zwar auf 14 Tage.“*

Dazu ist immerhin zu bemerken, dass die Papiermacher 1740 in Nürnberg in den feuchten, kalten Gewölben täglich noch 15 Stunden zu arbeiten hatten.

Zum Rohstoff der Papierherstellung erfahren wir:

Wesentliche Voraussetzung für die Herstellung und die Qualität der Papiererzeugnisse war ein ständiger Vorrat an Lumpen, eingeteilt in weiße Leinenlumpen und Buntlumpen. Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts gelang es, durch Chlorbleichen aus grauen und bunten Lumpen weißes Papier herzustellen. Interessant einige Zahlen: Für eine Bütte, an der vier Personen arbeiteten, wurden 500 Zentner Lumpen pro Jahr gebraucht. Für den Wert der Lumpen war wichtig, ob sie sauber oder schmutzig, fest oder lose gewebt, stark verbraucht oder einigermaßen gut erhalten waren. Jeder Mensch lieferte um 1830 rund 2 1/2 bis 3 Pfund wieder verwertbare Lumpen im Jahr. Hieraus wird offenkundig, dass die badische Obrigkeit strenge Schutzbestimmungen erlassen musste, um den wichtigen Rohstoff, der im eigenen Land anfiel, sicherzustellen. Herrschaftliche, mit Lizenz versehene Lumpensammler zogen ständig mit Säcken, Hand- und Pferdewagen durchs Land. Sie mussten schwören, ihr Material nur an badische Papiermühlen zu liefern. Das Privileg zum Sammeln war auf ein bestimmtes, zugeeignetes Gebiet (oft zwei oder drei Dörfer) beschränkt. Immer neue Verordnungen und ihre polizeiliche Durchsetzung angesichts der großen Zahl von Papiermühlen auf engem Raum in der Ortenau (Offenburg, Gengenbach, Zell, Achern, Oberachern, Lautenbach, Oberkirch, Lauf) und der re-

lativ langsam wachsenden Bevölkerung führten immer wieder zu Engpässen, Produktionsstopp und einem regelrechten Lumpenkrieg, bis der Holzschliff die Hadern ersetzte.

Und wie stand es mit dem sozialen Klima?

Anlässlich zweier Arbeitsjubiläen stiftete Joseph Schimpf am 31. Mai 1903 (Pfingstsonntag) einen Unterstützungsfonds zugunsten der Arbeiter mit einem Startkapital von 12.000 Reichsmark, der in den folgenden Jahren aufgestockt wurde. Das 25-jährige Jubiläum begingen zwei verdiente Firmenangehörige: der Werkführer Karl Kaufmann, Vorstand des „Sängerbunds“ (und späterer Namensgeber für einen Gengenbacher Wanderweg), sowie der Leimkocher Karl Göppert. Die Unterlagen berichten von einem unvergesslichen Fest, das sich an die Überreichung der „Ehrendiplome“ anschloss.

*„Hierauf zog die ganze Schaar, Männlein und Weiblein, voran der Fabrikfuhrmann auf seinem mit Trakehnern bespannten ‚Proviantwagen‘, in den nahe gelegenen Wald, wo unter einer großen, uralten Eiche Halt gemacht wurde. Schnell waren Tische und Bänke aufgeschlagen, bald hörte man das Klopfen, das den Biertrinker veranlasst, noch eins zu trinken. Nun begann die Fröhlichkeit, das Bier war gut, nicht minder das Essen.“*

Es mag verwundern, dass Wein nicht erwähnt wird – man trinkt Bier. Der Grund ist wohl darin zu suchen, dass um die Jahrhundertwende und später der Weinbau in der Ortenau um gut ein Drittel zurückgegangen war, verursacht durch Mehltau, Peronospera und die Umstellung auf Amerikanerpfropfreben. Daneben waren Fehlherbste an der Tagesordnung. Deshalb sind auf vergilbten Fotos von Festgesellschaften aus dieser Zeit sehr häufig Bier- statt Weinfässchen zu sehen.

In der eintretenden Dämmerung klang das schöne Fest aus mit einem Hoch auf die Fabrikanten, deren Familien und das weitere Gedeihen der Fabrik. Alle waren sichtlich gerührt, glücklich und zufrieden – so lässt sich aus dem Bericht eines Gastes schließen.

#### Literatur

- Weiß, Karl Theodor: Das Papierwerk zu Gengenbach, in: Die Ortenau, (31) 1951 und (32) 1952
- Piccard, Gerhard: Rechtsrheinische (badische) Papiermühlen und ihre Beziehungen zu Straßburg. Sonderdruck aus „Archiv für die Geschichte des Buchwesens“, Band IV, 1962
- Junk, Günther: Geschichte der Papiermacher in Gengenbach, in: Gengenbacher Blätter, 1993
- Kähni, Otto: Die Offenburger Mühlen, in: Die Ortenau (52) 1972

## Der „Ochsensaal“ in Auenheim – eine kulturelle Begegnungsstätte

*Kurt Honauer*

Im Jahre 1900 wurde das Gasthaus zum „Ochsen“ mit Saalbau von der Bierbrauerei Eidel aus Kehl erbaut. Architekt war der Auenheimer Karl Protz.

Aus heutiger Sicht muss man den Mut der Erbauer in diesen Jahren bewundern, einen solchen, für damalige Verhältnisse großen Saal für Auenheim zu bauen, noch dazu, wenn man bedenkt, dass es um die Jahrhundertwende nur den Gesangverein und den Militär- und Veteranenverein gab. Vielleicht kalkulierten die Besitzer und Pächter mit Kundschaft aus Straßburg, das ja zu jener Zeit deutsch war. Viele Straßburger fuhren mit Pferdekutschen aufs Land, also auch nach Auenheim.

Der Ochsensaal wurde aber in erster Linie kulturelle Begegnungsstätte für Vereine.

In einem Protokoll des Gesangvereins aus dem Jahre 1903 ist zu lesen:

„... es solle im Februar im Saale mit Gesang und Vorträgen humoristischer Stücke abgehalten werden.“

In den folgenden Jahren, unterbrochen durch den 1. Weltkrieg, wurden die Veranstaltungen der Vereine immer umfangreicher.

Einen Höhepunkt gab es sicher im Jahre 1925 (siehe nebenstehendes Programm).

Unter Lehrer und Dirigent Willnauer kam ein Programm zur Aufführung, das alles bisher Gesehene und Gehörte in den Schatten stellte. Für die damalige Bevölkerung in Auenheim war es etwas völlig Neues, wagten es doch die Sänger und Sängerinnen des Gesangvereins, eine Oper in 5 Akten („Der Freischütz“) aufzuführen. Heute kennen wir von Film, Funk und Fernsehen solche Schauspiele. Damals hatten die kulturellen Vereine die Aufgabe übernommen, der Bevölkerung die Werke große Komponisten näher zu bringen.

Beginn abends 6.30 Uhr! In fast jedem Haus musste vorher noch Vieh versorgt werden. Dann die Vielzahl der Vorträge wie Männerchöre, Duette und Couplets. Im 2. Teil des Abends kam noch ein Theater mit 3 Akten zur Aufführung. Schließlich Gabenverlosung (Glückshafen) und Tanz. In einem späteren Protokoll ist zu lesen, dass der Tanz erst um 3.00 Uhr nachts begonnen hat, wahrscheinlich so spät aus Platzgründen. Der Saal war immer bis auf den letzten Quadratmeter mit Tischen und Stühlen gefüllt. Erst wenn einige Besucher gegangen und andere zusammengerückt waren, gab es eine Tanzfläche.



# MÄNNERGESANGSVEREIN AUENHEIM

Samstag, den 31. Januar 1925, Beginn abends 8<sup>30</sup> Uhr:

## ABENDUNTERHALTUNG

im Saale des Gasthauses zum „Ochsen“

### Vortragsfolge.

<p style="text-align: center;">I. TEIL.</p> <ol style="list-style-type: none"> <li>1. <b>Bad. Sängerspruch</b></li> <li>2. <b>Glück, Männerchor</b> . . . . . Wengert</li> <li>3. <b>Ansprache des Vorstandes</b></li> <li>4. <b>Mein Traum, Couplet</b> . . . . . Kaiser (Wilhelm Britz)</li> <li>5. <b>Der Freischütz</b> Volksoper in 5 Akten von C. M. v. Weber <b>PERSONEN:</b> Ottokar, regierender Fürst . . . . . Johann Britz Kunz, Förstlich - Erbämter . . . . . Georg H. . . . .</li> </ol>	<p style="text-align: center;">II. TEIL.</p> <ol style="list-style-type: none"> <li>7. <b>Muttersprache, Männerchor</b> . . . . . Hegar</li> <li>8. <b>Tike-Take, Duett</b> . . . . . Renker-Telch (Georg Britz u. Georg Fuchs)</li> <li>9. <b>Die Loreley, Männerchor</b> . . . . . Sliher</li> <li>10. <b>Die Neureichen</b> Volksstück in 3 Akten von Schätzler <b>PERSONEN:</b> Wilhelm Quisenop, Rentier . . . . . Georg Waag Amalie, seine Gattin . . . . . Elise Marziuff Lukas, Sohn . . . . . Friedrich Fuchs</li> </ol>
---	---

Der 92-jährige ehemalige Sänger Michael Keck kann sich noch an viele Einzelheiten dieses Abends erinnern: „Die Kostüme fer de Freischütz het de Saelerfretz met dem Bannewaiele en Offeburi g'holt, und de Luschefretz het die Kulisse gemolt. Am erschte Owe han numme Metglieder on geladeni Gest komme derfe, am nächscte Owe esch's dann fer alli gsenn.“

Ab 1909 hatte auch der Turnverein für seine Übungsabende und Winterveranstaltungen den Ochsenaal zur Verfügung. Musikverein, Fußballverein, Schützenverein, Mandolinenverein und Kirchenchor hatten mit Konzerten und Theaterabenden große Erfolge zu feiern.

Dann kam 1933: Der Ochsenaal wurde nicht mehr nur für kulturelle und sportliche Veranstaltungen benutzt. Politische Versammlungen und Kundgebungen der NSDAP fanden mehrfach im Jahr statt. Hitlers Geburtstag wurde gefeiert. Musik-, Gesang- und Mandolinenverein wurden zur Mitwirkung dieser Veranstaltungen „eingeladen“.

Kurz vor Kriegsausbruch 1938 war der Ochsenaal mit ca. 70 deutschen Soldaten belegt. Denen folgten in den ersten Kriegsjahren polnische Zwangsarbeiter, welche beim Aufbau des Doggererzwerks eingesetzt waren.

Nach dem Krieg war für kurze Zeit das Anwesen von französischen Soldaten und deren Offizieren besetzt, glücklicherweise nicht von Marokkanern, die in anderen Gasthäusern im Ort großen Schaden angerichtet haben.

Als auch diese schlimme Zeit 1948 vorbei war, konnten sich die Vereine wieder mit dem Gedanken befassen, im Ochsenaal eine Veranstaltung ab-



*Ein Blick ins Publikum*

zuhalten, allerdings zuerst nur mit Genehmigung der Besatzungsmacht. Nur am Sonntagnachmittag war z. B. Tanz.

Viele, die vor dem Kriege schöne Abende mitgestaltet haben, waren nicht mehr unter den Mitgliedern. Dank großem Idealismus der älteren und großem Tatendrang jüngerer Kräfte erlebte der Ochsensaal als kultureller Mittelpunkt im Ort eine neue Blütezeit.

Kinoabende, Georg Pfundtner's Bauerntheater (Wanderbühne), Fastnachts- und Tanzveranstaltungen mit den Kapellen ATK, TKH und Red Devils sorgten immer für ein volles Haus.

Im August 1953 versammelten sich weit über 100 Personen zu einem Familientreffen. Da schon lange geplant, hatte man auch die Gelegenheit genutzt, weil eine Auswanderin der Familie nach 25 Jahren erstmals wieder von Amerika nach Auenheim zu einem Besuch kam.

Als ehemaliger Kegelaufsetzer in den 50er-Jahren möchte ich die Kegelbahn beschreiben:

Die Bahn, 1926 gebaut, befand sich auf der linken Längsseite im Saal. Die linke Seite der Bande war auch zugleich bei Bedarf eine Sitzbankreihe bei Veranstaltungen, die rechte Bande bestand aus 8 Stück 3 Meter langen Holzbrettern, die mit Eisenhalterungen in den Saalboden gesteckt wurden. Der Anlauf mit Abwurfdielen befand sich im Nebenzimmer der Wirtschaft. Der Saalboden mit Holzbretterbelag war also auch der Bodenbelag der Kegelbahn. Kegelbrüder, die regelmäßig im „Ochsen“ kegelten, wussten natürlich genau, an welcher Stelle welche Kugel links oder rechts abließ. Gastkegler hatten daher kaum eine Chance, ein Spiel zu gewinnen.

Waren Veranstaltungen oder größerer Übungsbetrieb im Saal angesagt, so musste die Kegelbahn abgebaut werden. Mein Großvater, der Ochsenwirt, hatte dafür mich und den Gonsert-Jockel. Eine Entlohnung gab's für mich nicht, der Gonsert-Jockel bekam einen Krug Most.



*Die Theaterspieler des Gesangvereins nach ihrem Auftritt auf der Ochsenbühne*

Meine Anerkennung war der Umstand, dass, wenn ein Kegelaufsetzer gesucht wurde, mein Großvater zuerst an mich dachte, das hieß dann 4 Stunden lang nach jedem Wurf alle Kegel wieder einzeln aufzustellen. 2 DM und ein Wurstbrot waren der Lohn. Ich war zufrieden.

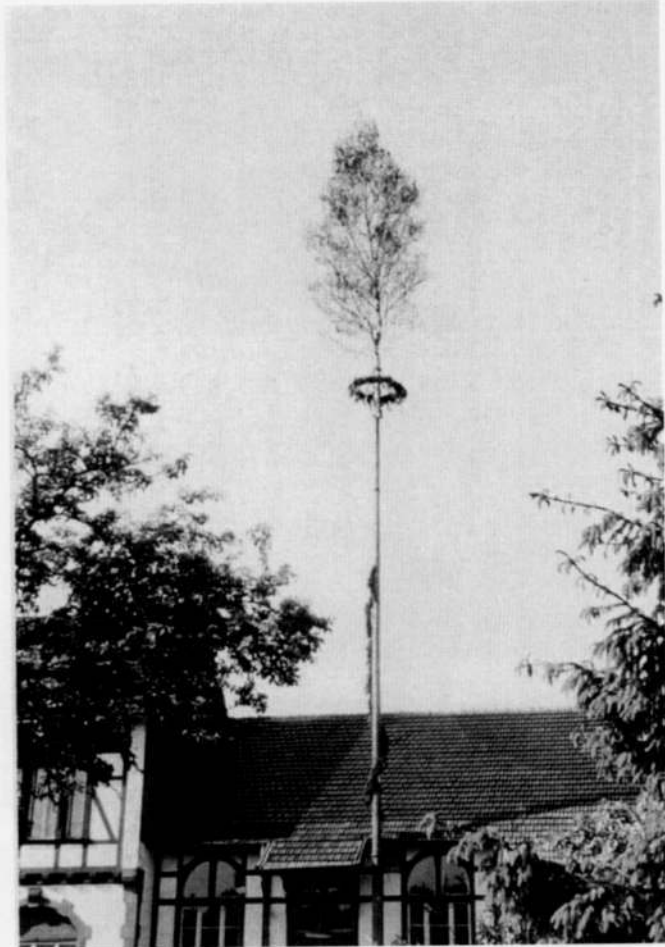
Noch eine Erinnerung möchte ich als Enkel vom Ochsenwirt erwähnen. Weil ich als 12-Jähriger nicht zu den Abendveranstaltungen durfte, habe ich als Kegelbub neben der Bühne Theaterproben gesehen. Ein Privileg, das sonst keiner meiner Alterskameraden hatte.

In den 50er- und 60er-Jahren waren die Veranstaltungen sehr gut besucht. Hatte ein Verein zu Theater, Musik, Gesang oder Turnen eingeladen, so hatten nur die Vereinsmitglieder und nahe Verwandte Zutritt. Mit ca. 350 Personen war der Saal voll. Erst bei einer eventuellen Wiederholung war Einlass für Nichtmitglieder. So war es auch ein ungeschriebenes Gesetz, dass z. B. am Fastnachtsdienstag eben nur TV-Angehörige zum TV-Ball gingen. Der Saal war trotzdem brechend voll.

Erwähnenswert ist auch ein Rückblick auf die Preise für Speisen und Getränke aus den Jahren um 1955 im Ochsenaal.:

1 Glas Bier	33 Pfennig	–	1 Gläschen Obstschnaps	30–40 Pfennig
1 Wurstbrot:		(1 Scheibe Brot	4 Scheibchen v. Fleischwurststring und	
		1 dünne Scheibe Salami)		50 Pfennig
1 Paar Bratwurst m. Brot				1.60 DM
1 Schnitzel m. Brot				2.40 DM

Auf den ersten Blick scheinen die Speisen und Getränke „aus der guten alten Zeit“ billig gewesen zu sein.



*Letzter Maibaum  
am „Ochsensaal“, 1966*

Vergleichen wir jedoch den damaligen Stundenlohn eines Hafenarbeiters oder Gesellenlohn eines Bauarbeiters v. 0,80–1.20 DM. So gesehen, waren die Preise damals in der Gastronomie auch nicht billig.

Eine alte Tradition war auch das Maibaumstellen am Ochsensaal. Wir Burschen und Mädchen vom Turnverein übten diesen jahrzehnte alten Brauch aus. Schon in den dreißiger Jahren v.d. Krieg wurde von damaligen TV-Mitglieder ein 22 Meter langer Fichtenstamm aus dem Schwarzwald besorgt. Der war dann jedes Jahr bis 1968 unser Maibaum. Nur eine ca. 5–7 Meter lange Birkenkrone wurde aus unserem Gemeindewald besorgt. nachdem die Turnmädchen den Baum geziert hatten, wurde die Birke mit Klammern an den Fichtenstamm befestigt, und mit großer Kraftanstrengung in der Nacht zum Himmelfahrtstag aufgestellt. Mit ca. 30 Meter Höhe war er der höchste weit und breit. Nach getaner Arbeit wurde noch bis in den Tag hinein gefeiert.

1968 war die Ära des Ochsensaals zu Ende. Die Sport- und Mehrzweckhalle wurde gebaut. Alles war in dieser neuen Halle größer und moderner.

Die Erinnerung an den Ochsensaal wird aber bleiben, hauptsächlich bei denen, die auf der Bühne standen oder auch nur Zuschauer waren.



*Maibaumstellen 1932*

Für mich ist die Erinnerung ein Teil meiner Jugend bei den Großeltern im Ochsen. Da ich im Ochsen 1937 geboren wurde, war ich auch lange Jahre der „Ochsenkurt“ im Dorf.

Kurt Honauer, Freiburgerstr. 36, 77694 Kehl-Auenheim



„... Straßburg, für das ich immer besondere Sympathie empfand ...“

Kaiser Wilhelm II., Straßburger Kaisertage und der Hauptmann von Köpenick einmal anders

*Ralf Bernd Herden*

In Straßburg<sup>1</sup> weilte Kaiser Wilhelm II. bei seinem Besuch am 21. August 1889 bereits zum dritten Mal.<sup>2</sup> Er soll dabei nicht ungerne auf das Wohl der Reichslande Elsass-Lothringen, der Stadt Straßburg und des kaiserlichen Statthalters Chlodwig Fürst von Hohenlohe-Schillingsfürst (er sollte von 1897–1900 das Amt des Reichskanzlers bekleiden) seinen Becher gehoben haben. Über Straßburg soll der „Reisekaiser“ gesagt haben: „Die Stadt heimelt Mich an“. Überhaupt war Wilhelm II. der deutsche Kaiser, dessen Reiselust zur bedeutendsten Grundlage seiner so großen Popularität geworden ist. Majestät zwar nicht unbedingt zum Anfassen, aber zum selbst Erleben von der Waterkant bis zu den Alpen, mit strahlender Uniform und klingendem Spiel, mit markigen Worten und vaterländischem Gesang, das war der Spiegel der Zeit, in welchen der „anständige Deutsche“ so gern hineinsah.

Diese dritte Reise war jedoch diejenige, welche erstmals wegen „des Reichslandes selbst erfolgt“ war.<sup>3</sup> Kaiser Wilhelm II. sei gekommen, um den Elsass-Lothringern ihren Kaiser zu zeigen und damit aller Welt zu beweisen, dass die Verbindung mit dem Deutschen Reich eine unauflösbare sei. Wilhelm II. beabsichtigte, im neu erbauten Kaiserpalast zu Straßburg zu residieren, und damit „der Zugehörigkeit der wiedergewonnenen Länder zu Deutschland eine erhöhte Weihe“ zu verleihen: „Was Kaiser Friedrich im vorigen Frühjahr in seiner Proklamation an die Elsaß-Lothringer aussprach, dass an eine Änderung des jetzigen Rechtszustandes nie und nimmer zu denken sei, das hat unser jetziger Kaiser in seiner bekannten Festrede zur Enthüllung des Denkmals des Prinzen Friedrich Karl von Preußen in Frankfurt an der Oder wiederholt.“ Es werde aus Anlass dieser Kaiserreise auch wieder an gehässigen Stimmen aus Paris nicht fehlen, jedoch werde der Kaiser, wie sein Vater und Großvater, in den Reichslanden mit festlichen Veranstaltungen begrüßt werden.

Am 9. September 1893 traf Kaiser Wilhelm II. wiederum zu einem „Tagesbesuch“ in Straßburg ein, auf seinem Besuch diesmal begleitet vom Kronprinzen von Italien.<sup>4</sup> Kronprinz Viktor Emanuel, Sohn des Königs Umberto I., sollte später als König Viktor Emanuel III. Italiens Thron besteigen. Zuvor hatte Wilhelm II. mit seinem Staatsgast Metz besucht, wo er in Erwiderung der Begrüßungsansprache des Bürgermeisters Halm Metz

und sein Armeecorps einen Eckpfeiler in der militärischen Macht Deutschlands nannte, „dazu bestimmt, den Frieden Deutschlands, ja ganz Europas, dessen Erhaltung Mein fester Wille ist, zu schützen“. Positiv sah es Wilhelm II., der in Urville lothringischer Grundbesitzer geworden war, dass „Mich Meine Lothringer dort haben wollen“.<sup>5</sup> In seinem Trinkspruch in Metz sagte der Kaiser, er fühle sich unter seinen Nachbarn in Urville wohl, versehen mit dem Nachsatz: „Das geeinte Deutsche Reich sichert Ihnen den Frieden, und deutsch sind Sie und werden Sie bleiben, dazu helfe uns Gott und unser deutsches Schwert.“

Der Kaiser traf in Straßburg auf dem Bahnhof Neudorf<sup>6</sup> ein, stieg dort alsbald zu Pferd und begab sich nach dem Polygon, wo sich bis dahin die Truppen des 15. Armeekorps zur Parade aufgestellt hatten. Die Parade, welche einen hervorragenden Verlauf nehmen sollte, kommandierte der General der Infanterie von Blume. Auf dem Weg zum Paradeplatz soll der Kaiser „von einer zahlreichen Volksmenge jubelnd begrüßt worden sein“. Nach der „Manöverkritik“ ritt der Kaiser die Front der Militär-Vereine des Ober- und Unter-Elsass ab, sprach huldvoll mit einigen der Mitglieder der Kriegervereine und setzte sich dann an die Spitze der Fahnen-Kompanie, um nach Straßburg hineinzureiten. Unter Glockengeläut hielt Wilhelm II., bejubelt von einer zahlreichen Volksmenge, Einzug in Straßburg. In seiner Begleitung befanden sich hierbei der Kronprinz von Italien und der Großherzog von Baden. Auf dem Broglieplatz wurde S.M. unter einem Baldachin feierlich vom Bürgermeister und Gemeinderat begrüßt.

Auf die Begrüßung antwortete Wilhelm II. u. a.: „Meiner Anhänglichkeit und Liebe für Ihre herrliche Stadt, dieser Perle der deutschen Lande, hätte eigentlich ein längerer Aufenthalt entsprochen. Ich habe als Junge schon wie jeder Deutsche oft das Lied ‚Oh Straßburg, oh Straßburg, Du wunderschöne Stadt‘ gesungen, und dabei zu Gott gebetet, dass Straßburg, für das ich immer besondere Sympathie empfand, wieder deutsch werden möge. Dieser Wunsch ist ja nun in der Zwischenzeit glücklich in Erfüllung gegangen, wenn es mir selbst auch nicht vergönnt war, dabei mitzuwirken. Ich schätze Straßburg als eine der besten, deutschen Städte, und bin überzeugt, dass auch die Straßburger in der Wiedervereinigung mit dem Deutschen Reiche sich wohl fühlen.“ Der Weiterreise des Gastes ging dann noch ein Besuch des Generalkommandos voraus.

Am 5. Februar 1913<sup>7</sup> wurden die Straßburger durch schmetternde Trompetensignale und rollenden Trommelwirbel aus den Betten aufgeschreckt. Erschreckt, steckte einigen Straßburgern doch (auch nicht ganz zu Unrecht) die Kriegsfurcht (noch oder wieder) in den Knochen, erschien man an allen Fenstern, drängte sich vor den Kasernen, dem Generalkommando und dem Gouvernement. Der Aschermittwoch war gründlich aus seiner Katerstimmung aufgeschreckt, als Ordonanzen durch die Straßen sprengten und Truppen durch die Stadt hasteten. Durch ein Extrablatt wurde die

Bevölkerung der Stadt informiert: „S.M. der Kaiser wird um 12.00 Uhr in Straßburg erscheinen. Die ganze Garnison hat in feldmarschmäßiger Aufstellung auf dem Polygon anzutreten. Der Statthalter hat sich bereits um 11.00 Uhr dorthin zu begeben.“

Allgemeine Überraschung, allgemeine Geschäftigkeit. War aber nicht noch am gleichen Tage früh in den Zeitungen gemeldet worden, der Kaiser habe sich mit seiner Tochter, der Prinzessin Viktoria Luise, nach Königsberg in Ostpreußen begeben? ... Vorsichtshalber wurde seitens der Behörden die Generaldirektion der Reichseisenbahnen angefragt, welche aber auch nichts von einem Kaiserbesuch wusste. Jedoch bestätigen das Gouvernement und die Polizeidirektion den Besuch seiner Majestät. Auf den ersten, öffentlichen Gebäuden erklimmen die Flaggen die Mastspitzen, die ersten Regimenter ziehen mit klingendem Spiel durch die Stadt. Ein schier endloser Lindwurm graugrüner Regimentskolonnen beginnt sich durch Straßburg zu wälzen. Auf dem großen Truppenübungsplatz im Süden der Stadt erklingen bereits um 11.00 Uhr die ersten Signale, gegen 12.00 Uhr treffen die ersten Kolonnen, an ihrer Spitze das 126. württembergische Infanterieregiment, auf dem Polygon ein.

Polizeipräsident von Lautz hat persönlich die Leitung des Sicherheits- und Absperrdienstes übernommen, und sich, wie bemerkt wurde, in „Großer Gala“ an den Ort des Geschehens begeben. Um 2.00 Uhr nachmittags holt eine Kompanie des Infanterieregiment 136 mit klingendem Spiel die Fahnen im Generalkommando ab und überführt diese in feierlicher Parade zum Truppenübungsplatz. Dort sind seit nunmehr fast zweieinhalb Stunden 13 (dreizehn!) Regimenter versammelt: Artillerie, Infanterie, Maschinengewehrabteilungen, Kavallerie, Fliegertruppen.

Längst erschienen waren auch Kaisersohn Prinz Joachim von Preußen mit seinen Adjutanten, der kaiserliche Statthalter für Elsass-Lothringen, Graf Wedel, der kommandierende General des 15. Armeekorps, von Fabek, der Gouverneur von Straßburg, Freiherr von Egloffstein, alle begleitet von ihren Stäben. Am Horizont taucht sogar ein Zeppelin auf. Alle, alle standen in spannungsvoller Erwartung, auf dass Er kommen möge. Und alle, alle kamen, doch der Kaiser bleibt aus ...

Telefonische Anfragen in alle Richtungen ergaben aber, dass ganz Straßburg einem Scherz zum Opfer gefallen war. So rollten bald in langer Reihe die Automobile der hohen Militärs, einige von ihnen wohl doch etwas beschämt, wieder der Stadt zu. Um das Beste aus der verfahrenen Situation zu machen, ließ man die Truppen vor Prinz Joachim paradieren. Glücklicherweise war in seiner Gestalt wenigstens ein Hohenzoller am Platz präsent ...

Still und leise wurden die Flaggen von öffentlichen Gebäuden, aber auch zahlreichen Privathäusern, wieder eingeholt. Gerätselt wurde um den Verursacher des ganzen Durcheinanders, das doch sehr stark an den

16. Oktober 1906 erinnerte. Damals war in Köpenick der vorbestrafte und stellungslose Schuster Wilhelm Voigt (1849–1922), in einer vom Trödler geliehenen Hauptmannsuniform, in das Rathaus eingedrungen, nahm dort den Bürgermeister und den Kassenverwalter fest und bemächtigte sich der Stadtkasse. Er bediente sich dazu eines Trupps Soldaten, welche er unter Führung eines Gefreiten einfach auf der Straße „dienstverpflichtet“ hatte. Nach der Beschlagnahme entließ Voigt übrigens seine Truppe ganz „offiziersmäßig“, nicht ohne noch großzügig Fahrgeld für die Rückfahrt der Truppe zur Kaserne mit der Straßenbahn, sowie einige Mark für „Würstchen und Bier“ locker zu machen.<sup>8</sup>

Wer aber war nunmehr der Urheber des Straßburger Debakels? In den Gängen des Landtages soll gerätselt worden sein, dass „ein Verrückter in der Uniform eines Postbeamten“ das „Telegramm aus Berlin“ an das Gouvernement überbracht habe. Die Rede war von einem entlassenen Vizefeldwebel, welcher damit den Militärentlassungsgrund „Verrücktheit“ habe widerlegen wollen ...

Später wurde bekannt, dass der Fälscher und Überbringer des Telegramms ein gewisser Wolter gewesen sei, ehemaliger Zahlmeister-Aspirant im Fußartillerieregiment Nr. 8 in Metz. Der „notorische Querulant mit starkem geistigem Defekt“ wurde bald darauf verhaftet. Er war wegen „dienstlicher Verfehlungen“ aus dem Militärdienst entlassen worden. Ob er allerdings so glimpflich davonkam wie Wilhelm Voigt, welchem als „Hauptmann von Köpenick“ sogar ein kaiserlicher Gnadenerweis zugute kam, darf zumindest bezweifelt werden ...

#### Anmerkungen

- 1 Die Verwendung der alten, deutschen Schreibweise Straßburg statt Strasbourg erfolgt im Zusammenhang mit diesem Text ausschließlich aus historischen Gründen. Der Verfasser ist ansonsten ein nachhaltiger Verfechter der heute einzig zeitgemäßen Schreibweise Strasbourg, welche jedoch fälschlicherweise leider auch in Texten der Gegenwart noch immer nicht ausschließlich Verwendung findet. Soweit Zitate Kaiser Wilhelms II. verwendet werden, bleibt auch dort um der Originalität willen die Schreibweise der Zeit beibehalten.
- 2 Rall, Hans: Wilhelm II., eine Biographie. Graz, Wien und Köln 1995, 63
- 3 Vgl. zum Folgenden: Lahrer Zeitung, Nr. 195 vom Mittwoch, 21. August 1893.
- 4 Rall, Hans: Wilhelm II., eine Biographie. Graz, Wien und Köln 1995, 75
- 5 Es sei doch die Anmerkung erlaubt, ob Wilhelm II. „seine“ Lothringer überhaupt gefragt hat.
- 6 Vergleiche zum Folgenden: Lahrer Zeitung, Nr. 213 vom Dienstag, 12. September 1893.
- 7 Vergleiche zum Folgenden: Lahrer Zeitung, Nr. 31 vom Mittwoch, 6. Februar 1913.
- 8 Statt allem anderen sei hier nur die lohnende Lektüre des „Hauptmanns von Köpenick“ von Carl Zuckmayer empfohlen.

## Kloster Wittichen im Spiegel der Stuck-Rechnung von 1809<sup>1</sup>

Dem Andenken des Heimatforschers und Wittichen-Pilgers  
Josef Krausbeck gewidmet

*Ernst Bächle*

Anlässlich der Neuordnung des Stadtarchivs in Wolfach in den Jahren 1983/84 fand sich obige Schrift mit 90 Seiten Umfang zuunterst im letzten Regal.

Diese Schrift ist in dem Archivalien-Verzeichnis von Franz Disch<sup>2</sup>, der im Jahre 1920 die Chronik der Stadt Wolfach fertig gestellt hatte, nicht aufgenommen worden und war bisher nirgends erwähnt.

17 Jahre nach Auffindung wurde durch den Verfasser in Zusammenarbeit mit Martin Rupprecht, Wolfach, eine Abschrift gefertigt, die nahezu einer Übersetzung gleichkam, waren doch einige Schwierigkeiten bei der Entzifferung der nahezu 200 Jahre alten Schriftzüge zu meistern.

Zum Verständnis der Stuck-Rechnung von 1809 ist es hilfreich, die geschichtliche Entwicklung Jahre zuvor zu betrachten.

Der Regensburger Reichstag von 1803 verfügte die Säkularisation. Schon zuvor nahm jedoch das Haus Fürstenberg am 23.9.1802 die in seinem Herrschaftsgebiet liegenden Klöster in „Zivilbesitz“, so auch das Frauenkloster Wittichen.

Das kam einer Aufhebung des Klosters gleich und nahm praktisch die Auswirkungen des Reichsdeputationsbeschlusses zu Regensburg vom 19.1.1803 schon teilweise vorweg.

Wittichens Nonnen wurden ihrer Pflichten entbunden, beurlaubt und auf eine jährliche Pension gesetzt, Gebäude, Besitzungen und Einkünfte im F.F.-Eigentum übernommen.<sup>3</sup>

Die meisten Klosterfrauen blieben jedoch im Kloster zu Wittichen. Im Jahre 1802 waren noch 1 Äbtissin, 1 resignierte (im Ruhestand) befindliche Äbtissin, 1 Priorin, 7 Schwestern und 13 Frauen im Kloster anwesend, sowie 1 Beichtiger und 1 Verwalter namens Johannes Schmid.

Wie wir erfahren, sind auch noch viele landwirtschaftliche Beschäftigte für das Kloster tätig gewesen und zwar das ganze Jahr hindurch. Auch 13 weitere Hilfskräfte waren in Land- und Forstwirtschaft als Tagelöhner tätig.

Im Jahre 1806 verfügte Landgraf Joachim Egon zu Fürstenberg durch Erlass weitere Einschränkungen des Klosters.

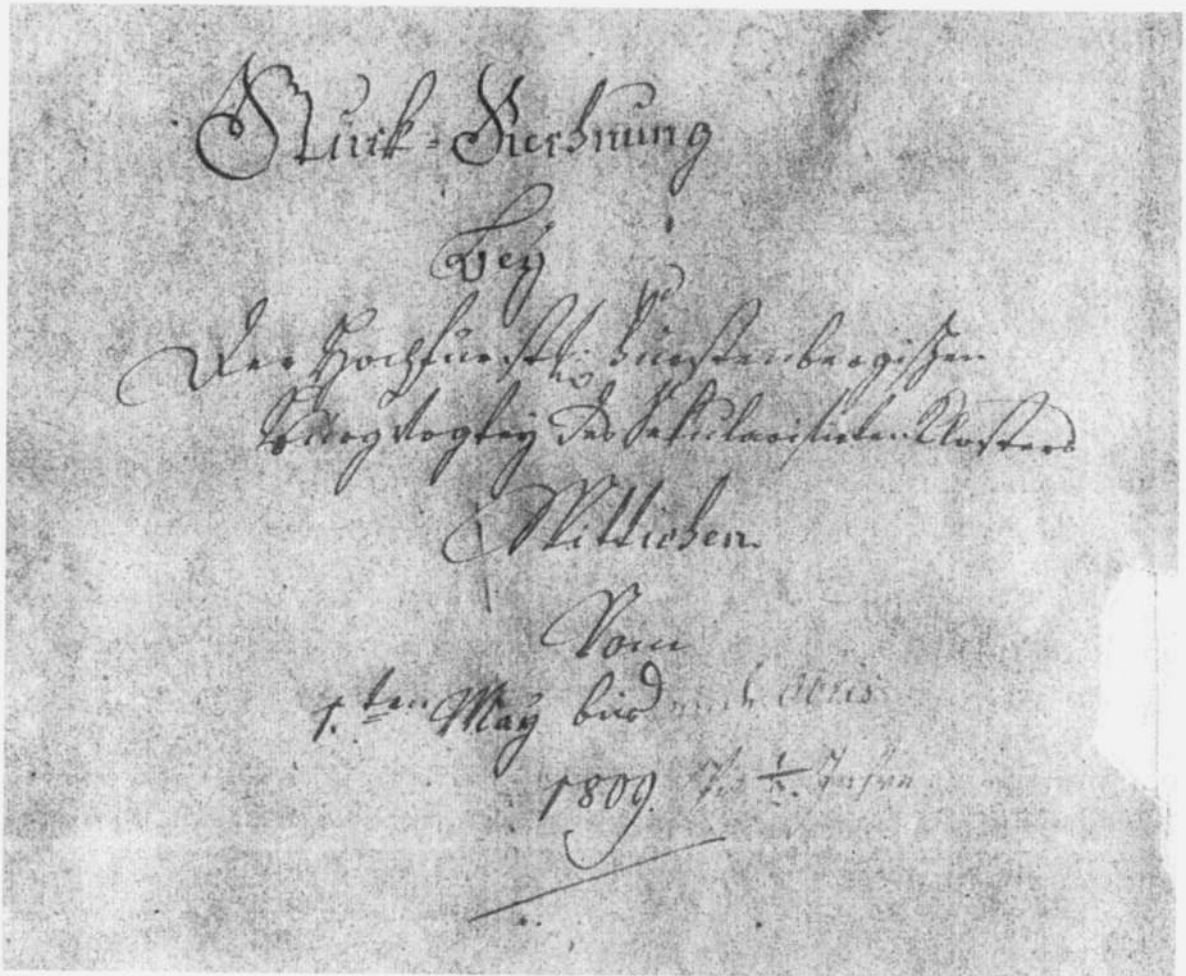


Abb. 1: Stuck-Rechnung bey der Hochfürstl. Fürstbergischen Burg Vogtey des Säkularisierten Klosters Wittichen vom 1.ten May bis nach Obrs 1809.

Stadtarchiv Wolfach

Drei Jahre später, am 26.6.1809 machte Elisabeth, Fürstin zu Fürstenberg, deren Gatte Joachim Egon inzwischen verstorben war, einige Zusätze zu den Anordnungen von 1806.

Die Fürstin hatte es für „nöthig erachtet“, die bisher fürstl. Burgvogtey Wittichen und die damit verbundene *eigene Verwaltung* der dazu gehörigen Güter zu Wittichen auf den 30.9.1809 aufzuheben.

Diesem Text nach zu schließen hatte das Kloster Wittichen noch 1809 die Selbst-Administration (Selbstverwaltung) ihrer Klostergüter inne.

Auch Hiß beschreibt in seiner Chronik, dass die bisher fürstl. Burgvogtey Wittichen und die damit verbundene *eigene Verwaltung* der dazugehörigen Güter zu Wittichen auf den 30.9.1809 aufzuheben sei.

Es hätte demnach sieben Jahre gedauert, bis das Kloster endgültig aufgehoben und seiner selbstständigen Verwaltung verlustig ging.

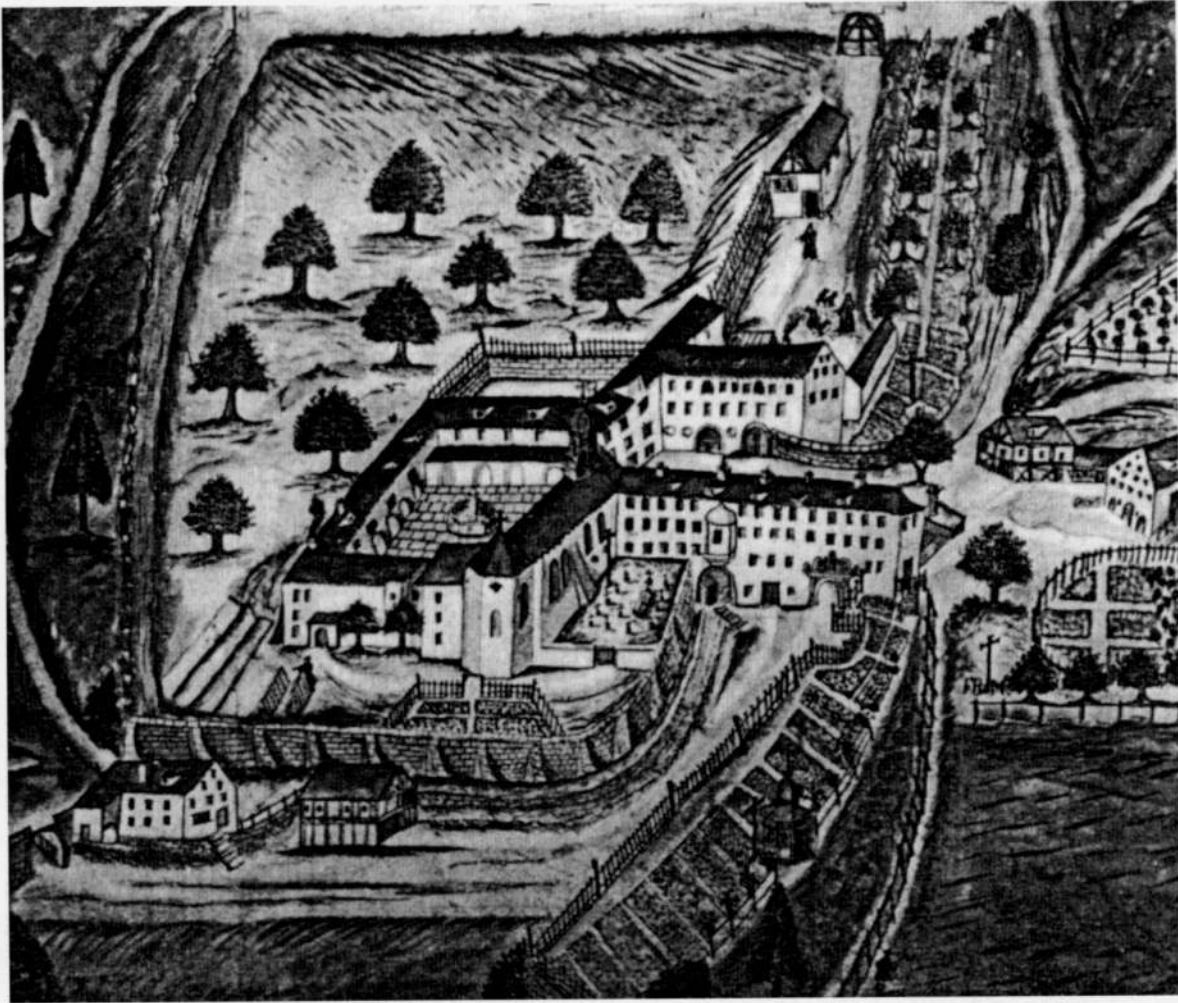


Abb. 2: Darstellung des Klosters Wittichen mit Klosterbezirk und nächster Umgebung. Kolorierte Karte, auf der die Besitzungen des Klosters Wittichen im Amt Horb eingetragen sind. Ohne Jahreszahl (wahrscheinlich vor 1780).

Aus: Hiß, 1966, 141

Doch wurden in der Anordnung der im Jahre 1806 neu gebildeten Pfarrei Kaltbrunn-Wittichen auch verschiedene Grundstücke zugewiesen.

1. die Mühlwiese beim Klostergebäude
2. ein Stück Wiesengelände in der Nähe
3. ein Baumgarten
4. auf den Herrschaftsgütern auch Weidgang für Kühe des Klosters und des Pfarrers
5. ab 1810 Geldentschädigung für Strohkauf

Die Anordnung der Gräfin von Fürstenberg vom 26.6.1809 dürfte die direkte Folge und Veranlassung zur Fertigung der nun in der Folge beschriebenen Stuck-Rechnung gewesen sein.

Ein Rechner und Burgvogt namens Maus ist als Verfasser dieser Schrift nachgewiesen.

Was erfahren wir nun aus der Stuck-Rechnung über die Auflösung des Klosters Wittichen?

Die erste Amtshandlung der Hochfürstlichen Hofcommission dürfte die Einziehung der Ausstände gewesen sein, deren Höhe sich auf 589 fl. summierte.

Da die Rechnung auch Nachzahlungen aus den Jahren 1805–1809 nachweist, kann vermutet werden, dass mancher Schuldner nicht mehr auf Einziehung gerechnet hatte, da ja das Kloster seit 1802 aufgelöst war.

Für Bestandszinsen, Bodenzinsen, Klein- und Blut-Zehnt wurden 1809 noch 452 fl. erhoben.

### „Der Zehnt

Es wurde unterschieden zwischen Groß-Zehnt, Klein-Zehnt und Blut-Zehnt.

1. Groß-Zehnt, auch Frucht-Zehnt genannt, der nur an die Herrschaft fiel. Dieser wurde erhoben aus den Hauptfrüchten, Weizen, Roggen, Gerste und Hafer.

In Schenkenzell wurde der Frucht-Zehnt bereits 1809 abgesetzt. Durch die Urkundspersonen Joseph Harder aus Kaltbronn, Joseph Mäntele, Zehnd-Knecht und Burgvogt Maus wurde in 7 Tagen darüber abgeschätzt.

Harder erhielt 2 fl. täglich, J. Mäntele 30 Kr. täglich und Burgvogt Maus 3 fl. täglich.

2. Klein-Zehnt. Er musste an Pfarrherrn bezahlt werden überall dort, wo der Groß-Zehnt an die Herrschaft fiel und wurde erhoben aus den Früchten von Hanf, Erdäpfel, Hirse, Reps, Bohnen, Erbsen, Linsen, Rüben, Obst aller Art, Welschkorn, Zwiebeln, Kraut und Klee.

3. Blut-Zehnt. – Wurde erhoben auf Vieh. Hatte z. B. ein Mutterschwein 10 Ferkel geworfen, so wurde das 10. Ferkel in Natura an den Pfarrherrn geliefert, dies auch überall dort, wo der Herrschaft der Groß-Zehnt zufiel.

Die Ablösung des Groß-Zehnt ab 1830 und die Ablösung des Klein-Zehnt ab 1852 erfolgte durch Zahlung des 20-fachen Jahresbetrages des Zehnten.“<sup>2</sup>

Eine sehr harte Steuer war der Blut-Zehnt, auch „Fall“ genannt, der beim Ableben des Bauern oder Gütlers an die Herrschaft fällig wurde. Der Fall bestand aus dem besten Stück Vieh oder dem besten Stück der Fahrnisse.

Auch die Stuck-Rechnung von 1809 beschreibt einen solchen Fall.



*„Auf Absterben Joseph Gruber, Tagelöhner auf dem Wittichener Stiftungsgut im Wüstenbach gibt der Herrschaft Vogt den nach dem Wert der besten Kühe geschätzten Hauptfall, in Höhe von 25 fl. Die Wittib zahlt den 20. Sept. 1809 25 fl.“*

Auch der Zehnte wurde abgeschätzt durch die Urkundspersonen Thomas Haaser, Schenkenzell, und Mäntele Joseph, dem Zehendknecht an zwei Tagen.

Für Zehend-Verpachtungen vom 29.7.–4.8.1809 zu Weitingen, Frommershausen, Ackerweiler und Hochmössingen wurden an 7 Tagen an Burgvogt Maus 3 fl. tägl. sowie an Fuhrmann 7 Tage à 48 Kr. und für zwei Pferde an 6 Tagen à 2 fl. bezahlt.

Demnach standen auch die verpachteten Flächen unter dem Zehnt-Zwang.

Hier darf auch das Stöhnen der damaligen Bevölkerung zum Ausdruck kommen in einem Vers von Josef Krausbeck aus Wolfach, zu lesen auf einer Bronzetafel an der ehemaligen Zehntscheuer in Wolfach.

*„Den Zehnten brachten einst hierher die Alten,  
wenn sie auch jammerten und schalten.  
Heut darf den Zehnten man behalten,  
oh hätten wir's so gut doch wie die Alten.“*

Betrachten wir nun die Größe des Wittichener Klostersgutes, worüber die Stuck-Rechnung Auskunft gibt.

Unterm 30. May 1809 wurde an Forstamts-Protokollisten August Eckhard für eine geometrische Aufnahme und Vermessung des Witticher-Kameralgut eine Vergütung von 45 fl. bezahlt. Diese Vermessung ergab eine Größe von 227 Jauchert, 1 Viertel und 4 Ruten.

Nach einer mir von O. Schrempp, Rektor i. R. in Wolfach, freundlicherweise ermittelten Umrechnung ergeben sich nachstehende Hektar-Größen: „Reichsgraf Sponeck stellte bei seiner Beschreibung des FF Oberforstes 1817 Wolfach fest, dass ein Fürstenberger Jauchert einem *halben* Rheinländischen Morgen entsprach. Das Maß für eine Rheinländische Rute war 3,766 m. Eine Quadratrute hatte demnach einen Flächeninhalt von 3,766 m × 3,766 m = 14,18 qm. Die 227 FF Jauchert Besitzfläche des Klosters im fürstenbergisch beherrschten Wittichen dürften deshalb 227 × 28,36 Ar = 6.437,72 Ar, d. h. umgerechnet und gerundet 64 Hektar 38 Ar betragen haben. Eine Hochrechnung mit dem größeren Badischen Morgen sähe aber so aus: 227 × 36 Ar = 8.172 Ar, umgerechnet und gerundet knapp 82 Hektar.“<sup>4</sup>

In der Kaltbrunner Chronik (S. 350)<sup>5</sup> ist jedoch eine Größe von 400 Hektar erwähnt. Diese Gesamtfläche wurde dem Chronisten auch von zwei

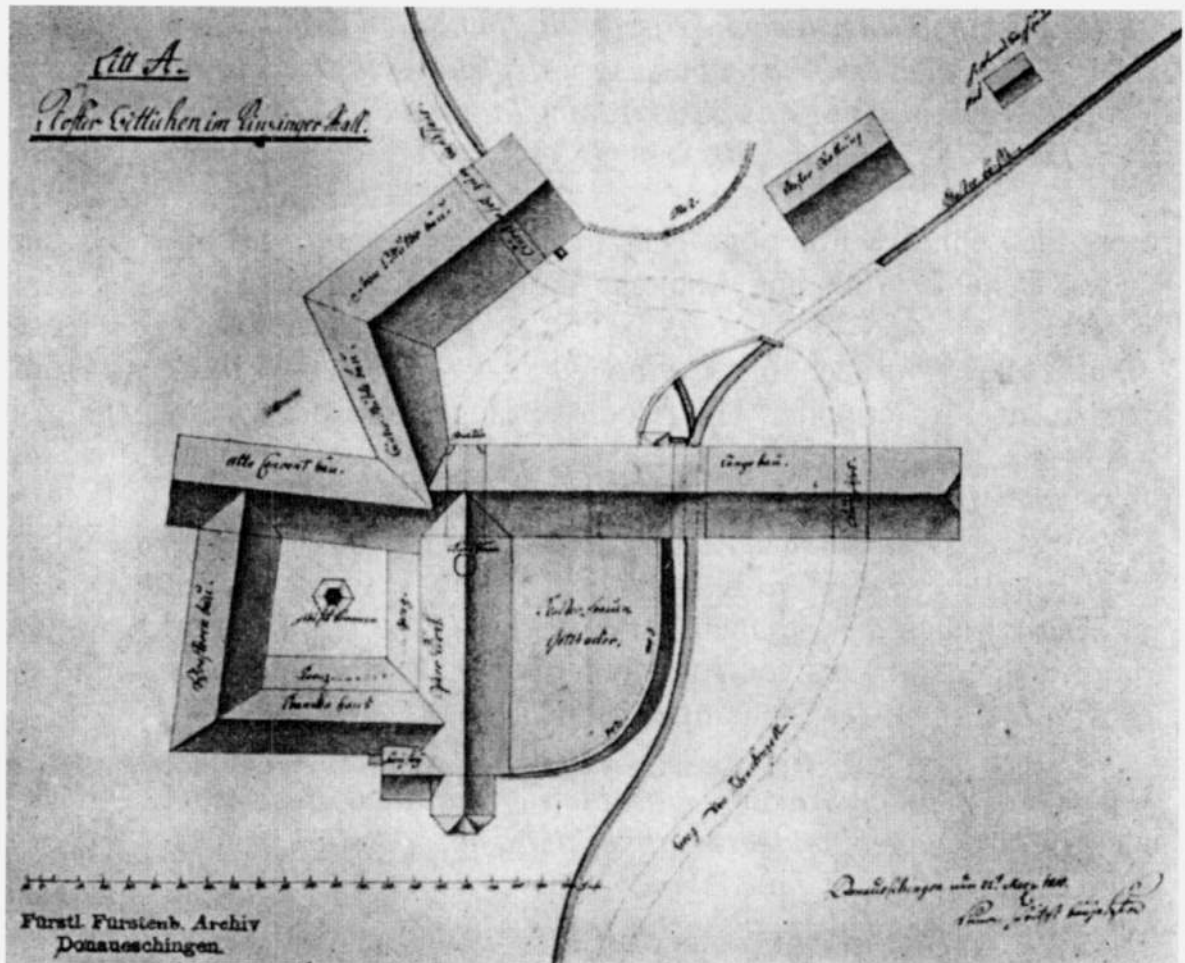


Abb. 3: Lageplan (Grundriss) der Klostergebäude zu Wittichen aus dem Jahr 1810 mit Angabe der einzelnen Bauteile. Aus: Hiß, 1966, 142

Forstleuten aus Wittichen bestätigt. Ich vermute nun, dass die von Geometer Eckhard ermittelten 227 Jauchert nur die landwirtschaftlich genutzte Fläche des Witticher Kameralgut erfasst, nicht aber den Wald. Diese Ansicht könnte auch die oben in der Stuck-Rechnung S. 50 erwähnte getrennte Erfassung der Holzbestände bestätigen.

Was an Gebäulichkeiten des Klostersguts vorhanden und zu unterhalten war, zeigt die Abt. Baukosten (Professionisten-Verdienst) der Stuck-Rechnung.

Da waren die *Klostergebäude*, die damals viel umfangreicher waren als heute. Eine Mühle, ein Jägerhaus, ein Wasch- und Hühnerhaus, Schweineställe, Pferdestall sowie in Hochmössingen die Zehend-Scheuer, Schaffneigebäude mit Fruchtkasten, Hofscheuer und Pferdestallung und das Pfarrgebäude waren zu unterhalten, in Wittichen auch ein Back- und Dörr-ofen.

Der bisherige Pferdestall in Wittichen wurde 1809 in einen Kuhstall umgebaut. Der hinter dem Schaffnei-Wohnhaus in Wittichen stehende Wa-

genschof mit Einschluss der Steine vom eingebrochenen Schweinestall wird an Jakob Hauer in Wittichen um 200 fl verkauft. Die Stuck-Rechnung weist nach, dass das Kloster auch für die Unterhaltung der Schenkenzeller Kirche pflichtig war, ebenso für den Pfarrhof in Hochmössingen.

In Wittichen wurden damals die Klostergebäude in Augenschein genommen, auf Mängel untersucht und aufgenommen. Folgende Reparaturen wurden vorgenommen: „Es baut Bergmann Zimmerer einen zur Pfarrwohnung allhier erforderlichen Schweinestall. Im Kloster wurde ein durch Sturmwind eingeworfener Fensterflügel neu eingebaut und verglast. In der Clausur wurde ein äußerer Fensterladen angebracht und die Ausbesserung des Kreuzstocks vorgenommen. In der Schreinerei wurde ein Schloss angebracht als Vorratsgelegenheit für Schnittwaren. In der Mühle kammer wegen fauler Rahmen ein kleines Fenster eingebaut. Auch im Jägerhaus wurde ein neues Fenster eingebaut, Fensterbeschläge angebracht und neue Böden verlegt. Der Kreuzstock mit Futter und Verkleidung im Jägerhaus wurde erneuert.

Auf dem Klostergebäude wurden Ziegel und Schindeln aufgebracht.

Eine eingebrochene Mauer gegen den Berg beim Waschhaus neben dem Hühnerhaus wurde neu aufgeführt und mit Stückbesatz dahinter versehen. Der Backofen in der Clausur, noch in der alten Konventküche, war neu einzurichten und aus dem Abbruch des Dörröfens aufzusetzen. Hieran arbeiteten 14 Tage beide Meister à 40 Kr. An der durch Sturm aufgerissenen Dachrinne zwischen der Kirche und altem Konventhaus wurde das Dach gedeckt und das ‚Kamin auf der Mihle‘ repariert. Die Öfen in der Clausur und außer derselben, die 4 Ökonomiegebäude und Gastzimmer-Öfen waren auszustreichen und auszubessern.

Auch im Jägerhaus war ein Ofen, sowie der Brunnen auszubessern, eine Mauer wurde aufgeführt und der Käner zur Wasserabführung gemacht und verlegt. Auf Anweisung der Feuerschau wurde auch das ‚Ofentürle‘ repariert. Die Umänderung des bisherigen Pferdestalles in einen Kuhstall – zum klösterlichen Gebrauch – wurde vorgenommen, wobei Futtergang und Futterlege frisch belegt wurden.“

Es hat den Anschein, als ob der Konvent zu Wittichen oder auch die fürstliche Verwaltung darauf drängte, vor der endgültigen Übergabe dringend notwendige Reparaturen an Gebäuden vornehmen zu lassen. Dies war so dringend geworden, weil mehrfach durchnässtes Getreide und Stroh aus der Zehendscheuer in Hochmössingen verkauft werden musste.

Auf dem Schaffneihof in Hochmössingen waren 1809 offenbar noch Strohdächer. Hierzu wurden in fünf Tagen 60 Deckgarben für 50 Kr. und 200 Stück Deckband für 12 Kr. per 100 angeliefert.

Auf dem Pfarrhof in Hochmössingen war ein Kamin auszuführen, First einzubinden, Ziegel zu stoßen und Ausbesserungen in Stallungen des Pfarrhauses vorzunehmen.

An der Zehendscheuer in Hochmössingen wurde auch ein neues Scheuer-Thor mit Schloss angeschlagen sowie ein Aufzugseil für die Zehntscheuer geliefert. In der Hofscheuer wurde eine Futterwand in der Pferdestallung ausgebessert. Auf dem Kasten wurde der obere Boden neu verlegt und zwei neue Aufzüge gefertigt.

Auch in Schenkenzell wurden einige Unterhaltungsarbeiten fällig, nämlich ein Fensterflügel in der Kirche, ein neues Glockenseil, 70 Fuß lang, an die große Glocke sowie ein neues Glockenseil für die Totenkapelle in Kaltbronn, auch „Kalch zur Lieche“ in Schenkenzell geliefert.

Auch wurden für Glockenaufhängen in Schenkenzell und für Dachdecken auf der Sakristei Löhne bezahlt. All diese Arbeiten wurden im Auftrag durch Joseph Aloysi Kilgus und Zimmermeister Hauser aus Wolfach und Haaser aus Schenkenzell in einer Mängelliste erfasst. Die Reparaturarbeiten in Wittichen, Hochmössingen und Schenkenzell kosteten zusammen 460 fl. All diese Ausgaben bezeugen aber auch, dass nur das Dringendste wieder repariert, ausgebessert und wieder funktionsfähig gemacht wurde.

Das Klostergut hatte offensichtlich auch Gläubiger oder Geldgeber, die Zinsen bezogen. Es sind erwähnt: 1. Pfundstein Augustin, Schreiner, allhier; 2. v. Merhart Xaver, Konsistialrat in Konstanz; 3. Burgvogt Maus in Wittichen; 4. Anton Harder in Kaltbronn, Modo Joseph Anton Fürst, Revierförster allhier; 5. Johann Martin Mause, Wittib zu Thengen; 6. die verwittibte Frau Posthalterin Kammerer in Villingen.

Zusammen hielten sie ein Kapital von 9.064 fl. und bekamen 165 fl. Zinsen.

Wie umfangreich die Landwirtschaft des Klosterguts im Jahre 1809 noch betrieben wurde, ersehen wir aus Viehbestand und Fruchtanbau.

Beim Verkauf und der Versteigerung von Vieh sind aufgeführt: 4 Ochsen, die größeren, 4 Ochsen, die geringeren, 3 Kühe, 2 Schmahlstücke (Jungvieh), 1 Kalb, 2 Rinder, 1 Geißbock, 1 Eberschwein, 1 Mutterschwein mit 4 Jungen, 5 Läufer, 4 Lämmer.

Der Verkaufs(Versteigerungs)-Erlös hieraus betrug 1.124 fl.

Aus der Schaffnei Hochmössingen wurden verkauft 4 Lämmer, 4 Milch-Schweinle sowie 1 Pferd. Dem klösterlichen Personal blieben 2 Kühe und 2 Läufer Schweine.

Vielmehr aber erstaunt uns heute die Vielzahl der verkauften Früchte. Es wurden insgesamt 16 Fruchtarten angepflanzt und zum Verkauf gebracht: Kernen, Weizen, Roggen, Gersten, geröllte Gersten, Haber, Ackerbohnen, Glattsch-Wachs, Kepper-Samen, Kartoffeln, Raps, Hanf, Erbsen sowie Heu und Stroh und die Fruchtart „Veesen“, heute als Dinkel bekannt.

Aus der Rechnung ist weiter ersichtlich, dass noch 1796 aus dem Klostergut an die Gemeinde Schenkenzell Wein im Wert von 100 fl. verkauft wurde. Es ist anzunehmen, dass der Weinanbau in dieser Zeit aufgegeben wurde, da 1809 hiervon kein Nachweis vorliegt.

Wichtige und endgültige Nachweise über Rebgelände des Klosters Wittichen ergaben sich aus dem Buch von Franz X. Vollmer.<sup>6</sup> Hier wird nachgewiesen, dass das Kloster Wittichen in Ortenberg einen zusammenhängenden Rebhof mit eigenem Trotthaus besaß. Bereits 1331 und 1472 ist der Kauf von Rebgelände in den Gewannen Schinser, Elm, Göhren und Nohl erwähnt. Im 18. Jahrhundert hatte das Kloster einen Rebberg, der nach den Witticher Nonnen einfach „Nonnenberg“ genannt wurde. Im Haus Freudental Nr. 23 befand sich der zentrale Witticher Rebhof mit eigenem Trotthaus.

Der Ortenberger Besitz gehörte zur Schaffnei Gengenbach. Der Rebhof war jeweils durch Erblehens-Rebleute bewirtschaftet worden. Das Hofgebäude ist heute noch erhalten.

Durch Säkularisierung war der Witticher Rebhof an das Haus Fürstenberg übergegangen und wurde danach „Fürstenbergischer Hof“ genannt. Im Jahre 1841 konnte der bisherige Bewirtschafter des Hofes Georg Kleinmann das Anwesen zu Eigentum von der FF. Standesherrschaft erwerben“.

Einen weiteren Nachweis über Rebgelände des Klosters Wittichen gibt Hermann Fautz, der die „Briefschaften der Schaffnei Gengenbach des Klosters Wittichen“ bearbeitet hat (Ortenau 1955). In diesen Briefschaften sind 45 Grundstücksgeschäfte nachgewiesen über Kauf, Schenkung, Pachtung, Bodenzinserträge u. a. in der Zeit von 1331 bis 1750, und zwar in den Gemeinden Bermersbach, Reichenbach, Ohlsbach, Gengenbach, Ortenberg und Offenburg.

Bedenkt man, dass heute kaum noch ein Kartoffel-Äckerle im Tal zu finden ist, kann man die Vielzahl der angepflanzten Früchte nur bestaunen, insbesondere hinsichtlich der steilen Tallage. Aber wir wissen auch, dass jeder Hof, jedes Gütle auf sich gestellt war und so auch das Kloster in Wittichen, dessen Personal sich so selbst zu verpflegen wusste. Für Holzverkauf, Kohlen, Harz u. Rinden wurden 970 fl. erzielt. Allein für den Harz-Akkord per 1809 wurden 350 fl. Einnahmen verbucht, außerdem wurden von der Horber Schaffnei 1.000 fl. Fruchtgelder erhoben und bezahlt.

Hier ist auch erwähnenswert, dass die löblichen Bergwerksgenossenschaften „Sophia“, „Güthe Gottes“ und „Fröhlich Glick“ noch 1809 elf Trohm Stammholz aus dem klösterlichen Wald bezogen.

In diesem Jahre waren noch Bergmann Franz Joseph Mayer, Ludezard Armbruster, Bergmann im Böckelsbach sowie Bergmann Zimmerer Emden in Wittichen wohnhaft und zahlten ihren fälligen Ausstand, Bodenzinsen, Wiesen-Bestandszinsen und Weidgeld.

„Ein Erdäpfel-Feld der Bergleute wird angesähet, um den Weidgang wieder anzuziehen. Die Schiffer-Companie in Wolfach kauft vermög oberforstamtl. Anweisung 247 Stamm Langholz zu 970 fl. sowie Balken u. a. Bergmann Zimmermann Emden baut einen zur Pfarrwohnung allhier erforderlichen Schweinestall.“

Aus der Versteigerung im Meistbott am 22.6.–30.6.1809 wurden an Fahrnis, Betten, Bettzeug, Schreinerwerk, Wagen und Pflug, Feld- und Hausgeschirr ein Erlös von 2327 fl. erzielt.

Auch Deuchelbohrer, Brennhagen, Bohrer und Zirkel, steinerne Schweinetröge, die Waag in der Metzg sowie zwei Metzgerhaumesser wurden versteigert.

Die Gerätschaften hatten damals bei der Bevölkerung einen viel höheren Gebrauchswert als in unserer heutigen Wegwerfgesellschaft.

Während der Zeit der Versteigerung in Wittichen war die Hochfürstliche Hofcommission in Wolfach wohnhaft und ließ sich mit Chaise nach Wolfach und Wittichen fahren, wobei der Fuhrknecht Jakob Hauer in Wolfach übernachten musste.

Am 6./7.6.1809 wurde auf Anordnung der Hochfürstlichen Hofcommission durch Schmied Johannes Dieterle und Christian Jehle, Wagner das Vieh-Wagen- und Pfluggeschirr geschätzt.

Auch wurden Boten ausgesandt, die Versteigerung in der Nachbarschaft und auswärtigen Stäben bekannt zu machen.

Einem Botten von Hochmössingen wurden 48 kr. bezahlt, die Briefe sicher zu den Stäben zu tragen.

Zum Ausrufen der Versteigerung von Vieh und Fahrnis in der Nachbarschaft und in den auswärtigen Stäben wurde dem Juden Veit Herz für seine diesfälligen Bemühungen 3 fl. 25 kr. bezahlt, ebenso an Philipp Dietterle 1 fl. 12 kr. verausgabt. Die Gesamt-Einnahmen betragen 7.215 fl. 25 kr.

Hier sollten wir auch den damaligen herrschaftlichen Revierförster Fürst erwähnen, der in der Stuck-Rechnung 15-mal erwähnt wird, und der die im Jahr 1809 angebauten Erdäpfel übernommen hat sowie den Schnitt des Oberen Ackers auf dem Haberland. Es handelt sich hier um den Vater des am 2.3.1809, in Wittichen geborenen ältesten Sohnes Joseph Anton Fürst. Heinrich Hansjakob hat in seinem 1897 erschienenen Buch „Waldleute“<sup>7</sup> diesem 1809 geborenen J. A. Fürst als „Fürst von Teufelstein“ ein literarisches Denkmal gesetzt.

Joseph Anton Fürst, Fürstlich Fürstenbergischer Beiförster, geb. 2.3.1809, trat in die Fußstapfen seines Vaters, indem er bei ihm als Forstlehrling tätig war und 1839–1841 als Forstadjunkt in Wittichen die Stelle des in den Ruhestand getretenen Vaters übernahm.

Die Stuck-Rechnung ist in Einnahmen und Ausgaben gegliedert. Über die Ausgaben-Einträge erfahren wir dort wieder viel Interessantes.

Auf Pensionierung des klösterlichen Personals sind auf Schluss April 1809 noch rückständige Zahlungen zu leisten, die durch Teilzahlungen im Juni und September 1809 beglichen wurden. Bei diesen Ausgaben ist hier das gesamte klösterliche Personal erwähnt, nämlich: 1 Äbtissin, 1 Priorin, 5 Schwestern und 9 Chorfrauen (im Jahr 1802 waren es noch 7 Schwestern und 13 Chorfrauen).

Dieses Personal erhielt als halbjährliche Pension vom 1.5.–30.9.09 1.885 fl., worauf aber 806 fl. unbezahlt blieben.

Pfarrer Anton Spindler zu Hochmössingen, Pfarrer Joseph Grazian Hoßner zu Schenkenzell, Pfarrer Joseph Merz in Wittichen erhalten zusammen noch 555 fl. als Besoldung. Die Geistlichen erhielten neben ihrer Besoldung auch Naturalien, Brennholz und Stroh.

Es folgt nun die Aufzählung aller Bediensteten und ihrer Abfindungen, nämlich: Johann Hauer, der Oberknecht = 30 fl.; Maria Anna Ganterin, Magd in der Clausur = 10 fl.; Und wurden vom Hochfürstl. Comm. wegen dieser zum Geschenk angewiesen = 5 fl.

Alle folgenden Dienstboten sind mit Weihnachten 1808 in Dienste eingetreten, haben deswegen die Hälfte des Lohnes verdient und mit der vierteljährlichen Zulage dreiviertel ihres Lohnes erhalten, welche sind:

Jakob Hauer, Fuhrknecht	30 fl. sowie 1 Bettstück als Geschenk
Moriz Gaus, Ochsenknecht	30 fl.
Lorenz Kimmich, Rossbub	19 fl. 30 kr.
Caspar Springmann, Mesner	15 fl.
Johannes Springmann, Müller u. Beck	22 fl. 30 kr.
Michl Itter, Aushelfer in der Muhl	13 fl. 30 kr.
Luidgard Gruberin, Beschließerin	11 fl. 15 kr.
Johanna Beckhin, Minder Magd	11 fl. 15 kr.
Maria Anna Hauerin, Viehmagd	18 fl.
Luidgard Hauerin, Hausmagd	18 fl.
Regina Hauerin, Feldmagd	16 fl. 30 kr.
Magdalena Hauerin, Kuhhirtin	11 fl. 15 kr.
Rosina Hauerin, Ochsenhirtin	9 fl.

Nota: Allen diesen Dienstleuten hat Hochfürstliche Hofcommission etwas an Bettstücken unendgeltlich anstatt Trinkgeld zugetheilt.

Ein besonders „mildtätiges“ Herz bewies die Hofcomission der Maria Anna Hauerin, Schweinehirtin, die 9 fl. erhält, jedoch die Zulage mit der Begründung, dass diese „als ganz arm als Geschenk in Anweisung erhält 2 fl. 42 kr.“

Wir können uns heute sehr wohl vorstellen, welche Unruhe, Unzufriedenheit und Ratlosigkeit im Tal herrschte, als die Auflösung des Klosters nun endgültig besiegelt war. Die hochherzige Zulage (Abfindung) war nichts weiter als ein Beruhigungsversuch. Neben diesen 16 Dienstleuten, die das ganze Jahr über beschäftigt waren, sind nachstehende Tagelöhner für das Kloster tätig:

Veronika Mölzerin, hilft 16 Tage beim Wiesenräumen, Samen einhacken und Erdäpfel setzen à 6 kr. tägl. nebst Kost

Theresia Haberin hat über Frühling mit Samen einhacken, Wiesen räumen, Tunk tragen und Erdäpfel setzen in 60 Tagen à 6 kr. tägl. nebst Kost

Heinrike Etterin für Wiesen räumen, Erdäpfel setzen und Tunk tragen an 8 Tagen à 6 kr. nebst Kost

Johannes Haberer, led. mit Hagen (Einzäunen) an den Wiesen im Vormtal und am Gallenweidberg 6 Tag à 24 kr. bei eig. Kost

Vito Hauer u. Sohn für Holz fällen und ausbutzen und an Weg bringen

Jakob Armbruster (Im Grausenloch) für Hagen (Einzäunen) um die Samenfelder auf dem Silberberg und Haberland, 5 Tage à 24 kr. bei eig. Kost

Xaveri Gruber verdient mit Hagstecken machen (Zaunpfähle) und Hagen auf dem Silberberg, Haberland und um den Kälbergraben 6 Tage à 24 kr.

Dieselben waren tätig für Holz fällen, an Weg riesen und Brennholz machen und liefern für 50 fl.

Thomas Dietterle, Säger macht 11 Klafter Weich-Brennholz à 34 kr.

Joseph Haberer, led. schlittert 2 Klafter Holz à 12 kr. aus der Reuthe ob dem Kloster.

Anton Hauer empfang für 8 Klafter Hartbrennholz Macherlohn à 40 Kr. und für Weichbrennholz 10 Klafter à 34 kr.

Die Klostertagelöhner Lorenz Gruber und Jakob Armbruster im Grausenloch haben zusammen aus den herrschaftlichen Waldungen auf das klösterliche Kompetenz 64,5 Klafter Weichbrennholz in den Klosterhof beige-schafft und aufgesetzt, nach Akkord à 1 fl. 4 kr., zusammen 68 fl. 48 kr.

Auch in Hochmössingen waren 2 Zehendknechte, nämlich Joseph Kraft und Georg Sommer u. a. als Tagelöhner beschäftigt, so z. B. beim Setzen von Marksteinen.

Wie groß der Anteil der für das Kloster Beschäftigten im Verhältnis zur Einwohnerzahl von Kaltbrunn-Wittichen war, ergibt sich aus nachstehender Übersicht.

Im Jahre 1825 waren 554 Einwohner in Kaltbrunn-Wittichen wohnhaft.<sup>3</sup>

Zählen wir das Klosterpersonal mit	16 Personen
1 Pfarrer, 1 Verwalter, 1 Rechner	3 Personen
sowie oben bez. Bedienstete	<u>16 Personen</u>
so ergibt dies schon 6,5 % d. Einw.	35 Personen
rechnen wir weiter noch die Tagelöhner zu	<u>13 Personen</u>
zusammen	48 Personen

die für das Klostergut tätig waren.



Die Einwohnerzahl im Ortsteil Kaltbrunn, zusammen mit Wittichen und Vortal, war im Jahr 2000 auf 398 Einwohner geschrumpft, gegenüber der Einwohnerzahl von 1825 mit 554 Einwohnern.

Wittichen hatte im Jahre 2000 noch	96 Einwohner
Wittichen-Vortal	71 Einwohner
Kaltbrunn	<u>231 Einwohner</u>
	398 Einwohner

Gehen wir davon aus, dass die meisten Arbeitnehmer aus dem Witticher Tal stammten, kommen wir bei einer Einwohnerzahl von damals ca. 125 Personen in Wittichen auf eine Arbeitslosenquote von 38 %.

Im Hinblick auf die Abgeschiedenheit des Tales und fehlende andere Verdienstmöglichkeiten ist dies mit heutigen Verhältnissen nicht zu vergleichen, zumal damals keine Arbeitslosenhilfe bezahlt wurde.

Chronist Hiß bewertet die Notlage der Bevölkerung im Jahr 1820 noch viel dramatischer. Er schreibt: „Setze man den möglichen Fall, die Ständeherrschaft wolle eine Umänderung mit dem ehem. Klostergut treffen (nun Fürst. Fürstenberg. Kameralgut), es etwa veräußern, oder der Holz- u. Harzhandel käme ins Stocken, so wären 35 Familien in Wittichen ohne Verdienst und brotlos. Die Grube Sophia und Güte Gottes sind ab 1817 ohne Abbau. Bergleute u. Bevölkerung waren zu Bettelleuten geworden.“<sup>8</sup>

Ein anderes trauriges Kapitel der Auflösung des Klosters findet sich auch in der Stuck-Rechnung (S. 52), wo über die Abfuhr der Archivarien u. a. nach Donaueschingen ausführlich berichtet wird: „Jakob Hauer, der allhiesige Fuhrknecht hatte unterm 6. July von hier abzufahren die Archivarien, nebst etwas Tisch- und Bettzeug, auch unverarbeiteter Leinwand nach Donaueschingen zu führen, in 2 Archivkästlein und 5 Verschlagen, zugleich in Wolfach weitere 6 Kisten zu übernehmen, worüber Kosten:

Zoll und Chaussee zu Hornberg	5 fl.
Zoll und Chaussee zu Villingen	1 fl. 56 kr.
Vorspann von Hornberg	4 fl. 24 kr.
Vorspann von Krummschiltach	1 fl. 24 kr.
Zöhrung samt Heu u Stallgeld auf 4 Tag, wo bis Krummschiltach der Rossbub mit musste	14 fl. 37 kr.“

Unter Ausgab „Haber“ ist (S. 84) vermerkt:

„Gefutter für die Gast-Pferde abgefasst, für die eigenen Zugpferde auf die Fuhre nach Donaueschingen zu fahren am 5. July mitgegeben, und zu Hochmössingen mit hiesigem Zug = 8 fl. 42 kr.“

Die Verschläge für die Abfuhr der Archivarien fertigte Augustin Pfundstein, der auch die Fahrnisse verpacken musste.

Was nach der Säkularisation und der Überführung des Inventars, der Archivarien u. a. noch übrig blieb in Wittichen, ist heute im Kloster-Museum zu sehen. Die Kirche und das Abteigebäude sind bis zum heutigen Tag in ihrem Äußern in ihrer damaligen Form erhalten geblieben. Auch die Verehrung der Seligen Luitgard ist nicht geschwunden, sondern lebt weiter, insbesondere an ihrem jährlichen Fest- und Sterbetag, dem 16. Oktober.

Viele Fragen bleiben offen und werden vielleicht noch später gelöst werden, so wie dieser Beitrag einiges über die wirtschaftlichen Verhältnisse des einstigen Klosters Wittichen offen gelegt hat.

#### Anmerkungen

- 1 Die Original-Schrift „Stuck-Rechnung v. 1809“ wurde anlässlich des Luitgardfestes in Wittichen am 13.10.2002 der katholischen Kirchengemeinde Kaltbrunn-Wittichen in Anwesenheit von Pfarrer Dorner und der Pfarrgemeinderats-Vorsitzenden Frau Brunnenkant übergeben. Zwischen der Stadt Wolfach (Stadtarchiv) und der katholischen Kirchengemeinde Kaltbrunn-Wittichen war zuvor ein Dauer-Leihvertrag hierüber abgeschlossen worden. Dem Kloster-Museum in Wittichen (Herrn Meinrad Gebele) und auch der Gemeindeverwaltung Schenkenzell in Anwesenheit von Bürgermeister Th. Schenk wurde jeweils eine Kopie des Originals sowie eine Übersetzung hieraus übergeben, Gleiches erhielten die Kirchengemeinde Wittichen und das Stadtarchiv in Wolfach.

Danken möchte ich Herrn Martin Rupprecht, Wolfach, der mit mir die Übersetzung aus dem Original-Text gefertigt hat. Dank auch Herrn Rektor i. R. Otto Schrempp, Wolfach, der die Umrechnung von Jauchert in Hektar erstellte. Danken möchte ich auch Herrn Meinrad Gebele und Herrn Konrad Gruber aus Kaltbrunn, die mich sehr unterstützt haben. Sehr entgegen kommend hat sich die Gemeindeverwaltung Schenkenzell gezeigt, die durch Bürgermeister Schenk und Ratschreiber Schoch den historischen Wert der Niederschrift von 1809 erkannt haben und die Reinschrift nebst Diskette durch Sekr. C. Wimpler anfertigen ließen. Hierfür und für weitere Informationen zu Wittichen möchte ich mich bedanken.

- 2 Disch, Franz: Chronik der Stadt Wolfach, 1920
- 3 Hiß, Albert: Kaltbrunn-Wittichen, einst und jetzt. Chronik einer Schwarzwaldgemeinde und ihres Klosters, 1966
- 4 Reichsgraf von Sponeck: Über den Schwarzwald, 1817
- 5 Fautz, H.: Aus der Werkstatt H. Hansjakobs, 1964
- 6 Vollmer, Franz X.: Die Häuser von Ortenberg, Selbstverlag des Heimat- und Kulturvereins Ortenberg, 1995
- 7 Hansjakob, Heinrich: Waldleute, 1897
- 8 Hiß, Albert: Kaltbrunn-Wittichen, 298f.

## Arbogast Heisler, letzter Abt des Benediktinerklosters Ettenheimmünster

Stifter eines Armenfonds für die ehemaligen  
Gotteshausgemeinden

*Gerhard Finkbeiner*

Die Auflösung des Klosters Ettenheimmünster geschah am 13. April 1803. Der letzte Abt, Arbogast Heisler, zog sich, ausgestattet mit einem jährlichen Ruhegehalt von 4000 Gulden, als Pensionär in seine Geburtsstadt Offenburg zurück.

Überzeugt, dass „*etwas Gutes zum Wohl der einst ihm anvertrauten Mitmenschen*“ bewirkt werden müsse, gründete Arbogast Heisler 1820 die „*Prälatische Armenstiftung zu St. Landelin*“, aus der die Armen in den Orten der ehemaligen Klosterherrschaft unterstützt werden sollten.

6000 Gulden Stiftungskapital vermachte Abt Heisler den Armen der fünf Gemeinden Münchweier, Münstertal, Schweighausen, Dörlinbach und Wittelbach.

Die Stiftung, deren umfangreiche Statuten am 3. Januar 1820 von Arbogast Heisler unterschrieben und gesiegelt wurden, sollte jedoch nicht nur dazu dienen, die Armut unter den einstigen Klosterangehörigen zu lindern, sondern auch auf ewige Zeiten an die Benediktinermönche im Münstertal erinnern.

Um die „*ewige Erinnerung*“ an die Armenstiftung im Bewusstsein der Menschen wach zu halten, sollte alljährlich am St. Georgstag (23. April) in der Kirche St. Landelin eine „*feyerliche Jahrszeit für die verstorbenen Gutthäter und Klostergeistlichen der Abtei Ettenheimmünster gehalten werden*“. Dieser Jahrszeit hatten die Armen der fünf Gemeinden beizuwohnen, „*wonach denselben nach Vorweisung des Armen-Zeugnisses im dortigen Pfarrhaus das Almosen auszutheilen ist*“.

Wer aber galt als arm und bedürftig? Dies hatten die Ortspfarrer, Ortsvorsteher, Schullehrer und Waisenrichter unter den sich meldenden Bittstellern gewissenhaft zu entscheiden.

„*Ohne Parteilichkeit, Ränke und Begünstigungen, ohne Haß und Groll, fern aller Leidenschaften sollte allein nach dem Maß der Bedürftigkeit das Almosen abgewogen werden.*“ Ein „*armer Kranker oder sonst Presthafter*“ galt als bedürftiger als ein armer Gesunder. „*Wer einen ungesitteten oder schlechten Lebenswandel führt, soll vom Almosen ausgeschlossen oder wenigstens in Rücksicht der Gutgesitteten um ein merkliches daran verkürzt werden.*“ So verlangten es die Statuten!

Allmosen = Verbindlichkeit  
in Preussenspreußen  
für  
das Jahr 1820.

Zuerst haben zu bemerken, daß der Herr Prälat von  
Ehrenheimen ein obige Verfügung gemacht habe für  
die Armen in den Gemeinden Mittelbarf, Dörlinbarf,  
Preussenspreußen, Mühlhagen, und St. Landelin. In dieser  
Verfügung ist angedeutet, daß alle Jahre innerhalb 4 Wochen  
nach Georgi Tag eine Jahreszeit für die arbeitslosen Gütli-  
ker und Klostergeistliche der Abtei Ehrenheimen zu  
St. Landelin gehalten, und dabei den Armen dieser 5.  
Gemeinden ein Almosen ausgetheilt werden wird, welche  
aber dieser Jahreszeit beigetreten haben. Für dieses Jahr  
werden den Armen in Mittelbarf und der Prälaten  
Armen = Verfügung 20 fl. dabei ausgetheilt werden: den  
Armen in Dörlinbarf 25 fl. - und den Armen in Preussens-  
preußen 35 fl. - Für dieses Almosen haben sich innerhalb  
8 Tagen die Armen in Preussenspreußen bei mir im Offens-  
haus zu melden; jene aber in Mittelbarf und Dörlinbarf  
bei ihren Pötkerspreußen; worauf allen der Tag der  
Jahreszeit bekannt gemacht, und ihr Almosenzahl darüber  
schriftlich mitgetheilt werden wird, weil alle diejenigen  
dem Almosen ausgetheilt werden, welche solches nicht  
schriftlich von ihrem Offenshaus bei der Jahreszeit zu St.  
Landelin anzeigen können. Jene aber, welche Krank-  
heits halber nicht den Offens gehen können, sollen sich  
durch einen ihrer Anverwandten oder Hausgenossen  
für das Almosen melden und eine ablangen lassen.

*Arbogast Heisler (1755 bis 1829) war von 1793 bis zur Aufhebung des Konvents im Jahr 1803 Abt des Benediktinerklosters Ettenheimmünster (Gemälde im Pfarrhaus Ettenheimmünster). Nach Aufhebung des Klosters bis zu seinem Tode am 13. März 1829 lebte Arbogast Heisler in Offenburg. Begraben ist der 51. Abt des Klosters Ettenheimmünster in der Gruft der St.-Arbogast-Kapelle auf dem „Alten Friedhof“ von Ettenheimmünster. Repro: Gerhard Finkbeiner*



*St.-Arbogast-Kapelle auf dem „Alten Friedhof“ von Ettenheimmünster.*

*Foto: Gerhard Finkbeiner*



*Gesamtansicht des Benediktinerklosters Ettenheimmünster, ein Geschenk des letzten Abtes Arbogast Heisler an das Pfarrhaus in Ettenheimmünster.*

*Repro: Gerhard Finkbeiner*

An den letzten Abt, den 51. in der Geschichte des Klosters, erinnert heute noch die St.-Arbogast-Kapelle auf dem „Alten Friedhof“ von St. Landelin. In dieser Grabkapelle, die auf Initiative von Abt Arbogast Heisler gebaut und am 10. August 1826 eingeweiht wurde, ruht nicht nur die sterbliche Hülle des letzten Abts des Klosters, sondern dort sind auch die Gebeine der zuvor in der Gruft der Klosterkirche beigesetzten 43 Mitbrüder bestattet.



Inscripttafel in der St.-Arbogast-Kapelle mit dem Hinweis:  
„Hier ruhen / die Gebeine / der Klostergeistlichen / aus der Gruft der Abtei /  
Ettenheim-Münster / 1826“  
Foto: Gerhard Finkbeiner

Auf den links und rechts vom Arbogast-Altar in die Wand eingelassenen Inschrifttafeln ist in lateinischer bzw. deutscher Sprache zu lesen:

HIER RUHT  
ANTON ARBOGAST HEISLER  
DER LETZTE ABT DES NUN  
VERSCHWUNDENEN KLOSTERS  
ETTENHEIMMÜNSTER.  
NICHT DIESE EINFACHE PLATTE,  
SONDERN SEINE STIFTUNG FÜR DIE ARMEN  
SEINER EHEMALIGEN UNTERTHANEN  
SOLL SEIN ANDENKEN VEREWIGEN.  
ER WURDE GEBOREN IN OFFENBURG AM 1. JULI 1755.  
PRIESTER AM 19. DEZEMBER 1778.  
ALS ABT ERWÄHLT AM 19. JUNI 1793.  
STARB ZU OFFENBURG AM 13. MÄRZ 1829.

Die Armenstiftung wurde 1942 aufgehoben – und seit jener Zeit findet auch keine Gedächtnismesse mehr statt. Die Erinnerung an den sozial denkenden, edlen Stifter Abt Arbogast Heisler scheint vergessen zu sein.

#### *Quellen und Anmerkungen*

Dem Beitrag liegen die Urkunden 1, 2 und 3 über die „Prälatische Armenstiftung zu St. Landelin“ im Gemeindearchiv Schweighausen zugrunde.



## Zum Flurnamen ‚Heiligenhäusle‘

*Ernst Schneider †*

Im Bereich der mit ‚Bild/Bildstock‘ und damit gebildeten Flurnamen machen Vorkommen mit ‚Haus‘ oder ‚Häusle‘ als Grundwort nur einen geringen Anteil aus. Bereits 1951 habe ich in dem Beitrag ‚Bild und Bildstock in der Flurnamengebung‘ (siehe Literatur) vor allem aus dem Schrifttum zahlreiche Namenbeispiele zusammengestellt und erörtert; darunter sind nur wenige ‚Bildhäusle‘. Auch die weitere Erfassung von Flurnamen aus historischen Quellen besonders im Hegau hat zu keiner besonderen Häufigkeit von ‚Heiligenhäusle‘-Vorkommen geführt. Es überwiegen Bildungen mit „Bild/Bildstock“.

Auch die Mundartwörterbücher geben nicht immer ausreichend Aufschluss. So ist im Badischen Wörterbuch (2, S. 579 ff.) unter dem Stichwort ‚Haus‘ auf ‚Sonderheiten der Verkleinerung‘ hinsichtlich der Formen und des Gebrauchs eingegangen, wobei lediglich ‚Bildhäusle‘ aus unserem Bereich genannt wird. Dieses ‚Bildhäusle‘, mundartlich ‚Bildhüsli‘ oder ‚Löffelküpili‘, war nach Badischem Wörterbuch (1, S. 228; 3, S. 480) eine Kapelle mit der Statue der hl. Apollonia bei Staufen. Unter ‚Löffelküpelle‘ (ebd. 3, S. 480) ist ergänzend angegeben, dass die hl. Apollonia Patronin der Zahnwehleidenden und der Zahnärzte ist wegen deren bildernischen Attribut, dem Löffel. Unter ‚heilig‘ und damit gebildeten Zusammensetzungen ist im Badischen Wörterbuch (2, S. 599) ‚Heiligenhäusle‘ nicht eigens genannt; aufgeführt ist dort ‚Heiligenstöckle‘.

Das Pfälzische Wörterbuch (3, Sp. 790) führt das Stichwort ‚Heiligenhäuschen‘ n. an, erläutert ‚Heiligenbild mit Überbau, auch kleine Feldkapelle‘ und nennt einige Vorkommen. ‚Bild- und Kreuzhäusle‘ sind nicht eigens aufgenommen.

Im Schwäbischen Wörterbuch (2, Sp. 1267 ff.) wird unter ‚Haus‘ die Verkleinerungsform ‚Häuslein‘, jede Art von Hütte, genannt, dazu unter den Flurnamen ‚Heiligenhaus‘, ‚Kapell(en)haus‘, auch ‚Bildhaus‘, ähnlich unter ‚heilig‘ (ebd. 3, Sp. 1356), mit den Flurnamen ‚heilig + Haus, + Häusle‘, ohne nähere Erörterung. Ebd. (1, Sp. 1112) ist ‚Bildhaus‘, ‚Gehäuse, das ein Bild enthält, verzeichnet, dazu die Angabe: ‚noch jetzt in Flurnamen = dem häufigeren Bildstock‘, führt ‚beim roten Bildhäusle‘ und ‚Bildhäusleäcker‘ an.

Schweizerisches Idiotikon (2, Sp. 1704, 1712, 1716) nennt unter ‚Hus‘ Bedeutungen des Diminutivus ‚in eigentümlicher Anwendung‘, darunter ‚steinines hüsli‘, Bildstock mit Kruzifix, Betsäule. ‚Heiligen-Hüsli‘, ‚Helgen-Hus‘ wird (ebd. 2, Sp. 1712) erklärt als Bilderhaus, kleines viereckiges Häuschen mit Wänden von Glas, in dem das Bild eines Heiligen sich

befindet. In der älteren Zeit waren solche Häuschen an Wegen oft in Form eines kleinen, betretbaren Kapellchens angebracht; Betsäule, Feldkreuz, Bildstock. Synonyme sind ‚Bildhus‘, ‚Helgenstock‘. Angefügt sind ‚das gemuret helgenhüsli‘ 15. Jahrhundert, die ‚Helgenhüsli-Weid‘, ‚der gross Nussbaum, der by dem heiligen Hüsli stat, an der Landstrass‘ 1629. Die Betsäulen sind eigentlich auf den kleinsten Raum zurückgeführte Feldkapellen, werden auch ‚Kapellen‘ genannt. Schließlich ist ‚Chrüz-Hüsli‘ zu nennen, Name einer Feldkapelle, Kapelle zum heiligen Kreuz.

Im Deutschen Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm ist (Bd. 10, Sp. 840) ‚Heiligenhaus‘ aufgenommen mit der Bedeutung ‚Haus, Behälter einer Heiligenfigur‘, dazu wird die Verkleinerungsform ‚helgenhäuslein‘ mit folgendem Beleg aus dem *Simplicissimus* genannt: ‚gib acht auf die bildstock, helgenhäuslein und creuz an den wegen‘. Ebd. (2, Sp. 18) ist ‚Bildhaus‘ n. erwähnt mit der Bedeutung ‚capsula, cui imago inclusa est‘. Auch ‚Kreuzbild‘ ist aufgenommen als ‚Bild des gekreuzigten Christus‘, nicht aber ‚Kreuzhäusle‘.

Erwähnenswert ist, dass anlässlich der Aufhebung der Nebenkirchen und der entbehrlichen Kapellen durch die Reformen des konstanzer Bischofs von Wessenberg zu Anfang des 19. Jahrhunderts in den Berichten der Pfarrämter der Begriff ‚Heiligenhäusle‘ nicht vorkommt. In diesen Berichten ist meist von Neben- oder Feldkapellen die Rede (vgl. Generallandesarchiv Karlsruhe 170/Faszikel 72; 314/Faszikel 326, 327; auch Schneider, Aufhebung der im Wiesenkreis befindlichen sog. Nebenkirchen und Kapellen S. 38–51). Volkskundlich bemerkenswert ist der Bericht der Pfarrei Müllen (Ortenaukreis) vom 16. Oktober 1810 über die dortige St. Ulrichskapelle. Diese Kapelle ist ein ‚Häußchen mit einem Thürmchen‘. Unter der Kapelle ist das Ulrichsbrunnlein, zu dem die Leute, oft mehrere Stunden weit her, lang kränkelnde Kinder tragen, ‚und lassen sie in dem Brunnlein baden, im Vertrauen, dass sie in Bälde wieder gesund werden ...‘.

Überblickt man das Schrifttum über Bildstöcke, Feldkreuze, Feldkapellen, häufig mit Wallfahrten verbunden, so ist festzustellen, dass darin nur wenige ‚Heiligenhäusle‘-Nennungen, meist mundartlich, vorkommen. In den Beiträgen über Bildstöcke der Ortenau von Otto August Müller ist unser Name nicht vertreten. Die Mehrzahl unserer Belege stammt aus Lagerbüchern, ob direkt oder über das namenkundliche Schrifttum. Diese Quelle steht der Mundart näher, vermittelt nach ihrem Ziel zahlreiche Flurnamen.

Die folgenden ‚Heiligenhäusle‘-Vorkommen, denen wenige ‚Bild‘- und ‚Kreuzhäusle‘-Belege angeschlossen sind, stammen überwiegend aus Gemarkungen des Ortenaukreises und angrenzender Landkreise. Aus dem Schrifttum übernommene Belege werden kurz mit Herkunft bezeichnet. Historische Belege werden durch Generallandesarchiv Karlsruhe (= GLA) oder durch ein anderes Archiv mit der Archivsignatur gekennzeichnet. Archivalien nach 1850 sind Gemarkungspläne.

## Namenübersicht:

- Allmannsweier: ‚by dem helgenheüßlin gelegen‘ 1571/GLA 66/Nr. 7811.
- Bauerbach (Bretten, Landkreis Karlsruhe): ‚Krauthgarthen am Zollstock oder Heyligen Häuslein zu Flehingen‘ 1695; ‚an dem Zollstock oder Heiligen Häuslein‘ 1743/Schneider, Flurnamen Bretten S. 145, 165. Lage beim Zollstock an der Gemarkungsgrenze gegen Flehingen.
- Bombach: ‚ob dem Heiligen Heüslin‘ 1682/GLA 66/Nr. 1200. Ferner kommen vor: ‚biß zum heiligen Stöcklin‘ 1546/GLA 66/Nr. 6014; ‚an dem Helgen stöcklin‘ 1682/GLA 66/Nr. 1200; ‚am Hailigen Stöckle, der Käppele ackher genannt‘ 1749/GLA 66/Nr. 1204.
- Broggingen: ‚am Heiligen Häußlin an der Straßen gelegen‘ 1749/GLA 66/Nr. 1335.
- Buchholz: ‚by dem helgen hüslin und stat das käppeli daruff‘ 1415 IV. 1./Roos, Flurnamen Freiburger Bucht S. 391. Wohl identisch mit dem 1490 erwähnten ‚Büchholtzer cäppilin‘. – Krieger 1, Sp. 330.
- Ettenheim: ‚acker by der Crützbrucken..lit am heiligen hislin‘ 1529/GLA 66/Nr. 2444. Genannt wird auch ‚Heiligenstöckle‘, mundartlich ‚helge šdegli‘, Art Grenzstein mit Inschrift zur dankenden Erinnerung an die Teilung des Waldes bei Wallburg, 19. Jahrhundert. Älteres Marterl steht dicht dabei. – Badisches Wörterbuch 2, S. 601.
- Friesenheim: ‚bey dem haylgen hußlin‘ 1531/GLA 66/Nr. 7811; ‚beym Heiligenheüßlin gelegen‘ 1656/GLA 66/Nr. 7817.
- Greffern: ‚im Schwartzacker veld stossen mit aim ortt uff die Landstraß bym heligen husel‘ 1485/GLA 66/Nr. 2971; ‚beim heiligen heüsel‘ 1570/GLA 66/Nr. 2970. – Auf dieser Gemarkung auch: ‚acker..hinden am dorff gegen der heyiligen eychen‘ 1398/GLA 66/Nr. 2970.
- Handschuhsheim (Stadtteil Heidelberg): ‚Sommer Fletzen am Diefen weeg..Inwendig das heiligen heußel oder gäßel‘ 1571, im Mühlthal gelegen – ‚das steine Heylige Husel an dem gewende‘ 1411, 1475; Lage am Wendelstor, wo später ein Steinkreuz stand. – Frey, Flurnamen Handschuhsheim S. 40 f.
- Heidelberg: ‚neben dem hindern heiligen husel.. inwendig der diepweg‘ 1496; ‚bey dem Ooppelheymer helligem Heusel‘ 1570, war am Schnittpunkt vom Diebsweg und Eppelheimer Landstraße – ‚beym Heiligen Häußel gelegener Acker‘ 1768 – ‚vor dem obern Thor..Behausung einerseits das Helgen Häußlein‘ 1725 – ‚an dem Burgwege..ziehet von dem Heiligen Hüsel ane bys hynoff an die oberste Müwer‘ 1433 IX. 30. – Derwein, Flurnamen Heidelberg S. 153.
- Iffezheim: ‚ußwendig dem Heilgenhüßlin‘ 1511/GLA 66/Nr. 8384.
- Kappel (Freiburg i. Br.): ‚am schlittweg oder underhalb dem heiligen heüslin‘ 1564/GLA 66/Nr. 2446.
- Kippenheim: ‚Heiligenhüslin‘ 1401; ‚ob hailgen hüßlin‘ 1537; ‚beim helgenheißel, heiligen Hausel‘ 1687 – ‚Helgenwegle‘ 1761. Nach der Dorfsa-

ge stand am Ende des Weges eine Kapelle. – Kleiber, Flurnamen Kippenheim und Kippenheimweiler S. 47.

Mahlberg: ‚Item ze kúnigesloch 2 iugera agri iuxta agrum dominorum de Schutter situs prope dem helgenhúszli‘ 1341/Tennenbacher Güterbuch S. 300.

Münchweier: ‚bey dem heyligen Heüßlin‘ 1626/GLA 66/Nr. 5619.

Nordweil: ‚ $\frac{1}{2}$  Juchert ob dem Hayligen Heuslin‘ 1546/GLA 66/Nr. 6014.

Oberschopfheim: ‚bey dem hailgen hüßlin‘ 1531/GLA 66/Nr. 7811.

Ottenheim: ‚bey dem helgen heußel‘ 1571/GLA 66/Nr. 7811.

Rastatt: ‚am heiligen húslin‘ 1510/GLA 66/Nr. 11205; ‚am Hailgen Heuslin‘ 1593/Gemeindearchiv Malsch, Lagerbuch.

Sasbach: ‚by dem heiligen hußlin‘ 1526/GLA 66/Nr. 55.

Schwarzach: ‚ein bün gelegen by dem heiligen husel‘ 1478. Ferner: ‚im mittelfeld do der heiligen stock uff stot‘ 1478; ‚by dem heiligen Stockh‘ 1560. – Schneider, Flurnamen Schwarzach S. 255.

Sinzheim: ‚ $\frac{1}{2}$  Juchert beym heyligenhäuslein‘ 1668/GLA 66/Nr. 8091; ‚beym helgen häuslein im Breitenloch‘ 1677/GLA 66/Nr. 8092. Nach der Lage beim Breit(en)loch an der Landstraße (jetzt: B3) ist damit die ‚Kapelle‘ des Plans von 1867 gemeint. Dort stand bis 1974 eine einfache, aus groben Feldsteinen gefügte Kapelle mit dem Bildnis des Eremiten Antonius von Ägypten; Teil des ehemaligen Gutleuthauses. – Vgl. Heimatbuch Landkreis Rastatt 1977, S. 46. – Auch ‚Heiligenstock‘ kommt vor: ‚im Weyerfeldt oberhalb der schiffgrub bei dem Hailligen stockh‘ 1575/GLA 66/Nr. 8083; ‚oben an der Alten Burg am Heiligenstöckhlein‘ 1654/GLA 66/Nr. 8279.

Steinbach: ‚by dem Heiligen hußlin‘ 1479; ‚beim heiligen heüslin‘ 1575. – Schneider, Flurnamen Steinbach S. 227.

Tutschfelden: ‚beym Heyligen Häußlin‘ 1688/GLA 66/Nr. 6785.

Ulm: ‚uff die straß gegen dem helgen húsell‘ 1494/GLA 66/Nr. 8915.

Ziegelhausen (Stadtkreis Heidelberg): ‚ein flecken hinder dem heiligen heüsel‘ „1477“. Kapelle des Röscher Ziegelhauses. Beim Abbruch des Brahms-Hauses 1925 fand sich eine Madonnenstatue ohne Kopf. Sie ist am Hause Schönauer Straße 12 eingemauert. – Hoppe, Flurnamen Ziegelhausen S. 40.

Auch außerhalb unseres Bereichs ist ‚Heiligenhäusle‘ ein nicht unbekannter Flurname, bezogen auf die früher vielerorts anzutreffenden Nebenkappen und Bildstöcke im Feld. Unter ‚heilig‘ fasst Wolf Dietrich Zernecke in ‚Die Siedlungs- und Flurnamen rheinhessischer Gemeinden zwischen Mainz und Worms‘ (Stuttgart 1991, S. 225) Belege mit ‚heilig‘ als erstem Namensglied und ‚Haus, Häusle, Häuschen, Häuslein‘ als Grundwort zusammen. Auch Hans Ramge widmet in seiner Dissertation ‚Die Siedlungs- und Flurnamen des Stadt- und Landkreises Worms (mit Ausnahme der al-

ten Gemarkung Worms)‘ (Darmstadt 1967, S. 149) unserem Flurnamen einen Abschnitt und bemerkt, dass die zahlreichen kleinen Feldkapellen fast überall verschwunden sind.

Außer dem eingangs genannten ‚Bildhäusle‘ werden ergänzend weitere ‚Bildhäusle‘-Vorkommen aufgeführt. ‚Bildhäusle‘, mittelhochdeutsch *bilde-hiuselîn* n. ist eine kleine Kapelle, ein Bildstock (Lexer 1, Sp. 274). Schwäbisches Wörterbuch (1, Sp. 1112) nennt ‚Bildhaus‘ als ‚Gehäuse, das ein Bild enthält‘, weist auf das Vorkommen in Flurnamen hin, entsprechend dem häufigeren ‚Bildstock‘, fügt die Flurnamen ‚beim roten Bildhäusle‘ und ‚Bildhäusleäcker‘ an.

#### Vorkommen:

Bankholzen (Landkreis Konstanz): ‚vor dem Bildhäusle‘ 1738; ‚2 äcker unter dem Bildhäusle‘ 1782; ‚unter dem Bildhäusle‘ 1825. Die Lage ist in der Zelg, die bereits 1471 ‚Zelg züm bild‘ heißt. – Schneider, Flurnamen Bankholzen S. 160.

Beiertheim und Durlach (Stadtkreis Karlsruhe): ‚bym bildhußlin‘ 1535; ‚beim bildtheußlin‘ 1598. Vereinzelte Nennungen neben zahlreichen ‚Bild(stock)‘-Namen. – Schneider, Flurnamen Karlsruhe S. 136.

Gaienhofen/Horn (Landkreis Konstanz): ‚im Horner Weingarten unter dem Bild- oder Beinhäusle‘ 1791/GLA 66/Nr. 2721; ‚beym Bildhäusle‘ 1791/ebd. Gelände bei der Horner Kirche.

Grosselfingen (bei Hechingen/Hohenzollern): 1497 wird die ‚Kapelle ob der Badstube‘ genannt. Damit ist die Kapelle ‚Unserer Lieben Frau auf der Steig‘ gemeint, die im Volksmund noch ‚Bilderhäusle‘ genannt wird. – Walter, Badstuben S. 93.

Gutmadingen (Schwarzwald-Baar-Kreis): ‚beim Bildhäusle‘ 1785; mundartlich: ‚bim bildhisli‘. Dort stand früher ein hölzerner Bildstock, in der Nähe ein steinernes Sühnekreuz. Die Sage erzählt von der Ermordung eines Geisinger Bürgers. – Bader, Flurnamen Gutmadingen S. 15.

Markelfingen (Landkreis Konstanz): ‚nebednt dem Wackhen Creüz und Bildheuslin‘ 1602 X.22/GLA 5/Convolut 417; ‚dazumahlen ist auf der Stahring. Landstraß beym bildhäuslein an statt des abgegangenen Creützes ein news auffgerichtet worden‘ 1674/GLA 229/Nr. 65099.

Tailfingen (Albstadt; Württemberg): ‚beim Bildenhäuslin..stoßt oben an die Straß‘ 1565; ‚beim Bildenhäußlin‘ 1660. An dieser Stelle mag eine Wegkapelle gestanden haben. – Bizer, Flurnamen Tailfingen S. 23 f.

Truchtelfingen (Albstadt, Württemberg): ‚beim Bildenheuslin‘ 1564; ‚Wüßen bey dem Bilden Hauß, die Stumppen Wüß genannt‘ 1738. – Bizer, Flurnamen Tailfingen S. 67.

Das Grundwort ‚Häusle‘ kann auch durch ‚Kreuz‘ näher bestimmt werden (vgl. das einleitend vermerkte ‚Chrüz-Hüsli‘, Name einer Feldkapelle).

Bildungen mit ‚Kreuz‘ sind in der Namengebung stark verbreitet (vgl. die Beispiele im Badischen Wörterbuch 3, S. 275 ff., auch meinen Beitrag über ‚Kreuz‘ – Flurnamen), doch sind Vorkommen mit ‚Häusle‘ nur wenig vertreten. Im Badischen Wörterbuch fehlt dieses Stichwort, das Schwäbische Wörterbuch (4, Sp. 742) gibt unter ‚Kreuzhaus‘ eine andere Erklärung.

Vorkommen:

Köndringen: ‚ob dem Creützheüßlin‘ 1528/GLA 66/Nr. 7807; ‚Uf den Creuzmatten hinder dem Creützheüßlin‘ 1564/GLA 66/Nr. 4558; ‚gegen dem Creutz Heußlin‘ 1667/GLA 66/Nr. 8621; ‚an die straß gegen der Creutz Kappellen‘ 1568/GLA 66/Nr. 3720. Neben ‚Kreuzhäusle‘ ist auch ‚Kreuzkapelle‘ überliefert.

Malterdingen: ‚2 Mm. agkers zum Creützheüßlin‘ – ‚zum krütz heußlein‘ 1546/GLA 66/Nr. 9985.

Riegel: ‚hinder dem Kreuz heüßlin‘ 1555/GLA 66/Nr. 6912; ‚hanffgarten lit hinder dem Kritz Kapele‘ 1577/GLA 66/Nr. 6922; ‚hinder dem Creütz Käppelin‘ 1626/GLA 66/Nr. 6913. Auch hier ist Namenwechsel feststellbar.

Söllingen (Landkreis Karlsruhe): ‚wisen by dem Crúz húselin‘ 1408 XI. 22./GLA 44/von Gravenneck; ‚acker bym crütz húslin‘ 1535/GLA 66/Nr. 2941; ‚beim Creutz Heüßlin..herein uf den Gißgraben‘ 1578/GLA 66/Nr. 8120; ‚beym Creutz Häusle..neben dem Thalweg..oben auf den Zeilweg‘ 1753/GLA 66/Nr. 8131.

Abschließend sei auf die wohl vereinzelt vorkommende Benennung des Grundworts ‚Häusle‘ nach einem Heiligen hingewiesen. Auf Gemarkung Wössingen (Landkreis Karlsruhe) ist überliefert: ‚by Sanct Leonharts húslin‘ 1521/22/GLA 66/Nr. 8248; ‚bey St. Lienhardts Heuslin am Brettheymer weg‘ 1614/GLA 66/Nr. 9867.

Nach den benützten Quellen ist ‚Heiligenhäusle‘ erstmals besonders häufig im 15. und 16. Jahrhundert genannt. Der Name, ob Feldkapelle oder Bildstock bezeichnend, ist Lageangabe, wird oft in Verbindung mit dem Verlauf von Straßen (Landstraßen) genannt, tritt an Straßenkreuzungen, in der Nähe von Gemarkungsgrenzen auf. Neben ‚Heiligenhäusle‘ kommt auf derselben Gemarkung, aber an anderer Stelle, auch ‚Heiligenstöckle‘ vor. Öfters finden sich im Umkreis von ‚Heiligenhäusle‘-Vorkommen weitere Flurnamen aus dem religiösen Bereich. Zu nennen sind ‚Heiligeneiche‘, ‚Kreuzbrücke‘, ‚Käpelleacker‘, auch wechselnde Formen zwischen ‚Kreuzhäusle‘ und ‚Kreuzkapelle‘.

Abschließend ist auf die überlieferten Formen einzugehen. In ‚heilig‘, mittelhochdeutsch heilic, heilec, ist mittelhochdeutsch ei bezeichnet durch ei, ey, eü, ai, ay, i. Es überwiegen Formen mit ei. Neben ei-Belegen treten

auch Formen mit e auf (Monophthongierung), sie lassen sich seit dem 14. Jahrhundert nachweisen. Einzelne Quellen haben durchgehend ‚helgen‘, in anderen sind Schwankungen feststellbar (zu den Formen vgl. Badisches Wörterbuch 2, S. 599 f.).

Zu mittelhochdeutsch hûs, Plural hûs und hiuser, wird die Diminutivform mittelhochdeutsch hiuselîn n. gebildet (Lexer 1, Sp. 1310). Weitere Formen sind heuslîn, hiusel, häusel. Im Mittelhochdeutschen wird û (langes u) vor Vokal der Folgesilbe zu langem ü umgelautet und als iu geschrieben. Diese Lautwiedergabe erscheint nicht regelmäßig, unterbleibt oft. In unseren Belegen wird der Umlaut von û vor 1550 bezeichnet durch  $\ddot{u}$ ,  $\ddot{u}$ ,  $\ddot{u}$ ,  $\acute{u}$ ,  $\acute{u}$ ,  $\acute{u}$  (Entrundung); nach ca. 1550 überwiegen diphthongierte Formen, bezeichnet durch eu, eü, äü, ei.

Das Diminutivsuffix althochdeutsch -(i)lîn, im Alemannischen am häufigsten zur Flurnamenbildung verwendet, ist auch in unseren Vorkommen vorrangig. Die Form -lin ist vom 14. bis 17. Jahrhundert stark vertreten, vor allem im 16. Jahrhundert, geht dann mit wenigen Vorkommen in -lein und -le über. Neben -lin sind -el und -le vereinzelt vertreten. Alle diese Vorkommen gehen auf althochdeutsch -(i)lîn zurück (vgl. Badisches Wörterbuch 3, S. 434: -lein).

Der Autor verstarb während der Drucklegung seines Beitrages am 19. Mai 2003. Ernst Schneider, geb. am 24. Dezember 1917, war Stadtarchivar in Karlsruhe von 1958 bis 1981. In der „Ortenau“, aber auch in anderen Publikationen, veröffentlichte er seit 1953 viele fundierte Beiträge zur Flurnamenforschung, aber auch zu vollkundslichem Gut in Heinrich Hansjakobs Schriften (1954–1959).

### Literatur

- Bader, Karl Siegfried: Die Flurnamen von Gutmadingen. Heidelberg 1931. (= Badische Flurnamen, hrsg. von Eugen Fehrle, Bd. I, Heft 1)
- Badisches Wörterbuch. Begonnen von Ernst Ochs. Weitergeführt von Karl Friedrich Müller, Gerhard W. Baur. Bearbeitet (ab 4. Bd.) von Rudolf Post. 1925
- Bizer, Hermann: Die Flurnamen von Tailfingen, Tailfingen 1940
- Derwein, Herbert: Die Flurnamen von Heidelberg. Eine Stadtgeschichte, Heidelberg 1940. (= Badische Flurnamen, hrsg. von Eugen Fehrle, Bd. II, Heft 5)
- Frey, Fritz: Die Flurnamen von Handschuhsheim, Heidelberg 1944. (= Oberrheinische/Badische Flurnamen, hrsg. von Eugen Fehrle, Bd. III, Heft 4)
- Grimm, Jacob und Wilhelm: Deutsches Wörterbuch. 33 Bände, München 1984. (Fotomechanischer Nachdruck der Erstausgabe)
- Hoppe, Reinhard: Die Flurnamen von Ziegelhausen, Heidelberg 1956. (= Oberrheinische Flurnamen, hrsg. von Eugen Fehrle, Bd. III, Heft 6)
- Kleiber, Wolfgang: Die Flurnamen von Kippenheim und Kippenheimweiler. Ein Beitrag zur Namenkunde und Sprachgeschichte am Oberrhein, Freiburg i. Br. 1957. (= Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte, Bd. VI)

- Krieger, Albert: Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden. 2. Auflage, 2 Bände, Heidelberg 1904/05
- Lexner, Matthias: Mittelhochdeutsches Handwörterbuch. 3 Bände, Stuttgart 1979. (Reprographischer Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1872–1878)
- Pfälzisches Wörterbuch. Begründet von Ernst Christmann. Fortgeführt von Julius Krämer und Rudolf Post, Wiesbaden 1965–1980
- Roos, Klaus Peter: Die Flurnamen der Freiburger Bucht. Ein Beitrag zur Namenskunde und Sprachgeschichte des Breisgaus. Dissertation Freiburg i. Br. 1966
- Schneider, Ernst: Die sprachliche und volkskundliche Bedeutung der ‚Kreuz‘-Flurnamen Badens, in: Freiburger Diözesan-Archiv 71, 1951, 134–178
- : Bild und Bildstock in der Flurnamengebung, in: Freiburger Diözesan-Archiv 73, 1953, 117–144
- : Über die Aufhebung der im Wiesenkreis befindlichen sog. Nebenkirchen und Kapellen während der Aufklärung, in: Das Markgräflerland 19, 1957, 38–51
- : Die Flurnamen der Gemarkung Steinbach (Kreis Bühl), in: Die Ortenau (38) 1956, 216–241
- : Die Stadtmarkung Karlsruhe im Spiegel der Flurnamen, Karlsruhe 1965. (= Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs, Bd. 1)
- : Flurnamen der Gemarkung Schwarzach, in: Die Ortenau 55, 1975, 239–273
- : Flurnamen der Gemarkung Bankholzen, in: HEGAU 35, 1978, 159–176
- : Die Flurnamen der Stadt Bretten (Gemarkungen Bretten, Bauerbach, Büchig, Diedelsheim, Dürrenbüchig, Gölshausen, Neibsheim, Rinklingen, Ruit, Sprantal). Ein Beitrag zur Namenskunde des Kraichgaues. (= Brettener stadteschichtliche Veröffentlichungen, Bd. 8), Bretten 1985
- Schwäbisches Wörterbuch. Bearbeitet von Hermann Fischer. Zu Ende geführt von Wilhelm Pfeleiderer. 6 Bände, Tübingen 1904–1936
- Schweizerisches Idiotikon; Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Begonnen von Friedrich Staub und Ludwig Tobler, fortgesetzt von Albert Bachmann und zahlreichen anderen. 14 Bände und Registerband, Frauenfeld 1881–1990
- Das Tennenbacher Güterbuch (1317–1341). Bearbeitet von Max Weber und Günther Haselner, Alfons Schäfer, Hans Georg Zier, Paul Zinsmaier, Stuttgart 1969. (= Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A Quellen 19. Bd.)
- Walter, Michael: Die mittelalterlichen Badstuben mit besonderer Berücksichtigung Hohenzollerns, in: Hohenzollerische Jahreshfte 11, 1951, 65–113



## Vom berühmten Rastatter Maß

*Johannes Werner*

Wie lange war es her (...), dass es überhaupt Maße und Gewichte gab!  
Joseph Roth, Das falsche Gewicht

Von Rastatt sagt ein Buch, das 1725 in Frankfurt und Leipzig erschien, dass es „groß/und wegen der großen Maß/berühmt“<sup>1</sup> sei. Und dass es „in-sonderheit wegen des grossen Maasses berühmt“<sup>2</sup> sei, steht auch in dem betreffenden, 1741 in Halle und Leipzig erschienenen Band der berühmten Zedlerschen Enzyklopädie. (Und beide Male steht es gleich im ersten Satz.)

Im Jahre 1799 kam dann, in Dortmund, die „Jobsiade“ von Karl Anton Kortum heraus: eine komische Biographie des recht nichtsnutzigen Kandidaten Hieronimus Jobs aus Sulz- oder Schildburg in Schwaben, der jedoch, nach vielen Verwirrungen, schließlich Pfarrer von Ohnwitz wird, nachdem der bisherige Amtsinhaber plötzlich das Zeitliche gesegnet hat.

*Der Ehrenmann hatte noch abends vorher gehalten  
Eine gute Mahlzeit, von Schinken und kalten  
Hammelbraten, mit Salat von Sellerei,  
Und ein Rebhühnle verzehrt dabei.*

*Auch seine täglich gewohnte zwei Rastatter Mäße  
Getrunken aus dem alten Rheinweinfäße;  
War also, gottlob! weder krank noch voll,  
Sondern befand sich bis dahin gesund und wohl;*

*Und seine Konstitution schien versprechen zu wollen,  
Dass er ein alter Mann hätte werden sollen;  
Denn er war sehr stark und korpulent  
Und dacht an nichts weniger als an sein End.<sup>3</sup>*

Dass der Pfarrer von Ohnwitz seinen Rheinwein nach Rastatter Mäße maß, zeigt, dass dieses Maß weithin bekannt, und dass er selber nicht eben mäßig war. Dazu wird noch mehr zu sagen sein.

*Vom Vielerlei ...*

Die Rede ist von einer Zeit, in der die Maße und Gewichte noch nicht vereinheitlicht waren; in der sie sich von Land zu Land, ja selbst von Ort zu Ort noch unterschieden. So maß man, nur zum Beispiel, auch in Freiburg anders als anderswo; und wenn man auf dem Markt nicht einig wurde, dann ging man in die Vorhalle des nahen Münsters, denn in ihre Wände war und ist noch immer eingemeißelt, was man etwa unter einem Klafter, oder unter einem Sester, Malter, Zuber, Karren, oder unter Zoll und Elle verstand.<sup>4</sup>

Diese Größen galten in Freiburg und nirgendwo sonst; und mit anderen verhielt es sich nicht anders. Auch über das, was man unter einem Maß Wein zu verstehen hatte, gingen die Meinungen weit auseinander, selbst noch im neu gegründeten Großherzogtum Baden. In ihm gab es, genauer gesagt, 105 verschiedene Meinungen über dieses Maß (abgesehen von denen über Schoppen, Eimer, Ohm, Saum und Fuder – um nur von den Flüssigkeiten zu sprechen). Eine kleine Auswahl:

1,087 l	Villingen
1,204 l	Konstanz
1,225 l	Meßkirch
1,248 l	Stockach
1,441 l	Lörrach
1,540 l	Säckingen
1,558 l	Bretten
1,576 l	Karlsruhe
1,582 l	Pforzheim
1,614 l	Ettlingen
1,649 l	Bruchsal
1,651 l	Freiburg
1,689 l	Donaueschingen
1,818 l	Breisach
1,881 l	Lahr
1,909 l	Wolfach
1,916 l	Offenburg
1,927 l	Baden-Baden
1,994 l	Mannheim
2,012 l	Heidelberg
2,026 l	Schwarzach
2,031 l	Achern
2,036 l	Bühl
2,383 l	Gernsbach
2,891 l	Rastatt! <sup>5</sup>

Rastatt, am Abend des 31. März 1812.

## Abschiedslied an die alte Rastatter Weinmaß.

(Bekanntlich war die bisherige Rastatter Maß eine der größten in Deutschland. Eine höchste Verordnung, welche auf den 1. April d. J. allgemeine Gleichheit des Maßes einführt, reduziert solche beynabe bis auf die Hälfte. Dies ist die Veranlassung des gegenwärtigen Gedichts, welches in Urschrift auf einem Pergamentbogen in einer alten Maßflasche aufbewahrt ist, die in dem berühmten Gasthof zum goldnen Kreuz dahier zu einem bleibenden Andenken unter allgemeiner Trauer beigesetzt wurde.)

Nichts auf Erden kann bestehen,  
Alles geht dem Grabe zu;  
Du auch mußttest untergehen,  
Liebe alte Flasche du!  
Du bewahrtest treu die Sitte  
Unsrer Ahnen: fremd dem Trug  
War ihr Zirkel: in der Mitte  
Stand der dickbeleibte Krug.  
Alter Humpen, lebe wohl!  
Alter Humpen, lebe wohl!  
Chor: lebe wohl! lebe wohl!

Freude hast du uns gewährt,  
Fest geknüpft der Freundschaft Band,  
Teutscher Treue Blut genährt:  
Handschlag war dein Unterpfand.  
Hast erwärmt, belebt die Geister,  
Manche Lüg' zur Welt gebracht,  
Wie Münchhausen selbst der Meister  
Sie nicht schöner ausgedacht.  
Alter Humpen, lebe wohl!  
Alter Humpen, lebe wohl!  
Chor: lebe wohl, lebe wohl!

Faunus tanzt' an deiner Quelle,  
Satyrn schenkten lächelnd ein,  
Jokus an des Ernstes Stelle,  
Trank uns zu den goldnen Wein.  
Bachus klagt, die Bistonide  
Singt ihr Evox nicht mehr;  
Evox wird zum Trauerliede,  
Traurig wankt Silen daher!  
Alter Humpen, lebe wohl!  
Alter Humpen, lebe wohl!  
Chor: lebe wohl! lebe wohl!

„Abschiedslied an die alte Rastatter Weinmaß“ (Einblattdruck, Rastatt 1812; Teilansicht)

Das Rastatter Maß war, in der Tat, bei weitem das größte; die anfangs angeführten Autoren rühmten es zu Recht. Wobei man aus der bloßen Größe freilich keine falschen Schlüsse ziehen sollte: Wo der Rastatter ein Maß trank, da trank der Lörracher eben deren zwei. Aber dass der Ohnwitter Pfarrer zwei Rastatter Mäße trank, und dies Tag für Tag, war wohl ein wenig zu viel. In den Gasthäusern wurde übrigens das so genannte „Wirtsmaß“ ausgeschenkt, das 16/17 vom „gemeinen Maß“ betrug, also immerhin noch 2,721 Liter; der Abzug stellte so etwas wie eine Steuer dar.<sup>6</sup>

Und warum gab gerade Rastatt den Ton an? Vielleicht, weil es im Weinhandel schon früh eine große Rolle spielte; weshalb es noch immer eine Weinleiter im Wappen trägt.<sup>7</sup>

... zum Einerlei

Die großherzogliche Regierung erkannte schon bald, nämlich 1810, die „Notwendigkeit, die mannigfaltige Hindernisse und Unbequemlichkeiten zu beseitigen, welche aus den vielen in Unsern Landen gebräuchlichen, verschiedenen Maasen sowohl für den innern Verkehr als für den äussern Handel und vorzüglich für die LandesAdministration entspringen“.<sup>8</sup> Oder, so im selben Jahr der zuständige Minister Boeckh: „Die Einführung eines gleichen Gewichts und Maases ist in Bezug auf das Finanzwesen dringend notwendig, die allgemeine Benutzung des nemlichen Maases sehr nützlich. Bedenke man doch, dass einerlei Gewicht und Maas dem Lande in Bezug auf die Angabe der Größen das ist, was Eine Sprache, und dass unendlich viele Dinge wegen der Maasverwirrung, in der wir leben, ebensowenig gedeihen können als der Babylonische Turmbau nach der Sprachverwirrung.“<sup>9</sup>

Dass die Umstellung dennoch nicht im Nu, sondern nur schrittweise vor sich gehen konnte, war selbst der Regierung klar. Umso mehr ärgerte sie sich, in der Person des Hofrats Wild, wenn man ihr vorgriff – so wie es 1812 in Rastatt geschah. „Wie mit jedem Posttage irgend eine Missdeutung der an die Obereinnehmeren versendeten Maase oder eine Nachfrage nach neuen Maasen oder neuen Gewichten (!) bey mir eingeht, so übersteigen doch die heute erhaltenen Nachrichten alle Vorstellungen, die man sich davon machen konnte. Nach denselben ist in den Wirtshäusern zu Rastatt die neue Maas schon eingeführt. Was aber am meisten auffallen muß, ist, dass nach einem wirklich gedruckt vor mir liegenden Abschiedslied an die alte Rastatter Weinmaas, in der Vorbemerkung gesagt ist: ‚eine höchste Verordnung, welche auf den 1ten April dieses Jahres allgemeine Gleichheit des Maases einführe, reducire die Maas beynahe auf die Hälfte.‘ Der Abschied von der großen Maas ward daher auch am Vorabend des 1ten April feyerlich begangen. – Von einer solchen Verordnung ist mir nichts bekannt. Die neue Maasordnung ist erst noch im Werden, und der Zeitpunkt, auf welchen die neuen Maase und Gewichte, wahrscheinlich nicht alle auf einmal, sondern durch Zwischenräume getrennt, in wirklichen Gebrauch übergehen sollen, ist noch nicht bestimmt. Unbegreiflich ists, wie die Polizey in Rastatt dieser Veränderung hat zusehen können; man müsste denn dort als gleichgültig ansehen, was für eine Maas die Wirte führen.“<sup>10</sup> So steht es in dem bösen Brief, den Wild am 13. April 1812 aus Müllheim nach Karlsruhe schrieb.

*Die Missetat ...*

Den Beweis hatte der Hofrat ja zur Hand: nämlich das genannte (auf „Rastatt, am Abend des 31. März 1812“ datierte) gedruckte „Abschiedslied an

Vater  
Josef Korene.

---

Sein Leben und seine Gedichte.

Gesamtausgabe der hinterlassenen Poesien.

---

Aus Auftrag von weil. Dr. Joseph Beck

besorgt von dessen Großneffen

Gustav A. Müller.

---

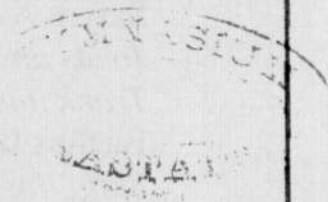
Mit dem Porträt des Dichters.

---

Konstanz 1889.

Buchdruckerei von Otto Reuß.

Verlag der Erben von Dr. J. Beck.



die alte Rastatter Weinmaaß<sup>11</sup>. Dem Lied selbst war die zitierte Vorbemerkung vorangestellt; sie lautete: „Bekanntlich war die bisherige Rastatter Maaß eine der größten in Teutschland. Eine höchste Verordnung, welche auf den 1. April d. J. allgemeine Gleichheit des Maaßes einführt, reduziert solche beynahe bis auf die Hälfte. Dieß ist die Veranlassung des gegenwärtigen Gedichts, welches in Urschrift auf einem Pergament-Bogen in einer alten Maaßflasche aufbewahrt ist, die in dem berühmten Gasthof zum goldnen Kreuz dahier zu einem bleibenden Andenken unter allgemeiner Trauer beygesetzt wurde.“ Doch nun das Lied selbst:

*Nichts auf Erden kann bestehen,  
 Alles geht dem Grabe zu;  
 Du auch musstest untergehen,  
 Liebe alte Flasche du!  
 Du bewahrtest treu die Sitte  
 Uns'rer Ahnen: fremd dem Trug  
 War ihr Zirkel: in der Mitte  
 Stand der dickbeleibte Krug.  
 Alter Humpen, lebe wohl!  
 Alter Humpen, lebe wohl!  
 Chor: Lebe wohl! Lebe wohl!*

*Freude hast du uns gewähret,  
 Fest geknüpft der Freundschaft Band,  
 Teutscher Treue Glut genähret:  
 Handschlag war dein Unterpfind.  
 Hast erwärmt, belebt die Geister,  
 Manche Lüg' zur Welt gebracht,  
 Wie Münchhausen selbst der Meister,  
 Sie nicht schöner ausgedacht.  
 Alter Humpen ...*

*Faunus tanzt' an deiner Quelle,  
 Satyrn schenkten lächelnd ein,  
 Jokus an des Ernstes Stelle,  
 Trank uns zu den goldnen Wein.  
 Bachus klagt, die Bistonide  
 Singt ihr Evoe nicht mehr;  
 Evoe wird zum Trauerliede,  
 Traurig wankt Silen daher!  
 Alter Humpen ...*



Dr. J. Loreye,  
Grossh. Bad. Geistlicher-Rath und  
Lyceums-Director zu Rastatt.

Dem Jubelgreis zu seinem 73ten Geburtstage und 50jährigen  
Dienstjubiläum am 21ten Juni 1839

*Josef Loreye (Titelbild der Gesamtausgabe, Konstanz 1889)*

*Brüder! heut zum Letztenmale  
 Fließet die Kastalia;  
 Füllt und leeret die Pokale,  
 Söhne der Germania!  
 Keine Kehle müsse dürsten,  
 Keine Zunge trockne heut.  
 Dieses Glas Gott und dem Fürsten  
 Und dem Vaterland geweiht!  
 Alter Humpen ...*

*Frisch, das zweyte Glas geladen!  
 Unserm Gastwirth geh' es los!  
 Niemal soll dein Tod ihm schaden,  
 Durch das kleine werd' er groß!  
 Keinem soll es schlechter munden,  
 Wär die Maaß auch noch so klein;  
 Wachsen sollen seine Kunden,  
 Brown ihr Prokurator seyn:  
 Alter Humpen ...*

*Dieses dritte gilt uns allen,  
 Die dein Tod hier fromm vereint,  
 Und die unterm Monde wallen,  
 Alle, alle sind gemeynt.  
 Kommen wir zu deinem Weine  
 Künftig, Bachus! in dieß Haus:  
 O! dann trinken wir die kleine  
 Kanne zwey- bis dreymal aus.  
 Alter Humpen ...*

Es folgen noch „Noten“, die erklären, dass Münchhausen der größte historische Lügner gewesen sei; Faunus der Waldgott und die Satyrn die Götter des Scherzes, er wie sie im Gefolge des Bachus; Jokus der Gott des Spaßes und des Witzes; Bachus der des Weines; eine Bistonide eine Bachantin (d. h. eine trunkene Schwärmerin); Evoe ein Freudenausruf des Gefolges des Bachus; Silen ein alter Lehrer und Begleiter des Bachus; Kastalia eine Musenquelle und Quelle der Begeisterung; Germania natürlich „Teutschland“; und Brown ein Arzt, der den Wein im Übermaß verordnete.

*... und der Missetäter*

Offenbar war der Verfasser dieses Liedes ein klassisch gebildeter, literarisch gewandter, der Geselligkeit und dem geselligen Genuss des Weines



zugeneigter Mann. Damals gab es in Rastatt wohl nur einen, auf den diese Beschreibung passte: nämlich den Professor Joseph Loreye, der seit 1808 am dortigen Lyzeum lehrte; also seit dessen Gründung in der Nachfolge sowohl des Baden-Badener Lyzeums (an dem er vorher gelehrt hatte) als auch des Rastatter Gymnasiums (der Piaristenschule, an der er selber unterrichtet worden war).<sup>12</sup> Von 1818 bis 1840, bis in sein 74. Lebensjahr hinein, stand er der Schule als ihr Direktor vor.<sup>13</sup> Im Jahre 1844 ist er, der 1767 in Mahlberg geboren worden war, in Rastatt gestorben. Die Tafel, die das Kollegium in der Aula zu seinem Andenken anbringen ließ, lobt ihn, unter anderem, als „poeta suavissimus“: also als einen überaus liebenswürdigen Dichter.

Der Verdacht, dass Loreye der Verfasser sei, findet seine Bestätigung in einem Buch, das lange nach seinem Tod erschien und, außer seiner Biographie, seine gesammelten Gedichte enthält, und unter ihnen eine gekürzte und geänderte Fassung des bis dahin anonymen „Abschiedslieds“.<sup>14</sup> Da hatte sich die Aufregung um das neue Maß – nun nur noch 1,5 Liter! – freilich schon lange gelegt.

### *Ende gut, alles gut?*

Die Aufregung trug damals dazu bei, dass die Änderung schon früher in Kraft trat als es die Regierung vorgehabt hatte. Da, wie der Minister Nebenius rückblickend bemerkte, „die Verkleinerung der Maaße den Wirten zu keiner Zeit unangenehm war“<sup>15</sup>, trieben diese die Sache voran, und die Glashütten, vor allem die in Gaggenau, zogen mit, da sie nicht länger Gefäße in den alten, abgängigen Größen herstellen wollten. Der Hofrat Wild sah widerwillig ein, dass „die Sache wohl nicht mehr zu redressieren“<sup>16</sup> war. Am 28. April 1812 erschien eine „Vorläufige Bekanntmachung über die wirkliche Einführung des neuen allgemeinen Maases“, und am 25. Juni eine Verordnung, durch die es mit Wirkung vom 1. September in den Wirtshäusern eingeführt wurde. Und damit verschwand etwas, was Rastatts Ruhm gewesen war.

### *Anmerkungen*

- 1 Der Curieuse Passagier, welcher in Compagnie getreuer Reiß-Gefehrten ganz Ober- und Nieder-Teutschland durchreiset ..., Frankfurt/Leipzig 1725, Sp. 595
- 2 Grosses vollständiges Universal-Lexicon Aller Wissenschaften und Künste ..., Bd. 30, Halle/Leipzig 1741, Sp. 913
- 3 Kortum, Karl Arnold: Die Jobsiade. Ein komisches Heldengedicht in drei Teilen. Leipzig 1920, 286f. Vgl. Werner, Johannes: Rastatt in der Literatur, in: Heimatbuch Landkreis Rastatt (32) 1993, 163–174; die dort (166) angegebenen Mengen beruhen jedoch auf einem Irrtum, den der Verfasser aus älteren Darstellungen übernommen hatte

- 4 Vgl. Kunze, Konrad: *Himmel in Stein. Das Freiburger Münster. Vom Sinn mittelalterlicher Kirchenbauten*, 9. Aufl., Freiburg/Basel/Wien 1995, 109–110
- 5 Vgl. von Hippel, Wolfgang: *Maß und Gewicht im Gebiet des Großherzogtums Baden am Ende des 18. Jahrhunderts* (= *Südwestdeutsche Schriften* Bd. 19), Mannheim 1996, 285–288
- 6 Vgl. ebd. 200
- 7 Es könnte sich aber auch um ein redendes Wappen handeln, da die Weinleiter mundartlich als „Raste“ bezeichnet wurde. Vgl. Zier, Hans-Georg/Fütterer, Paul: *Wappenbuch des Landkreises Rastatt* (= *Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg* H. 15), Stuttgart 1966, 53–54; dort (54) außerdem die Abbildung eines Glases, das zur Erinnerung an den Rastatter Sängertag von 1864 hergestellt wurde und ein altes Rastatter Maß fasst
- 8 Zit. n. Hippel, a.a.O., 40
- 9 Zit. n. ebd.
- 10 GLA Karlsruhe 236/834; vgl. auch 236/833 und 236/843
- 11 Faksimile bei Hippel, a.a.O., Abb. 5
- 12 Vgl. Oeftering, Wilhelm E.: *Geschichte der Literatur in Baden*. 2. Teil (= *Von Hebel bis Scheffel*), Karlsruhe 1937, 84–85; Schächtele, Vincenz: *Dr. theol. et phil. Joseph Loreye, Lyzeumsdirektor zu Rastatt 1818–1840*, in: *Humanitas. 150 Jahre Ludwig-Wilhelm-Gymnasium Rastatt. 1808–1958*, Rastatt 1958, 127–139
- 13 Dass zu seinem jährlichen Gehalt anfangs auch ein Fuder – rund 1100 Liter – Wein gehörte, wird ihm nicht unrecht gewesen sein
- 14 Vater Josef Loreye. *Sein Leben und seine Gedichte. Gesamtausgabe der hinterlassenen Poesien*. Aus Auftrag von weil. Dr. Joseph Beck besorgt von dessen Großneffen Gustav A. Müller. Mit dem Porträt des Dichters. Konstanz 1889, 64–66
- 15 Zit. n. Hippel, a.a.O., 41
- 16 Zit. n. ebd.

## Grimmelshausenforschung im Umkreis des Historischen Vereins für Mittelbaden

*Walter E. Schäfer*

In Renchen fand vom Montag, 21. Juli bis Donnerstag, 24. Juli 2003 eine Tagung der Grimmelshausen-Gesellschaft statt, die unter dem Thema „Grimmelshausen in seiner regionalen Umwelt“ stand. Es nahmen daran sowohl Hochschullehrer als Mitglieder der Gesellschaft wie auch Grimmelshausen-Kundige aus der Ortenau und aus Landschaften teil, die für das Leben Grimmelshausens bedeutsam waren. Die auf die Ortenau bezüglichen Vorträge reichten von „Grimmelshausens Verwandte“ bis zu „Die Literarisierung der Griesbacher und Peterstaler Sauerbrunnen bei Moscherosch und Grimmelshausen“. Ein der Öffentlichkeit zugänglicher Abendvortrag befasste sich mit dem Thema „Die Insel in der Ortenau. Heimat als Kulisse ‚verdeckter Wahrheit‘“. Die Beiträge werden im Organ der Grimmelshausen-Gesellschaft, der Zeitschrift „Simpliciana“, Jahrgang XV (2003) veröffentlicht (über den Buchhandel beziehbar). Sie werden ihrer Themen wegen auch in der Ortenau Leser finden.

Die zum Teil aus einiger Entfernung angereisten Teilnehmer, auch aus Italien und der Schweiz, freuten sich, an einem Ort zu tagen, der voller Erinnerungen an Grimmelshausen ist. Sie wurden vom Landrat des Ortenaukreises zu einem Empfang auf Burg Ortenberg eingeladen. Auch haben der Landkreis und die Städte Oberkirch und Renchen das Treffen gefördert. Es wird durch seine Nähe zum Lebenskreis Grimmelshausens in der Geschichte der alljährlichen Tagungen der Gesellschaft einen besonderen Platz einnehmen.

Dieser Anlass ruft die Erinnerung daran wach, dass Autoren aus den Reihen des Historischen Vereins und aus der Ortenau allgemein sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts und seit der Gründung des Historischen Vereins das Andenken an Grimmelshausen wach gehalten und wesentliche Beiträge zur Erforschung seiner Biographie und zum Verständnis seiner Schriften beigebracht haben. In den Ortsgeschichten von Oberkirch, Renchen und Offenburg nehmen die Abschnitte über Grimmelshausen einigen Platz ein.<sup>1</sup> Ihre zusammenfassenden Darstellungen beruhen auf der Einzelarbeit von Regionalhistorikern über vier Generationen. Die beiden Registerbände unserer Zeitschrift weisen zwischen 1910, dem Gründungsjahr des Historischen Vereins, und 1990 etwa fünfundsünfzig Beiträge nach, die sich mit Fragen im Umkreis von Grimmelshausen, mit seinen Schriften, seinen Nachkommen, seiner Wirkung befassen. Ihr Interessenhorizont ist zumeist biographischer oder historischer Art, ihr methodischer Ansatz von

der Geschichtswissenschaft und der Diplomatie bestimmt. Besonders in den Anfängen stand das Bemühen um Auffindung von Archivmaterial und dessen Auswertung im Vordergrund. Diese Ausrichtung nach den Zielsetzungen und Methoden der Geschichtswissenschaft lässt sich mühelos aus der Gründungsgeschichte des Historischen Vereins und seiner noch gültigen Satzung erklären. Er hatte sich vorgenommen – nach gewissen Differenzen der Gründungsmitglieder über die satzungsgemäßen Aufgaben –, „Geschichte und die Kunst- und Altertumsdenkmäler Mittelbadens zu pflegen und dadurch zur Weckung und Förderung der Heimatliebe beizutragen“<sup>2</sup>. Von schöner Literatur war nicht die Rede. Von diesem vorgängigen Verständnis von Regionalforschung oder wie es damals hieß, „Heimatforschung“, blieb der Zugriff auf Grimmelshausen lange Zeit bestimmt. Man suchte nach biographischem, historischem, kulturgeschichtlichem, volkskundlichem Quellenmaterial, zu einer Zeit, in der die städtischen und Privatarchive noch viele unentdeckte Schätze bargen. Dass es ein etwas einseitiger Zugriff war, fiel zu einer Zeit, in der die Germanistik an Universitäten sich selbst an Geschichtswissenschaft und Diplomatie orientierte, nicht auf. Erst später, als in den Zwanzigerjahren geisteswissenschaftliche, noch später Methoden der immanenten Werkinterpretation und der Soziologie das Feld der Germanistik besetzten, musste auffallen, dass gerade beim Werk Grimmelshausens schwierigere Fragen der Textgeschichte, der Editionsverhältnisse, der philologischen Interpretation oder der Einordnung in die Geschichte literarischer Gattungen – um nur einige Gesichtspunkte zu nennen – von der Regionalforschung kaum angegangen werden konnten. Umso mehr war es nötig, aus der Region die Verbindung zu den Hochschullehrern aufrecht zu erhalten, die sich speziell mit solchen Fragen befasst hatten. Der Historische Verein hat immer wieder einmal Universitätslehrer zu Beiträgen in Festschriften, zu Vorträgen und Forschungsberichten eingeladen, so Jan Hendrik Scholte aus Amsterdam 1912, Julius Petersen aus Berlin 1962, Wolfram Mauser aus Freiburg im Breisgau 1977 und vor allem den Senior der Grimmelshausen-Forschung, Günther Weydt von der Universität Münster/Westfalen, der zu manchem Vortrag nach Oberkirch, Renchen und Offenburg gekommen ist und unsere Zeitschrift durch einschlägige Artikel bereichert hat.<sup>3</sup> Die Tagung in Renchen 2003 kann als ein Glied der notwendigen und manchmal etwas vernachlässigten Verständigung zwischen universitärer Germanistik und Regionalforschung verstanden werden.

Es versteht sich, dass es hier nicht möglich ist, die Namen aller Autoren zu nennen, die sich in Beiträgen zur Zeitschrift „Die Ortenau“ mit Grimmelshausen beschäftigt haben, oder gar ihre Beiträge vorzustellen. Ich beschränke mich auf die Gründungsjahre des Vereins und den Zeitraum bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914, denn in dieser Zeit war die Dichte der Beiträge besonders groß und sie fanden die stärkste Aufmerk-

samkeit. Man muss sich allerdings in groben Zügen den Stand der Grimmelshausen-Forschung in dieser Zeit vergegenwärtigen, um die Bedeutung dieser Beiträge zu verstehen. Von der Biographie des Dichters, der sich in seinen Schriften hinter vielen Pseudonymen zu verstecken verstand, war nicht viel mehr als der wahrscheinliche Geburtsort Gelnhausen und der gewisse Sterbeort Renchen bekannt<sup>4</sup>. In allem anderen hielt man sich an den „Simplicissimus“ und nahm an, dass Grimmelshausen wie sein Romanheld in einer Bauernfamilie unter kümmerlichsten Umständen aufgewachsen und ungebildet war und sein Leben als Abenteurer, „Landstörzer“, in schnell wechselnden Verhältnissen verbracht habe – die ungewöhnliche, interessante, die Phantasie beflügelnde Figur eines Außenseiters.

Der entscheidende Anstoß zum Zusammenfall dieser Vorstellungen kam aus der Ortenau, aus dem Lebenszentrum des späten Grimmelshausen, aus Gaisbach bei Oberkirch. Freiherr Georg Friedrich von Schauenburg war in seinen Familienarchiven auf den Namen Grimmelshausen gestoßen, den er als Autor einiger erzählenden Schriften schon erkennen konnte, und war neugierig geworden. Er zog einen Bibliothekar in Kassel, Albert Duncker, ins Vertrauen und öffnete ihm seine Archivbestände. So stellte sich durch Zeitschriftenbeiträge von Duncker und Philipp Ruppert in den Jahren 1882 und 1888 heraus, dass Grimmelshausen zwischen 1649 und 1660 eine Anstellung als Schaffner der Reichsfreiherren Hans Reinhard und Carl Bernhard von Schauenburg gehabt hatte und in dieser Eigenschaft im weiten Umkreis Mittelbadens beim Einzug von Abgaben und Steuern, bei Belehungen, Prozessen und in anderen privatrechtlichen Angelegenheiten für die Schauenburger tätig gewesen war.<sup>5</sup> Wenig später stieß Duncker auf Grimmelshausens adlige Abstammung aus dem Geschlecht derer „von Grymmelshusen“, das an der oberen Werra bei Meiningen seinen Stammsitz hatte.

Damit brach das phantasiegesättigte und dadurch anziehende Grimmelshausen-Bild der ersten Phase zusammen: Grimmelshausen ist nicht in einer Bauernfamilie aufgewachsen, sondern stammt aus – allerdings verarmtem – Altadel, er war nicht ungebildet, sondern womöglich in die Lateinschule in Gelnhausen gegangen, kein Vagant und Landstörzer, sondern Inhaber respektabler bürgerlicher Ämter und im Verkehr mit dem Landadel. Die von Grimmelshausen zwischen 1650 und 1665 verfassten Geschäftsbriefe, die von ihm unterzeichneten Kauf- und Verkaufsverträge und Prozessakten eröffneten ein weites Terrain seiner alltäglichen Arbeit, das rheinaufwärts bis ins Ried, rheinabwärts bis Lichtenau und die Rench aufwärts bis Oppenau reichte und in manches fremde Herrschaftsgebiet, in die Grafschaft Hanau-Lichtenberg, die Landvogtei Ortenau, in das Fürstenbergische und die reichsritterschaftlichen Gebiete hinein reichte.

In die Phase der durch solche Einsichten hervorgerufenen Ernüchterung über die Person des rätselhaften Autors fiel die Forschungstätigkeit von



*Prof. Dr. Ernst  
Batzer, ca. 1935.  
Quelle: Stadtarchiv  
Offenburg*

Ernst Batzer (1881–1938), dem bedeutendsten Mitglied des Gründungskomitees des Historischen Vereins. Er war als profunder Kenner der Stadtgeschichte Offenburgs bekannt und trat im ersten Band der Zeitschrift (1910/11) mit einer Studie über „Johann Reinhard von Schauenburg dem Jüngeren“ hervor, den Verteidiger Offenburgs in den Jahren 1638, 1639 und später.<sup>6</sup> Unter seinem Regimentskommando hatte Grimmelshausen ab 1639 gestanden. In dessen Dienst entstand jene Zeichnung der Burg Hohengeroldseck, die ihm zugeschrieben wird. Ernst Batzer hat sie entdeckt.

Dieses erste Heft der „Ortenau“ knüpfte zwar an die aus dem schauenburgischen Archiv gewonnenen Erkenntnisse an, stellte aber einen verheißungsvollen Auftakt für die historisch orientierte regionale Grimmelshausen-Forschung dar. In ihm publizierten neben Batzer der Münchner Privat-

gelehrte Artur Bechtold, der sich mit unerhörtem Fleiß und genauer Akribie in die Materie eingearbeitet hatte. Er wandte sich unter anderem den bis dahin kaum befragten Kirchenbüchern der Ortenauer Gemeinden zu und veröffentlichte in diesem ersten Band die Studie „Grimmelshausen-Einträge in den Kirchenbüchern von Oberkirch und Renchen“<sup>7</sup>. Es folgten im nächsten Band 1912: „Nachträge zur Familiengeschichte J. J. Chr. von Grimmelshausen“<sup>8</sup>. Es stellte sich heraus, dass Grimmelshausen eine große Familie zu ernähren hatte, nicht nur vier Kinder, wie man bis dahin annahm, sondern deren zehn, die ihrerseits mit Nachkommen gesegnet waren.

In der zünftigen Literaturwissenschaft erwirbt man mit solchen genealogischen Studien nicht allzu große Anerkennung, wenn sie nicht zu Erkenntnissen über das literarische Werk führen. Bechtold aber hat das Interesse und die Neugier der noch vorhandenen Nachfahren Grimmelshausen in Renchen und anderwärts an ihrer Abstammung geweckt, mit Folgen: Die späteren Gedenkfeiern für Grimmelshausen, die Gesellschaft der Grimmelshausen-Freunde, die Gedenkstätten und Museen in der Ortenau wären ohne ihren aktiven Beitrag und ihre Förderung nicht zustande gekommen. Es sei ihnen Dank gesagt. Und Bechtolds Verdienste gewannen noch von anderer Seite Glanz. Er ging sogleich einer der vornehmsten Aufgaben philologischer Forschung nach, der Suche nach den literarischen Quellen, aus denen Grimmelshausen in seinen Schriften geschöpft hatte und deren Kenntnis ihn als belesenen und gelehrten Autor ausweisen. Schon wenig später, im Jahr 1914, konnte Bechtold seine vielseitigen Einzelstudien zusammenfassend in Buchform vorlegen: „Grimmelshausen und seine Zeit“, Heidelberg 1914, eine Darstellung, die bis heute der Dichte des ausgebreiteten Materials und ihres angenehm flüssigen Stils ihren Wert behalten hat.

Ein Dritter kam im gleichen Band der „Ortenau“ 1912 hinzu, der Literaturwissenschaftler Jan Hendrik Scholte von der Universität Amsterdam. Er hatte sich längst bei mehreren Aufenthalten mit den geographischen und kulturellen Gegebenheiten der Gegend vertraut gemacht und war in der Lage, einen Überblicksartikel unter dem Titel „Die Ortenau und Grimmelshausen“ beizusteuern.<sup>9</sup> Im Hintergrund aber stand schon sein umfassendes Buch „Probleme der Grimmelshausenforschung“, Groningen 1912, das nun mit dem Instrumentarium des Literaturwissenschaftlers die eigentlichen philologischen Fragen aufwarf: Echtheit der bis dahin unter Grimmelshausens Namen subsumierten Schriften, ihre Textgeschichte, ihre Verleger und überhaupt die Bedingungen ihrer Entstehung.

Den Abschluss dieser stürmischen ersten Phase bildeten die Feiern zum dreihundertsten Geburtstag Grimmelshausens in Renchen. Den Festvortrag am Denkmal auf dem früheren Kirchhof Renchens hielt der aus Karlsruhe gekommene Verfasser der badischen Literaturgeschichte Wilhelm Oefte-

ring.<sup>10</sup> Doch die Festschrift der Gemeinde Renchen gab Ernst Batzer heraus. An ihrem Eingang stand das Porträt Grimmelshausens und seiner Schriften von Jan Hendrik Scholte.<sup>11</sup> Artur Bechtold eröffnete den Jubiläumsband der Zeitschrift „Die Ortenau“ (11) 1924 mit einer Darstellung in markigen Strichen. Er fasste die Grundrichtung der bis dahin gewonnenen Einsichten bündig zusammen:

*Wir haben, nicht ohne schmerzliche Enttäuschung, erleben müssen, wie von dem Lebensbilde Grimmelshausens, wie wir es erschaut und bereits liebgewonnen hatten, ein romantischer und abenteuerlicher Zug nach dem andern abfiel, wie oft gerade von den Szenen, die am lebendigsten geschrieben sind und uns am meisten gefesselt hatten, sich gezeigt hat, daß der Stoff schon durch drei, vier Schwankbücher oder Schelmenromane vor Grimmelshausen hindurchgegangen war, bis dieser ihn erfaßte, indem er die alte Fabel mit neuem Leben, mit seinem lachenden Humor erfüllte. Sicher ist manchem Leser der kühne Jäger von Soest, der wilde, frauenbetörende Soldat, der „beau Allemand“ und selbst der Landstörzer und Straßenräuber lieber gewesen als der pflichteifrige, an die Schreibstube seines Obristen gebundene Schreiber und Regimentssekretarius, der ritterschaftliche Schaffner, der Bauernwirt zum „silbernen Stern“ und Schultheiß eines kleinen Schwarzwaldfleckens, der hinter den abenteuerlichen Masken zum Vorschein gekommen ist. Fühlen diese Leser sich enttäuscht, daß der Verfasser anders aussieht, als sie sich vorgestellt hatten, so trifft sie selbst die Schuld, aus der Frische der Darstellung allzuweitgehende Schlüsse auf die Person des Verfassers gezogen zu haben, für dessen Kunst aber kann es wohl kaum ein höheres Lob geben, als daß man fast dreihundert Jahre lang glauben konnte, der Roman sei zum größten Teil erlebt.<sup>12</sup>*

Freilich stand man immer noch auf unsicheren Fundamenten. Das beweist schon die Wahl des Jahres 1924 für das Jubiläum. Man hatte durch komplizierte Kalkulationen das Jahr 1624 als Geburtsjahr Grimmelshausens angegeben, war sich aber der Sache nicht sicher. Es dauerte noch bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts, bis durch die Überlegungen von Günther Weydt das Jahr 1621 als das wahrscheinlichste Geburtsjahr erkannt wurde. Bis heute war auch kein authentisches Porträt von Grimmelshausen aufzufinden, wird wohl auch nie zu finden sein, denn Grimmelshausen gehörte nicht zu den Kreisen der gelehrten Welt und sein Amt als Bürgermeister von Renchen war denn doch nicht so bedeutend, dass er sich hätte porträtieren lassen. Vor allem aber: Das Versteckspiel war ihm Bedürfnis, die vielfältig gebrochene Erscheinung. Insofern könnte auch unter der von Giacomo Manzú geschaffenen Statue eines lebhaft grüßenden jungen Man-



nes vorsichtshalber der Spruch stehen „Der Wahn betreugt“. Er bleibt der Rätselhaft.

Aber die Erinnerung an ihn liegt nun überall in der Ortenau zutage, im Silbernen Stern in Gaisbach, seiner Wirtsstube, in der regelmäßig die von Erich Graf und anderen gegründete Grimmelshausen-Runde tagt, im Grimmelshausen-Museum in Oberkirch und in der Graphiksammlung des Simplicissimus-Hauses in Renchen. Eine Serie von Skulpturen auf öffentlichen Plätzen in Oberkirch und Renchen und ein Simplicissimus-Pfad zur Burg Schauenburg hinauf erinnern an seine Romanfiguren, an seine Schriften. Auch als Weinliebhaber stößt der Tourist in Oberkirch auf den Simplicissimus-Wein. Die internationale Grimmelshausen-Gesellschaft aber befasst sich in ihrer Zeitschrift „Simpliciana“ mit den weit zurück und vorwärts reichenden Ursprüngen und Wirkungen seines Werks. Die Voraussetzungen für eine lebendige Teilnahme an seinen Ideen, Vorstellungen, Träumen, an seiner Ironie und seinen Spiegelfechtereien sind gegeben. Bleibt zu hoffen, dass eine Jugend nachwächst, die auch noch Lesevergnügen über seinen Schriften empfindet.

#### Anmerkungen

- 1 Der Hinweis auf neuere Darstellungen mag genügen: Pillin, Hans-Martin: Oberkirch. Die Geschichte der Stadt von den Anfängen bis zum Jahre 1903. Hrsg. von der Stadt Oberkirch o. J. [1957]. Pillin, Hans Martin: Renchen. Die Grimmelshausenstadt Renchen und ihre Geschichte. Hrsg. von der Stadt Renchen. Offenburg 1992. Kähni, Otto: Offenburg und die Ortenau. Die Geschichte einer Stadt und ihrer Landschaft. Offenburg 1976.
- 2 Über die Gründungsphase des Historischen Vereins und seine Satzung Debacher, Karl-Heinz: Regionales Geschichtsbewusstsein. Historische Vereine am Oberrhein unter besonderer Berücksichtigung des „Historischen Vereins für Mittelbaden“, Offenburg 1996, 114–130. Das Zitat aus der Satzung, 123.
- 3 Scholte, Jan Hendrik: Die Ortenau und Grimmelshausen, in: Die Ortenau (3) 1912, 104–113. Petersen, Julius: Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen 1622–1676, in: Die Ortenau (42) 1962, 24–41. Mauser, Wolfram: Grimmelshausen und der Oberrhein, in: Die Ortenau (53) 1973, 52–72. Weydt, Günther: Wirklichkeit und Dichtung bei Grimmelshausen, in: Die Ortenau (57) 1977, 59–64.
- 4 Seit Arthur W. Passow: Christoffel von Grimmelshausen, der Verfasser des „Abentheuerlichen Simplicissimus. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte Deutschlands im 17. Jahrhundert, in: Blätter für literarische Unterhaltung 1843, Nr. 259–264, 1037–1059. Zur Entwicklung der Grimmelshausen-Forschung: Herbst, Gisela: Die Entwicklung des Grimmelshausenbildes in der wissenschaftlichen Literatur. Bonn, Diss. 1956. Weydt, Günther: Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen. 2. Aufl. Stuttgart 1979, 131–137.

- 5 Duncker, Albert: Die Grimmelshausen, ein thüringisches Adelsgeschlecht, in: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur (26) 1882, 287–289. Ruppert, Philipp: J. J. Chr. v. Grimmelshausen, in: Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins (40) 1886, 371–375.
- 6 Die Ortenau (1/2) 1910/11, 19–28
- 7 Wie Anm. 6, 115–128
- 8 Die Ortenau (3) 1912, 91–103
- 9 Wie Anm. 8, 104–113
- 10 Oeftering, W. E.: Johann Jakob Christoph von Grimmelshausen, in: J. J. von Grimmelshausen, im Auftrag der Gemeinde Renchen herausgegeben von Ernst Batzer, o. O., o. J. [1924], 11–15.
- 11 Wie Anm. 10, 3–10
- 12 Die Ortenau (11), 1924, 1–10. Das Zitat, 4–5

## Lorenz Oken im Spiegel seiner Briefe an den Freund Matthias Keller

*Manfred Zittel*

Lorenz Oken, 1779 in Bohlsbach bei Offenburg als Sohn eines armen Kleinbauern geboren, stieg dank seiner überragenden Begabung und einer ungewöhnlichen Willenskraft bis zu seinem 28. Lebensjahr zum Professor an der Universität Jena auf. Er wurde dort zu einem führenden Naturphilosophen und Naturforscher seiner Zeit, ab 1817 auch zu einem umstrittenen politischen Wortführer, als er in seiner Zeitschrift *Isis* mit liberalen Forderungen nach demokratischen Grundrechten in ganz Deutschland Aufsehen erregte. Im Jahr 2001, seinem 150. Todesjahr, wurde seiner im Heimatort Bohlsbach (heute Stadtteil von Offenburg) mit einem großen und eindrucksvollen Fest gedacht, und es erschien in Zusammenarbeit der Stadt Offenburg mit der Universität Jena ein Sammelband über Oken unter dem Titel: *Lorenz Oken (1779–1851) Ein politischer Naturphilosoph*<sup>1</sup>, in dem Okens Leben und Wirken unter verschiedenen Gesichtspunkten beleuchtet wird.

Der Werdegang Okens vom einfachen Bauernbub zum berühmten Gelehrten war mit großen Entbehnungen verbunden; aber er war auch begünstigt durch Förderer und Freunde, die ihm allem Anschein nach auch deshalb zur Seite standen, weil sie nicht nur von seiner Begabung, sondern auch von seiner persönlichen Ausstrahlung beeindruckt waren. Dennoch war Okens Aufstieg mühsam und von materieller wie menschlicher Not überschattet, beginnend mit dem frühen Tod seiner Eltern. – Wir wissen nur sehr wenig über Okens frühe Jahre, da er selbst es nicht der Mühe oder der Sache wert fand, über sein Leben zu schreiben, und sich kein Biograph rechtzeitig dafür interessiert hat. Umso wichtiger erscheinen die 33 Briefe, die Oken in den Jahren 1801 bis 1811 an seinen Freund Matthias Keller geschrieben hat. Diese unveröffentlichten und teilweise nur schwer zu entziffernden Briefe wurden bisher nur vereinzelt in vorwiegend wissenschaftlichen Zusammenhängen als Quelle genutzt. Hier werden sie nun in ihrer Gesamtheit als biographische Zeugnisse ausgewertet, die uns einigen Aufschluss über den Menschen Lorenz Oken in der Phase seiner Entwicklung vom Studienanfänger zum etablierten Universitätsprofessor geben können.

Die genannten Briefe Okens an Matthias Keller befinden sich in einem Konvolut in der Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek in Jena.<sup>2</sup> Zu dem Konvolut gehören noch zwei spätere Briefe Okens an Keller aus den Jahren 1823 und 1837 sowie ein Brief von Okens Tochter Clothilde an Kellers Frau aus dem Jahr 1837; schließlich noch fünf Briefe von Okens

inoffizieller Verlobten Lotte von Ittner an Keller aus den Jahren 1806 bis 1809. Auch in diesen Briefen stoßen wir auf aufschlussreiche Informationen.

Über Matthias Keller scheint bis jetzt außer ein paar Lebensdaten nur durch die Briefe Okens und Lotte von Ittners Näheres bekannt zu sein. Er wurde am 17. Februar 1780 in Böhringen bei Radolfzell geboren, war also ein halbes Jahr jünger als Oken und stammte wie dieser aus einem kleinen Dorf vor den Toren eines Städtchens. Sein Bildungsgang führte ihn schneller zum Studium als Oken. Er begann schon mit 17 Jahren in Freiburg Medizin zu studieren (zu der damals noch alle Naturwissenschaften gehörten) und graduierte dort am 3. September 1801 zum Doktor der Medizin. Man kann vermuten, dass Oken und Keller als Mediziner zunächst Studienfreunde waren und dann zu Freunden wurden, die sich ein Leben lang verbunden blieben. Keller war anscheinend von ähnlicher Statur wie der kleingewachsene Oken, denn nur er kam in Frage, als sich Oken zum Examen einen Frack ausleihen musste. Während Oken noch studierte, wirkte Keller in einer wenig ergiebigen Landpraxis in *Hausen bei Oberrimsingen am Kaiserstuhl* (wohin Oken die meisten seiner Briefe adressierte), etwa 15 Kilometer westlich von Freiburg.

Die Briefe Okens an Matthias Keller geben einen bemerkenswerten Einblick in seine Lebensumstände, in sein Denken und manchmal auch in seine Gefühlswelt. Freilich lassen sie meistens ausführlichere Informationen vermissen. Wenn man schon im ersten Brief liest: *Nun schließe ich, teils, weil es 1 Uhr schlägt und ich Schlaf habe, teils weil ich mich genug hierüber erklärt zu haben glaube ...* (2. April 1801),<sup>3</sup> so bestätigt dies den Eindruck, der sich manchmal beim Leser einstellt: dass Oken, zumeist mit rastlosem Studieren beschäftigt, erst zu später Stunde Zeit findet, seinem Freund ein paar Zeilen hinzuwerfen. Die Briefe an Keller zeichnen sich gegenüber späteren Briefen an andere Personen dadurch aus, dass sie von einem rückhaltlosen Vertrauen zu diesem engen Freund geprägt sind und wir deshalb zuweilen auch recht persönliche Dinge erfahren, während man sonst nur selten auf persönliche Mitteilungen oder auf Gefühlsäußerungen trifft. – Im Folgenden soll versucht werden, aus den Briefen Okens an Keller genauere Kenntnisse über seinen Lebensgang und seine Persönlichkeit zu gewinnen. Dazu werden auch die weiteren im Konvolut enthaltenen Briefe und in einem geringen Ausmaß auch Stellen aus anderen, bereits publizierten Briefen Okens beigezogen.

### *Die Briefe aus Freiburg, Offenburg und Baden-Baden*

Okens erster Brief (2. April 1801) vermittelt uns bereits einen guten Eindruck von dem, was seine Gedanken vor allem beschäftigt: die Wissenschaft. Ohne persönliche Anrede steht über der ersten Zeile lapidar: *An-*

fang, worauf er sich ohne weitere Einleitung seinem Thema zuwendet: *Du kennst die Schrift von Franz Baader über das pythagoräische Quadrat. Du weißt den Vergleich der Naturtätigkeiten, mit dem Auf- und Niedergang der Sonne, mit dem Mittag und der Mitternacht ...* Im nächsten Satz beginnt er, Baaders Thesen zu kritisieren, mit dem bedauernden Zusatz: *Ich kann nicht begreifen, wie unser[!] Schelling, Steffens ... dieser Meinung beitreten.* Es folgt eine ausführliche Erörterung von offenen Fragen der Chemie, verbunden mit naturphilosophischen Fragestellungen. Die Argumentation mündet schließlich in die folgenden, für Oken typischen Sätze: *Erklär mir einmal das Leuchten des Fosfors in Stickgas nach Göttling. Es ist komisch, wie die erklärenden Leute mit ihrem Lichtstoffe um sich werfen – und doch haben alle unsere Kochchimisten bisher noch nichts Vernünftiges darüber gesagt. Wenn ihnen die Natur gleichsam Ohrfeigen austeilt, sie an den Haaren dahin zieht, wohin sie sehen sollen – so schließen sie ihre an das tote Küchenfeuer gewöhnten Augen zu, um nicht von dem Glanze der reinen Lichtgöttin den schwarzen Star zu erhalten.* – Hier haben wir schon den Oken, wie er später in wissenschaftlichen (und politischen) Kontroversen auftreten wird: selbstbewusst bis hochmütig, Streitbar, originell und einfallsreich in Inhalt und Sprache; typisch auch die Verbindung von Naturwissenschaftlichem mit Naturphilosophischem, wenn er das *Leuchten des Fosfors* mit dem *Glanze der reinen Lichtgöttin* kombiniert. – *Weil es 1 Uhr schlägt*, beendet er das lange Fachgespräch mit zwei, drei persönlichen Bemerkungen und der Aufforderung: *Schreibe mir bald wieder ... Folge meinem Beispiel nicht, ich war nachlässig, aber doch – Dein alter L. Okenfuß* (so lautete ursprünglich sein Name).

Über seine alltäglichen Lebensumstände, also etwa Wohnen, Essen und Trinken, Tagesablauf, Vorlesungsbesuche und dergleichen erteilen Okens Briefe keinerlei Auskünfte. Für das studentische Leben scheint er weder Zeit noch besonderes Interesse gehabt zu haben, außer für den regen persönlichen Austausch mit Freunden, nach denen er häufig am Ende von Briefen fragt. Immerhin ist er (wenigstens zu Beginn seines Studiums) auf Bälle gegangen, denn Ende 1802 schreibt er seinem Freund: *Wir konnten nie begreifen, warum du nie auf einen Ball kommst, da wir doch wöchentlich zwei auf dem Kaufhause und auch hie und da im Pfauen haben.* (Brief Nr. 3, o. D.)<sup>4</sup> Auch über seine Beziehung zu Lotte von Ittner lesen wir nichts in Okens Briefen der Freiburger Zeit. Ebenso wenig erfahren wir etwas über seine Verwandten und die Verhältnisse in seinem Heimatort Bohlsbach oder über Offenburg, wo er das Gymnasium besucht hatte, als er während der Semesterferien von dort an Keller schreibt. Vielmehr vermerkt er zu Beginn dieses Briefes: *Von mir hast Du wenig nötig zu wissen – auch wäre es Zeitverlust darüber zu sudeln, da unser Freund alle unsere Sorge fordert und unser Beten! Das wäre schrecklich, wenn ich diesen verlieren sollte.* (Offenburg, 9. Nov. 1803)

Die Rede ist hier von ihrem gemeinsamen Studienfreund Johann Baptist Gall, geb. 1782, der an der Schwindsucht leidet und bereits todkrank ist. Lorenz Okens innige und verzweifelte Anteilnahme am Schicksal des Jüngeren bricht in mehreren Briefen durch. Am 18. Mai 1804 schreibt er seinem Freund aus Freiburg: *Lieber! – Gall ist hier! O Gott! Krank wie vorher! Sein Atem ist sehr eng. Husten – abgestumpft gegen alles in der Welt. Sprache schwach – doch liegt er nicht im Bette. Er doktert immer an sich herum – bald Opium, bald Nafta und Fosfor-Salep. Doch gebe ich ihn noch nicht verloren. Wir wollen sehen, was herauszubringen ist.* [Es folgen einige Rezepturen Okens, der ja Medizin studiert, ehe er den kurzen Brief abschließt:] *Genieße das Leben – es kommt nie wieder – wenn Du nicht etwa die Auferstehung hierher rechnest. Doch leb wohl – Dein Okenfuß.* – Gall muss wohl noch im Jahr 1804 gestorben sein. Oken widmete ihm sein erstes größeres Buch, *Die Zeugung* (1805 erschienen).

Ein jüngerer Freund war gestorben, und es ging Oken sehr nahe. Doch findet sich bei ihm kein Anklang von sentimentalem Gefühlsüberschwang oder von Freundschaftskult, wie er in jener Zeit der frühen Romantik bei jungen Männern häufig anzutreffen war. Oken war zu hart mit den Realitäten des Lebens konfrontiert, mittellos wie er war, unablässig um den Aufstieg als Wissenschaftler kämpfend, um in traurigen Gefühlen schwelgen zu können oder zu wollen. Seine Trauer ist von existenzieller Verzweiflung durchsetzt, wie der Beginn seines Briefes aus Würzburg vom 23. Februar 1805 zeigt: *Lieber! Es ist schrecklich, wenn ich mich und meine Freunde ansehe. Geheimnisvoll hat die Hölle sich unserer bemächtigt – ich weiß nicht, wie ich es verschuldete, daß mir das Unglück nicht nach-, sondern voreilt! Du bist unglücklich, beide Gallen<sup>5</sup> tot, meine übrigen Kameraden nicht versorgt, meine Familie arm, und ich in der Unstäte!*

Was in Okens Briefen immer wieder auffällt, ist die starke Bindung an seine Freunde und *Kameraden*. Oken hatte mit 12<sup>1/2</sup> Jahren die Mutter, mit 18 den Vater verloren; seinem Heimatdorf war er geistig entwachsen (wenn er die verwandtschaftlichen Beziehungen auch bis ins Alter pflegte). Für sein Bedürfnis nach Nähe und gegenseitigem Verstehen suchte er in der Beziehung zu Freunden Genüge zu finden. Selbstlosigkeit untereinander war für ihn dabei selbstverständlich. Als Matthias Keller im Winter 1802/03 erkrankte (er war nach abgeschlossenem Studium zunächst in seine Heimat am Bodensee zurückgekehrt und wollte dort eine Praxis aufbauen) und seine Freiburger Freunde davon nicht unterrichtet hatte, wurde er von Oken dafür herb getadelt. Der Brief, den Oken im Namen der Freiburger Freunde formulierte, ist ein beredtes Zeugnis für sein Verständnis von Freundschaft: *Du krank und uns kein Wort davon! Achtest Du Deine Freunde so, oder glaubst Du von uns Ursache zu haben zu denken, als wäre uns Dein Wohl gleichgültig? ... Du weißt, daß es keinem von uns unbedeutend ist, was einen unserer Freunde betrifft ... Es war schon beschlos-*

sen, einen aus uns, und zwar mich, zu Dir zu schicken, um teils nachzusehen, wie es mit Dir stehe, teils auch Dir zur Aufmunterung zu dienen, wenn Du jemand hast, mit dem Du Deine ohne Zweifel lahme Praxis und Dein Zu-Hause-Sitzen vergessen könntest ... Da sie inzwischen aber erfahren hätten, dass es ihm wieder besser gehe, würden sie sich begnügen, ihm statt Oken das „Athenäum“, welches wir von Metzlern entlehnten, zu schicken, welches Deinen Organismus, indem es Deine Seele ergötzt, gewiß wieder mit Dir in Harmonie bringen wird. Auch fordern wir Dich auf, wenn es Dir wegen ruhender Praxis an Geld fehlen sollte, Du es uns ohne Umstände berichten sollst – Ziererei in dieser Hinsicht würde beweisen, daß Du uns nicht für Freunde hältst ... (Dez. 1802)

Dieser Brief ist ein schönes Zeugnis von Freundestreue, wie sie Oken und seine Gefährten (es waren wohl vor allem Mediziner und Naturforscher) verstanden. Neben der Bereitschaft, füreinander einzustehen, dokumentiert er auch die geistige Aufgeschlossenheit der Freunde, wenn sie Keller zur Wiederherstellung der Harmonie von *Organismus* und *Seele* das *Athenäum*, die programmatische Zeitschrift der deutschen Frühromantik, zuschickten; leihweise. – Das gegenseitige Ausleihen von Fachbüchern unter den Freunden ist öfter Thema in den Briefen, wie auch die Aufteilung der Kosten von Neuanschaffungen von Büchern. Geldmangel war ständig präsent. Doch solange nicht Not, Krankheit oder Tod eingriffen, fühlte sich Oken im Kreis seiner Freunde aufgehoben, und man gewinnt den Eindruck, dass sie für ihn die Familie ersetzten.

In besonderem Maß benötigte Oken die Anteilnahme der Freunde für seine Bestrebungen auf dem Gebiet, das für ihn am wichtigsten war: die Naturphilosophie. Wie aus Okens ersten Briefen an Keller hervorgeht, arbeitete er als Student schon ab 1802 an einem neuen System der Naturphilosophie. Sein großes Vorbild war Schelling, dessen Name in den Briefen häufig genannt wird. Beunruhigt durch andere Veröffentlichungen auf diesem Gebiet, möchte Oken *eine ganze Übersicht der Theorie drucken ... lassen, um nicht etwa als Plagiator auftreten zu müssen* (Dez. 1802). Er wollte sich also die Urheberschaft seiner Ideen sichern und wendet sich deshalb an seinen Freiburger Professor Alexander Ecker, *weil er Präses der Zensur* ist; doch er erfährt von ihm eine böse Abfuhr: *Was wollen Sie mit diesem Mystizismus? Den versteht kein Mensch als einige der neuen, überall verachteten Naturphilosophen! Ich kann Ihnen sagen, lieber Freund, daß dieser Wisch hier nicht gedruckt werden darf, weil alles, was schellingisch ist, zum Atheismus führt! Und warum diese Systemsucht?* Dies sei, so Oken an Keller, *der Saft seines Schimpfens* gewesen (Dez. 1802). Irritieren ließ er sich dadurch nicht, wie überhaupt Selbstzweifel in seinen Briefen nicht vorkommen.

Aufmunterung hatte Oken hingegen durch einen Brief von Eschenmayer erfahren, dem er als anerkanntem Naturforscher Teile seines Manu-

skripts zugesandt hatte. *Dieser Brief versetzte mich in den dritten Himmel*, schreibt Oken im gleichen Brief an Keller. Doch die erhoffte Empfehlung seiner Schrift durch Eschenmayer gegenüber einem Verleger blieb aus, und auch die Rücksendung von Okens Manuskript ließ monatelang auf sich warten. *Wir sind ungemein gespannt – und unruhig*, berichtet Oken während dieser Phase des Wartens (7. April 1803). Das Pronomen *wir* sagt aus, dass die Freunde mit ihm bangen und er sie an seiner Seite weiß.

Endlich beschließt Oken das Wagnis, seine *Uebersicht des Grundrisses des Systems der Naturphilosophie und der damit entstehenden Theorie der Sinne* auf eigenes Risiko in Frankfurt drucken zu lassen. Geld dafür hat er allerdings nicht, weshalb er Keller fragen muss, ob er ihm welches leihen könne: *... bedenke, daß ich das meiste auf Dich berechnet habe und bis jetzt noch niemand weiß, bei dem ich das, was ich von Dir nicht erhalten kann, vollzählig machen könnte*. Und noch eindringlicher: *Nun siehst Du, wie alles liegt – laß mich nicht stecken, denn in welcher traurigen Lage wäre ich nicht, wenn es gedruckt wäre, und ich hätte kein Geld* [um die gedruckten Exemplare bezahlen zu können]. (18. Mai 1803) – Keller, der selbst sehr sparsam leben musste, konnte wohl nicht in dem gewünschten Maße helfen. Okens *Uebersicht* ... wurde anscheinend erst 1804 ohne Jahresangabe, „In Commission“ bei P. W. Eichenberg in Frankfurt a. M., gedruckt, als Broschur-Heftchen von 22 Seiten. An das Ende der Schrift hatte Oken setzen lassen: *Entworfen im Junius 1802*, gewiss um sich das Erstrecht seiner *Theorie der Sinne* zu sichern, die er in den folgenden Jahren ausarbeiten wollte, was er dann auch tat. – (Bemerkung am Rande: Im Jahr 2002 wurde Okens Schrift in einem Antiquariatskatalog zum Thema *Naturphilosophie im 19. Jahrhundert als sehr seltenes Erstlingswerk Okens* für 620 Euro angeboten).

Im Sommer 1804 legte Oken seine Examina ab. Er hatte um kostenlose Zulassung zur Doktorprüfung angesucht und dies mit zwei Punkten begründet: *1) den Genuß eines Sapienzstipendiums, welches die Armuth schon voraussetzt, 2) meine hier beigelegten Studienzeugnisse*.<sup>6</sup> Am 17ten Julius 1804 schreibt er Keller: *Schicke mir nächsten Samstag den schwarzen Rock nebst weißer Weste – die Röcke der andern sind mir alle zu groß*. Am 28. Juli berichtet er seinem Freund über das erste Examen: *es ging im ganzen gut*, und im letzten von Okens Freiburger Briefen an ihn, vom 30. August, lesen wir: *Bester Keller! Am Samstag graduiere ich mit Engelhard, Fendrich, Vogel – morgens um 10 Uhr, wobei ich eine Rede über die Zeugung halte. Komm doch auch herein, wir wollen dann den Tag munter zubringen ... Auf jeden Fall mußst Du mir meine schwarzen Hosen und die zwei Hemden schicken; ich mangle sie sehr*. (Also auch der praktizierende Landarzt Keller muss sich von seinem bettelarmen Freund noch Hemden und Hosen ausleihen!) Oken beschließt seinen Brief mit den Worten: *Ich bin fest entschlossen, das nächste Jahr alles aufzuwenden, um nach Würzburg zu kommen. Komm doch! Leb wohl, Dein Okenfuß*.



Dieser Brief kündigt das Ende von Okens Freiburger Studienzeit an. Er hat sie trotz allen Nöten wohl insgesamt im Kreis seiner Freunde als eine glückliche Zeit erlebt. Aus einem viel später geschriebenen Artikel für seine Zeitschrift *Isis* wissen wir, dass er auch die Schönheit und den Reichtum der umliegenden Landschaft genoss. Da er durch sein Stipendium und Freitische bei Freiburger Bürgern vor schlimmer materieller Not bewahrt blieb, konnte er sich ganz der Wissenschaft hingeben, um seinen gewaltigen Wissensdurst zu stillen und bereits eigene Gedankenwelten zu entwerfen. Es blieb lange sein Wunsch, als Professor wieder an seine alte Universität und in sein *Vaterland* zurückzukehren; doch er sollte sich nicht erfüllen.

Den September verbringt Oken in Bohlsbach. *Hier lebe ich sehr eingezogen; ich habe keinen Kameraden, bin daher den ganzen Tag zu Hause, und wirklich arbeite ich an der „Zeugung“ um. An den „Grundriß“ selbst [die Ausarbeitung der Uebersicht] werde ich hier wohl nicht mehr kommen. Wenn ich praktizieren möchte, so wäre Offenburg wirklich ein mir günstiger Ort ...* Denn es werden ihm allerlei Krankheiten „angetragen“. *Wahrscheinlich wüßte ich mir vor Überlaufung nicht mehr zu helfen, wenn ich nicht alles abschlüge ... So sehr eilt mir das Glück nach!* (22. Sept. 1804) Doch ist dies eben nicht die Art von Glück, die er anstrebt, wenn auch die Aussicht auf finanzielle Unabhängigkeit für ihn sehr verlockend gewesen sein muss. Sein Ziel bleibt die Universität Würzburg.

In Offenburg sucht er den Weg dorthin zu ebnen: *Herr Landvogt und Oberamtsrath Hinterfad versprochen mir auf mein Vermögen hin [das elterliche Haus und Äcker?], 200 Gulden zu leihen, um nach Würzburg gehen zu können.* Auch wissenschaftlich möchte er vorarbeiten: *Ich denke, es möchte auch etwas zu meiner Empfehlung in Würzburg beitragen ..., wenn ich die Rede über Zeugung, welche ganz empirisch ist, noch diese Vakanz drucken lasse.* In Offenburg gebe es eine Druckerei, die *noch unter keiner Zensur steht* und wo er *selbst bei der Korrektur* mitwirken könne. (22. Sept. 1804). Es kam dann aber doch nicht zu dem vorgesehenen Druck.

Aus Baden-Baden, wo Oken anscheinend regelmäßig in den Herbstferien einige Zeit bei seinem ersten Physik- und Mathematiklehrer Joseph Anton Maier zubrachte, berichtet er Keller am 19. Oktober, dass er mit einem Juristen *gegen Ende künftiger Woche* kostenlos nach Würzburg mitfahren könne. Der Weg in eine ungewisse Zukunft konnte beginnen.

### *Die Briefe aus Würzburg*

Was Oken nach Würzburg zog, ist klar: Friedrich Wilhelm Schelling. Mit dessen Schriften ab 1797 *begann die eigentliche Zeit der deutschen Naturphilosophie*<sup>7</sup>. Goethe hatte ihn 1798 als Professor an die Universität Jena geholt. Von dort verbreitete sich sein Ruhm schnell über ganz Deutschland.

Er gehörte zum innersten Kreis der Jenaer Frühromantik um die Brüder Schlegel und war – nach Ricarda Huch<sup>8</sup> – *Goethes Liebling unter den Romantikern*. Nachdem er Caroline Schlegel geheiratet hatte, übernahm er im Herbst 1803 eine Professur in Würzburg. Für Oken war Schelling der beste Lehrer, den es auf dem Gebiet der Naturphilosophie überhaupt geben konnte, obwohl Schelling erst 29 Jahre alt war, nur fünf Jahre älter als Oken.

In den letzten Oktobertagen des Jahres 1804 traf dieser in Würzburg ein. Und Oken wurde nicht enttäuscht. In seinem ersten Brief an Keller aus Würzburg vom 20. November lesen wir gleich im zweiten Satz: *Hier bin ich wohl; Schelling ist – mein Freund. Ich besuche ihn allen andern Tag abends um 1/2 9 bis 10 Uhr, wo er ißt. Er ist sehr liberal, grad gegen mich; so sein Weib ... Er liest ein öffentliches Kollegium über die Metamorphose der organischen Natur, das ich besuche, und worüber wir sehr oft sprechen. Daher begegnet er mir, und wie es scheint sehr auffällig, als Freund. Meine Abhandlung über die Zeugung wird er nach Bamberg an Göbhardt schicken zum Drucken und zugleich Marcus bitten, daß er sie empfehle.* – Schelling seinerseits schreibt wenig später über Oken an Eschenmayer: *In der Vorlesung über Philos. habe ich diesen Winter an die anderthalbhundert Zuhörer, worunter auch Dr. Oken ist, ein trefflicher Mensch, eine reine Seele und von durchdringendem Geiste.*<sup>9</sup> Ein Urteil von Gewicht!

Besser hätte die Zeit in Würzburg für Oken gar nicht beginnen können. (Hier nennt er sich fortan konsequent „Oken“, um lästige Anspielungen zu seinem Familiennamen „Okenfuß“ auszuschließen. Am Schluss seines Briefes an Keller vom 12. Dezember 1804 tut er auch dem Freund ausdrücklich kund: *Adresse an Oken, nicht an Okenfuß.*) Er kann nun nicht nur Schellings Vorlesung über Naturphilosophie hören, sondern sich mit ihm als Freund des Hauses *sehr oft* darüber austauschen. Bei diesem freundschaftlichen Verkehr an jedem zweiten Abend, an dem auch Caroline Schelling teilhatte, selbst eine bedeutende Frau und Verehrerin Goethes, wurden gewiss nicht nur naturphilosophische Gespräche geführt. Es konnte gar nicht ausbleiben, dass Jena und seine Professoren, dass Goethe sowie der Caroline und Schelling so vertraute Kreis der Frühromantiker zur Sprache kamen (die das oben schon erwähnte *Athenäum* herausgebracht hatten) und Oken hierzu Berichte und Erzählungen aus allererster Hand erhielt. Caroline, damals schon 41 Jahre alt, hatte wohl ihre Freude an dem klugen und originellen jungen Mann. Vier Jahre später schreibt sie an ihre Freundin Pauline Gotter: *Wenn Du wieder einmal nach Jena kommst, so fasse ins Auge einen kleinen jungen Mann und alten Gelehrten, der Prof. Oken heißt ... Er war schon in Würzburg sehr viel bei uns, und ich habe mich oft an der Naivetät gefreut, mit der er sich und eine Menge wunderlicher, jedoch guter Gedanken an das Licht zu stellen pflegte.* (1. März 1809)<sup>10</sup> Ein fein und ohne jegliche Schärfe herausgestellter Charakterzug Okens verdient

hier Beachtung: dass er *sich und ... [seine] Gedanken an das Licht zu stellen pflegte*. Es war ihm wohl nicht unwichtig, sich selbst *an das Licht zu stellen*; aber nicht als Selbstzweck, sondern in Verbindung mit den Gedanken, um die es ihm ging.

Oken hörte auch Vorlesungen anderer Professoren; entscheidend war für ihn jedoch Schelling, als Wissenschaftler wie auch als Freund, der bestrebt war, seine Karriere zu fördern. Das persönliche Verhältnis der Schellings zu Oken nimmt an Vertrautheit zu: *Dir kann ich sagen, daß Schelling mich sehr gern hat* (an Keller am 18. Dez. 1804) und: *Ich bin bei ihm wie zu Hause ... Er vertraut mir seine Verhältnisse an.* (20. März 1805) Die Äußerungen Schellings und Carolines zeigen, dass Oken nicht nur als junger Wissenschaftler, sondern auch wegen seiner menschlichen Qualitäten sehr geschätzt wurde. – Am Ende des Wintersemesters veranlasst Schelling, dass Oken zum Sommersemester mit seinen und Carolines Empfehlungen an die Universität Göttingen wechselt, da sich dort für ihn weit bessere wissenschaftliche Perspektiven eröffnen würden.

Doch zuvor hatte Oken den Winter in Würzburg überstehen müssen. Seine Mittellosigkeit, das monatelange Ausbleiben der vom Oberamt in Offenburg zugesagten Gelder und ein harter Winter stürzten ihn in schlimme materielle Not, die sein Glück über die Beziehung zu den Schellings erheblich beeinträchtigte. In dem schon oben zitierten Brief vom 23. Februar 1805, in dem er das Unglück seiner Freunde beklagt, schildert er Keller ungewohnt ausführlich seine eigene, in materieller Hinsicht trostlose Situation: *Aber ein solches verdammtes Wetter habe ich noch nie erlebt. Seit dem November ist hier Schnee, es ging wohl sechsmal auf, alles schmolz, die andere Nacht regnete es, dann schneite es wieder darauf und wurde wieder so als zuvor. Ich bin deswegen erst dreimal vor die Stadt hinausgekommen ... Die Nordwinde herrschen beständig ... Mir geht es hier so übel, als es nur sein kann; ich kann aus Mangel der Stiefel nicht mehr ausgehen. Nur nachts gehe ich zu Schelling oder Stadtphysikus Horsch oder Professor Köhler. Essen kann er nur auf Bonus, also auf Kredit; er hat 50 Gulden Schulden. Seine ganze Hoffnung richtet sich auf das Honorar für sein immer noch nicht gedrucktes Buch *Die Zeugung*: Ich habe mir schon darauf Stiefel anmessen lassen; wenn sie der Filister nur nicht bringt, [bevor] es angekommen ist. Aber das Nothwendigste fehlt mir, nämlich ein Überrock, ich muß immer mein schwarzes Kleid anhaben, und bald wird es abgeschabt und zerrissen sein.* – Als ein Brief von Keller eintraf, konnte er das Porto dafür nicht bezahlen, und er bricht in die verzweifelte Klage aus: *O Gott! was ist dies unser Leben – immer Sorge, Kummer, Noth – und dabei soll ich nun arbeiten, um mir etwas zu verdienen, soll lustig sein! – Aber Geduld!* Und er beginnt Keller und sich selbst vorzurechnen, wie viel sein Buch ihm einbringen würde. Etliche Exemplare wollte er allerdings als Freixemplare an Professoren verschicken; er müsse

sich bekannt machen. So fände er vielleicht eine Anstellung, wohl gar in Freiburg: *Wenn aber Prof. Morin stirbt, so schreibe es mir doch den Augenblick, denn auf jeden Fall halte ich um die Kanzel [den Lehrstuhl] an, besonders wenn er noch so lange lebt, bis ich der Universität meine Theorie der Zeugung schicken kann.* Der Existenzkampf erlaubt keine Skrupel. Oken erwägt im Folgenden, wie er welchen möglichen Konkurrenten *am besten entgegenwirken könnte*, und beschwört Keller noch einmal: *Ist der Alte tot, so mußt Du mir sogleich schreiben, ob ich sogleich mich melden muß.* Das zweimalige *sogleich* verrät Okens Notlage. Auch über Möglichkeiten einer Anstellung in Würzburg spekuliert er. Irgendwie muss er doch überleben. Am Schluss dieses langen Briefes lesen wir: *Nicht wahr, Du wunderst Dich, daß ich von den vielen Plänen noch nicht zerborsten[!] bin – aber Lieber! von was soll ich mich denn nähren, wenn ich es [nicht] von den Plänen kann.*

Im seinem vierten und letzten Brief an Keller aus Würzburg (vom 20. März 1805) warnt Oken ihn, seine bescheidene Landpraxis aufzugeben: *Bedenke doch, daß Du freie Wohnung und doch etwas Fixes hast – wozu dieses [aufgeben] und ins Unbestimmte gehen?* Für sich selbst allerdings will er den eingeschlagenen Weg ins Unbestimmte trotz aller Widerwärtigkeiten weitergehen: *Wenn ich mich nun in die Praxis würfe, so wären ja alle diese Aussichten, Aufregungen und Leiden von meiner Seite verloren. Daher will ich lieber noch einige Zeit darben, um diesen Plan wenigstens zu Ende zu treiben, sollte er auch gleichwohl mißlingen. Daß meine Theorie muß Aufsehen machen, davon bin ich überzeugt ...* Zweifel an sich selbst befallen Oken nicht; diese Selbstsicherheit und eine ungewöhnliche Willensenergie befähigen ihn, sein Leben lang, sich unter schwierigsten Bedingungen zu behaupten. – *Sag niemand, daß ich nach Göttingen gehe*, steht am Ende des Briefes. Er befürchtet, das Oberamt könnte sonst die endlich angekündigte Überweisung unterlassen.

### *Die Briefe aus Göttingen*

Aus Okens fast 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub>-jähriger Göttinger Zeit (wenn man einen mehrmonatigen Abstecher auf die Nordsee-Insel Wangerooge mitrechnet) liegen nur fünf Briefe von ihm an Keller vor. Während der Abstand der Briefe aus Würzburg ein bis zwei Monate betrug, fallen die Zwischenzeiten nun beträchtlich länger aus. Schon aus Würzburg hatte sich Oken bei Keller über das Ausbleiben von Briefen, auch der Freiburger Freunde, beklagt. Aus Okens erstem Göttinger Brief spricht bittere Enttäuschung über die Freunde: *Meinen Kameraden in Freiburg werde ich wohl das letzte Mal geschrieben haben. Sie denken gar nicht mehr an mich oder betrachten mich wie ihren Bedienten, dessen Schuldigkeit es sei, ihnen Briefe zu schreiben, ohne Antwort zu erhalten. Es wäre mir sehr angenehm, wenn die Freibur-*

ger gar nicht wüßten, wo ich wäre und was ich treibe. In Zukunft will ich niemand mehr schreiben als Dir; sage darum niemand etwas von mir und laß mich ganz allein leben ... (13. Aug. 1805) Man spürt hinter Okens Verärgerung und Bitterkeit, wie sehr er an der Vereinsamung in der Fremde leidet und wie sehr er an seinen Freunden hängt. Doch auch Keller ist ein unzuverlässiger Briefschreiber, wie aus dem Beginn von Okens zweitem überlieferten Brief aus Göttingen hervorgeht: *Ich sollte zwar denken, Du hättest meinen Brief lange genug, daß Du ihn, auch wenn man Deiner Nachlässigkeit noch einige Spannen zumißt, doch schon hättest beantworten können.* Allen schlimmen Vorsätzen aus seiner Gekränktheit zum Trotz erkundigt er sich dann im nächsten Jahr doch wieder ausführlich bei Keller nach den Freunden: *Schreib mir doch auch, was Burkhard macht, wo Braun ist, auch von Freiburg etwas – von Sattler, Bürngle, Vogel, Küchle etc. ... Du bist wie ein Philister, gar nichts weiß ich von diesen Leuten.* (15. Juni 1806) Ähnliche Nachfragen werden auch in späteren Briefen immer wieder erscheinen. Oken nimmt steten Anteil an dem Schicksal der Gefährten.

Diese starke emotionale Verbundenheit dürfte auch darin mit begründet sein, dass sich Beziehungen zu Frauen für diese jungen, meist mittellosen Akademiker vorwiegend auf Gedanken und vielleicht noch Briefe beschränken mussten. Solange sie nicht beruflich etabliert waren, um eine Familie ernähren oder um den vermögenden Eltern einer heiratsfähigen jungen Frau eine angesehene, gesellschaftsfähige Position vorweisen zu können, waren Liebesbeziehungen in der Regel nur Wunschträume. Umso bedeutsamer und emotionaler waren daher Freundschaften. Mit dem oft harten und langwierigen Kampf um den Aufbau einer beruflichen Existenz sollten gleichzeitig auch die Voraussetzungen für eine Heirat geschaffen werden.

Doch wenden wir uns nun den Inhalten von Okens Briefen aus Göttingen zu. Die langen Abstände zwischen den Briefen an Keller hatten wohl noch einen anderen Grund als die nur spärlichen Antwortbriefe. Oken hatte inzwischen einen neuen Briefpartner, der ein besseres Verständnis für seine wissenschaftlichen Bestrebungen besaß: Schelling. Gegenüber den fünf Briefen an Keller besitzen wir aus Okens Göttinger Zeit mehr Briefe, die an Schelling gerichtet sind; wir verdanken ihnen viele interessante Informationen, die wir bisweilen ergänzend benutzen wollen.<sup>11</sup> Um überhaupt nach Göttingen zu gelangen, musste Oken mancherlei erdulden, wie er am 2. Mai 1805 aus Halle an Schelling berichtet: *Alles in Sachsen ist häßlich, auch wenn ich die Armut, die zu jedem Fenster herausieht ..., nicht rechne, wenn ich geduldig durch die elenden Feldwege wate, nicht wissend, wo Straße und wo Viehweide, wenn ich appetitlos das schwarze saure Semmelbrot und das zwar gute, aber wäßrige Bier verschlucke.* Wohl in Gedanken an die heimatliche Ortenau, an Freiburg und Würzburg seufzt er: *O Süden!*

*o Norden! ihr fürchterlichen Pole.* – Drei Wochen später schildert er Schelling seine ersten Eindrücke von Göttingen: *Alles speist hier auf dem Zimmer, den ganzen Tag ist man allein, vor lauter Langeweile muß man gelehrt werden. Indessen gefällt es mir hier sehr wohl, die Stadt ist heiter, weit und reinlich, wenn nicht etwa hie und da ein altes gebrechliches Haus zusammenstürzt.* (24. Mai 1805)

Oken's Ziele, die er mit dem von Schelling vorgeschlagenen Wechsel nach Göttingen verfolgte, lassen sich so zusammenfassen: 1.) Er wollte seine Kenntnisse erweitern und vertiefen. 2.) Er wollte weiter forschen und das Erforschte publizieren, um so *bekannt zu werden* oder gar *Aufsehen zu erregen* (Ausdrücke, die er wiederholt in seinen Briefen verwendet), wobei er hoffte, sich durch das Erforschte habilitieren und durch dessen Publikation seinen Lebensunterhalt finanzieren zu können. 3.) Er wollte Beziehungen zu einflussreichen Wissenschaftlern anknüpfen und ihre Anerkennung gewinnen, um mit ihrer Unterstützung schließlich an einer Universität eine der raren Professorenstellen zu erlangen. Diese sollte ihm die finanzielle Basis bieten, um heiraten und um schließlich seine ganze Arbeitskraft der Wissenschaft widmen zu können, was sein eigentliches Lebensziel war.

Eine Enttäuschung war für Oken der ihm von Schelling empfohlene, angesehene Prof. Blumenbach. In einem Brief an Schelling ließ Oken kein gutes Haar an ihm: *Unter uns gesagt, Blumenbach ist in seinen Vorlesungen, ich will nicht sagen Charlatan, aber Possenreißer und Raritätenkrämer, wie mir noch keiner vorgekommen.* Über andere Professoren spricht er sich positiver aus; aber man gewinnt nicht den Eindruck, dass Oken hier noch viel von anderen lernt, was in Würzburg anders gewesen war. Der *einzig große Gelehrte* in Göttingen sei für ihn *der große Bücherpalast*, die Universitätsbibliothek (24. Mai 1805). – Oken ist geradezu überwältigt von ihr, sodass er in seinem ersten Göttinger Brief an Keller schon zu Beginn seiner Begeisterung freien Lauf lässt: *Ich habe bis diesen Augenblick [das heißt, in seinen ersten drei Monaten] ... immer nur aus der hiesigen Bibliothek zusammengescharrt. Es ist ungeheuer, wie man hineingezogen wird bei einem solchen Reichtum an Werken ... Beschämt und elend steht die neue Welt da in einem solchen Koloß an Gelehrsamkeit ... Du siehst nun wohl, was es mich kostet, alle Folianten nachzuschlagen, um nicht mit einer Idee großzutun und sie für Eigentum zu verkaufen, die doch schon uralt ist ... Nur in Göttingen kann man gewahr werden, was man alles nicht weiß, und auch stolz werden, daß man dieses Nichtwissen weiß, daher denn die hiesigen Gelehrten auf alle verächtlich herabblicken, die sich gelehrt dünken, aber eigentlich bloß ihre Unwissenheit nicht wissen.* (13. Aug. 1805) Während seiner Göttinger Zeit nutzt Oken mit ungeheurem Fleiß diese unerschöpfliche Fundgrube, um sein Wissen zu erweitern. Als später der Wechsel nach Jena bevorsteht, klagt Oken dem Freund: *Es*

wird mir wehtun, wenn ich von Göttingen weg soll, wegen der Bibliothek, ohne die ich gar nicht mehr leben kann. (15. Juni 1807)

Wenn die Jahre in Göttingen für Oken auch keine einfache Zeit werden sollten, so erwies sich Schellings Rat, dorthin zu gehen, doch als richtig. Nicht nur, dass die Bibliothek sich als unschätzbar erwies und Oken bedeutende eigene Forschungen vorantreiben konnte; auch die angestrebte Förderung durch bereits etablierte Professoren wurde ihm zuteil. Als erster ist hier Karl Gustav Himly zu nennen, ein angesehenener Professor der Augenheilkunde, der von Schelling auf Oken hingewiesen worden war. Zu ihm entstand schon in den ersten Göttinger Monaten eine freundschaftliche Beziehung, wie Oken Keller berichtet: *Hier lebe ich sehr zurückgezogen. Himly ist mein einziger Freund. Er ist mir sehr gut und zieht mich hervor, wo er kann, macht mich mit jedem Mann bekannt, von dem er glaubt, daß er mir nützen kann ... Er will haben, ich soll sein Privatdozent werden.* (13. Aug. 1805) Schon eine Woche davor hatte Himly an Schelling geschrieben: *Daß Sie mir zu Okens früherer und näherer Bekanntschaft behilflich gewesen sind, dafür danke ich Ihnen recht sehr. Ich finde ihn gleich achtenswert und liebenswürdig. Seine unbestimmte Lage scheint ihn bei geringen Vermögensumständen zu drücken und auf seine Gesundheit nachteilig zu wirken. Einige Pläne habe ich zwar für ihn; vergessen auch Sie ihn umso weniger, da bei seiner kindlichen Unwissenheit in der bürgerlichen Welt und ihrem Gange fremde, fast möchte man sagen, Handhabung nötig ist.* (6. Aug. 1805)<sup>12</sup> Diese einfühlsamen Sätze zeigen, welch guten Mentor Schelling für Oken ausgewählt hatte! Wenn man manchmal Oken als einen vom Schicksal und auch von inneren Widersprüchen gequälten Menschen bedauern muss, so kann man ihn andererseits auch wieder beglückwünschen zu seiner *gleich achtenswerten und liebenswürdigen Art*, die ihm solche Freunde wie Schelling und Himly in dieser entscheidenden Phase seines Lebens gewinnt. Das gibt ihm auch Zuversicht: *Ich bekomme sicher eine Anstellung, schreibt er an Keller, denn Himly, Hagmeier, Schelling, Marcus arbeiten daran* (13. Aug. 1805).

Auf dem Gebiet der Forschung hatte Oken durch Untersuchungen an der Nabelschnur von *ganz kleinen Schweinsembryonen*, wie er Keller schreibt, eine Entdeckung gemacht, die für die Naturwissenschaft Bedeutung erlangen sollte. Doch ihre Publikation, die ihm Geld einbringen soll, bereitet ihm Sorgen, da er zunächst die Kupferstiche seiner Zeichnungen selbst bezahlen muss. Schelling hatte anscheinend seine finanzielle Unterstützung angeboten, doch Oken hoffte, sie nicht beanspruchen zu müssen. Er schreibt an Schelling: *Ich habe mit Dankgefühl Ihr gütiges Anerbieten verstanden, werde aber wahrlich nicht mutwillig Gebrauch davon machen. Wenn Göbhardt [der Verleger in Bamberg] mir die Platten, die ich hier stehen lasse, noch vor Michaelis [29. Sept.] bezahlt, so ist für lange geholfen; nur diese haben eine Lücke in meine Ökonomie gemacht.* (8. Sept.

1805) Doch Göbhardt zahlt nicht, und Oken steht wieder vor dem Nichts. So muss er nun doch Schelling um Hilfe bitten: *Länger kann ich es nicht mehr aushalten. Ich habe es aufs Höchste kommen lassen, bis ich zum Entschluß kam, mich mit einer Bitte an Sie zu wenden ... Bisher habe ich mich noch immer fortgeschleppt mit Unterstützung von [zu] Hause; seit aber der Krieg ausgebrochen, habe ich nichts mehr erhalten und in dieser Hinsicht bleibt mir nichts, als nach Hause zu gehen. Aber jetzt stehe ich an der Schwelle meiner Versorgung, nach der ich mit so vielen Entsagungen und Anstrengungen gerungen habe; jetzt soll ich ablassen von dem Ziele, das in der Hand ist und bleibt, wenn ich nur einige Zeit festhalten kann?* Er fährt fort, dass er – inzwischen Privatdozent geworden – im Privatkolleg elf zufriedene Zuhörer habe, was bei nur 50 Medizinstudenten in Göttingen *sehr viel* sei. Doch *von meinen elf habe ich fünf Gratisten [Gratis-Hörer], und die übrigen warten noch auf den Wechsel, indessen will der Kostgeber immer vorausbezahlt sein ..., kurz, ich bin schon seit einigen Wochen ganz und gar ohne Geld.* Er bittet daher Schelling, ihm doch wenigstens 50 Gulden zu leihen (18. Nov. 1805) – Schelling hilft.<sup>13</sup>

Im nächsten Jahr hofft Oken, durch eine Zeitschrift, die er mit seinem Kollegen Kieser gemeinsam herausgeben möchte, einer erneuten Misere zu entgehen, wie er Keller schreibt: *Meine Zeitschrift, die ich jetzt herausgebe, wird mich auf immer sichern, wenn ich fleißig genug bin und immer Zeit und Gelegenheit zum Schreiben habe. Interessant muß sie werden und immer etwas Neues enthalten ...* (15. Juni 1806). Sein sommerlicher Optimismus ist anscheinend von einer besseren körperlichen Verfassung getragen: *Ich fühle mich jetzt gesünder als je, und wenn es so fortgeht, so verliere ich deswegen alle Besorgnisse. Ich bräuchte nur etwas mehr Bewegung. Eine Reise, die ich vielleicht, sobald ich meine Vorlesungen geendigt habe ..., unternehmen werde, soll mir auch dieses geben.* Es überrascht nicht, dass Oken bei den extremen Entbehrungen und Belastungen, denen er ausgesetzt war, Besorgnisse wegen seiner Gesundheit haben musste. Ob er es seiner bäuerlichen Herkunft und der abhärtenden Wirkung seiner Jugendjahre zu verdanken hatte, dass ihn eine große Widerstandsfähigkeit dazu befähigte, viel auszuhalten und sich immer wieder ungewöhnliche Leistungen abzuverlangen?

Die Reise, von der er in seinem Brief spricht, sollte ihn an die Nordsee führen, um dort meeresbiologische Forschungen zu betreiben. Voller Erwartung hatte er an Schelling geschrieben: *... so gehe ich, sobald ich von hier abkommen kann, an die Nordsee, um da die Seeschnellen zu studieren. Das soll eine Beute werden!* (1. Juni 1806) Doch anscheinend ließ Göbhardt wieder mit dem Geld für die erste Nummer der Zeitschrift *Beiträge zur vergleichenden Zoologie, Anatomie und Physiologie* auf sich warten; jedenfalls konnte Oken erst im Herbst an die Nordsee aufbrechen, wo er sich mehrere Monate auf der Insel Wangerooge aufhielt. Von dort



schrieb er an Schelling: *Ich habe endlich eine lange projektierte Reise an die Nordsee gemacht und sitze hier in tiefster Ruhe, während das feste Land erschüttert wird [durch das Kriegsgeschehen] – wirklich ein Glück für mich; zudem lebe ich hier um die Hälfte wohlfeiler als zu Göttingen ...* (27. Dez. 1806). Im gleichen Brief findet sich auch ein für das Verständnis Okens höchst aufschlussreicher Satz: *Es fehlt mir – nicht Selbstvertrauen, aber – Vertrauen zu der Welt, und dieses macht mich blöde und links in Gesellschaft ...* Die Wörter *blöde und links* bedeuteten im damaligen Sprachgebrauch so viel wie „schüchtern und ungeschickt“; *Welt* meint hier „die Welt der Menschen“ (wie man auch von einem „Mann von Welt“ sprach). Oken empfindet sich also trotz seines akademischen Aufstiegs als Außenseiter in der Gesellschaft. Der Weg vom Dorfjungen in die wohl auch etwas dückelhaften Zirkel der renommierten Universität Göttingen fiel ihm doch schwerer, als es den Anschein haben mochte, und er fühlte sich nicht wirklich als zugehörig. – Auch an Keller schreibt Oken am 28. Dezember 1806 einen Brief aus Wangerooge, in welchem er jedoch, wie schon gegenüber Schelling, keine Details zu seinen Erfahrungen an der Nordsee gibt, sondern nur ganz allgemein bemerkt: *Ich habe an der See auf der Insel Wangerooge viel Neues entdeckt, was für die Physiologie sehr wichtig und bestimmend ist. Ich arbeite an meinem System der Physiologie, das ich in einigen Jahren zustande zu bringen hoffe.* Als Fazit der Reise vermerkt er: *[Ich] habe alle Ursache, damit zufrieden zu sein; nur der Krieg ist wieder in die Quere gekommen und hat unsere Rückkehr verspätet, weil alle Straßen mit Truppen bedeckt waren.* Auch dies gehörte zu den Lebensumständen Okens.

Schritt um Schritt erobert sich Oken in Göttingen eine Position in der Welt der Wissenschaft. Im September 1805 war er bereits Privatdozent geworden. Vermutlich war seine Schrift *Die Zeugung* auf Betreiben von Himly als Habilitationsschrift anerkannt worden. Ab dem Frühjahr 1806 war er Mitarbeiter an den *Göttinger gelehrten Anzeigen*. Von seinen beruflichen Fortschritten berichtet er Keller aus Göttingen: *Nachher werde ich Assessor in der Königlichen Societät* (1. Aug. 1806), und aus Wangerooge: *Daß ich Assessor bei der Akademie geworden bin, wirst Du ohne Zweifel in den „Göttinger gelehrten Anzeigen“ gelesen haben. Ich kann damit mehr als zufrieden sein, da viele Privatdozenten und selbst Professoren schon lange da sind, und es doch nicht geworden.* (28. Dez. 1806) Aus Okens letztem Brief an Keller aus Göttingen, vom 15. Juni 1807, gewinnt man den Eindruck, dass sich mit dem beruflichen Aufstieg auch seine finanzielle Situation stabilisiert hat; dennoch ist die Zukunft noch nicht gesichert: *Ich bin nun wohl hier, habe, was ich brauche, und mehr will ich jetzt nicht, da ich doch erst in den Jahren bin, wo man zuzusehen hat ... Ich bin zum correspondierenden Mitglied der Königlichen Societät geworden. Mit dem hiesigen Curator Brandes und mit Heyne [dem berühmten und einflussrei-*

chen Altphilologen] *stehe ich sehr gut – aber es öffnet sich keine Stelle.* Die Göttinger Lehrstühle sind alle besetzt.

Daher wirft Oken wieder den Blick in die badische Heimat, nach Freiburg. Er hatte sich von Keller fortwährend über die Situation an der dortigen Universität berichten lassen. Vor allem interessierte er sich für die Reaktion auf seine Schriften, die er jeweils der Fakultät zugesandt hatte. Anscheinend hatte sein früherer Professor Alexander Ecker, der ja kein Freund der Naturphilosophie und ihrem *Mystizismus* war, sich nicht unfreundlich dazu geäußert, wie man aus der folgenden Briefstelle Okens an Keller rückschließen kann: *Eckers Äußerungen verstehe ich sehr wohl – er haßt mich, denkt aber, ich könnte ihm öffentlich nützen, und daher stellt er sich mir gut. Ich werde mich nicht rächen, aber den Leuten doch zeigen, daß ich mich rächen könnte, wenn ich nur soviel bösen Willen als sie hätte.* (1. August 1806) Hier zeigt sich, dass Oken die Kränkung durch Eckers damalige barsche Ablehnung seiner ersten Schrift nicht vergessen hatte und er sehr misstrauisch sein konnte. (Doch zwei Jahre später wird er Ecker einen langen und respektvollen Brief schreiben.)

Oken wollte von Keller auch wissen, wie sich die napoleonische Neuordnung Badens auf die Universität auswirke: *Schreib mir doch ja auf, wie sich die badische Regierung im Breisgau anläßt, wie man mit ihr zufrieden ist, was sich schon geändert hat etc., was in Freiburg für Anstalten in Hinsicht der Universität getroffen werden.* (1. Aug. 1806) [Freiburg hatte noch zu Vorderösterreich gehört, als Oken dort studierte.] Nach dem Sommersemester 1806 reiste Oken in die Heimat, vor allem, um Lotte von Ittner zu sehen, mit der er befreundet (bzw. inoffiziell verlobt) war, aber auch um sich selbst über die Universität und seine Chancen zu informieren. Das Resümee fiel knapp aus: *In Freiburg war ich. Man organisiert daran, und es wird gut werden. Für mich ist kein Platz.* (An Schelling, 3. Nov. 1807) – Doch inzwischen hatten die Bemühungen von Okens Fürsprechern bereits gewirkt: In der ersten Septemberhälfte des Jahres 1807 erhielt er die Berufung zum außerordentlichen Professor der Medizin an die Universität Jena.

### *Die Briefe aus Jena*

Die acht überlieferten Briefe, die Oken in den Jahren 1807/08 und 1810/11 aus Jena an Keller schrieb, unterscheiden sich erheblich von den bisher betrachteten. Nur zwei der Briefe, die beiden rasch aufeinander folgenden Briefe vom 20. April und 2. Mai 1808, befassen sich noch mit seiner Situation an der Universität. In den übrigen geht es nur noch um Privates, vor allem um eine Verbesserung der Lebensumstände von Keller, der immer noch unverheiratet in seiner Landpraxis am Kaiserstuhl sitzt. Daneben spielt jetzt auch Okens Verhältnis zu Lotte von Ittner eine Rolle. Der Über-

sichtigkeit halber werden diese drei Themenkomplexe voneinander getrennt dargestellt.

#### A) Okens Stellung an der Universität Jena

In dem Briefwechsel mit Keller hatte es eine lange Pause gegeben, weil Keller *diesen ganzen Winter nicht geschrieben* hatte, wie Oken vorwurfsvoll vermerkt und nach den Gründen dafür fragt. Der Brief Okens vom 20. April 1808 ist erst der zweite, den er Keller aus Jena schickt (nachdem er dort Anfang November seine Professur angetreten hatte). Über seine Situation berichtet er: *Die Regierung behandelt mich hier aufs vortrefflichste, und es ist mir bang, wie ich es einst anfangen soll, um wegzugehen, ohne unartig zu sein. Es geniert mich [inde]ssen, weil ich mich hier nicht einrichten kann und ich es doch sollte, um Präparate [für] Vorlesungen zu verfertigen, die mir sehr nöthig sind, wenn ich mehrere Jahre bleibe. Auch sollte ich mehrere Jahre bleiben, um mehr literarisch bekannt zu werden, womit es ohnehin zu Ende ist, wenn ich Jena verlasse. Doch wozu Sorge ich? Es wird sich schon alles geben.*

Oken fühlt sich also wegen der guten Behandlung schon fast zum Bleiben verpflichtet; außerdem glaubt er, dass für ihn nur in Jena günstige Bedingungen bestehen, um sich *literarisch*, d. h. durch Publikationen, bekannt zu machen. Er spielt aber immer noch mit dem Gedanken, nach Freiburg zu wechseln, wie die folgenden Sätze aus diesem Brief zeigen: *Ich bin sehr begierig, was die Freiburger mit mir anfangen. Ob sie Lust haben, mir einen Ruf zu geben? Sie werden sich aber einbilden, ich sehe den Ruf für einen Gewinn an und werden mir wohl gar kleinliche Anträge machen, die ich – – sodann derb abschlagen werde. Aber dazu schweige ganz still.*

Es ist nicht nur seine Verbundenheit mit Freiburg und seiner Universität, was ihn dorthin zieht. Nachdem ihn im September ein Ruf an die Universität Jena erreicht hatte, sah er auch die Gelegenheit gekommen, bei seinem Gönner, dem Staatsrat Joseph Albrecht von Ittner, der inzwischen Curator der Universität Freiburg geworden war, um die Hand seiner Tochter Lotte anzuhalten. Wir kennen Okens Brief an Lottes Vater nicht, aber dessen Antwort vom 23. Sept. 1807.<sup>14</sup> Von Ittner versicherte darin Oken seiner Wertschätzung: *Daß ich Sie schätze und hochachte, dafür ist Ihnen mein Betragen Bürge, seitdem ich Ihre Talente entdeckt und meinen vollen Beifall dem Bestreben, mit welchem Sie sich durch eigene Kraft in der literarischen Welt emporgeschwungen haben, geschenkt habe.* Darauf bittet er Oken (der in Jena eine zunächst nur wenig lukrative außerordentliche Professur erhalten hatte), noch so lange zuzuwarten, bis er so viel *ständige Einkünfte* habe, um für *das Auskommen einer ... vielleicht anwachsenden Familie* sorgen zu können. Von Ittner vertraut Oken in diesem Zusammenhang an, er habe *einen Plan ... , den ich in der Folge zu Ihrem Besten aus-*

*führen kann. Machen Sie sich in Freiburg unter der Hand Freunde, so wie Sie sich in den Wissenschaften Ruhm erworben haben.* Offensichtlich beabsichtigt von Ittner, seine einflussreiche Stellung zugunsten einer Berufung Okens zu nutzen. – Okens Äußerung im Brief an Keller, er werde eine mäßig dotierte Professur *derb ausschlagen*, zeigt uns, dass er auch Menschen, die es gut mit ihm meinten, das Leben schwer machen konnte. Und vor allem sich selbst! Denn eigentlich wollte er ja im Innersten nach Freiburg; er wollte Lotte von Ittner heiraten, wozu ihm ihr Vater, den Oken schätzte, den Weg zu ebnen angeboten hatte. Warum dann diese Reaktion Okens? Ich glaube, sie hatte ihren Grund in Okens übergroßer Verletzlichkeit, die vielleicht zum Teil Veranlagung war, gewiss aber auch durch seine Herkunft und seinen Werdegang mitbedingt war. Er hatte sich alles mühsamst selbst erarbeiten müssen und war dennoch immer wieder von anderen, von Bessergestellten abhängig gewesen, denen er sich meistens geistig überlegen fühlte und es auch war. Nun hatte er es zu Anerkennung, ja zu *Ruhm* (wie von Ittner geschrieben hatte) gebracht. Dennoch fehlte ihm das *Vertrauen zu der Welt*. Er fühlte sich *blöd und links*. Und deshalb witterte er Kränkungen, wo keine waren, Verletzung seines Ehrgefühls – und schlug *derb* zurück, wann immer er sich angegriffen oder nicht genügend respektiert fühlte. – Man kann vermuten, dass Oken bei seiner hypothetischen Ablehnung eines Rufes nach Freiburg vor allem an Prof. Ecker dachte, den er seit dessen Zurückweisung seiner *Übersicht ...* für seinen Feind hielt (und dennoch Keller wiederholt danach fragte, ob Ecker seine Schriften gelesen und sich dazu geäußert habe, als warte er auf die Anerkennung durch seinen früheren Lehrer). Aber er wusste doch von den Bemühungen Ittners zu seinen (und Lottes) Gunsten – wie konnte er da an schroffe Ablehnung denken? Vielleicht spielte hierbei sein wissenschaftlicher Ehrgeiz eine Rolle, denn die renommierte Universität von Jena bot ihm ganz andere Möglichkeiten als die damals in Deutschland wenig bekannte Universität im Breisgau. – In einem Antwortbrief Kellers (einem von zwei kurzen, die erhalten sind) schreibt dieser lapidar: *Du sprichst von einem Ruf, den Dir die Freiburger geben wollen; bisher hörte ich nichts hiervon.* – K. rät *Klugheit an.* (22. Mai 1808)

Aus einem für uns belanglosen Anlass schreibt Oken zwölf Tage später erneut an Keller, wobei er seine vorangegangenen Aussagen über Jena um Erstaunliches ergänzt: *Daß ich hier wohl bin, habe ich Dir schon gesagt. Es geht immer besser. Ich weiß nicht, ob ich Dir schon gesagt habe, daß mir der Herzog vollkommene Freiheit gegeben, für vergleichende Anatomie kommen zu lassen, was ich nur verlange. Besonders hat er sich schon mehrmals erkundigt, ob ich noch nichts von Paris erhalten habe. Er treibt mich aufs Blut ... Aber dieses ist herrlich vom Herzog. So kann ich etwas tun und etwas Treffliches leisten. Einen solchen Eifer für die Wissenschaften findet man nicht leicht bei einem Fürsten. Mit Göthe bin ich oft beisam-*

*men. Er ist jetzt äußerst munter und gesellig und wirklich lustig. Er beschäftigt sich mit den Knochen nach höheren Ansichten.* – Oken hatte in seiner Antrittsvorlesung am 9. November 1807 seine Wirbeltheorie der Schädelknochen vorgestellt, die später zu einem nie offen ausgetragenen Streit mit Goethe um die Priorität an dieser Entdeckung geführt hat. Man spürt hier schon aus Okens Worten, dass er begeistert vom Herzog ist mit seinem Interesse für vergleichende Anatomie, hingegen Goethes Beschäftigung *mit den Knochen* nur recht nüchtern erwähnt. Dabei hätte es für ihn eigentlich nicht weniger bewundernswert sein müssen, welche umfassenden Kenntnisse der Dichter (!) und Politiker Goethe auf einem solchen naturwissenschaftlichen Spezialgebiet besaß. Aber während der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar offensichtlich Gefallen gefunden hatte an Oken, war dies bei Goethe anscheinend nicht der Fall, und entsprechend reserviert reagierte Oken. Die „Chemie“ stimmte zwischen ihnen wohl von Anfang an nicht so richtig. (Einige Monate später kam es dann doch zu einer Annäherung, die aber nur von kurzer Dauer war und in einem Eklat mit endgültigem Bruch endete.)<sup>15</sup> – Im Mai 1808, so verrät uns Okens Brief an Keller, befand er sich nicht nur am Beginn einer glänzenden Karriere, sondern schon auf deren oberen Rängen. Es waren noch keine vier Jahre vergangen, seit er in Freiburg sein Studium beendet hatte. Aber welche Jahre der Entbehnung lagen hinter ihm!

## B) Okens Freundschaft mit Matthias Keller

Nur in den beiden oben zitierten Briefen an Keller aus Jena geht Oken noch auf die Bereiche Universität und Wissenschaft ein; die übrigen Briefe befassen sich fast ausschließlich mit Privatem. Es ist offensichtlich: Trotz aller Bemühungen Okens in seinen Briefen, Keller zu einem beruflichen Aufstieg zu ermuntern, hatte sich an dessen Situation als Landarzt kaum etwas geändert, und die fachliche Kluft zwischen Oken und seinem Studienfreund, der drei Jahre vor ihm promoviert hatte, war unermesslich geworden. Vielleicht hat Keller deshalb schließlich nur noch in großen Abständen an Oken geschrieben (was diesen ärgerte), weil er sich seiner fachlichen Unterlegenheit bewusst war. Aber hier zeigen sich Okens charakterliche Qualitäten: Er hält an dem Freund fest. Über Jahre hinweg wird er nicht müde, Keller Möglichkeiten des beruflichen Weiterkommens aufzuzeigen und ihn darin zu bestärken, dass er dafür befähigt sei. Dieses Thema durchzieht als roter Faden schon von früh an Okens Briefe, wie noch ein Weiteres: Kellers Suche nach einer Frau, die einiges Vermögen mitbringen sollte, da er selbst nicht über die Mittel verfügte, um eine Familie standesgemäß versorgen zu können. Auch hier suchte Oken seinem Freund zu helfen. In den meisten Briefen Okens an Keller spielen diese Themen mit einer Rolle, und nicht selten sind sie der Hauptinhalt. Daher muss auf sie hier

noch eingegangen werden. Einige charakteristische Auszüge aus den Briefen zu den genannten Themen mögen Okens Engagement verdeutlichen.

Als Keller in Radolfzell beruflich Fuß zu fassen versuchte, schrieb ihm Oken aufmunternd: *Du besitzt Energie und Du hast gelernt, mit Menschen umzugehen ...* (4. Juli 1802). Solchen Zuspruch verbindet er in den folgenden Jahren dann mit konkreten Ratschlägen, wo und wie er sich um eine Stelle als Physikus, d. h. als Amtsarzt, bewerben oder sich für eine wissenschaftliche Laufbahn qualifizieren könne. Im Lauf der Jahre wird er dabei immer drängender, weil Keller anscheinend von sich aus wenig Tatkraft entwickelt. – Einige Beispiele hierzu: Aus Würzburg schreibt Oken: *Heute sagte mir der Bruder des Amtmann Manz ..., bei dem ich in Kost gehe, ob ich nicht den Conkurs [die Bewerbung] mitmachen wolle um ein Physikat in Franken, es stehe im Wochenblatt etc. Ich dachte sogleich an Dich, Du lieber Freund! lief zu Spindler, allein dieser ist verreist, dann zu einem Dr. Guk, auch diesen traf ich nicht, endlich ging ich zu Dr. Köhler, der mich zu rechte wies. In Amberg nämlich ist für die obere Pfalz ein Conkurs ausgeschrieben ...* (18. Dez. 1804). Im Weiteren schlägt Oken dann vor, wer alles zu Kellers Gunsten beim „Medizinalgericht“ einwirken könnte. Eine Beteiligung Kellers an diesem „Konkurs“ scheint aber nicht stattgefunden zu haben. – Aus Göttingen kommt später der Vorschlag Okens, wenn er sich durchgesetzt habe, den Freund an die Universität zu holen: *Harre nur noch einige Zeit. Wenn seine Entdeckung (an den Schweine-Embryonen) erst in die Naturgeschichte eingeschlagen habe, dann hätten unser zwei vollauf zu tun, besonders, wenn wir ... Tiere anatomieren – freilich müßtest Du dann Naturgeschichte studieren, aber das ist ja bald zur Not geschehen ...* (13. Aug. 1807).

Aus Jena deutet er eine andere Art der „Versorgung“ an: Am 15. Juni 1807 fragt Oken nach einigen Freiburger Studienfreunden und berichtet dann seinerseits: *Saliet[?] ist ja gar Medizinalrath geworden, wie ich lese. Am 25. Oktober desselben Jahres schreibt er: Saliet ist dem Grabe nahe. Er hat eine verständige, hübsche, ansehnliche Frau. Wenn er stirbt, so wäre sie noch von einem andern Mann zu ...* Das nächste Wort ist nicht zu entziffern, und der Rest des Briefes fehlt. Doch der Sinn ist klar; Oken empfiehlt eine Zweckehe. – Ein Jahr später klingt erstmals Kritik an Keller an, nach einer fehlgeschlagenen Bewerbung: *... so glaube ich, es fehlt Dir an Energie, etwas Schriftliches zu arbeiten, weshalb Keller eben zu wenig bekannt sei. Auch hier folgen Rat und Ermunterung: ... Du hättest Beobachtungen und Talent genug, um interessante Aufsätze etwa in Hufelands Journal zu liefern und dadurch doch einigermaßen bekannt zu werden.* (9. Nov. 1808) – Als Oken weitere zwei Jahre später davon liest, dass das Physikat in Bühl freigeworden sei, zieht er alle Register, um Keller zu einer Bewerbung anzutreiben, indem er ihm schreibt, dass es dort *viele gebildete Menschen* gebe und es doch *nah bei Karlsruhe, Straßburg, Offenburg*

liege, und er fordert ihn auf: *Unterlaß jetzt nichts, lauf, spring, bitte, beschwöre, klage.* (12. Febr. 1810) Er bietet an, sich in Karlsruhe bei der Regierung für ihn einzusetzen, überlegt, welche anderen, einflussreicheren Männer das tun könnten und anderes mehr. Doch scheint er selbst nicht an einen Erfolg zu glauben, denn er beginnt schließlich wieder ausführlich die Möglichkeiten einer Laufbahn an der Universität zu erörtern, einleitend mit der Frage: *Sag einmal, fühlst Du Dich zu schwach, Vorlesungen zu halten?* So scheint es zu sein. Bis in das Jahr 1811, in dem Okens Briefe an Keller abbrechen, hat sich an dessen beruflicher Situation nichts geändert. Zehn Jahre nach Abschluss seines Studiums sitzt Keller immer noch in Oberrimsingen; Okens Bemühungen, so engagiert und gut gemeint sie auch waren, blieben vergeblich. Es lässt sich nicht sagen, ob die Zeitumstände oder Kellers Persönlichkeitsstruktur die Hauptursache dafür waren.

Es würde den Rahmen dieser Abhandlung sprengen, wollte man aus Okens Briefen die schier unendliche Geschichte von Kellers angestrebter Verbindung mit Eve Heinrich, der Tochter eines vermögenden Arztes in Bamberg, und Okens Anteilnahme daran im Detail nacherzählen. Dies ergäbe eine eigene zeitgeschichtliche Studie, und sie würde uns heute fast unglaublich erscheinen. Fassen wir daher zusammen: Keller hatte einen Teil seiner medizinischen Ausbildung in Bamberg absolviert und war dort auf die noch nicht gebundene Arztochter hingewiesen worden. Er muss nach Baden zurückgekehrt sein, ohne sie zuvor persönlich kennen gelernt zu haben. Doch entspann sich ein Briefwechsel (ab 1803 oder früher) zwischen ihnen, in dem eine eheliche Verbindung angestrebt wurde, was aber nicht bekannt werden durfte. Für Eves Familie kam eine Heirat mit Keller jedoch kaum in Frage, solange er keine bessere berufliche Position vorzuweisen hatte. Oken war von Anfang an der Vertraute Kellers in Bezug auf Eve. Da Keller beruflich keine Fortschritte machte, stagnierten auch die Ehepläne. Durch die Briefe Okens erfahren wir, dass das Warten und Bangen noch im Jahr 1811 andauerte, nachdem die Beziehung bis dahin manche dramatische Phase durchlaufen hatte. Oken nahm auch hier steten Anteil. Als es 1810 mit dem Heiraten ernst zu werden scheint, schreibt er an Keller: *Ehe Du sie heurathest, mußst Du sie [Eve] dürfen sehen, und sie und die Eltern Dich* (10. Dez. 1810). Zwei Monate später: *Ein Portrait kann ich Dir sicher von ihr zum Ansehen schicken ... Wenn Du das Deinige schon hast machen lassen, so schicke es ...* (12. Febr. 1811). – Acht Jahre lang haben zwei junge und dann schon nicht mehr so junge Menschen aufeinander gewartet, ohne sich je wenigstens im Bild gesehen zu haben! (Sie lebten sechs Tagereisen voneinander entfernt.) Während dieser Zeit durften sie ihren untadeligen Ruf nicht durch Bekanntschaften mit Menschen des anderen Geschlechts gefährden.

Bemerkenswert ist Okens realistische Einstellung zu der Geschichte. Er bringt zwischendurch Alternativen ins Spiel: ... *solltest Du aber im Breis-*

*gau eine Partie machen können, so wärest Du toll, die Bamberger Bekanntschaft länger fortzusetzen.* (23. Febr. 1805). Oder er erwähnt, wie oben angeführt, die Frau des todkranken Arztes Saliot. Am deutlichsten wird er im Brief vom 9. November 1808: *Wegen E. wünschte ich, Du liebest es gehen und nähmest eine Inländerin zur Frau. [Der] Breisgau hat gewiß viele brave Frauen, mit denen ein Mann, der nicht so wunderlich ist wie ich [!], glücklich sein kann. Nebstdem empfehlst Du Dich mehr, indem es jedermann gern sieht, wenn man an den Seinigen Freude hat. Man bleibt in den freundschaftlichen Cirkeln ... Ich glaube, daß Du in jeder Hinsicht gut tun würdest, wenn Du ein Mädchen aus Freiburg nähmest. Hüte Dich aber nur, ein Mädchen aus niederem Stande zu nehmen, Du verschließest Dir dadurch alles Emporkommen. Lieber bleibe ledig. Wenn Oken vor Mädchen aus niederem Stande warnt, so geschieht dies gewiss nicht aus Dünkel, denn er hat sich seiner Herkunft nie geschämt. Der Freund (der ja auch aus einem Dorf stammt) soll sich die Möglichkeit des Emporkommens nicht verbauen. Hierin kann man Okens eigenen ausgeprägten Ehrgeiz erkennen; doch ist dieser Ehrgeiz bei ihm mit der Überzeugung und dem Anspruch an sich selbst verbunden, damit der Wissenschaft und den Menschen zu dienen.*

Da Keller aber an dem Heiratsplan mit Eve festhält, unternimmt Oken alles ihm Mögliche, um ihn Wirklichkeit werden zu lassen. Er hatte im Oktober 1807, vor seiner Antrittsvorlesung in Jena, Eve schon in Bamberg aufgesucht, um sich einen Eindruck von ihr zu verschaffen. *Sie hat mir gefallen ..., [zwar] schminkt sie sich etwas viel ..., [aber] sie ist ein gescheitertes, lebendiges Frauenzimmer,* berichtet er Keller insgesamt recht positiv. (25. Okt. 1807). – Drei Jahre später fährt er im November erneut nach Bamberg, beschafft sich von einer Freundin der Familie genaue Auskünfte über die Familien- und Vermögensverhältnisse und bereitet mit Hilfe dieser Freundin einen Besuch Kellers bei der Familie vor. Er informiert Keller detailliert über alles und empfiehlt ihm: *Komm also, wenn Du kannst. Ich war zwar gesonnen, diese Weihnachtsferien nach Göttingen zu reisen, allein es unterbleibt jetzt.* Ein wahres Opfer für den Freund, wenn man weiß, was ein Besuch in Göttingen für Oken bedeutete! Er schließt den Brief: *Leb wohl. Geleite Dich der Himmel. Schreib mir bald ...* (10. Dez. 1810). Doch Keller zögert die Antwort hinaus. – *Warum hast Du mir so lang nicht geantwortet?*, fragt deshalb Oken zwei Monate später. Er muss Keller mitteilen: *So viel habe ich herausgebracht, daß Du sie nicht aufs Land bekommen wirst,* also nicht nach Oberrimsingen. Daher folgt in diesem Brief die schon erwähnte Aufforderung, sich schleunigst um das Physikatum in Bühl oder eine Anstellung an der Universität Freiburg zu bewerben. (12. Febr. 1811).

Keller zögerte auch diesmal die Antwort hinaus. Vielleicht wollte er ja erst den Erfolg einer eventuellen Bewerbung abwarten. Als Oken endlich, am 16. April 1811, einen Brief von Keller erhält, der wohl dessen Absicht



bekundete, nach Jena zu kommen, handelt er umgehend und sucht die Mutter Heinrich auf (der Vater war inzwischen verstorben), die nun anscheinend in Jena lebte: ... *diesen Nachmittag habe ich nun ausgeführt, was ich schon lang zu tun fürchtete ... Ich komme soeben von der Mutter [der Ere] Ich habe sie ohne Umschweife gefragt, was sie ihrer Tochter geben könne und wolle, ob sie dieselbe an einen Arzt verheirathen würde, jedoch ohne Dich zu nennen ...* Er erfährt von der Mutter die Höhe der möglichen Mitgift (sie ist nicht sehr hoch, da Eve noch fünf Geschwister hat) und auch, dass sie es zwar nicht gern sähe, wenn ihre Tochter einen Arzt nehme, *weil sie selbst erfahren habe, wie übel eigentlich eine Frau bei einem praktischen Arzt stehe, indessen sei das Sache ihrer Tochter. Gefalle ihr ein Mann und könne sie ihn lieben, so werde sie ihr weder zu- noch abraten ...* Oken möchte offensichtlich keine Selbstzweifel bei dem Freund aufkommen lassen und versichert ihm: *Meines Erachtens bist Du ein Mann, der jedem Weib gefallen muß.* Sein Rat an Keller: *Setz Dich auf den Postwagen, der kostet Dich diese 50 Meilen ... 10–15 Gulden. In 6 Tagen bist Du da, in 3 Tagen hast Du gesehen und gesiegt, so kannst Du in 14–21 Tagen wieder zu Haus sein ... Antworte mir bald oder schick Dich mir selbst.* (16. April 1811) Oken fügt ein Blatt mit einer Reiseanweisung bei: *Mit dem Postwagen mußst Du nicht bis Jena fahren, sondern nur bis Weimar, da im Elephanten absteigen und einen Hauderer [Lohnkutscher] verlangen, oder, was sehr wohl geschehen kann, zu Fuß hergehen (4 Stunden) ...* Mit diesem Blatt, das Keller helfen soll, Kosten zu sparen, enden die überlieferten Briefe Okens an Keller aus jenen Jahren.

Wir können nur vermuten, was danach geschah; weitere Dokumente fehlen. Keller hat diese Reise entweder nicht angetreten oder sie blieb vergebens. Zu einer Heirat mit Eve Heinrich ist es jedenfalls nicht gekommen. Vielleicht hat er es nicht gewagt, die von ihm so lange angestrebte und von Oken so tatkräftig und besonnen vorbereitete Verbindung noch einzugehen. Seine so verspäteten, also zögerlichen Antworten legen diese Vermutung nahe. Ob Oken verärgert war, dass sein ganzes Bemühen, seine Opfer an Zeit vertan waren, und er deshalb den Briefwechsel abbrach? Oder hat Keller weitere, vielleicht vorwurfsvolle Briefe nicht aufbewahrt? Wir wissen es nicht.

Einige Fakten aus Kellers weiterem Leben sind jedoch bekannt: Am 1. März 1814 wurde er – endlich und doch noch! – vom Großherzog von Baden zum Physikus im Amtsbezirk Säckingen ernannt. So konnte er 1815 eine Barbara Freyberg heiraten. Sie starb 1825. Im folgenden Jahr schloss er eine zweite Ehe mit Josephine Malzacher.<sup>16</sup> Einem Brief von Okens Tochter Clothilde kann man entnehmen, dass Keller vier Söhne hatte, wovon der jüngste wahrscheinlich aus der zweiten Ehe stammte.

Auch über die Beziehung Okens zu Keller lässt sich noch etwas berichten, da aus dessen Nachlass zwei Briefe Okens an ihn aus späteren Jahren,

von 1823 und 1837, vorliegen sowie ein Brief von Clothilde Oken an Kellers zweite Frau, ebenfalls aus dem Jahr 1837. Okens Handschrift ist inzwischen so unleserlich, dass die Briefe nur mit größter Mühe zu entziffern sind.<sup>17</sup> Sie geben uns jedoch Aufschlüsse über Okens familiäre Situation, wie sie sonst nirgends zu finden sind. Der erste Brief, am 9. April 1823 aus Jena (wahrscheinlich nach Säckingen) geschrieben, belegt, dass die Freundschaft zwischen Oken und Keller die Zeiten überdauert hat und nun auch ihre Familien verband (Oken hatte 1814 geheiratet). Wir lesen: *Liebe Freunde! Es wäre freilich billig gewesen, daß ich Euch etwas früher über die Rundreise geschrieben und Euch für die freundliche Aufnahme, welche wir so oft in Anspruch genommen, gedankt hätte. Aber ich habe, wie Ihr wohl wisset, so viel zu schreiben, daß ich selten an das kommen kann, was die freundschaftliche Correspondenz genannt werden könnte. Indem ich Euch nun sage, daß wir uns ganz wohl befinden und denken, diesen Sommer hier vergnügt zuzubringen, wünsche ich, daß Ihr uns dasselbe schreiben könnt ...* Nach einigen Bemerkungen über seine Arbeit (so über die tägliche Arbeit an der *Isis* und über Sonstiges) schließt Oken: *Lebe nun mit Deiner lieben Frau, der wir so viel Freundschaft verdanken, und mit den Kindern recht wohl. Dieses wünsche ich, meine Frau und unsere Kinder. Euer O.* – Es ist mir kein anderes Dokument bekannt, das uns wie hier Oken *vergnügt* im Kreise seiner Familie und auf Ferienreise mit ihr zur Familie eines Freundes vor Augen stellt.

14 Jahre später ist Oken in Zürich an der Universität etabliert und hat alle aufreibenden Konflikte hinter sich gelassen; doch gesundheitlich ging es ihm nicht gut. Im Auftrag der Eltern schrieb die Tochter Clothilde am 22. April 1837 an Kellers Frau, die *sehr verehrte Frau Medizinalrätthin*, einen Brief aus Zürich, der wohl vor allem der Aufrechterhaltung der Beziehung zwischen den beiden Familien dienen sollte. Sie berichtet: *Wir brachten den Winter still zu; Vater ist nicht sehr umgänglich, und er bedürfte sehr eines so heiteren Freundes wie der Hr. Medizinalrath, um ihn wieder den Menschen näherzubringen. Auch war sein Aussehen eine Zeitlang beunruhigend; jetzt geht es gottlob wieder gut.* Über sich selbst bemerkt sie: *Überhaupt werde ich wohl nie eine Zürcherin werden.* Diese Aussage darf man wohl auch auf ihre Eltern übertragen; wirklich heimisch scheinen sie in Zürich nicht geworden zu sein.

Der zeitlich letzte Brief aus dem Nachlass von Keller stammt wieder von Oken selbst. Am 11. November 1837 schreibt er, vermutlich aus Zürich, das ja nicht so weit entfernt von Säckingen liegt, einen anrührenden Dankesbrief an seinen alten Freund, dessen ärztliche Hilfe er bei seinem Blasenleiden in Anspruch genommen hatte: *Lieber K. Ich konnte Dir beim Abschied nichts sagen, da ich physisch und psychisch zu abgespannt war; besonderer Dank wäre auch unnötig, da unsre alte Freundschaft ... keines solches Zeichens bedarf. Diesmal hast Du aber mit Deiner lieben Frau mir*

*solche Opfer gebracht, daß die Freundschaft sich schämen müßte, dergleichen als etwas anzunehmen, was ihr natürlicherweise zukäme ... Dein ganzer Behandlungsplan wird hier fortgesetzt ...* Am Ende des Briefes noch einmal Dank: *Die zarte, sorgfältige Behandlung in Eurem Hause in allen Dingen werde ich nie vergessen. Ihr seid glücklich dadurch, dass Ihr in einer Lage seid, welche Euch ... eine so feine, ruhige Häuslichkeit gestattet. Hätte ich doch auch eine solche! Hätte ich doch nur ein Haus, worin ich mich einrichten könnte!* – Also noch einmal meinen Dank und auch einen Gruß an die Kinder. *Dein O.* – Hier, wie in dem Brief von 1823, hat man den Eindruck, dass Oken nicht, wie früher in den Briefen, der Drängende, der Gebende ist, sondern der Empfangende. So rundet dieser letzte Brief das Bild einer jahrzehntelangen Freundschaft ab.

### C) Okens Jugendliebe Lotte von Ittner

Wenn man sich nicht nur für den Wissenschaftler, sondern auch für den Menschen Oken interessiert, dann stößt man auch auf den Namen Charlotte von Ittner. Sie war Okens Jugendliebe, die er 1807, wie schon oben erwähnt, gern geheiratet hätte. Im Nachlass Kellers befinden sich auch fünf Briefe Lottes an Okens Freund, durch die wir einen persönlichen Eindruck von ihr gewinnen. Dieser Eindruck sei hier vorangestellt, bevor wir auf Okens Äußerungen über sie in seinen Briefen an Keller eingehen. Die Briefe stammen aus den Jahren 1806 bis vermutlich 1809, als Oken in Göttingen bzw. Jena weilte. – Der erste Brief ist am 21. Juli 1806 in Heitersheim geschrieben, wo ihr Vater Albrecht von Ittner damals als Kanzler des Malteserordens im Heitersheimer Schloss, etwa 20 Kilometer südwestlich von Freiburg, mit seiner Familie lebte. Von Ittner war ein aufgeschlossener, sehr gebildeter Mann, der das Schloss und seinen Garten (mit einem „Poetenwinkel“) zu einem Treffpunkt für den Freiburger Dichter- und Gelehrtenkreis um Johann Georg Jacobi machte. Auch Lorenz Oken, der Studienfreund von Ittners Sohn Franz, war dort häufig zu Gast und lernte vermutlich so Lotte kennen und lieben. Wie damals üblich, musste diese Beziehung jedoch vor der Öffentlichkeit geheimgehalten werden.

In ihren Briefen lernen wir Lotte von Ittner (geb. 1780) als eine warmherzige, heitere junge Frau kennen, die zuerst mit dem Freund ihres Freundes gemeinsam Post nach Göttingen spedieren lässt, schließlich in persönliche Beziehung zu Keller tritt, ihn in ihren Freundeskreis aufnimmt, u. a. zu Landpartien, die dann auch zu Keller nach Oberrimsingen führen. Das ärztliche Wissen Kellers nimmt sie diskret in Anspruch, um erkrankten Freundinnen raten zu können. Sie ist offensichtlich belesen und klassisch gebildet, aber ohne Dünkel und von gewinnender Natürlichkeit. Sie vermisst Oken und stellt seinem Freund die Frage: *... wo und wann werden wir diesen redlichen Oken wiedersehen?* (21. Juli 1806) Als Oken im September

1807 seine baldige Ankunft meldet, schreibt sie: *O! wie ich mich darauf freue!* Mehr vertraut sie dem Papier nicht über ihre Gefühle an; mündlich wird sie es ausführlicher getan haben. Aufschlussreich ist der Beginn des letzten Briefes, vom 13. Julius, wohl 1809. Es hatte zuvor eine Trübung in ihrer Beziehung zu Oken gegeben, über die weiter unten mehr gesagt wird. Lotte leitet einen Brief für Keller weiter und schreibt dazu: *Mein Freund! Hier sende ich Ihnen einen Brief von unserem lieben Oken, welchen ich vor zwei Tagen erhielt. Seine Briefe sind freundlich, und der unselige Dämon ist entflohen, oder doch verstummt ...* Ein Konflikt muss stattgefunden haben, in dem Oken anscheinend mit der Schroffheit, die manchmal aus ihm hervorbrechen konnte, Lotte erschreckt und verletzt haben muss. Doch sie trägt es ihm nicht nach, spricht von *unserem lieben Oken*.

Aus einigen von Okens Briefen an Keller wird deutlich, dass er innerlich an Lotte gebunden ist, jedoch ihr gegenüber wenig Verständnis und Kompromissbereitschaft zeigt. Ein erstes Beispiel hierfür bietet sein Brief vom 20. März 1805 aus Würzburg. Oken ist entschlossen, seinen Weg als Wissenschaftler, wenn nötig, auch in der Ferne zu machen. Lotte sähe ihn anscheinend lieber als Physikus in der Heimat. Oken hierzu: *Ich schrieb ihr neulich, daß ich am Ende wohl nach Rußland werde gehen müssen; darauf jammerte sie etc. und sagte, daß dies uns trennen würde, weil es ihre Eltern nicht zugeben würden. Ich glaube aber, ein Mädchen muß ihrem Geliebten in die ganze Welt folgen. Ich habe ihr dieses zu verstehen gegeben, und die Schwachheit ihrer Liebe. Sollte sie sich darüber empören, so wären wir freilich getrennt. Doch das Fatum wird es leiten.* Da das Thema „Rußland“ wohl eher theoretischer Natur war, bleibt es ohne praktische Folgen, und der Briefwechsel wird fortgesetzt. Als Keller einmal das Ausbleiben seiner Briefe auf die Post schieben möchte, entgegnet Oken trocken: *Von Lotte sind noch keine verlorengegangen* (15. Juni 1807). In den Sommerferien 1807 reist Oken nach Freiburg, was er ein Jahr später gegenüber Keller so begründet: *Voriges Jahr mußte ich bloß aus Liebe zu ihr nach F.* (9. Nov. 1808). Auf Okens Befürchtung, man könnte in Freiburg über ihn und Lotte reden, antwortet ihm Keller: *Etwas Näheres hörte ich nie darüber reden, und mir ist das Geheimnis Eurer Liebe zu theuer, als daß ich es nur mit einer Silbe berühren könnte.* (22. Mai 1808)

Von Lotte erfuhr Keller jedoch, dass sie an Okens Verhalten litt. Als guter Freund beider versuchte er zu vermitteln und schrieb nach Jena: *Ich habe Dir in Betreff der Lotte etwas zu sagen. Sie scheint mit der Art, wie Du sie behandelst, nicht ganz zufrieden zu sein. Sie fürchtet immer Deine Gleichgültigkeit, die ihr unerträglich vorkommt. Sie findet nicht mehr in Deinen Briefen den vertraulichen Ton, die zarte Behandlung, auf welche ihr Wesen Anspruch macht. Sei es, wie es sei. – Handle redlich. Sie ist sehr brav, darum kränke sie nicht umsonst.* (14. Okt. 1808) – Man muss Keller für diesen Brief mögen.

Oken antwortete darauf am 9. November sehr ausführlich, wobei er sein Verhalten teils zu erklären und zu rechtfertigen versucht, teils auch Fehler eingesteht. Er schreibt: *Du machst mir Vorwürfe, daß ich die Lotte nicht gehörig behandle. Es ist wahr, ich fühle es, aber ich wurde mit Gewalt dazu gebracht ...* Im Wesentlichen sind es zwei Ursachen, die zu den Spannungen, besonders seit seinem vorjährigen Besuch in Freiburg, geführt haben: Als er damals *bloß aus Liebe zu ihr* nach Freiburg gefahren war, sei er zunächst *glücklich und zufrieden* gewesen. Doch dann habe er *eine Leere* in sich verspürt, die er darauf zurückführt, dass sie *durchaus nicht aufmerksam auf mich* gewesen sei und es gänzlich daran habe fehlen lassen, ihm *durch Kleinigkeiten Freude zu machen*. Er fährt fort und kommt damit zu seinem zweiten Kritikpunkt: *Dieses von Seiten des Herzens, aber auch von Seiten der Häuslichkeit betrug sie sich mit der gleichen Gleichgültigkeit gegen mich*. Sie habe *nicht ein einziges Mal die Küche besorgt* und es auch fertiggebracht, ihm ein zerrissenes *Chemisettchen* [Vorhemd] zwar von ihr gebügelt, aber ohne es von einer Näherin flicken zu lassen, auf sein Zimmer zu schicken. *Sag mir, welche Dame, die auch nur eine Idee von Häuslichkeit hat, würde so etwas tun?* In Briefen habe er ihr diesen Mangel an Häuslichkeit (den er auf Versäumnisse der Mutter zurückführt) *derb* vorgehalten, und er gibt zu, dass er wegen seines *Eifers und Zorns sehr oft zu hart wurde*, doch ihre *Verstocktheit* habe ihn zu sehr gereizt. Als er sie auf Mädchen in Jena und Freiburg hingewiesen habe, die sich mehr um Häuslichkeit bemühten, *glaubte sie, ich liebe sie nicht mehr ... und verlangte wieder meine alte Liebe oder Trennung*. – Am Schluss des Briefes bittet er den Freund um Vermittlung: *Rede doch mit ihr*.

Dieser Brief legt die Vermutung nahe, dass Oken und Lotte nicht gerade füreinander geschaffen waren. Oken erwartet von seiner künftigen Frau, dass sie tüchtig im Haushalt wirken würde, was vor dem Hintergrund seines Lebens verständlich ist, und er tendiert dazu, seine Erwartungen als Forderungen *derb* zu formulieren. – Lotte von Ittner besitzt Bildung und Gefühlskultur, aber anscheinend wenig praktische Interessen und keinerlei Ausbildung für den Haushalt. Um eine glückliche Ehe miteinander führen zu können, hätten sich beide wahrscheinlich mehr verändern müssen, als ihnen möglich gewesen wäre.

Da nach diesem Brief eine Lücke von zwei Jahren im Briefwechsel mit Keller besteht, erfahren wir über diese Zwischenzeit nur aus dem schon erwähnten Brief Lottes vom 13. Juli 1809, dass Okens Briefe *freundlich* seien und *der unselige Dämon ... entflohen sei oder doch verstummt*, wie sie vorsichtig hinzufügt. Tatsächlich hatte ihre gegenseitige Liebe fürs Erste über die Hindernisse gesiegt, und zwei Jahre nach seinem Bekenntnisbrief schreibt Oken am 10. Dezember 1810 seinem Freund: *Meine [!] Lotte hat mir auch in ihrem vorletzten Brief geschrieben, daß sie wünscht, Du möchtest eine Frau haben, du gingest sonst zugrunde. Wie hübsch wäre es,*

wenn wir im künftigen Frühjahr heuratheten. Ich habe eine Zulage erhalten und stehe so, daß ich allenfalls eine Familie ernähren kann. Welche Vision: die Doppelhochzeit der Freunde! Im nächsten Brief Okens an Keller vom 16. April 1811 – es ist der letzte an ihn für über ein Jahrzehnt, den wir kennen – geht es fast nur um Kellers Heiratspläne mit Eve. Im vorletzten Satz fragt Oken: *Warum hast Du mir nichts von Lotte geschrieben?* Diese Frage ist das Letzte, was wir von ihm über Lotte hören. Er fragt nach ihr. – Zu einer Heirat mit ihr kam es aus uns unbekanntem Gründen nicht.

Von Okens Biographen Alexander Ecker (dem Sohn seines Freiburger Professors) erfahren wir über Lottes weiteres Schicksal: *Zeit Lebens aber blieb Frl. v. Ittner, die sich niemals verheiratete, eine treue Freundin [Okens], und ein Briefwechsel bestand bis zu Okens Lebensende.*<sup>18</sup> – Ein Portrait Lottes, als sie etwa Mitte Sechzig war, zeichnete 1844 Annette von Droste-Hülshoff in einem Brief aus Meersburg: *Meine Haupt-„Liebschaft“ hier (Umgang kann ich es leider nicht nennen, da ich sie fast nie sehe) ist ein allerliebtestes Jüngferchen aus Konstanz, Fräulein Lottchen Ittner, Tochter eines Gelehrten, die Latein spricht wie Wasser, aber vor Blödigkeit fast ihr Schürzchen zerreißt, wenn man sie anredet ... Man kann sie nicht ohne Rührung ansehen; sie hat ein Gesichtchen, worin die Güte förmlich festgetrocknet ist, und bringt ihre Zeit damit hin, Kranken oder sonst verlassenen armen Leuten vorzulesen – die Zeitungen, wenn's anders nicht sein kann, obwohl ihr diese bis in den Tod zuwider sind.* (2. Aug. 1844) – Lotte von Ittner starb im Alter von fast 90 Jahren in Konstanz.<sup>19</sup>

Lorenz Oken, um auch diesen Lebensfaden noch einmal aufzunehmen, heiratete 1814 Luise Stark, die älteste Tochter des in Jena wegen seines Könnens und humanitären Wirkens hoch angesehenen Arztes Johann Christian Stark d.Ä. Sie hatten zwei Kinder, den Sohn Offo und die Tochter Clothilde. Luise hat Okens schwieriges Leben an seiner Seite bestanden. Nach seinem Tod 1851 schrieb sie an seine Verwandten in Bohlsbach: *37 Jahre waren wir in Leid und Freud verbunden.*<sup>20</sup>

### *Schlussbetrachtung*

Zum Abschluss<sup>21</sup> möchte ich versuchen, die Persönlichkeitsentwicklung Okens knapp nachzuzeichnen, wie man sie nach Auswertung seiner Briefe an Keller (ergänzt durch bekannte Fakten) verstehen könnte. Seine Jugend war durch Armut und den frühen Verlust der Mutter belastet; aber dank seiner herausragenden Begabung erfuhr er schon frühzeitig Förderung und Anerkennung in den Heimatorten Bohlsbach und Offenburg, sodass er ein ausgeprägtes Selbstbewusstsein entwickelte. In Freiburg konnte er ohne größere finanzielle Sorgen – dank eines Stipendiums und privater Unterstützung – die Grundlagen für ein Leben als Wissenschaftler legen. Eminent wichtig waren hier für ihn die Freundschaftsbeziehungen, die ihm

emotionalen Halt gaben, sowie die Aufnahme in den Heitersheimer Kreis um A. v. Ittner, wo er Anerkennung durch ausgewiesene Persönlichkeiten und die Liebe Lotte von Ittners fand. Seine Freiburger Jahre von 1800 bis 1804 waren so vielleicht die glücklichsten seines Lebens.

Dagegen waren die Jahre an den Universitäten von Würzburg und Göttingen bis zur Erlangung einer Professur in Jena im Herbst 1807 wegen seiner Mittellosigkeit von harter existenzieller Not beherrscht. Sie brachten ihn an den Rand der Verzweiflung und hätten ihn beinahe gezwungen, seinen Lebensplan, als Wissenschaftler zu wirken, aufzugeben. Verschärft wurde die Situation für ihn dadurch, dass er in dieser Zeit keine gleichaltrigen Freunde um sich hatte und auch seine Bemühungen, mit den bisherigen Freunden brieflich im Gespräch zu bleiben, ziemlich ins Leere liefen. – Der äußerst harte Kampf um den beruflichen Aufstieg und damit um die Erfüllung seiner eigentlichen Berufung hat Oken deutlich geprägt, und zwar im Positiven wie im Negativen. Dass er sich letztlich durchgesetzt hatte, obwohl es ihm an Geschick im gesellschaftlichen Verhalten fehlte, bestärkte ihn in seinem Vertrauen in das eigene Vermögen und in die eigene Kraft. Andererseits jedoch förderte die Härte dieses Existenzkampfes in ihm eine Schroffheit, die in Verbindung mit einer cholерischen Veranlagung ihn in seinem weiteren Leben oftmals in eine unglückliche und manchmal unnötige Kompromisslosigkeit trieb, die ihm neben Bewunderung auch Feindschaft einbrachte. – Es fehlte ihm in den Jahren der Persönlichkeitsbildung wahrscheinlich an Menschen, die ausgleichend auf ihn hätten wirken können, insbesondere seit dem Tod der Mutter auch an dem weiblichen Element in seinem Leben.

Okens Briefe an Keller zeigen, dass er ein zuverlässiger Freund war, unermüdlich in seiner Anteilnahme am Schicksal Matthias Kellers und immer bereit, sich für diesen Freund mit persönlichen Opfern einzusetzen.

#### Anmerkungen

- 1 Breidbach, Olaf u. a (Hrsg.): Lorenz Oken (1779–1851), Weimar 2001. Darin auch eine ausführliche Bibliographie zu Oken von Thomas Bach/Horst Neuper, 251–288 – siehe auch: Die Ortenau (72) 1992, Darr, Gerhard: Lorenz Oken, der große Arzt und Naturwissenschaftler aus Offenburg-Bohlsbach, 201–236.
- 2 ThULB, Signatur: *Ms. Prov. q. 81*. Frau Dr. I. Kratzsch von der ThULB gilt mein Dank für Ihre Unterstützung und die Bereitstellung von Kopien. – Okens Handschrift ist oft nur schwer zu entziffern. Erst nach Abschluss meiner Transkription stieß ich in der Freiburger Universitätsbibliothek im Nachlass von Max Pfannenstiel auf ein Typoskript der allermeisten der Briefe Okens an Keller, das er (in den 30er- oder 40er-Jahren) mit seiner Frau angefertigt hat. (Signatur NL 47) Es bot die Möglichkeit interessanter Vergleiche unserer Enträtselungsversuche.

- 3 Die Briefstellen werden jeweils *im Text* mit Datumsangabe versehen, sodass auf Angaben in den Anmerkungen verzichtet werden kann. – Okens Orthographie und manchmal auch die Interpunktion wurden von mir modernisiert. In wenigen Fällen wurde eine altertümliche Schreibweise wegen ihres Zeitkolorits beibehalten. (Das Wort *Noth* hatte z. B. zu Okens Zeit wohl eine viel existenziellere Konnotation als unser Begriff *Not*.)
- 4 Dieser undatierte Brief wird von mir künftig mit „Dez. 1802“ bezeichnet. In ihm zitiert Oken aus einem Brief Eschenmayers vom 28. November 1802 an ihn. Da der Brief für Oken sehr wichtig war, hat er seinem Freund sicher bald nach Erhalt darüber berichtet.
- 5 J. B. Gall, Okens Freund, hatte einen fast zwei Jahre älteren Bruder Michael. Vielleicht war auch er gestorben.
- 6 Ecker, Alexander: Lorenz Oken, Eine biographische Skizze, Stuttgart 1880, 50
- 7 Schulz, Gerhard: Die deutsche Literatur zwischen Französischer Revolution und Restauration, Bd. 1, München 1983, 38
- 8 Huch, Ricarda: Die Romantik, Tübingen, o. J., 220
- 9 Fuhrmans, H. (Hrsg.): F.W.J Schelling, Briefe und Dokumente, Bd. III, 157
- 10 Damm, S. (Hrsg.): Caroline Schlegel-Schelling, Briefe, Darmstadt 1988, 342
- 11 Ecker (wie Anm. 6), 177–211 – auch hier werden die Daten der Briefe im Text angegeben.
- 12 Fuhrmans (wie Anm. 9), 277
- 13 Ecker (wie Anm. 6), 190; Dankbrief Okens an Schelling vom 20. Dez. 1805
- 14 Ecker (wie Anm. 6), 56f.
- 15 Hierzu: Zittel, Manfred: Lorenz Oken und Goethe – die Geschichte einer heillosen Beziehung, in: Breidbach, O. (Hrsg.): Lorenz Oken (1779–1851) (wie Anm. 1), 149–182
- 16 Die Angaben zu Matthias Keller verdanke ich Herrn Stadtarchivar Peter Christian Müller in Bad Säckingen.
- 17 Meine Bewunderung gilt hier Max Pfannenstiel, der noch schier Unlesbares entzifferte.
- 18 Ecker (wie Anm. 6), 57
- 19 Ecker (wie Anm. 6), 57
- 20 Zit. von Ruch, Martin, in: Die Ortenau (82) 2002, 696
- 21 Die Auswertung von Okens insgesamt 35 Briefen konnte natürlich mancherlei Einzelaspekte nicht berücksichtigen. So sind z. B. fachspezifische Aussagen bloß aus dem ersten Brief Okens angeführt, und die häufigen Bezugsstellen zu den Freiburger Studienfreunden wurden nur summarisch zusammengefasst.



## Unbekannte Briefe aus der Zeit der badischen Revolution

Gerhard Lötsch

Josef Ignaz Peter<sup>1</sup>, der aus Achern stammende Justizminister der badischen Revolutions-Regierung, floh 1849 in die Schweiz. Auf Betreiben der Großherzoglich Badischen Regierung verwiesen die Eidgenossen den am 9. April 1850 zu 20 Jahren Zuchthaus Verurteilten ihres Landes. Über Straßburg floh Peter weiter nach Paris. Dort lebte er von Juni 1850 an in ärmlichen Verhältnissen.<sup>2</sup> 1854 erlaubte ihm der Kanton Thurgau, nach Frauenfeld zu seiner mit dem Arzt Dr. Konrad Reiffer verheirateten Tochter Emma zu ziehen, wo er auch seine Frau und seine unverheiratete Tochter Maria fand. 1862 erließ ihm Großherzog Friedrich den Rest der Strafe. Josef Ignaz Peter starb am 19. September 1872 in Achern<sup>3</sup> im Alter von 83 Jahren.

Die kinderlos gebliebene Emma Reiffer hinterließ den Nachlass ihrer Eltern den Kindern der Schwester ihres Vaters, Helene Peter<sup>4</sup>. Die Papiere, welche an die „Mina“ genannte Cousine Anna Wilhelmine verheiratete Blaß in Freiburg gelangten, befinden sich heute als Dauerleihgabe im Staatsarchiv Freiburg.<sup>5</sup> Andere Papiere kamen an Minas fünf Jahre älteren Bruder, den Acherner Handelsmann und späteren Bürgermeister Franz Peter<sup>6</sup>, in der Folge an dessen Tochter Marie Helene verheiratete Gerner.<sup>7</sup> Darunter befinden sich 13 Briefe Helene Peters von März 1848 bis Januar 1851 an Tochter Mina und Schwiegersohn Konrad Blaß in Freiburg<sup>8</sup>. Sie lassen noch heute die Nöte und Sorgen jener Jahre spüren.

Am 28. März 1848 schrieb Helene Peter: *Ihr habt also auch Angst wegen der Franzosen<sup>9</sup> gehabt in Freiburg, und hier war es ebenso, es war eine deutliche Aufregung hier; einige Frauen haben aus Angst Ohnmachten bekommen. Die Engelwirtin<sup>10</sup> bekam mehrmal Ohnmachten, auch die Doktor Habich<sup>11</sup>. Ihre Männer zogen auch dem vermeintlichen Feind entgegen, ganz begeistert. Und überall wurde gepackt, die mehrsten verloren die Köpfe, wir im Haus waren noch die ruhigsten, an das Flüchten haben wir nicht gedacht. Daß wir keine Angst unter den Ängstlichen und unter dem großen Lärmen bekamen, haben wir dem guten, besonnenen Vater zu danken,<sup>12</sup> in allen Gelegenheiten findet man immer Trost bei ihm. Die Nachbarn kamen und frugen den guten Vater um Rat, ob sie ihre Habe nicht packen und verstecken sollten, er beruhigte aber alle und erklärte ihnen, daß durchaus keine Gefahr sein könne, man solle es nur ruhig überlegen, und so wie er es erklärte, so war es auch. Es waren aber auch gleich solche Massen Bewaffnete hier, von Oberachern, Kappel, Sasbach, Obersas-*

*bach, Ried, Großweier<sup>13</sup> mit Flinten, Sensen, Spieße, Eisengabeln, Knüttel und alle vom besten Willen beseelt. Von hier zog alles fort, die Beamten alle ohne Unterschied. Sie kamen aber nicht weiter als bis nach Renchen,<sup>14</sup> dort erfuhren sie schon, daß es ein blinder Lärm war, und zogen dann wieder ruhig nach Hause.*

Helene Peter erwähnte: *Wir haben am Sonntag eine Versammlung vom Mittel Rhein Kreis,<sup>15</sup> wo viele Menschen<sup>16</sup> hierher kommen werden. Wenn nur erreicht wird, was zu unserem Besten ist, es ist überhaupt eine sehr bewegte Zeit, eine sehr ernste Zeit. Von Krieg kann jetzt noch keine Rede sein, das darfst Du itzt noch nicht fürchten. Was es später gibt, weiß nur der liebe Gott. Wir wollen hoffen, daß er es zum besten lenkt. Es steht überhaupt ganz Europa eine Umwälzung bevor. Man ist immer so aufgeregt, wenn man nur auch wieder ruhig sein könnte, aber wir müssen denken, es geht uns wie noch vielen Millionen Menschen.*

Der nächste Brief trägt das unvollständige Datum „den ... April 1848“, dazu den Vermerk: „in Eile“; es war der Ostersonntag, der 23. April 1848. *Hier war vorgestern alles in Aufregung, nachts um 11 Uhr kam noch Militär, die Bürger nahmen sie durchaus nicht an, weil sie in der Nacht kamen. Franz wollte sie zum Nachgeben bereden, aber er wurde überschrieen. Gestern mittag kamen sie dann, das Volk ist im ganzen außerordentlich aufgeregt, man darf solches nicht auch noch reizen. Du hättest den Tumult hören sollen, die ganze Straße vors Bürgermeister war schwarz vor Menschen. Das Militär zog aber dann wohlweislich ruhig auf die Eisenbahn und übernachtete dort.<sup>17</sup>*

Josef Ignaz Peter, gegen seinen Willen von Friedrich Hecker zum „Statthalter“ im Seekreis ernannt, war in die Schweiz geflohen. Seine Frau fand mit den beiden Töchtern Emma und Marie zunächst bei Acherner Verwandten Zuflucht.<sup>18</sup> *Die Tante und ihre Kinder sind sehr betrübt über ihre Abwesenheit von ihrem guten Vater, die Karlsruher meinen es doch gut mit ihm,<sup>19</sup> und sollen gesagt haben, er hätte sich eher sollen in Stücke hauen lassen, als nachgeben, und wäre ja er in Stücke gehauen worden, so wäre es ja noch vielen so gegangen, wäre das recht gehandelt gewesen, wenn noch so viele unglücklich geworden wären, o ihr Menschen! Nun ich enthalte mich alles weiteren.*

Am Ostermontag, am 24. April, beschlossen die Acherner Demokraten, Hecker auf seinem Zug von Konstanz nach Freiburg Hilfe zu bringen. Unter Führung des Arztes Karl Ludwig Habich und des Oberacher Kaufmanns Jakob Rüster<sup>20</sup> rückten sie in der Frühe des folgenden Tages aus. Die Freischar, die gegen Mittag in Oberkirch ankam, zählte „weit über 150 Mann“<sup>21</sup>. Sie lief auseinander, als im Renchtal Heckers Niederlage kund wurde. Die Anführer flohen nach Straßburg. – Am 7. Mai 1848 kam Helene Peter auf diese Geschehnisse zu sprechen: *Hier hatten wir viele Sorgen und noch, es sind manche auch von hier geflüchtet, weil sie an einem Mor-*

gen bewaffnet nach Oberkirch zogen, daran war aber der Advokat Werner<sup>22</sup> schuld, der hat die Leute dazu verleitet, auch der Stiefvater Rüster von der Theres war mit, nun sind die mehrsten davon in Straßburg, aber Du kannst denken, wie es den Frauen zu Hause zu Mute ist. Ich bin nur froh, daß Franz nicht mit gegangen ist.

Helene Peter notierte: Der gute Oncle ist mit der ganzen Familie bei uns, er will hier abwarten, was sie in Karlsruhe beschließen.<sup>23</sup> Es scheint, sie haben ihn absichtlich nach Konstanz geschickt und ihm diesen schwierigen Posten aufgetragen, ich habe gleich den ersten Augenblick gesagt, als ich's erfuhr, daß er nach Konstanz geschickt wurde, er hätte diese Stelle nicht annehmen sollen. Die Konstanzer wissen doch, daß er nur in der edelsten Absicht die Statthalterschaft angenommen hat, um großes Blutvergießen zu verhindern und die Stadt zu retten, es wäre doch außerordentlich, wenn sie ihm nicht Gerechtigkeit widerfahren ließen.<sup>24</sup>

Helene Peter fuhr fort: Die Maßregeln, die itzt die Regierung ergreift, erbittern die Menschen außerordentlich, und wird keine guten Folgen haben. Was soll es denn geben, wenn die Untertanen ausgesogen sind, doch genug hievon. Wir leben überhaupt in einer sehr traurigen Zeit, wer hätte diesen Umschwung vermutet. – Doktor Habich hat sich nach Straßburg geflüchtet, es sind sehr viele Leute deshalb betrübt und manche, habe ich gehört, wollen keinen anderen Arzt, nur in der allergrößten Not. Seine Frau geht auf eine Zeit nach Krozingen, sie soll sich darüber geäußert haben, daß so wenige mit ihm ausgegangen sind – wäre es denn besser, wenn sie mehr Leidensgenossen hätte, aber so sind die Menschen, unter uns, liebe Mina, dieses alles gesagt.

Am 14. Juni 1848: Wir bekommen wieder Einquartierung, denke Dir nun wieder die angenehme Bescherung, wir haben ja keinen Krieg, das Geschwätz, daß es auf Pfingsten wieder losgehen soll, hat vermutlich die Veranlassung gegeben, Militär requirieren zu können. Ach Gott! wie wird's auch enden. – Hast Du auch schon gehört, daß sie in Karlsruhe Lust haben, einen Verhafts-Befehl gegen den Oncle einzureichen. Das hat er der Sendung nach Konstanz zu verdanken, es wird aber gewissen Leuten nicht ganz zu ihrem Vorteil gereichen.

Am 5. Juli 1848 schrieb Helene Peter: Herr Rüster ist noch immer in Straßburg, es ist doch traurig für diese Familie, und aber doch besser, als wenn er in Bruchsal im Kerker sitzen müßte. Rüster ist sehr über Werner<sup>25</sup> aufgebracht, ersterer sagt, letzterer hätte ihn so übel angeschrieben, es sind andere auf freiem Fuß, die weit mehr graviert sind wie er, er war ja in keinem Gefecht, am Morgen sind sie ausgegangen und Abends kamen sie wieder zurück. Für Habich ist es auch traurig, der eine so schöne Praxis hatte, die Leute hängen aber noch immer sehr an ihm, und wie er wieder zurück kommt, so bekäme er wieder seine alten Patienten, er war auch gerne hier, nur seine Frau nicht, der wäre es leid, wenn sie wieder hierher

*müßte, wie man hört, sie sei nicht bei ihrem Mann, was doch eigentlich sein sollte, sondern sie sei samt ihren Kindern bei ihrem Vater, der ein großer Aristokrat<sup>26</sup> sein soll, aber es wäre doch besser, wenn der Vater und die Familie die Frau bewegen würden, mit den Kindern zu ihrem Mann zu gehen, denn er ist ein guter und braver Mann.*

Am 29. Juli 1848 berichtete Helene Peter über die in „Untersuchung“ geratenen Freunde und Angehörigen. *H. Rüster ist immer noch in Straßburg, er hat eine solche Sehnsucht nach Hause, daß er fast nicht zurückzuhalten ist, und kommt er, so ist man nicht sicher wenn man ihn arretieren wird, am Sonntag sollen wir ja wieder Militär bekommen, es ist gar traurig für die Flüchtlinge und ihre Familien. Habich denkt immer noch wieder hierher zu kommen, wie ich gehört habe. – Der gute Oncle ist immer noch in Frankfurt, aber seine Sache ist als noch nicht aus, es ist noch nicht einmal am Parlament vorgekommen, sie scheinen es hinaus trainieren zu wollen.<sup>27</sup> Du kannst denken, was seine Frau und Kinder leiden, immer in einer solchen Ungewißheit zu leben, wann wird's auch einmal enden.*

Die ersten Zeilen des nächsten Briefes schrieb ein Kind; kindlich ist das Datum: „Achern den 17 setemper“; es handelt sich um den 17. September 1848. Helene Peter berichtete: *Doktor Habich ist ja frei, vorgestern kam er hierher, aber welcher Jubel bei den hiesigen Bürgern, und auch Fremde aus der Umgegend kamen, als die Kunde kam. Du machst Dir keinen Begriff davon (er soll aber sehr angegriffen gewesen sein) mehrere Bürger seien in den Saal in der „Post“ gedrungen, wo er noch beim Untersuchungsrichter war, und dann sammelte sich eine große Menge vor der „Post“ ihn erwartend, und als er heraus kam, war ein großer Jubel, es wurde ihm ein Hoch gebracht und jubelnd begleiteten sie ihn dann in die Brauerei zur „Fabrik“,<sup>28</sup> wo er früher wohnte, hernach zogen sie mit Musik in „Engel“<sup>29</sup> (ihn in der Mitte) wo er eingeladen war und dort wurden ihm wieder Hoch's gebracht, und dort blieb die erfreute Gesellschaft bis 12 Uhr beisammen. Jetzt erst sieht man, welches Zutrauen er besitzt. Jedermann sagt, daß seine Praxis jetzt noch zunehmen wird.*

Am 25. September 1848 berichtete sie dem Schwiegersohn, die Acherner Bürger verlangten *einen entschieden demokratischen Arzt und mehr noch die Oberacher und Kappler.<sup>30</sup> Habich sei ins Oberland gefahren, um Frau und Kinder zu holen und habe gestern, als am Sonntag, zurückkommen wollen. Mittlerweile sind die Ereignisse dazwischen gekommen. – „Die Ereignisse“ waren der Einfall Struves in Lörrach am 21.9., dessen Niederlage bei Staufen am 24.9. und die Ausrufung des Kriegszustandes über das badische Oberland „bis einschließlich Achern“.*

Helene Peter fügte hinzu: *Ihr werdet gehört haben, daß die gute Richterin<sup>31</sup>, die so viele Leiden hatte einige Jahre hindurch, gestorben ist, heute wurde sie beerdigt. Richter<sup>32</sup> war in Frankfurt und hat sie nicht mehr lebend getroffen, was diesem gemütlichen<sup>33</sup> Manne so außerordentlich weh*

tut, es ist noch tröstend für ihn, daß sie vor einigen Tagen, als er wieder nach Frankfurt abreiste, zu ihm sagte, an seiner Stelle würde sie auch wieder nach Frankfurt gehen, sie dachte also nicht, daß ihr Ende so nahe wäre.<sup>34</sup>

Am 28. September 1848 schrieb Helene Peter nach Freiburg, man wisse noch nicht eigentlich, wie es im Oberland aussehe. *Was die Schilderhebung im Badischen*<sup>35</sup> *betrifft, so denke ich wird es eine gute Zeit Ruhe haben, nach dem unsinnigen Unternehmen Struves, aber gelogen wird so außerordentlich viel, daß man nichts mehr glauben kann, traurig ist es auf jeden Fall. Gott wolle doch die Menschen zum besten führen. – Wir haben noch keine Soldaten, aber es bleibt leider nicht aus.*

Der Brief vom 1. November 1848 verzeichnete nur Privates. – Im nächsterhaltenen Brief, am 14. Februar 1849 begonnen, am 18. Februar fortgesetzt, schrieb Helene Peter: *Den 18., als ich dies Briefchen ausschreiben wollte, so kam der gute Bruder von Frankfurt mit seiner Familie an, er wird nun nach dem Rat seiner Ärzte eine Zeit hier bleiben, um durch die hiesige Luft gestärkt zu werden. Oncle und Tante sind in dem vorderen Zimmer einquartiert, die 2 Mädchen im hinteren Zimmer, nun aber könnten wir auch keine Seele mehr logieren. Der gute Bruder ist so wohl, als er nach einer so tödlichen Krankheit sein könnte,*<sup>36</sup> *außer einem heftigen Rheumatismus im linken Arm. Sein Arzt Hofbauer glaubt, daß der Bruder seinen Arm dadurch erkältet habe, weil er an einer Brandmauer lag und seine Hand immer an die Wand hielt, die gar oft vom Schweiß ganz naß war, wenn es ihm nur nicht bleibt, er kann zu Zeiten den Arm wenig bewegen.*<sup>37</sup> *Nun, wir wollen das Beste hoffen, die Tante und Mädchen sind wohl und sind ganz vergnügt bei uns.*

Erst vom 26. April 1850 ist wieder ein Brief von Helene Peter erhalten: *Ich beziehe mich auf mein letztes Briefchen, in welchem ich die Nachricht von Onkels versprach, ich habe bis heute noch keine erhalten, ich kann nicht begreifen, warum sie keine Nachricht von sich geben.*<sup>38</sup> *– Unter denen, welche die Rache der Sieger traf, war auch Helenes Sohn Franz. Das Urteil von Franz ist leider gekommen und lautet auf 3 Jahre Gefängnis. Du kannst dir denken, welche Bestürzung es erregte, da Franz auf keinen Fall, und wäre es nur für 14 Tage, ins Gefängnis geht, so kannst Du denken, was mir nun bevorsteht, obschon er fest entschlossen ist, wenn sich nicht in kurzem eine Änderung ergibt, nach Amerika (meine Feder sträubt sich, dies niederzuschreiben) auszuwandern. Du kannst denken, wie es mir ist, denn ich weiß, daß ich für dieses Leben von ihm scheiden würde, er war immer ein gemüthlicher, für seine Eltern besorgter Sohn, wolle doch Gott eine Rettung senden. Nur eines, liebe Mina, in einem solchen unglücklichen Falle wünscht sich Franz ein Gewerbe treiben zu können. Max<sup>39</sup> hat das Wachsziehen erlernt. Er und Franz wollen die Steariu-Fabrikation erlernen, es wurde ihnen aber eine horrend Summe verlangt, nun will Franz*

*wenigstens dieses Fach studieren und ersucht Dich und Deinen Mann, sich baldigst in den dortigen Buchhandlungen zu erkundigen, ob in neuerer Zeit nicht Werke über die Fabrikation dieses Artikels erschienen sind, und dann das beste übersenden.*

Wenn hier vom Schicksal Acherner Revolutionäre die Rede ist, muss deutlich werden, wofür diese Männer eintraten. Am 31. März 1848 brachte Gustav Struve seine „Rechte des deutschen Volkes“ im Frankfurter „Vorparlament“ zur Abstimmung. Die Abgeordneten lehnten sie mit großer Mehrheit ab. Zwei Tage später, am 2. April 1848, auf der ersten Acherner Volksversammlung, rief Josef Fickler die dort versammelten 12- bis 15.000 Menschen auf, für die „Rechte des deutschen Volkes“ einzutreten, und zwar „mit Gut und Blut“.

Die 15 Punkte der „Rechte des deutschen Volkes“ lassen sich in drei „Gruppen“ gliedern:<sup>40</sup> – Die „sozialen“ Forderungen betrafen: Volkswehr statt stehendem Heer; Verwaltung durch gewählte Volksmänner statt durch Berufsbeamte; progressive Einkommen- und Vermögensteuer statt drückender Abgaben; Schutzzölle für Handel, Landwirtschaft und Industrie; Abschaffung aller Standesvorrechte; Ausgleich des Gegensatzes zwischen Arbeit und Kapital. – Die „konstitutionellen“ Forderungen rührten an die geltenden Verfassungen: Trennung von Staat und Kirche; Trennung von Kirche und Schule; Selbstverwaltung der Gemeinden; freie Wahl der Lehrer, Bürgermeister und Geistlichen; volle Pressefreiheit; Schwurgerichte; Vereinheitlichung von Gesetzen, Münzen und Maßen, von Post und Eisenbahn. – Die „nationalen“ Forderungen forderten, Deutschlands Zerrissenheit aufzuheben, die erbliche Monarchie abzuschaffen, sie durch frei gewählte Parlamente mit frei gewählten Präsidenten zu ersetzen und diese in einer föderativen Bundesverfassung, „nach dem Muster der nordamerikanischen Freistaaten“, zu vereinen.

Franz Peter, Handelsmann und Gemeinderat, war 37 Jahre alt, als die Revolutionäre ihn am 18. Juni 1849 zum Stellvertreter des „Zivilkommis­särs“ Habich bestimmten.<sup>41</sup> Als die geschlagenen Revolutionäre in haltloser Flucht durch Achern strömten, ging er ins Exil. Seine Briefe aus Straßburg, Nancy, Paris, Le Havre und New York blieben erhalten.<sup>42</sup> Er sorgte sich um das Ergehen seiner Frau Therese und vier kleiner Kinder.<sup>43</sup> Er schrieb auf, was man ihm mitbringen sollte, wenn man ihn in Straßburg besuchte. Er bedachte den Fortgang der Geschäfte in Achern und suchte Mittel und Wege, zumindest seiner Frau Vermögen vor staatlichem Zugriff zu retten. Immer wieder sprach er von seiner und der Freunde rechtloser Lage.<sup>44</sup>

Am 25. Oktober 1849 trat Carl Hippmann seinen Dienst als Amtmann in Achern an. Therese Peter teilte ihrem Mann mit, dass von ihm kein anderes als unerbittliches Vorgehen zu erwarten sei. Franz Peter antwortete am 30. Oktober: *Dein letzter Brief handelt von keinem angenehmen*

Gegenstand; auch mich, ich muss es gestehen, verfolgt derselbe Gedanke schon einige Tage unablässig. Es ist peinlich, schmerzlich, darüber zu sprechen, aber es muss eben doch sein. Das Schicksal hat uns bestimmt, in einer unglückseligen Zeitperiode zu leben, einer Untergangs-Periode. Wie auch die Würfel fallen mögen, es wird in den nächsten Jahren wenig Gutes für uns blühen. Ich hatte mich eine Zeit lang mit Hoffnungen getragen, die leider keinen Bestand gewinnen wollen, sondern mehr und mehr verschwinden.

Vorwürfe habe ich mir kaum zu machen; ich habe stets in allem nach bester, reinsten Überzeugung gehandelt. Hätte ich anders getan, würde ich meiner Bürgerpflicht nicht genügt haben. Ich weiß auch, dass Ihr alle darin mit mir einig seid und das beruhigt mich viel. Wir kämpften einen großen Kampf, einen Kampf um das höchste und edelste, was das Leben hat. Dieser Kampf wird fortbestehen, fortgeführt werden, bis der Sieg errungen ist. Er wird zum Heil der Menschheit ausgekämpft werden, so gewiss es ein höheres Wesen gibt. Ob wir es erleben werden, weiß ich nicht, aber ich glaube es und hoffe es!

Franz Peter geleitete im Sommer 1850 die Familie seines Bürgermeistersonkels Franz Josef Peter nach Amerika.<sup>45</sup> Als er dort erfuhr, dass seine Zuchthausstrafe von drei Jahren in eine Gefängnisstrafe von drei Monaten umgewandelt war, kehrte er über London und Paris zurück nach Achern. Am 4. Januar 1851, dem letzten der von Helene Peter erhaltenen Briefe, schrieb sie: *Franz ist im Versteckten bei uns gewesen. Er sieht sehr gut aus und war immer wohl, sowohl auf der Hin- als auf der Rückreise. Seine Rückreise legte er auf einem Dampfschiff zurück, darum ging es auch so schnell, aber es war so stürmisch wie auf der Hinreise, eigentlich noch gefährlicher, da sie Gewitter hatten, Es war gut, daß wir nicht wußten, daß er auf der See ist, wir glaubten ihn noch in Amerika, als er schon gelandet hatte. Seine Sehnsucht nach Hause und seiner Familie war nun sehr groß, deshalb hat er sich nicht lange unterwegs aufhalten wollen.*

*Du kannst dir das freudige Wiedersehen denken, aber leider hatten wir ihn nur wenige Tage, und wir konnten nur in der Dunkelheit ihn sehen und ihn sprechen, weil er sich verborgen halten mußte. Mittlerweile merkten die Leute, daß er da sei, was gemütlich ausgeplappert wurde. Es ist ein Elend, daß die Leute kein Geheimnis bewahren können. Um den Unannehmlichkeiten, von den Gendarmen aufgesucht zu werden, auszuweichen, entschloß er sich, sich zu stellen, was er gestern Morgens nach 8 Uhr auch tat. Er äußerte den Wunsch, nach Offenburg im dortigen Gefängnis die Strafe von 3 Monaten absitzen zu wollen, was ihm auch bewilligt wurde, nun ist der gute Franz gestern schon mit dem 11 Uhr Zug nach Offenburg abgereist, es tat mir doch wehe, ihn so bald wieder scheiden zu sehen, wenn er nur auch diese drei Monate auch gesund bleibt. – Franz hat uns viel von seinen Erlebnissen erzählt, auch sonst, wie es in Amerika ist, was*

*man nicht immer ausführlich erfährt. Max Frech soll ein sehr gut Geschäft haben, und kann sich mit der Zeit ein schön Vermögen erwerben, nicht so der Peter, weil gar sehr viele Handel treiben; fast alle wünschen sich wieder zurück. Peter wird vermutlich diesen Sommer wieder kommen, man sagt, er wäre ganz frei.<sup>46</sup>*

– An dieser Stelle brechen Helene Peters Briefe ab.

#### Anmerkungen

- 1 Josef Ignaz Peter (1789–1872). In Achern geboren als Spross eines Geschlechtes, dessen Angehörige „freidenkend, demokratisch und der Regierung nicht angenehm“ waren. Schriever, Karl: „Zur Geschichte der Familie Peter“, Achern vor 1914, 14. Schulausbildung in Allerheiligen und Straßburg; zeitlebens französischer Lebens- und Denkart zugetan; trat er nach dem Jurastudium in Freiburg und Straßburg in den badischen Staatsdienst. Abgeordneter der II. Badischen Kammer und der Frankfurter Nationalversammlung. Zuletzt Justizminister der Revolutionsregierung. Beck, Eugen: Die Revolution 1848/49 und das Acherner Geschlecht Peter, in: Die Ortenau (35) 1955. Schneider, Hugo: Josef Ignaz Peter, ein Achtundvierziger aus Achern, in: Die Ortenau (66) 1986, 427ff. Vollmer, Franz Xaver: Josef Ignaz Peter – Regierungsbeamter und Revolutionär, in: Lebensbilder aus Baden-Württemberg, 18. Band, Stuttgart 1994, 224ff. Lötsch, Gerhard: Bis daß die Freiheit aufersteht. Vormärz und Revolution in Stadt und Amt Achern, Achern 1998.
- 2 Lötsch, Gerhard: Der Briefnachlass Josef Ignaz Peters, Justizministers der Badischen Revolutionsregierung, in: ZGO (148) 2000.
- 3 In Achern spielte die Familie Peter durch mehrere Generationen hindurch eine bedeutende Rolle. Gottfried Peter (1785–1864) war Bürgermeister vom 1.6.1827 bis 24.9.1834, noch einmal vom 28.10.1840 bis 14.11.1846. Er heiratete am 5.3.1810 seine Cousine Helene Peter, die Schwester Josef Ignaz Peters. Beider Sohn Franz (1811–1884) war Bürgermeister vom 16.11.1872 bis 28.3.1877. Franz Josef Peter (1789–1865), Cousin aus einer anderen Linie, war Handelsmann wie die meisten Männer der Familie und Bürgermeister vom 14.11.1846 bis 13.8.1849. Stadtarchiv Achern: Liste der Bürgermeister.
- 4 Helene Peter (1786–1875), Josef Ignaz Peters um drei Jahre ältere Schwester, heiratete 1810 ihren Vetter Gottfried Peter, Handelsmann und Bürgermeister. Zwei der vier Kinder dieser Ehe starben kinderlos.
- 5 Darunter das Original-Manuskript von Josef Ignaz Peters Kindheits- und Jugend-Erinnerungen.
- 6 Franz Peter (1811–1884) war während der bewegten Jahre in der Mitte vergangenen Jahrhunderts in Achern so etwas wie der Turm in der Schlacht. Zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt floh er nach Amerika, kehrte aber zurück, als die Strafe auf 3 Monate Gefängnis reduziert wurde. Lötsch, Gerhard: vgl. Anm. 1, 151ff.
- 7 Umfängliche Lücken sind in beiden Nachlässen zu vermuten. Möglicherweise ist ein nicht geringer Teil der Briefe (auf dem Erbweg?) verloren gegangen.
- 8 Die Papiere befanden sich bei Frau Dr. Sibylle Meyer in Lörrach und wurden von ihr weiter vererbt. Kopien der Briefe Josef Ignaz Peters befinden sich im Generallandesarchiv Karlsruhe.
- 9 Der „Franzosenlärm“ – das Gerücht, französische Horden seien über den Rhein gedrungen – durchflog wie ein Sturmwind nicht nur Baden, sondern auch das angrenzende Württemberg. Am 24.3.1848 meldete der Acherner Brigadier Haffner, „daß ein Teil des Gesindels circa 4000 aus Frankreich in der Nähe von Offenburg sich befinde“. – GLA 236/2244
- 10 Der „Engel“-Wirt Friedrich Peter (1813–1863) war Führer des 1. Aufgebots, der waffenfähigen Mannschaft zwischen 18 und 30 Jahren. Auch er geriet nach der Revolution „in Untersuchung“.



- 11 Dr. Karl Ludwig Habich (1817–1897) stammte aus Krozingen und lebte seit 1843 in Achern. Er wohnte in der sog. „Fabrik“, der nachmaligen „Republik“ und heutigen „Hoffnung“, unter einem Dach mit dem Bierbrauer Erhard Richter. Habich wurde im Mai 1849 „Civilcomissär“ für Stadt und Amt Achern; nach Niederwerfung der Revolution wurde er zu 6 Jahren Zuchthaus verurteilt. 1857 kehrte er aus Amerika zurück, lebte zunächst in Offenburg, dann übersiedelte er in die Schweiz. Löttsch, Gerhard: vgl. Anm. 1, 114ff.
- 12 Zu Gottfried Peter vgl. Anm. 2
- 13 Alle genannten Orte gehörten zum Amtsbezirk Achern.
- 14 Renchen liegt 7 Kilometer südlich von Achern.
- 15 Die große Volksversammlung am 2.4.1848 mit der umstürzlerischen Rede Josef Ficklers führte zu dessen Verhaftung am 8.4. und löste so mittelbar den „Heckerzug“ aus.
- 16 Die „Seeblätter“ Nr. 81/1848 vom 4.4. und Hans Hofers Lahrer „Schutterbote“ vom 8.4. sprachen von bis zu 15.000 Teilnehmern.
- 17 Bekk, Johann Baptist: Die Bewegung in Baden, Mannheim 1850, 161. Er leitet den Bericht über diese Geschehnisse mit dem Hinweis ein, dass „wegen dortiger Unruhen“ die Regierung am Karfreitag, am 21.4.1848, zwei Kompanien des Infanterie-Regiments „Großherzog Nr. 1“ von Appenweier nach Achern verlegt habe.
- 18 Josef Ignaz Peter, Großherzoglicher Regierungsdirektor im Seekreis, von Friedrich Hecker zum „Statthalter“ der revolutionären Bewegung ernannt und am 17.4.1848 „vom Volk“ in diesem Amt bestätigt, war auf Anraten des Konstanzer Bürgermeisters Huetlin vor dem Einmarsch bayrischer Truppen am 18.4. in die Schweiz geflohen.
- 19 Diese Worte muss man ironisch verstehen; mit „die Karlsruher“ meint Helene Peter die Großherzogliche Regierung. Man spürt die Vorbehalte von Menschen, die viele Generationen hindurch der Habsburgischen Monarchie angehörten.
- 20 Der Kaufmann Jakob Rüster (?–1867) war Stiefvater von Franz Peters Frau Therese Oberholzer. Das sog. „Rüster-Grab“ befindet sich heute noch auf dem Oberacher Friedhof.
- 21 GLA 237/4227 – Pillin, Hans Martin: Das Revolutionsjahr 1848/49 in Achern, in: Die Ortenau (73) 1993, 342ff.
- 22 Max Werner (1815–1875) aus Appenweier, seit 1846 Advokat in Oberkirch. Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, war Kriegsminister der badischen Revolutionsregierung. In Abwesenheit zu lebenslangem Zuchthaus verurteilt floh er über die Schweiz nach Amerika. In den sechziger Jahren kehrte er in seine Heimat zurück.
- 23 Am 17.6. hob die II. Kammer mit 28 zu 16 Stimmen Peters Immunität auf; durch seine Wahl zum Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung war er aber in den Schutz einer neuen Immunität gekommen.
- 24 Am 10.7.1848 setzten sich Bürgermeister Huetlin, Gemeinderat und Bürgerausschüsse der Stadt Konstanz in einer „Denkschrift“ für Josef Ignaz Peter ein.
- 25 Max Werner aus Oberkirch „gehörte zu den aktivsten Streitern für Einheit und Freiheit“. Pillin, Hans Martin: Oberkirch, in: Revolution im Südwesten, Karlsruhe 1997, 448.
- 26 „Aristokraten“ nannte der Volksmund die Anhänger der Monarchie.
- 27 Erst im April 1849 entschied ein Ausschuss der Nationalversammlung, gegen den Einspruch der badischen Regierung, zugunsten Peters.
- 28 Franz Peter, Josef Ignaz Peters Vater, vererbte die Brauerei zur „Fabrik“ an seine mit dem Advokaten Franz Josef Richter verheiratete Tochter, die sie an dessen Bruder, den Bierbrauer Erhard Richter verpachtete. Erhard Richter machte die Wirtschaft zu einem Zentrum anti-monarchischer und antiklerikaler Umtriebe. In den Revolutionsjahren führte sie den Namen „Zur Republik“. Löttsch, Gerhard: Bis dass die Freiheit aufersteht. Vormärz und Revolution in Stadt und Amt Achern, Achern 1998, 50ff.
- 29 Der Balkon des Gasthauses „Engel“ spielte bei den vorrevolutionären und revolutionären Massen-Versammlungen in Achern eine große Rolle als Kanzel der Volksredner.
- 30 Mit „Kappler“ meint Helene Peter die Kappelrodecker.
- 31 Nach dem Tod seiner ersten Frau Josephine, geb. Peter, der Nichte Josef Ignaz Peters, am 16.12.1833, heiratete Franz Josef Richter am 13.4.1836 in 2. Ehe „Friederike Siegl, eheliche Tochter des verstorbenen Großh. Domainenverwalters Anton Siegl und der ebenfalls verlebten Katharina Schaaf“ (Traubuch der Kirche St. Alexander, Rastatt, 1819–1844, 461).

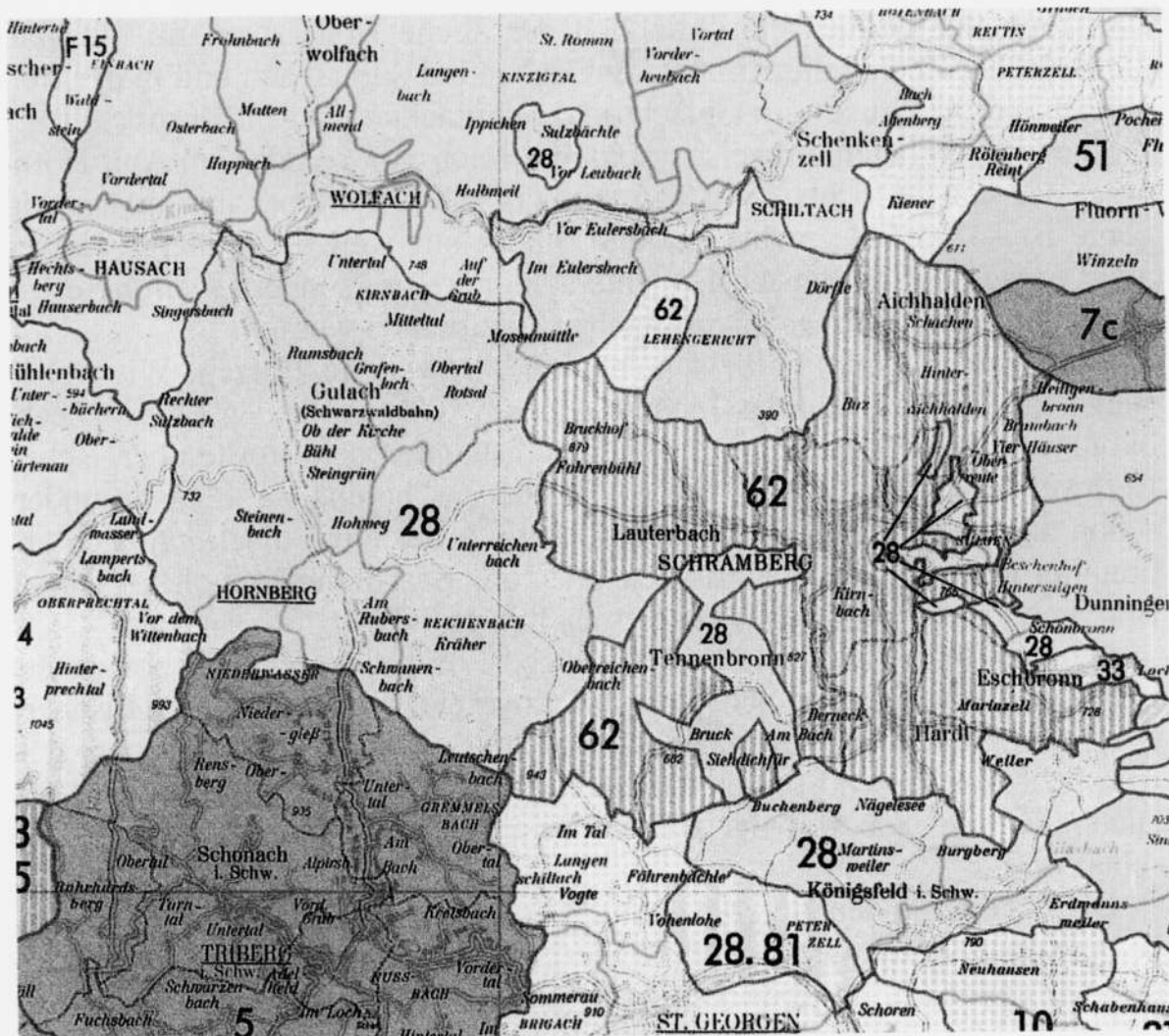
- 32 Franz Josef Richter (1801–1865) stammte aus Kappel am Rhein. 1842 wurde der damalige Hofgerichtsadvokat in Rastatt zum Abgeordneten der II. Kammer für den Wahlkreis Achern-Bühl gewählt. Er wohnte im Haus des Bürgermeisters Franz Josef Peter. Wie dieser floh er nach Amerika. In Abwesenheit wurde er am 21.9.1850 zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt. Er starb in Amerika.
- 33 „gemütlich“ will im Sprachgebrauch jener Zeit sagen: „gemütvoll“.
- 34 Man kann Friederike Richters Verhalten auch so deuten, dass sie sich mit dem Kampf ihres Mannes identifizierte.
- 35 Helene Peter, im habsburgischen Achern groß geworden, nennt das Markgräflerland das „Badische“.
- 36 Kurz vor Weihnachten 1848 erkrankte Josef Ignaz Peter lebensgefährlich. „In der rauhesten Jahreszeit eilte meine geängstigte Familie von Konstanz nach Frankfurt, um meine Schwester aus Achern abzulösen und mir beizustehen. Mein zäher Körper, die aufopfernde, liebevolle Wartung und Pflege von Seiten der Meinigen und die mit wahrhaft freundlicher Teilnahme unermüdet geübte Kunst der Ärzte überwand die schwere Krankheit. Es war gegen das Frühjahr hin, als ich mit Frau und Kindern mich nach Achern im badischen Mittelrheinkreis begab, wo ich bei meinen Verwandten die Fortschritte meiner Genesung abwarten sollte.“ „Autobiographische Skizze“, verfasst 1859 zu Frauenfeld in der Schweiz, StAF.
- 37 Peter blieb nicht lange in Achern. In der „Skizze“ schrieb er weiter: „Von Freunden in Frankfurt gingen mir Winke zu mit dem dringenden Rate, mich über die Grenze zu begeben. Noch empfindlich an den Nachwehen des Nervenfiebers leidend, passierte ich daher den Rhein, verweilte einige Wochen in Straßburg und setzte hierauf meine Reise nach dem Thurgau fort und nahm dort in Kreuzlingen und Tägerwielen Quartier.“ – Von dort kehrte er beim Ausbruch der Mai-Revolution nach Baden zurück. „Ich hielt es für meine staatsbürgerliche Pflicht, dem Rufe meines Landes zu folgen.“
- 38 Anfang Mai 1850 wurde Josef Ignaz Peter aus Zürich ausgewiesen, lebte dann 6 Wochen in Straßburg und schließlich von Juni 1850 bis Ende November 1854 in Paris. „Autobiographische Skizze“.
- 39 Max Frech (1819–1900) Teilungs-Kommissär in Kork, Führer des 1. Korcker Aufgebots, hatte 1848 des Bürgermeisters älteste Tochter Magdalena geheiratet. Er starb als Farmer in den USA.
- 40 So Veit Valentin, *Geschichte der deutschen Revolution 1848–1849*, Band I (Weinheim und Berlin 1998) 472.
- 41 StAF A 27/3, Nr. 327: „Untersuchung Franz Peter“.
- 42 Frau Dr. Sibylle Mayer geb. Gerner in Lörrach, eine Nachkommin Franz Peters, überließ sie dem Verfasser.
- 43 Die vier Kinder waren: Franz, geb. 24.07.1842 / Erwin, geb. 26.02.1844 / Otto, geb. 16.01.1845 / Marie, geb. 26.02.1848 (später verheiratet mit Landgerichtsrat Gerner in Offenburg).
- 44 Eine ausführliche Wiedergabe der Briefinhalte – Peter nannte die Namen vieler Revolutionäre – muss einer besonderen Veröffentlichung vorbehalten bleiben.
- 45 Franz Josef Peter (1789–1865), Kaufmann und Bürgermeister zu Achern, wurde seines Amtes als Bürgermeister enthoben und am 12.1.1850 in Abwesenheit zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt. Im Frühsommer 1850 ging er nach Amerika ins Exil. Einen Monat später folgten ihm seine Frau, vier Töchter, ein Sohn und ein Schwiegersohn. Lötsch, Gerhard: vgl. Anm. 1, 149ff.
- 46 Der Altbürgermeister kam tatsächlich noch einmal zurück. Am 26.9.1852 beantragten er und seine Frau persönlich vor dem Bezirksamt Achern die Ausreiseerlaubnis für den Sohn Wilhelm. GLA 337/2775 – Dann verließ er Achern für immer. Seine noch ledigen Töchter verheirateten sich in Amerika mit ehemaligen Achtundvierzigern. Der Sohn Wilhelm, mit Karl Schurz befreundet, brachte es zu Ansehen und Wohlstand. Er hielt die Verbindung mit Achern aufrecht.

# Der Bergbau im ehemaligen württembergischen Amt Hornberg

Wolfgang Neuß

Zum württembergischen Amt Hornberg gehörten die Städte Hornberg und Schiltach, die Dörfer Reichenbach, Gutach, Hinter-Lehengericht, Langenschiltach, Martinsweiler, Weiler und Burgberg und teilweise Kirnbach, Tennenbronn, Hardt und Peterzell.

Der frühe Bergbau wurde nur in Handarbeit mit „Schlägel und Eisen“ durchgeführt. Deshalb wurde nur der unbedingt notwendige Bewegungsraum ausgehauen, weshalb viele Strecken nur in gebückter Haltung, kniend oder nur kriechend befahren werden konnten. Besondere Schwierigkeiten bereitete es, dem in die Bergwerke eindringenden Wasser Herr zu



werden. Das geschah mittels hölzerner Pumpen, „Kunstgezeug“ oder „Wasserkunst“ genannt.

Erst im 17. Jahrhundert wurde das Sprengen mit Schwarzpulver im Bergbau üblich. Aber auch dann war die Arbeit noch sehr mühevoll, schwierig und nicht ungefährlich.

Früher wurden die Gruben selten von den Landesherrn selbst genutzt. Sie vergaben den Abbau an interessierte Einzelpersonen oder an „Gewerkschaften“, mit Aktiengesellschaften vergleichbar. Die „Gewerken“ erbrachten durch den Verkauf von Anteilscheinen (das sind „Kuxe“) das Kapital zum Betrieb einer oder mehrerer Gruben, welche nicht selten schon bei der unbedachten oder vorzeitigen Erstellung von Tagbauen, Wäschen, Pochen und Schmelzen bereits verbraucht waren. Im Jahre 1810, als das Württembergische Amt Hornberg zu Baden kam, ging auch die Berghoheit an Baden.

Zur Geschichte des Württembergischen Kupfer- und Silberbergbaus schreibt Mathilde Schnürlein: „Mit Ausnahme einiger Versuchsbauten in anderen Landesteilen, liegen alle Silber- und Kupfererzgruben im Schwarzwald.<sup>1</sup> Der damaligen Einteilung entsprechend waren dies die Christophaler Gruben einschließlich der Zeche Königswart im Murgtal; die Bulacher Zeche; die Kinzigtäler Gruben bei Alpirsbach und in der Reinerzau und die Gruben im Gutach- und Schiltachtal im Amt Hornberg.

Die Gruben lagen teilweise auf altem Reichsgut, so auch im Amt Hornberg, das von 1445 bis 1810 württembergisch war.<sup>2</sup> Über ihre ersten Anfänge ist so gut wie nichts bekannt. Nicht nur weil die früheren Herren nicht gerade die fleißigsten Berichterstatter waren, sondern weil viele Urkunden und Berichte Opfer zahlreicher Stadtbrände wurden.

Das beste Beispiel dafür scheint das Bergwerk in Bulach. Wie der in Bergwerksachen erfahrene Johann Albrecht Gesner in der Physikalisch-ökonomischen Wochenschrift berichtet, ist unter den württembergischen Bergwerken unstrittig Bulach das Älteste, das bereits im 13. Jahrhundert schon arbeitete. Weil aber um das Jahr 1326 der Ort Bulach gänzlich abbrannte, mangeln die Nachrichten über die Beschaffenheit dieses frühen Bergwerkes.<sup>3</sup> So ähnlich könnte es auch in Hornberg gewesen sein.

Günther Knausberger hält es für sicher, dass die Kelten schon in der Bronzezeit im mittleren Schwarzwald anwesend waren und nach Eisenerz schürften. Wir dürfen deshalb getrost davon ausgehen, dass schon sehr früh im Kinzigtal und seinen Nebentälern Bergbau betrieben wurde,<sup>4</sup> was auch alle, die sich mit der frühen Geschichte Hornbergs befassen, so sehen.

Die ersten von den Herzögen von Württemberg ausgehenden Belehnungen erfolgten durch Graf Ulrich V., der am St. Ulrichstag 1456 dem Bürgermeister und zwei anderen Bürgern von Warth im Oberamt Nagold die Erlaubnis erteilte, „nach Gold, Silber, Gestein oder anderen Metallen nach

Bergwerksart zu graben, doch daß man ihm den 10. Teil von der Grube gebe“.<sup>5</sup>

Vermutlich war ein Bergregal bereits im Lehensbrief Kaiser Sigismunds inbegriffen, der 1417 dem Grafen Eberhard IV. „alle von seinen Vorfahren im Reich gegebenen Freiheiten und Privilegien, Gnaden, Briefe und Handfeste“ bestätigte, und nach C. F. Sattler „auch Gewohnheiten und des guten Herkommens gedacht, zum bedenklichen Beweis, des Fürsten und Graven nicht alle ihre landesherrlichen Rechte und Regalien durch kaiserliche Vergonnungen, sondern auch durch Herkommen und Gebrauch derselben erlangt haben“.<sup>6</sup>

Einen starken Einfluss auf den Bergbau nahmen die damaligen politischen und wirtschaftlichen Veränderungen im Lande, weil diese die Landesherren zwangen, sich um neue und beständige Einnahmequellen zu bemühen. Nichts lag dabei näher, als sich der Schätze (Silber, Erz usw.) zu bedienen, die im Innern unserer Berge ruhten, was den „Alten“ längst bekannt war. Deshalb ließen die württembergischen Herzöge alte Gruben wieder öffnen, förderten oder finanzierten oftmals vollständig neue Gewerke und erließen Bergbauordnungen, die die Rechte und Pflichten für einen ersprißlichen Bergbau festlegten. Es darf angenommen werden, dass das Tiroler Bergrecht, das in dieser Zeit in Deutschland für besonders gut gehalten wurde, die ersten württembergischen Bergbauordnungen beeinflusste.

Bis zur Zeit Herzog Friedrichs I. ist über den Bergbau im Amt Hornberg wenig zu erfahren. Johann Albrecht Gesner berichtet, dass zu Anfang des 16. Jahrhunderts, wohl zur Zeit Herzog Ulrichs, die „St. Peter Grube“ im Schlangenbrunnen, unweit Hornberg im Gutachtal entdeckt worden sei,<sup>7</sup> und dass Herzog Christoph im Jahre 1564 auf eigene Kosten eine „Eisengrube auf dem Hochberg bei Schiltach“, womit der Hohberg gemeint ist, betrieben hat.<sup>8</sup> Über diese frühe und sicherlich nicht unbedeutende Grube, was für alle Gruben dieser Zeit gleichermaßen gilt, gibt es nur wenige Nachrichten. Das ist auch damit zu erklären, dass es damals noch keine amtlichen Berichte über den Bergbau gab und der Abbau in Eigenregie und ohne Aufsicht erfolgte.<sup>9</sup>

Der Regierungswechsel zu Ende des 16. Jahrhunderts leitete mit der Regierungszeit Herzog Friedrichs I. eine für den Bergbau günstige Zeit ein. Bald nach seinem Regierungsantritt ließ er im Jahre 1596 durch die Sachverständigen Melchior Heher und Jacob Enderle ein Gutachten über die Wirtschaftlichkeit seiner Gruben im Schwarzwald erstellen.<sup>10</sup>

In deren Bericht vom 6. Juli 1596 sind auch die Gruben „Zu Schiltach am Hohenberg“, „Zu Tennenbrunn“, „Zu Horenberg im Reich-Sulzpach“ und am „Bielenstain“ (Bollenstein – Bühlerstein) aufgeführt.<sup>11</sup>

Wie J. A. Gesner weiter berichtet, hat Herzog Friedrich I. im Jahre 1597 die alten Arbeiten, sowohl im Sulzbach, Tennenbrunn, besonders aber die

Gebäude am so genannten Bühlerstein, an dem der Johannis Segen liegt, wieder aussäubern lassen. Er teilt ferner mit, dass sich im Gutachtal, dem Amt Hornberg gehörig, mächtige Gänge befinden, worauf die „Alten“ schon stark gebaut hätten.<sup>12</sup>

Nachdem im Schwarzwald immer mehr Silber, Kupfer und Blei gefunden wurde, ließ Herzog Friedrich I. zum Schutze und zur Förderung des Bergbaus am 27. Juli 1597 „allgemeine Bergfreiheiten“ verkünden, die auch die früheren Freiheiten bestätigten.<sup>13</sup> Nach Mathilde Schnürle unterstellte diese Gesetzgebung den gesamten Bergbau nicht nur, soweit es sich um öffentlich-rechtliche Fragen handelte, dem Willen der herrschenden Staatsgewalt, sondern auch in Bezug auf die wirtschaftliche Organisation, Lohn und Preisgestaltung. Die Durchführung der Bergordnung und Überwachung des Bergbaus wurde einer besonderen Behörde übertragen, an deren Spitze ein Oberberghauptmann stand. Diesem unterstellt waren die Bergämter, deren Geschäfte ein Bergmeister mit seinem Stab führte. Unter Herzog Friedrichs I. Regierung scheint auch in Hornberg eine Zeit lang ein Bergamt gewesen zu sein.<sup>14</sup>

Anmerkung: Die zum württembergischen Amt Hornberg zuzuordnenden Gruben und Gewerke erfahren in der Folge eine besondere Erwähnung.

Im Jahre 1607 erteilten der Generalinspektor Bühler und der Bergmeister Stephan Schönberger (*dieser war von 1609 bis 1622 Obervogt im Amt Hornberg*)<sup>15</sup> besondere Ratschläge, wie die Gewerke von Zubeßen verschont werden könnten.<sup>16</sup> Mit dem Bergbau scheint es also nicht mehr besonders gut gestanden zu haben, wozu auch Not und Kriegsangst beitragen.

Von Schönberger sei an dieser Stelle erwähnt, dass er in den Jahren 1618 und 1619 mit wenigen Arbeitern für das der Herrschaft Württemberg gehörende Berg- und Schmelzwerk bei Schiltach im Amt Hornberg Erz förderte.<sup>17</sup> Dabei kann es sich nur um das Werk auf dem Hohberg gehandelt haben. Schönberger weist darauf hin, dass er 1618 und 1620, als er Obervogt in Hornberg war, etliche Male das Gebirge durchstieg und Anzeichen von unterschiedlichem Erz bei den alten Gebauen vorgefunden habe.<sup>18</sup>

Wie Schnürle mitteilte, arbeiteten in den folgenden Jahren die Gewerkschaften immer mit herzoglichen Vorschüssen auf die Erzvorräte, denn die Erträge der verschiedenen Gruben hatten sehr nachgelassen.<sup>19</sup> Schließlich wirkte sich auch der 30-jährige Krieg (1618 bis 1648) nachteilig auf den Bergbau im Lande aus, wo besonders in den Jahren 1632 bis 1634 die Gegenden von Alpirsbach, St. Georgen und Hornberg Schauplatz kriegerischer Ereignisse waren. Auch fehlten im Lande nach diesem schrecklichen feuerspeienden Kriege, im furchtbar zerstörten Gebiet, die erforderlichen Mittel und Menschen für einen Erfolg versprechenden Bergbau.

Nachdem im württembergischen Land einige Bergleute auf eigene Faust wieder mit Schürfen und Aufsäubern alter Stollen begannen, sah sich Herzog Eberhard Ludwig veranlasst, im Jahre 1710 Bergbauprivilegien zu erlassen, wobei die von den Herzögen Ulrich, Christoph, Friedrich und Eberhard heilsamen und nützlichen Freiheiten erneuert und am 21. Februar 1718 und am 20. Januar 1721 bestätigt und erweitert wurden.<sup>20</sup>

Diese Epoche unterschied sich von der früheren dadurch, dass die Initiative zum größten Teil von Privatpersonen ausging und der Einfluss des Herzogs in den Hintergrund trat. 1720 ist *Hornberg zwischenzeitlich Bergamt* und zuständig für die dem Amt Hornberg unterstellten Gruben.<sup>21</sup>

Nach Schnürlein wurden im Kinzigtal und seinen Seitentälern in den Jahren 1700 bis 1730 etwa 18 Gruben gemutet, von denen nur wenige eine größere Bedeutung hatten. Mit Ausnahme der Gruben im Gutachtal, die schon früher gemutet wurden, handelt es sich dabei mehrheitlich um neue Gruben.<sup>22</sup> Am 22. Mai 1749 besichtigte der Leibarzt und Geheime Rat Gesner die Schwarzwaldgruben und meldete: „Die Schiltacher Gruben könnten mit wenig Geld wieder instandgesetzt werden. Bei den Gutacher Zechen haben die vorgefallene Veste, die Entlegenheit des Ortes und der Holzangel verursacht, daß das Werk wie in Durbach auflöslich geworden.“

Nach einer Befahrung der Gutacher Gruben berichtet Bergrat Widenmann am 30.5.1790: „Man soll in älteren Zeiten schöne Anbrüche von Kupfererzen in diesen Gegenden gehabt haben. Allein, ich würde nicht raten, auf Kupfererze kostspielige Unternehmungen auf dem Schwarzwalde zu machen, weil die Erfahrung bis jetzt immer noch gelehrt hat, *daß Erzmittel hier nur sehr kurze Zeit anhalten*. Es würde daher auch bei den besten Kupferanbrüchen, wenn sie nicht recht anhaltend seien, ein Grubenbau selten die Kosten tragen, geschweige großen Überschuß geben.“

Wie Schnürlein berichtet, besichtigte Bergrat Widenmann im Jahre 1791 sämtliche Schwarzwaldgruben. Danach berichtet er, dass er finde, dass immer noch zu viele Gruben da seien, obwohl die Bergräte Fischer, Spittler und Bilfinger berichten, dass von den 1778 gebauten 19 Gruben nur noch acht gebaut würden, worunter die Porzellanerdengrube und die Kobaltgruben. Gruben können viele Stollen sein.

Schnürlein stellte fest, dass die übrigen Rosina im Sulzbächlein, Segen Gottes, Immanuel, Franziska Theresia und St. Johannes waren.<sup>23</sup>

Danach wurde 1810 das württembergische Amt Hornberg „badisch“.

Bei den Gruben im württembergischen Amt Hornberg unterscheiden wir „die Gutacher Gruben“, „die Schiltacher Gruben“, „die Gruben in Tenenbronn“ und „die Gruben Hornberg“.

### *Die Gutacher Gruben*

Zweifelsfrei zählt der Bergbau in Gutach im Gutachtal zum bekanntesten Bergbau im Mittleren Schwarzwald. Er ist älter als Reinerzau und Alpirsbach und begann anfang des 16. Jahrhunderts. Aber bereits damals wurde von einer Aufsäuberung älterer, bereits bestehender Anlagen berichtet. Leider ist die Lage mancher alter Gruben nicht mehr bekannt. Zu den im beschriebenen Zeitabschnitt zählenden Gutacher Gruben gehören: die St. Peter Grube, die St. Johannis Segen Zeche, die Himmelfahrt Grube und die St. Jacob Grube.

Die Mehrzahl der Gänge setzen im Granit, dicht der Granit-/Gneisgrenze auf. Wie Manfred Martin berichtet, ist Kupferkies das häufigste Erz im Gutacher Gebiet, weshalb es dort zeitweise der meiste Gegenstand des Bergbaus gewesen sei und die Arbeiten in diesen Gruben auf die Gewinnung von Kupfererzen ausgerichtet waren.<sup>24</sup> Schnürlein schreibt: *„es fand die Kupfergewinnung vorwiegend in der Buntsandsteinregion statt, in der Granitregion nur im Gutachtal.“*<sup>25</sup>

### *Die „St.-Peter-Grube“*

liegt beim Schlangenbrunnen unweit Hornberg im Gutachtal und baute auf dem Gang, der sich vom Michelsberg südostwärts bis zum vorderen Sulzbach, einem Nebenfluss der Gutach, erstreckt.<sup>26</sup> Die Grube soll zur Zeit Herzog Ulrichs zu Beginn des 16. Jahrhunderts von einem Schweinehirten, als er eines Tages eine starke Quelle aus dem Berg entspringen sah, entdeckt worden sein. Weil sich, wie bekannt, in alten Gruben reichlich Wasser sammelt, führen Wasseraustritte nicht selten zur Entdeckung alter Gruben und Schächte.

Die Grube liegt an der Abend-(West-)seite des Gutacher Gebirges. Wie Gesner berichtete, wurde in dieser Gegend schon früh bergmännisch geschlagen und recht schönes, derbes, in schnee- oder milchweißem Spat brechendes gelbes Kupfererz oder Kies, vom Zentner 20 bis 24 Pfund des besten Kupfers gefördert. Auch zu Herzog Friedrichs Zeiten wurde dort gebaut, ist aber, weil der Preis sehr gering und die Erze kein Silber hatten, wieder liegen geblieben.<sup>27</sup>

Im Jahre 1723 wurde die Grube durch einen Bergmann wieder in Betrieb genommen. Dieser mutete anfangs eine alte Rösche (zum Rösten von Erz) und fand beim Aufmachen ganz derbes Kupfererz, das die „Alten“ schon gefördert hatten. Die neue Gewerkschaft bestand aus Bürgern von Hornberg, Gutach, Villingen, Balingen und der Schweiz. Nachdem der Bergmann alle Anteile der wieder gemuteten Grube verkauft hatte, trat er die Lehensträgerei mit Bewilligung der Gewerkschaften im ersten Quartal 1724 an den Bankier Rothmund und die Kommissare Paul und Hektor Züblin aus St. Gallen ab, die um diese Zeit auch die „St. Johannis Zeche am



Bühlerstein muteten“.<sup>28</sup> Es war eine für den dortigen Bergbau erfolgreiche Zeit, denn 1725 wurde die Kuxe (das ist der Anteil einer bergrechtlichen Gewerkschaft) um 64 fl. verkauft.<sup>29</sup> Man überlegte sich sogar die Einrichtung eines Pochwerkes. Als die Gewerker sich genötigt sahen, hat man 1733 einen tiefen, 120 Meter langen Stollen durch festes Gestein gegen einen Gang getrieben.<sup>30</sup>

Wie Manfred Martin schreibt, wurden die Gewerke nach und nach der Zubußen überdrüssig und der Bergmeister Moyses Khyrrberg berichtet 1734, dass die meisten Gewerke bereits abgesprungen seien. Die Grube wurde dann im Jahre 1742 nochmals von einem lothringischen Unternehmer betrieben. Eine letzte Betriebszeit lag wahrscheinlich zwischen 1760 und 1773.<sup>31</sup> Nach einer Begehung berichtet Manfred Martin: „Einzigster Hinweis auf das Vorhandensein dieses Vorkommens seien geringe Mengen von Gangmaterial, das am vermuteten Südende des Ganges aus einem Acker östlich der dort gelegenen Weggabel gesammelt werden konnte, hier befand sich auch vermutlich das Mundloch des unteren Stollens.“<sup>32</sup>

Manfred Martin berichtet, dass in einem veröffentlichten Zitat vom Jahre 1754 berichtet wird: „der vor Alters, in Kriegs und anderen kümmerlichen Zeiten, erdrosselte und mit vollem Maul Hungers gestorbene St. Peter, bei dem sogenannten Schlangenbrunnen in der Gutach ... nebst seinem in gleiche Fatalität gerathenen Nachbarn, dem St. Johannis Segen beym Bühlerstein“ unter die Bergwerke Württembergs zählt, die ehemals wegen ihrer Kupfererze berühmt waren.

### *Die St.-Johannis-Segen-Zeche*

liegt am Bühlerstein, nur wenige Minuten von der St. Peter Grube entfernt.

Gesner teilt in der *Physikalisch-Oekonomischen Realzeitung* im Jahre 1757, 48. Stück mit, dass Herzog Friedrich I. die Gebäude am Bühlerstein wieder aussäubern ließ. Am 14. März 1597 berichtet der Generalinspektor Otto Mann, dass im Schacht am Bühlerstein jetzt Wasser stehe, aber man habe ihm eine Erzspur gezeigt, die Erfolg verspreche. Deshalb ziehe er den Bühlerstein dem Bergwerk in Tennenbronn vor. Dass der Bau am Bühlerstein noch einige Jahre fortgeführt wurde, zeigt ein Belegzettel vom *hornbergischen Bergmeister Friedrich Hafner* und dem Schichtmeister Joh. Mutschelin, welche 1608 berichten, dass im Stollen vor dem Feldort und der Straße sechs Burschen arbeiten, die bald darauf, als Herzog Johann Friedrich die Regierung angetreten hatte, ihren Abschied erhielten.<sup>33</sup> Danach lag die Zeche im Freien, bis sie 1722 vom fürstenbergischen Bergmann Georg Kohler wieder gemutet und vom Bergamt frei gefahren wurde. Damals fand man einen verfallenen Stollen, mit mächtigem, ganz derbem Kupfererz, der von den „Alten“ bereits 33 Lr- ( $33 \times \sim 1,70 \text{ m} = 60 \text{ m}$ ) getrieben gewesen. Schon im September 1723 gab Kohler die Gewerkschaft ab.<sup>34</sup>

Umgehend erfolgte die Belehnung an Tobias Rothmund, Bankier, und Paul v. Hector Züblin, Commissar zu St. Gallen, als den stärksten Gewerken (wie bekannt waren diese auch Gewerken der Grube St. Peter).<sup>35</sup>

Im Jahre 1724 wurde ein weiterer Gang entblöst, den auch die „Alten“ schon betrieben. Weil dieser dem Johannisgang parallel lief, wurde er vermutlich besonders gemutet und mit dem Namen „*St. Paul*“ der Johannesgewerkschaft einverleibt.<sup>36</sup> Dieser Gang erwies sich anfangs mit schönem Kupfererz, später zeigte es sich aber nur noch eingesprengt. Weil sich das Erz im Gesenk besser anließ, baute man unten an der Straße einen 120 Meter tiefen Stollen, der aber nur geringe Pocherze förderte und bald faul wurde.<sup>37</sup> 1725 verkaufte man die Kuxe um 8 bis 10 fl. 50 kr. Matthäus Schneider, ein Kuxenhändler, übernahm 1726 17 Kuxen um 100 fl., die er in Augsburg und Kaufbeuren an Liebhaber brachte.

Als die Gewerken der Zubuße überdrüssig waren, wohl weil auch der Kuxenpreis immer tiefer sank, wurde die „*St. Johannis Zeche*“ eingestellt, und die noch baulustigen Gewerken zogen in die „*St. Peter Grube*“.<sup>38</sup> Das teilweise verfallene Mundloch des unteren Stollens liegt nur fünf Meter östlich der Bundesstraße 33. Die bis zur Ortsbrust befahrbare Strecke ist ca. 120 Meter lang. Das Mundloch des oberen Stollens liegt ca. 20 Meter hangaufwärts. Die Halden der Stollen sind weitgehend abgetragen.<sup>39</sup>

Nach Gesner wurde die „*Himmelfahrt Grube*“ im Jahre 1724 durch den Sulzbacher Steiger Johann Georg Leibinger angefangen, der zu Anfang über den Bühlerstein hinauf, auf die Höhe gegen Kirnbach einen Gang schürfte, wozu der Schichtmeister Mathias Schneider eine Gewerkschaft außer Landes herbeibrachte und den Gang 1725 unter seinem Namen belegte. Da derselbe aber leer war und es keine bergmännische Hoffnung gab, wurde der Bau verlassen und dafür unterhalb der St. Peter Zeche, oben auf dem Gebirg, ein anderer Gang geschürft und gegen denselben ein Stollen von 50 Meter getrieben. Weil auch das nicht den Erwartungen entsprach, eröffnete man weiter aufwärts zwei alte Stollen, wo man einige Quartale die Arbeit fortsetzte, bis schließlich alle die Gewerkschaft auf den von der „*St. Peter Zeche*“ angefangenen „*Augustusstollen*“ verfiel, wo selbst ein vom Tag hinein ansehnlicher Gang, mitten im hohen Gebirg gegen Abend gesetzt wurde. Nachdem man nun über 50 Meter aufgefahren war, warf sich der Gang herum und setzte gegen Tag aus. Auf diese Art war es schwer, die Gewerkschaften baulustig zu halten, Glaube, Liebe und Geduld wurden klein. Als über 3000 fl. verbaut waren, zogen die Baulustigen zur „*St. Peter Zeche*“ und die „*Himmelfahrt*“ zerfiel und blieb 1731 liegen.<sup>40</sup>

Die „*St.-Jakob-Grube*“

lag im rechten Sulzbach westlich Gutach dicht nördlich des Hasenhofes.<sup>41</sup> Das Sulzbächlein bildet ein westliches Nebental der Gutach und mündet in der Ortsmitte Gutach in dieselbe. Weil heute keine Spuren mehr sichtbar

sind, deutet nur noch der Flurname „*Knappenacker*“ westlich Gutachs auf den dortigen Bergbau hin. Am 6. Juli 1596 berichteten die Bergbausachverständigen Melchior Hehners und Jacob Enderlins von Bases, „daß sich im *reichen Sulzbach* eine Grube befinde, wo man einen Schacht mit 3 Häusern baut“.<sup>42</sup> Sie teilen auch mit, dass sich dort viel Wasser befinde, was der Bergvogt Jäger nach einer Befahrung der Grube bestätigt.<sup>43</sup> 1608 berichtet der *hornbergische Bergmeister Friedrich Hafner* vom Vorhandensein eines Feldorts mit drei Häusern.<sup>44</sup> Wie es scheint, ist die Grube danach lange liegen geblieben.

Am 14. April 1767 meldet der Bergmeister Rueff, dass bei der St. Jacobs Grube im Sulzbach, die dem Oberamt Hornberg gehörig, im ersten Quartal 125 Zentner Bleierz und 30 Zentner Kupfererz in Vorrat genommen wurden. Den derzeitigen Umständen entsprechend wird die Arbeit auf dem Kupfergang noch einige Zeit eingestellt bleiben müssen.<sup>45</sup>

Manfred Martin teilt mit, „daß 1760 auf einem entblösten Kupfergang ein Stollen angefangen wurde und auf 31 m fortgeführt wurde“. Da sich der Gang nach der Teufe mit beständigen Kupfererzen zeigte, wurde am Fuß des Berges ein tiefer Stollen angelegt und damit bei 110 m ein anderer Gang überfahren, der eingesprengte Blei- und Kupfererze führte. Der tiefe Stollen erreichte 1773 eine Länge von 158 Meter. Unter der Stollensohle war ein knapp 10 Meter tiefer Bindschacht abgeteuft, aus dem ein Feldort vorgetrieben wurde.<sup>46</sup>

Die Grube St. Jakob wurde von dem Steiger der Hornberger Porzellangrube, vier Hauern und einem Karrenläufer abwechselnd mit St. Peter beim Schlangenbrunnen betrieben. In den Jahren bis 1773 wurden insgesamt 12 t bleihaltige Pocherze und 2,1 t Kupfererz gefördert.<sup>47</sup>

### *Die Schiltacher Gruben*

Nach Christian Ludwig Dörings Bericht (29. August 1748) befinden sich im ganzen Lande, hauptsächlich im *Schiltacher Tal* und dem Gebiet viele entblöste Gänge und Klüfte, welche gute Anzeichen auf Silber, Kupfer, Kobalt und andere Mineralien geben, zu deren Gewinnung schon seit über zehn Jahren viel Geld ausgegeben wurde. Weil aber die Gewerke bald nachließen und der Bergbau nicht genügend Unterstützung erhielt, wurden die meisten Gruben trotz guter Hoffnung verlassen. Wie Manfred Martin in „*Erz- und Mineral-Lagerstätten des Mittleren Schwarzwaldes*“ im Jahre 1986 schreibt, tritt westlich und nordöstlich von Schiltach, in den Seitentälern der Gemeinde Lehengericht und in nächster Umgebung von Schramberg eine Reihe von Vererzungen auf. Über die Gänge um Schiltach liegen nur sehr wenige Literaturangaben vor. Dies mag auch daran liegen, dass das Amt Hornberg mit dem größten Teil seines Gebietes 1810 badisch wurde und die Akten dabei verloren gingen. Insbesondere ist die Vergan-

genheit der *Schiltacher* Gruben, die einer frühen Bergbauperiode angehörten, verloren gegangen.

Die württembergischen Gruben wurden mehr als alle anderen des Schwarzwaldes gefördert oder, wie es auch bei den *Schiltacher Gruben* zeitweise der Fall war, auf herrschaftliche Rechnung betrieben.<sup>48</sup> Eine Zeit lang müssen die Aussichten des Schiltacher Bergwerks sehr günstig gewesen sein, denn der Bergmeister Rössler berichtet am 16. Januar 1793, dass eine Kuxe von den Zechen „Maria Magdalena“, „St. Michael“ und „Hilfe Gottes“ um 100 bis 150 fl. gehandelt worden sei. Wegen zahlreicher Namensgleichheit der Gruben hat es Anlass zu Verwechslungen gegeben. Martin stellt fest, dass im Stammelbach die Gruben *Hilfe Gottes*, *Johannes* und *Maria*, im Rohrbächle die Gruben *Maria*, *Elisabeth*, *Johannes*, *Immanuel* und *Michael* sowie im Erdlinbasch die Grube *Maria Magdalena*. Eine zweite Grube mit dem Namen *Rosina* lag in der Nähe der Rotlach nordwestlich des Rohrbächles. Ein Gutteil der Grubennamen konnte bei Geländebegehungen aus entdeckten Bergbauresten entnommen werden.<sup>49</sup>

Meines Erachtens gehörte zum damaligen württembergischen Amt Hornberg auch die Grube „*Hohberg*“, von der ich glaube, dass sie die älteste Grube im Gebiet Schiltach ist.

#### *Die Grube „Hohberg“*

Wie Gesner berichtet, baute im Jahre 1564 Herzog Christoph auf eigene Kosten das so genannte „Haus Württemberg“ nebst einer Eisengrube auf dem Hochberg bei Schiltach,<sup>50</sup> womit eindeutig die Grube Hohberg gemeint ist. Weil die Stadt Schiltach zum württembergischen Amt Hornberg gehörte, ist diese Grube auch den Gruben des ehemaligen württembergischen Amtes Hornberg zuzuordnen, obwohl der Bergbau dort sowohl auf der fürstenbergischen Seite als auch auf der württembergischen Seite betrieben wurde. Das Gebiet des Hohberg ist auch im Historischen Atlas von Baden-Württemberg auf Karte VI 10 im Amt Hornberg farblich vermerkt. Der Hohberg ist 700 Meter hoch und liegt zwischen den Seitentälern Ippichen und Sulzbach. Am 31.10.1564 hat Herzog Christoph das Haus Fürstenberg aufgefordert, auf dem Hohberg den Bergbau gemeinsam zu betreiben (Kirchheimer 1953). Franz Hahn und Walter Schneider berichten in „Bergbauliche Aufzeichnungen, unteres Kinzigtal 2002“, dass der Hornberger Obervogt Stephan Schönberger in den Jahren 1618 und 1619 mit wenigen Arbeitern *Erz für das ihrer fürstlichen Gnaden gehörende Berg- und Schmelzwerk bei Schiltach im Amt Hornberg gefördert habe*. Insgesamt wären 12.000 Zentner Eisenerz geliefert worden, das auch sehr stahlreich gewesen sei, weshalb es sogar von einem Stahlschmied nach Kärnten abgeholt wurde.

Wie Martin mitteilt, wurde Mitte des 17. Jahrhunderts der Bergbau auf der württembergischen Seite besonders betrieben, denn 1656 waren auf der

fürstenbergischen Seite ein alter und ein neuer Stollen, ein oberer Hauptschacht und drei oder vier andere Schächte, auf Württemberger Territorium im Jahr 1664 neun Schächte in Betrieb.<sup>51</sup> Fautz berichtet, dass die auf dem Hohberg gewonnenen Erze im 16. und 17. Jahrhundert auf der Schmelze im Ortsteil Lehengericht geschmolzen wurden. Auch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts und im 19. Jahrhundert wurde auf dem „Hohberg“ Bergbau betrieben, in der Hauptsache auf Maganerze, von denen nur noch geringe Spuren auf den Halden zu finden sind. Die Vielzahl der alten Bergbauspuren, Stollen- und Schachtpingen lässt sich nur mit der Ausbildung der Gänge erklären, die jeweils nur kurze Längen- und Teufenerstreckung hatten. Hierdurch waren die Bergleute gezwungen, jedes selbstständige Gangtrum mit einem eigens hierfür angelegten Stollen oder Schacht auszubauen.<sup>52</sup>

#### *Die „Isaak-Segen-Grube“*

lag über dem Reichenbächle, ca. 2 km südwestlich Schiltachs und führte Silber und Kobalterze. Der Gang im Tal des Reichenbächles wurde im Jahre 1723 erschürft und von der dort gelegenen Grube bis 1728 ohne besondere Erfolge gemutet.

1772 wurde die Grube von zwei Schiltacher Bergleuten erneut gemutet und im Jahre 1840 wurde von der Grube „Gute Hoffnung“ im Reichenbacher Bächlein nochmals ein kurzer Abbauersuch unternommen.<sup>53</sup>

Nach Gesner (1753) traten geringe Mengen von Kobalterzen auf, nach Gmelin (1783) war der Gang berühmt wegen seiner Neszert von gediegenem Silber und Silberglaserzes (Argentit?).

#### *Die „Eberhard Grube“*

im Kienbächle ist die Fortsetzung des im Reichenbächle von Isaaks Segen erschlossenen Ganges und setzt in zwei Trümmern über den Kirnbach und das Reichenbächle.

Nach Stahl (1767) und Gmelin (1783) stand die Grube von 1723 bis 1729 in Betrieb und 1767 nochmals durch die Wolfgang und Eberhard-Farbmühlengesellschaft. Auf dem selten „einer queren Hand“ mächtigen Gang waren zwei Stollen übereinander angelegt.<sup>54</sup> Man förderte neben Kupfererzen und Anflügen von Rotgültig Erz auch Kobalterze. Mineralisations- oder Bergbauspuren waren bei Geländebegehungen (1980) nicht mehr vorhanden.<sup>55</sup>

#### *Die „St. Johannes Grube“*

baute sehr wahrscheinlich im Stammelbach, etwa 500 Meter westlich dessen Mündung in das Reichenbächle. Nach einem Bericht des Bergmeisters Rösler von 1756 war die Zeche mit einem Steiger, drei Hauern und drei Karrenläufern belegt. Rössler teilt ferner mit, dass der Gang vor dem Feld-

ort zur Zeit aus einem graulichen Horn mit einem schwarz-lettingen Salband besteht.

Wie Schnürlein schreibt, war die Grube vorgewerkt und der Herzog von Württemberg besaß 51 Kuxe. 1756 jedoch nur noch 45, während der Rest in Privatbesitz stand.<sup>56</sup> Im 3. Quartal 1766 wurde eine Zubeße von 2 fl. pro Kuxe veranschlagt.<sup>57</sup> Im Jahre 1790 hat Bergrat Widenmann im Auftrag des Herzogs Karl Eugen die alten Gruben der Reinerzau und im Lehengericht befahren. Aus seinem Bericht zitiert Volz (1858): „Die im Gang stehende Grube ist der *St. Johannes* im Rommelbach hinter Schiltach. Der Gang besteht aus rotem Schwerspat, der zuweilen Spuren von Kobalt und etwas wenigem gediegen Silber hat. In dem gleichen Gebirge ist auch die ‚Hilfe Gottes‘, auf der ehemals vortreffliche Farbkobalte gebrochen wurden. 400 m östlich der Grube *St. Johannes* liegt die Grube ‚*Rosina*‘ im Stammelbach, wo man durch einen Stollen zwar zwei Gänge mit Spuren von Kobalt überfahren hat, die sich aber in der Folge zertrümmert und verdrückt zeigten und daher aufgegeben wurden.“<sup>58</sup>

#### Die „Hilfe-Gottes-Grube“

liegt im oberen Stammelbach, etwa 800 Meter westlich der Mündung des Stammelbaches in das Reichenbächle. Einziger Hinweis auf dieses Vorkommen ist im Gelände ein verstürztes Stollenmundloch mit kleiner, deutlicher Halde. Es liegt am SW-Ende des Tals vom Oberreichenbächle, ca. 40 bis 50 Meter südwestlich des Wohnhauses auf der nördlichen Talseite. Eine Schilderung der Geschichte dieser Grube ist in der Arbeit von Kluth (1965) enthalten, die sich auf Archivalien von Ludwigsburg und Stuttgart stützt. Danach wurde die „Hülff Gottes“ im Stammelbach von den Schiltacher Bergleuten Georg Gottlieb Schlick und Jacob Brüstle am 25. August 1771 gemutet und auf eigene Kosten bis Ende 1772 betrieben. 1773 bekam die Grube ein Gewerk, Schichtmeister wurde bis zum Betriebsende im Jahre 1780 der spätere Berggeschworene Johann Christoph Weiser aus Alpirsbach. Der Grund zur Beendigung war, dass sich der Gang im Feld abgeschnitten und sich solcher auch in der Teuf im Schacht nicht mehr hat einrichten wollen.

Am 18. Dezember 1784 mutete der Calwer Handelsherr Moses Dörtenbach die Grube erneut. Er hielt gleichzeitig die 127 bauenden Kuxe der neu gegründeten, aus insgesamt 132 Kuxen bestehenden Gewerkschaft. Fünf Freikuxe standen der Landesherrschaft, Kirchen, Schulen, den Armen und dem Grundbesitzer zu. Bis Ende 1787 wurden Kobalterze aus Abbauen über der Stollensohle gewonnen und ebenso wie das während der ersten Betriebsperiode abgebaute Material in die Farbmühle bei Alpirsbach geliefert. Von 1778 bis 1790 wurde die Grube noch in Frist gehalten und dann ins Freie fallen gelassen. Genaue Angaben über Lage und Geometrie des „Hilfe Gottes“-Ganges ist nicht bekannt.<sup>59</sup>

Die Gangmasse besteht im Gegensatz zu den Gängen der Umgebung aus Hornstein, der Bruchstücke von Granit und Granitporphyr verkittet, Schwerspat scheint hier weitgehend zu fehlen. Die negativen Ergebnisse einer Gamma-log-Vermessung im Oktober 1973 legen den Schluss nahe, dass die Vererzungen von den alten Bergleuten weitgehend abgebaut wurden.

#### *Die „Elisabeth und Maria“-Grube*

baute auf nahezu parallelen Gängen, die drei Kilometer südlich Schiltach im Rohrbächle nach NW verlaufen. Die Elisabethen Fundgrube wurde 1740 eröffnet und von vier Hauern und einem Karrenläufer angelegt. In den Physikalisch-ökonomischen Auszügen heißt es von der Grube *Elisabeth* und der Grube *Maria Magdalena* im Oertlisbach (Erdlinsbach): „Sie sind meist von armen Leuten angefangen, welche aber bald nachgelassen, weil der Berg, wie sie glaubten nicht ganz von Silber gewesen.“ Beide Gruben wurden fast gleichzeitig betrieben. Neben Kupfer sollen die Gruben auch Kobalt und Silber geliefert haben.<sup>60</sup>

Nach einem von Schnürleu wiedergegebenen Zitat arbeitete nach dem Befahrungsbericht Widemanns aus dem Jahre 1790 im Rohrbach auch die Grube „*St. Michael*“.<sup>61</sup> In einem 140 bis 160 Meter langen Stollen hatte man schöne Silberarten angefangen. 1771 übernahm ein Schiltacher Handelsmann das alte Werk, „*worauf in vorigen Zeiten einiger Versuch geschehen ist*“. Da die Gewerke nicht die erwünschte Ausbeute erhielt, sind weitere Versuche unterblieben. Bergbauspuren der ausgedehnten Grubenbauen sind noch sichtbar, wobei der Holzausbau von Förder- und Fahrturm 1980 noch gut erhalten war.<sup>62</sup>

Im Bericht Widemanns wird auch die „*Maria Magdalena*“-Grube in Oertlisbach erwähnt. Über den Gang heißt es dort: „er hat zu Tag ausgehissen und streicht Stunde 22 6/8 (340°) und flacht sich 59° von Abend gegen Morgen“. Man ist deswegen mit dem Stollenmundloch auf dem Gang aufgesessen, wo man gleich die schönsten Spuren von Rotgüldig- und Glaserz bekommen hat. Aus den Grubenberichten des Bergmeiste Rueff (1773) ist ersichtlich, dass die Grube auf zwei Gängen gebaut hat, und die Belegschaft aus einem Steiger, drei Hauern und einem Karrenläufer bestand.<sup>63</sup>

Nicht mehr bekannt sind die Örtlichkeiten der Gruben „*Johannes und Immanuel*“ im Rohrbächle und der „*Rosina*“. Unter dem Namen Rosina bauten 1724 einige Bauern, mussten aber bei einer Tiefe von 20 m den an der Rotlach gelegenen Schacht wegen schlechter Luft und wohl auch aus Geldmangel aufgeben.<sup>64</sup>

Die „*Frisch Glück*“-Grube im Sulzbächlein, Schiltacher Lehengericht Diese Grube wurde im Jahre 1720 angefangen zu bauen, bei dem Amt Hornberg, als dem damals zuständigen Bergamt und von einer aus Lindau,



*Das Bild zeigt das Mundloch einer Grube beim „Hansenhof“*

*(Foto: Dagmar Martin)*

Memmingen, Kempten, St. Gallen, Rorschach und Tübingen zusammengebrachten Gewerkschaft gemutet. Sie wurde mit vielen bergmännischen Versuchsarbeiten getrieben. Alleine durch viele Verdrießlichkeiten, die sich durch die Veränderungen der Schichtmeistereien entsponnen, da jeder befehlen wollte, im letzten Quartal des Jahres 1730 eingestellt. Der Gang des „Frischen Glücks“ führte einen gesprengten Kobald, der mit einem Teil Sand eine D.E. gab, nebst einigen Stüfgen von Silber und Kupfererz, welche die Probezettel von 1724 bis 1725 nicht höher als 1 Loth Silber und 20 Pfd. speisigt schwarz Kupfer angeben.<sup>65</sup>

### *Bergbau in Tennenbronn*

Am Nordhang des Mittelberges, südlich von Tennenbronn finden sich Reste eines alten Bergbaus. Der Anfang der auf dem Mittelberg etablierten Silber-Kupfergrube muss spätestens 1575 zur Zeit Herzog Friedrichs I. gemacht worden sein, denn in einem Merkblatt vom 20. September 1595 heißt es: „Vor zwanzig Jahren soll dort ein Bergwerk gewesen sein, bei dem der Zentner 28 Pfd. Kupfererz und 12 Lot Silber enthalte, weshalb man den Ort besichtigen solle.“ Dies geschah dann bei der allgemeinen Rundreise Jägers im folgenden Jahr mit dem Erfolg, dass man eine gegen 8 Uhr streichende





*Grubenloch südlich des „Steiger Ecks“ (Foto: Wolfgang Neuß). Beide im Schwarzenbachtal – Tennenbronn.*

Kluft entdeckte, auf die man einen Stollenort getrieben und zwei Schächte abgesunken vorfand, von welchen der eine Wasser hatte. Dieses hoffte man zu beseitigen, indem man einen tieferen Stollen anlegte.<sup>66</sup>

Zur Erstellung eines Gutachtens über die Wirtschaftlichkeit der herzoglichen Gruben befuhren und besichtigten die Sachverständigen Melchior Heher und Jacob Enderle im Auftrag des Herzogs von Württemberg im Jahre 1596 dessen Grubenanlagen im Schwarzwald. Nach ihrem Bericht vom 6. Juli 1596<sup>67</sup> gab es in Tennenbronn damals einen Gang, der sich mit dem gemeinen Kupfererz fast ganz verdrückt hat, weil er sich aus dem Gebirge verflachte. Zudem sei schon eine gewisse Zeit kein Wetter mehr gewesen, weswegen man den Schacht auch eingestellt habe. Damit dieser Gang aber weiter erforscht werde, habe man beschlossen, dass zwei Hauer unten beim Weg, wo die Nurten schlägt und angezeichnet wurde, einen neuen Schurf anlegen. Sie hoffen, dass man den Bau bald erbaue und antreffen werde. Sollte der Abtrag wunderlich und öde sein, hat man gute Gelegenheit, eine Wasserkunst einzurichten.<sup>68</sup>

In der Denkschrift an den herzoglichen Bergmeister Abraham Schütz sagten sie über Tennenbronn „soll Bergmeister daran sein, daß daselbst und im Zubau fortgebawt werde“.<sup>69</sup>

Nach einem Bericht des schrambergischen Beamten an den Oberamtsverweser in Hornberg vom 24. Januar 1724<sup>70</sup> haben sich „Einwohner aus Württembergisch Tennenbronn und aus der Schiltach unterfangen, auf allhießigem hochobrigkeitlichem Territorium deß Würths *Jakob Langenbacher Hofgut* im Tennenbronner Grund und Boden *eine Ertzgruben zu eröffnen*“. Der Oberamtsverweser antwortete darauf bereits am 25. Januar, dass nach dem Vertrag vom 23. Juli 1558 auch „auf den zween Höfen im Tennenbronn, so dem Kloster St. Georgen grundzinsbar und der Obrigkeit halber auch vermeldten beiden Herrschaften (= Württemberg und Schramberg) verwandt, gehalten werden“. Er schrieb weiter, dass der württembergische Bergvogt Jäger am 30. Oktober 1590 dort eine Grube eröffnen und einen Stollenort mit zwei Schächten hat bauen lassen, welches Gebäude dann der württembergische General-Berginspektor Kaut noch im Juni 1601 fortgeführt hat.<sup>71</sup>

Wie der Bergrat und Oberinspektor Stahl am 19. Juli 1756 berichtet, sind die bisherigen Versuchsarbeiten zwar bergmännisch betrieben, aber trotzdem zur Zeit nicht ergiebig, obwohl viel Hoffnungsvolles angefangen wurde.<sup>72</sup> Das Vorkommen soll nach Schlaich (1897) bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts in Abbau gestanden haben. Offenbar waren Eisen-Manganerze Grund der letzten Bergbauperiode. Die Grubenanlagen waren gegen Ende des 19. Jahrhunderts sämtlich unzugänglich.

Manfred Martin schreibt, dass 1981 auf drei Stollen verteilte Bergbaureste zu sehen seien. Der oberste und zugleich südlichste Stollen war nicht mehr befahrbar und sein Mundloch verschüttet. Beim mittleren Stollen handelt es sich offenbar nur um eine Versuchsarbeit. Die noch befahrbare Strecke endet bereits nach 4 m an der Ortsbrust. Das in der Wegbiegung gelegene Mundloch des unteren Stollens ist aus Sandsteinquadern aufgesetzt und mit einer niederen hölzernen Türe verschlossen. Der sich daran anschließende ca. 150 Meter lange Stollen *ist mit Schlägel und Eisen erstellt worden und dürfte wohl aus der frühesten Betriebsperiode der Grube vor dem 30-jährigen Krieg stammen*. Das gesamte Grubengebäude liegt in Eisenbacher Granit. Die Halde des unteren Stollens liegt zu einem großen Teil nördlich des um das Mundloch herumführenden Fahrweges.<sup>73</sup>

Wie die Bilder zeigen, konnten weitere Gruben in Tennenbronn festgestellt werden.

### *Die Hornberger Gruben*

Bergbauliche Nachrichten über einen frühen Bergbau in Hornberg sind keine vorhanden.

Dass bereits die Herren von Hornberg mit dem Bergbau vertraut gewesen sein mussten, belegt der Kaufbrief Brunwernhers von Hornberg aus dem Jahre 1423, denn darin steht: „der Tescher git 4 Kappon Kapaune,

kastrierte Masthähne) von einer Grube“.<sup>74</sup> Es darf angenommen werden, dass beim Hornberger Stadtbrand 1442, bei welchem auch das Rathaus ein Opfer der Flammen wurde, Nachrichten über einen Bergbau in Hornberg verbrannten.

Auch das Lagerbuch von 1491 bestätigt Hornberger Gruben, denn darin ist zu lesen: „holtz hermann git jährlich 1 Rappon zu sinem teil uß er Grueb, die klaus seiler und er habent“.<sup>75</sup>

Spuren sind keine mehr vorhanden, sodass nur noch die Flurnamen „*obere Grub*“ und „*untere Grub*“ auf ihre ehemalige Lage hinweisen.<sup>76</sup> Diese werden im Hornberger Lagerbuch von 1590 erstmals genannt: „Conrad Bühlhard zinst aus seinem Acker vor dem oberen Tor, die Grub genannt, und Conrad Engeldinger zinst aus seinem Acker in der Grub vor dem oberen Tor, ‚der Wollenacker‘ genannt.“<sup>77</sup> Seit dem Bahnbau 1867 bis 1873 fährt die Bahn zwischen beiden Gewannen hindurch. Unweit der Gruben stand auf dem Gänswasen eine *St. Georg Kapelle*. St. Georg war der Bergbauheilige.

Wie zuvor erwähnt, war in Hornberg zur Zeit Herzog Friedrichs I. (zu Ende des 15. Jahrhunderts) eine Zeit lang ein Bergamt. Auch im Jahre 1720 war das Hornberger Bergamt für den Grubenbau im württembergischen Amt Hornberg zuständig. Ein Belegzettel des Jahres 1608 gibt Auskunft, dass Friedrich Hafner Hornberger Bergmeister war. Aus den Kirchenbüchern ist bekannt, daß der Hornberger Mitschelin (Michelin) von 1598–1616 Schichtmeister in den Bergwerken war und Georg Aberle um 1670 Bergwerkschlosser.

Von 1609 bis 1622 war Stephan von Schönberger, der von Österreich kam, württembergischer Obervogt in Hornberg.<sup>78</sup> Danach war er bei der Bergverwaltung in Christophstal tätig. Seine bergbaulichen Tätigkeiten schildert Schönberger in einem am 20. März 1650 an Herrn Turlach gerichteten Fachgutachten zu den Gruben in Schottenhöfen.<sup>79</sup>

Wegen dieser Grube war es schon früher mit der österreichischen Herrschaft zu einer Auseinandersetzung gekommen, als der Grubenvorsteher in Schottenhöfen dem Michael Winkelmeyer, Bergrichter im Breisgau und Schwarzwald, im Jahre 1620 eine Besichtigung der Grube verwehrte. Dies hatte ihm sein Herr, der *Hornberger Obervogt Schönberger*, der die Grube vom Gengenbacher Prälaten zu bestimmten Konditionen verliehen bekam, strengstens verboten. Deshalb schrieb im März 1628 die vorderösterreichische Kammer dem Gengenbacher Prälaten, dass es ihm nicht zustehe, das Bergwerk, *das Schönberger nochmals dem Herzog zu Württemberg überließ*, zu verleihen und forderte ihn auf, sich dieses und andere Bergwerke nicht mehr anzumaßen.<sup>80</sup>

In seinem Bericht weist der bergbaubegeisterte Hornberger Obervogt darauf hin, dass er 1618 und 1620, als er Obervogt zu Hornberg war, etliche Male das Gebirge durchstieg und Anzeichen von unterschiedlichem



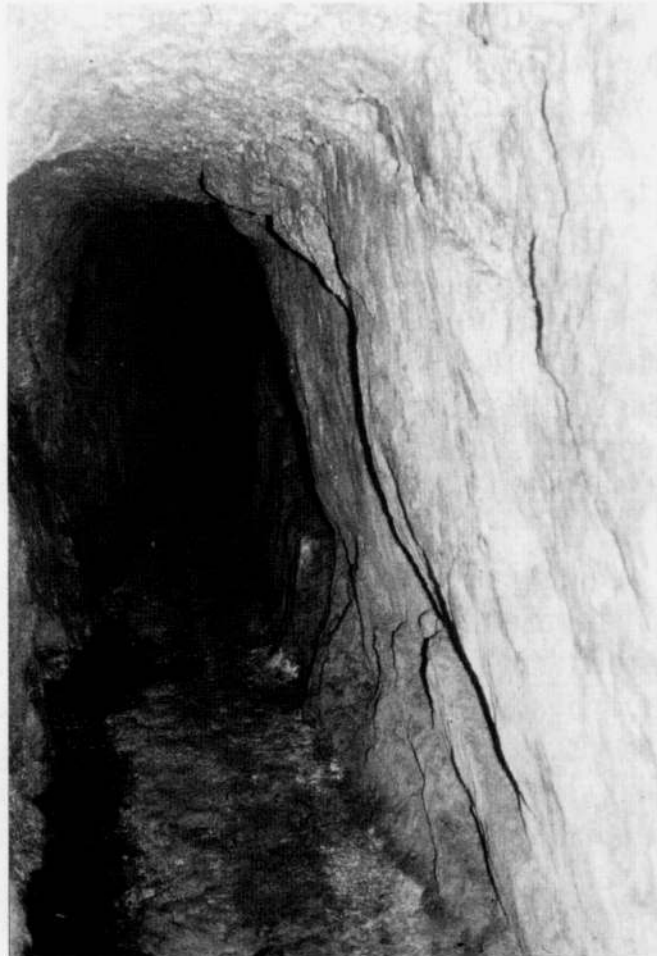
Das Bild zeigt Mauerreste eines Gebäudes der Grube „Getreue Gesellschaft“, dessen Mauern mehr als zwei Meter stark waren. (Foto: Wolfgang Neuß)

Erz bei den alten Bauen vorgefunden hat. Danach sei er nach Kärnten gezogen und erst 1643 wieder ins Land zurückgekommen. Sofern fürstliche Gnaden wünsche, dass er in den kommenden Monaten Mai oder Juni nochmals das Gebirge durchsteige, die alten Gruben in Augenschein nehme und ein bergmännisches Gutachten erteile, so wolle er sich rechtzeitig darauf vorbereiten.

Neben dem Amt des Obervogtes zu Hornberg habe er auch die Inspektion der württembergischen Berg-Schmelzwerke viele Jahre versehen, wo er sich bei Auseinandersetzungen mit der Wissenschaft über die Beschaffenheit der Bergwerke ein solches Wissen angeeignet, das er nicht einfach mit ins Grab nehmen wolle. Im Jahre 1652 beehrte die österreichische Hofkammer diesen Bericht und das Gutachten über einen von Stephan von Schönberg vorgeschlagenen Bergbau, wobei es um Silber-, Kupfer- und Eisenerzbau ging, der vor 80 bis 100 Jahren in der Landvogtei Ortenau – auch bei Schottenhöfen und Prinzbach – bereits betrieben wurde.<sup>81</sup>

Für das Hornberger Gebiet sind bei M. Martin und M. Schnürlein die Gruben „Geschenk Gottes“, „Herzog Carl“ und die Porzellanerdengrube „Getreue Gesellschaft“ erwähnt. Dazu muss gesagt werden, dass die „Herzog Carl Grube“ geländemäßig zum Staab Gutach und die „Getreue Gesellschaft Grube“ zum Staab Reichenbach gehörte.

*Das ist das Mundloch der Grube „Getreue Gesellschaft“, es liegt etwa 250 m südlich der Wüstung des ehemaligen Bergbauernhofes beim Kapelloch, nahe dem Ursprung des Offenbachs  
(Foto: Willi Martin)*



#### Die Grube „Geschenk Gottes“

Wie Schnürlein schreibt, bat am 23. Februar 1754 der Bürger Friedrich Benjamin Calver, die im Jahre 1732 verlassene und 1753 von ihm gemutete Grube „Geschenk Gottes“ im so genannten Storenbach, hinter dem Hornberger Schloßberg, an einen auswärtigen Liebhaber abtreten zu dürfen, der die Erze auf ausländischen Hüttenwerken verwerten wollte.<sup>82</sup> Ob der Vertrag zustande kam, ist nicht bekannt.

Nach Martin baute die Grube dicht südwestlich der Stadt.<sup>83</sup> Der Storenbach ist ein linker Nebenfluss der Gutach und mündet oberhalb der Hornberger Freilichtbühne in den Offenbach und mit diesem in die Gutach. Die Grube hat sich wahrscheinlich an den südlichen Hängen des westöstlich verlaufenden Tales befunden. Hitzfeld vermutet auch eine Grube über dem Hugsbach.<sup>84</sup> Dass dort eine Grube gewesen sei, glaubt auch der Hornberger Förster. Weitere Nachrichten über diese Grube fehlen.

Die „Getreue Gesellschaft“-Grube, auch „Prozellanerdengrube“ genannt, liegt südwestlich Hornbergs am Hauenstein. Sie beutet im Granit liegende Weißerdelager (Kaolin) für die Hornberger Steingutfabrik und die Ludwigsburger Porzellanmanufaktur aus.

Der Bergmeister Rumpf berichtet am 14. April 1767, dass bei der „Getreuen Gesellschaft- oder Porzellanerden“-Grube oberhalb Hornbergs nur im zuerst angelegten Stollen gearbeitet werde und man in allem ca. 40 Meter ausgefahren habe, und dass man hofft, nächstens eine Trasse vom Hauptgang anzulegen.

Am 20. Januar 1769 teilt Rumpf mit, dass die Grube mit herzoglichen Mitteln gebaut würde und zur Zeit mit einem Steiger und zwei Bergleuten belegt sei, und am 8. April des gleichen Jahres, dass dort weiße Porzellanerde gefördert werde, und die Grube vom Herzog im Jahre 1760 von den damaligen Betreibern Jahn und Dertenbach aus Calw käuflich übernommen worden sei. Weil sich auf dem liegenden Saalband im tiefen Ort wieder schöne weiße Erde bildete, wird diese von vier Arbeitern ausgegraben.<sup>85</sup>

Im Juli 1771 berichtet Bergmeister Rueff, dass in der „Getreuen Gesellschafts Fundgrube“ im Oberamt Hornberg, oberhalb dem Offenbach, die Arbeit im Abbau von Porzellanerde bestehe, die in die Porzellanfabrik Ludwigsburg geliefert werde. In der Grube arbeiten derzeit drei Bergarbeiter, zu deren Unterhaltung und Bestreitung der Baukosten 120 fl. erforderlich sind. Weil aber von der Porzellanfabrik nichts mehr verlangt worden sei, habe man einen Vorrat von 72 1/2 Zentner roher, ungewaschener und 50 1/2 Zentner propariierter Erde.<sup>86</sup>

1773 meldet Rueff, dass in der Getreuen Gesellschaft-Fundgrube, die wie die Gutacher Gruben auf Kosten der Herrschaft betrieben werden, wegen des mangelnden Geldes zur Zeit weniger gearbeitet werde. Weil von Ludwigsburg seit August 1769 nichts mehr verlangt werde, rät er, die Kosten anderweitig zu verwenden. Damit die dort stehenden Gebaue nicht der Zerstörung und der Räuberei ausgesetzt seien, solle man diese so teuer wie möglich verkaufen.<sup>87</sup>

Da die gewonnenen Erden stark verunreinigt waren und durch Waschen aufbereitet werden mussten, stellte man den Betrieb der geringen Erlöse wegen ein.<sup>88</sup>

#### Die „Herzog Carl“-Grube

wurde 1766 im Steinenbach beim „Peterhof“, zwischen Hornberg und Gutach, auf einem Porzellanerdenanbiss angefangen. Wie Martin weiter berichtet, kann ihre Lage (1980) nicht exakt festgelegt werden.

Das gangförmige Vorkommen wurde mit einem Stollen verfolgt.<sup>89</sup>

Am 22. Januar 1767 berichtet der Bergmeister Georg David Rumpf, dass der Gang jetzt ca. 20 Meter in das Gebirge gearbeitet wurde und dabei 5 Zentner Porzellanerde gefördert wurden, wovon man 4 1/2 Zentner an die herzogliche Porzellanfabrik zu Ludwigsburg geliefert habe. Weil jedoch im letzten Laster die weiße Erde in einen schwarzen Koboltpollen und silberartige Gelbe und Bräune übergang, bat er die Fürstliche Verwaltung um

Mitteilung, ob dieser bauwürdige Gang auf herzogliche Kosten weiterverfolgt oder aufgegeben werden solle. Weil Rumpf keine Antwort erhielt, wurden die im Bau stehenden Gruben (Getreue Gesellschaft- und Herzog Carl-Grube) wie im vergangenen Quartal betrieben. Auch können wegen der ausstehenden Gelder die Forderungen der armen Bergleute und Helfer nicht ausgeglichen werden.

Im Jahre 1768, nach 60 Meter Auffahrung, soll der 30 m mächtige Gang sein Aussehen verändert haben und führte nun „Porzellan-Stain mit silberhaltiger Bräune und Kobalt Arten“. Bergmeister Rueff berichtet am 9.8.1770, als der Stollen fast 170 Meter lang war, dass in der Herzog Carl-Grube nur noch ein Steiger und zwei Bergleute tätig sind.<sup>90</sup> Danach wird die Grube nicht mehr erwähnt.

Heute zeugen nur noch die Flurnamen „Grub“ und „Grubkopf“ vom Vorhandensein der „Herzog Carl“-Grube.

Im Verzeichnis der Württembergischen Bergwerke des Jahres 1728 berichtet Cornelia Kluth: „Gantz eigentliche Beschreibung aller dermahlen im Hertzogthum Württemberg würcklich bauenden und wohl anscheinenden Zechen und Gruben auf dem Schwarzwald“.<sup>91</sup>

Sie erwähnt: *In Gutach:*

S. Peter hält den Preiß aus allen Kupffer-Zechen/  
Aus dessen Schacht man thut dergleichen Ertz viel brechen,  
Johannes-Seegen will ihm folgen gleicher Weiß,  
Und Jenem lassen nicht so gar allein den Preiß.  
Es wird die Himmelfahrt aus ihren Stollen bringen  
Ein reiches Ertz-Anbruch/ sich in die Höh zu schwingen.

*Bey Hornberg:*

Geschenke Gottes will im wilden Stahrenbach  
Mit einem Coboldt-Bruch auch kommen bald hernach.

*Bey Schiltach* in Sultzbach in Schiltacher Thal.

Getreue Nachbarschaft zum frischen Glück genommen,  
Die werden nochgewiß das beste Ertz bekommen,  
Der Eberhard will auch nicht der Geringste seyn,  
Und wird der Seegen sich beim Isaac stellen ein

Hochfürstlich Württembergischer Bergmeister.

Johann Heinrich Moyses von Khyrrberg und seit 1736

Wenn bisher nur die aus der Literatur bekannten Gruben beschrieben wurden, liegt dies nicht nur daran, dass die meisten Gruben zwischenzeitlich verfallen und überwuchert sind, sondern auch daran, dass es in vielen Gebieten an der erforderlichen Forschung fehlte.

Schon seit langem machen wir (das sind Mitglieder des Fördervereins Stadtmuseum Hornberg Verein für Heimatgeschichte, die sich mit der Vorgeschichte Hornbergs befassen) darauf aufmerksam, dass das Gebiet um das Hornberger „Windkapf“ geschichtlich von besonderer Bedeutung ist. Seine strategische Lage, als einer der bedeutendsten Verkehrsknotenpunkte des Mittelalters im Schwarzwald,<sup>92</sup> lässt den Schluss zu, dass der Hornberger Pass auf dem Windkapf auch von den Franken bei der Landnahme in Alemannien diesen als ein wichtiges Instrument zur Beherrschung ihres neu errungenen Siedlungsraumes nutzten.<sup>93</sup>

Darauf weist das in Hornberg gefundene Bronzebeil, das der Urnenfelderkultur (um 1000 v. Chr.) zuzurechnen ist, und eine Vielzahl von Spuren, die wir seit vielen Jahren mit Josef Naudascher, dem ehemaligen Leiter des Archäologischen Arbeitskreises im Historischen Verein für Mittelbaden, unseren elsässischen Freunden Eugène Kurtz und Jean Marie Holderbach, dem verstorbenen Geologen Prof. Dr. Metz von der TH Karlsruhe, Dieter Klepper und meines verstorbenen Freundes Willi Martin, um nur einige zu nennen, bei unseren zahlreichen Geländebegehungen gefunden haben. Dazu gehören alte Wege, altes Mauerwerk, sonderbare Steine, Steinhäufungen und Hinweise auf Gruben. Außerdem haben wir auf Anraten des Archäologen M. Francois Petry aus Straßburg einen Viehweg keltischer Tradition ergraben und dokumentiert. Dies alles hat uns in unserer Auffassung bestärkt, dass das Windkapfgebiet früher als bisher bekannt besiedelt war.

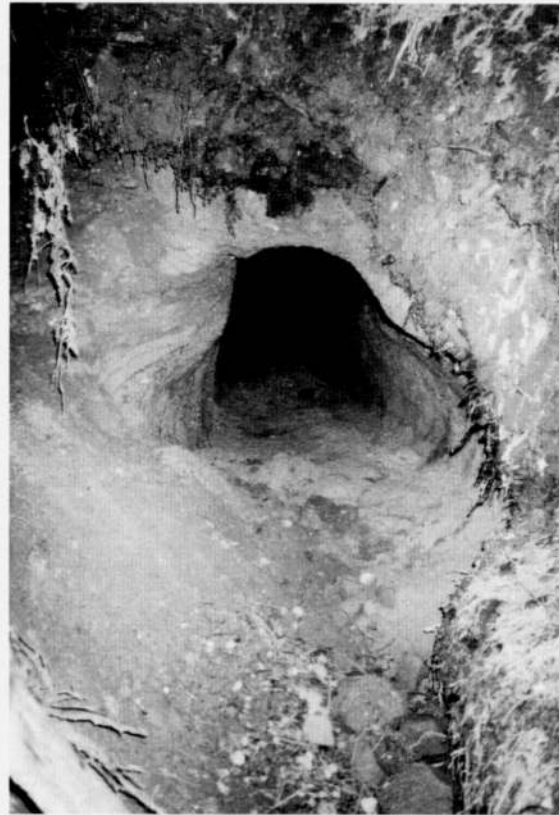
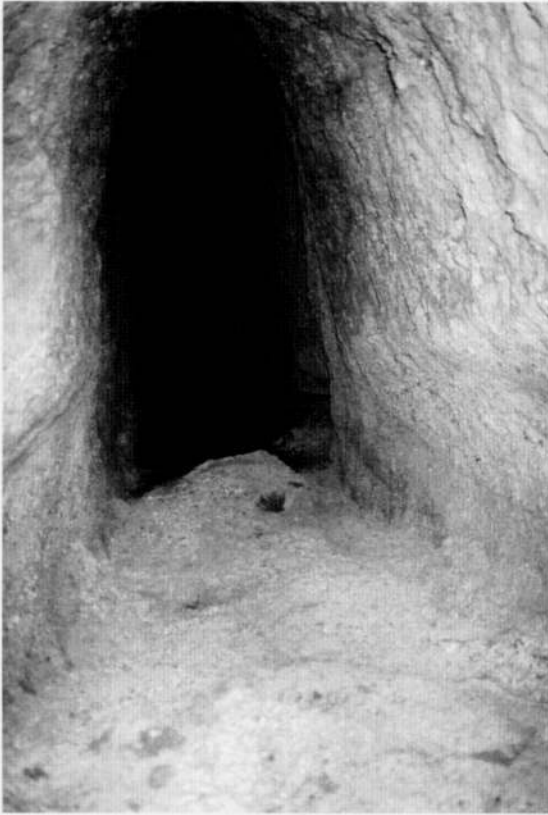
Es ist darauf hinzuweisen, dass sich am Schwanenbacherweg unterhalb dem „Schachen“ ein zugemauerter Stollen befindet, der zu einer Grube gehört haben könnte. Wie auch der an diese Matte anschließende „Schmiedacker“ auf eine ehemalige Schmiede deutet, in der das Werkzeug zur Grubenarbeit hergestellt worden sein kann. Auf der rechten Seite des Schwanenbaches stand früher eine *Marien-Kapelle*, und heute steht noch unter dem „Hofeckle“, das ist ein kleiner Hügel zwischen dem Schwanenbach und dem Reichenbach, am Reichenbach der „Heilerbauer-Hof“. Kopp schreibt (1933), dass im Reichenbach bei Hornberg die großen Schutthalden bei der Hofbrücke und des „*Schliefeheilers*“ (Heilerbauernhof) Anwesen Erinnerungen an ein ergiebiges Silber- und Kupferbergwerk seien, was sich wohl auf den zuvor genannten Standort bezieht.<sup>94</sup> Kopp bezog sich auf eine Aufzeichnung der Stuttgarter Wochenschrift, 1. Teil, vom Jahre 1718.

Es sei erlaubt, der geschichtlichen Bedeutung des „*Hornberger Windkapfgebietes*“ wegen, nicht nur auf noch nicht erwähnte und nicht erforschte Gruben hinzuweisen, sondern mit Bildern auch auf weitere Spuren längst vergangener Zeiten aufmerksam zu machen.

An dieser Stelle bedanke ich mich bei Frau Dagmar Martin ganz besonders recht herzlich für ihre große Hilfe bei der Erforschung.



Die folgenden Bilder zeigen Gruben und eine Brücke mit bemerkenswerten Schlusssteinen



Mundlöcher von zwei Gruben beim „Katzlochhof“ in Langenschiltach.

(Fotos: Dagmar Martin)



Altes Mauerwerk im Schwarzenbachtal, zu Tennenbronn gehörend.

(Fotos: Wolfgang Neuß)



*Grubenloch beim  
„Uhrenhändlerhof“  
in Langenschiltach.  
(Foto: Dagmar Martin)*



*Diese Grube befindet sich beim  
„Kräherhof“ (Kräherkapf) in  
Oberreichenbach. Sie wurde in  
den letzten Jahren vom Hofbauern  
bei der Erstellung eines Schopfes  
entdeckt und ist 70 Meter lang.  
Weil die dort noch vorhandenen  
Erzspuren nicht bergbaugerecht  
abgebaut wurden, hat man darin  
wahrscheinlich nur nach Wasser  
gesucht.  
(Foto: Wolfgang Neuß)*



Die unten abgebildete Brücke führte einst auch zum ehemaligen „Oberfallhof“ in Niederwasser nahe einer „Grube“. Wie das obere Bild deutlich zeigt, sind auf dem Schlussstein ein Gesicht mit zwei Hörnern abgebildet, bei dem es sich vermutlich um einen Bergmann handeln konnte?

Fotos: Dagmar Martin





*Das Bild oben zeigt den fertig ergrabenen Viehweg. Er ist vier Meter breit, voll gepflastert und von einem ca. einen Meter breiten Mauerwerk beidseitig begrenzt. Den Hügeln nach führt der Weg zum Winterberg auf der Benzebene. Das untere Foto zeigt das Gelände vor der Grabung. (Fotos: Wolfgang Neuß)*





*Dieses Foto macht die Pflasterung des ergrabenen Viehweges besonders deutlich.*

*Foto: Wolfgang Neuß*



*Stolleneingang einer Grube in Oberreichenbach oberhalb des Gasthauses „Sonne“.*

*(Foto: Dagmar Martin)*



*Das Bild zeigt den 1995 noch zugemauerten vermutlichen Eingang.*

*(Foto: Wolfgang Neuß)*



*Dieses Bild eines Grabes, nahe der Hochstraße auf der Brunnholzerhöhe, das wohl der Urnenfelderkultur (um 1200 v. Chr.) zugerechnet werden kann, ist möglicherweise der Beweis für die frühe Besiedlung unseres Hornberger Windkapfgebietes (es ist kein Lesehaufen, denn dazu sind die Steine zu groß)*

*(Foto: Wolfgang Neuß)*

Es würde mich freuen, wenn dieser Bericht Anlass zu einer intensiveren Erforschung beitragen würde.

#### *Anmerkungen*

- 1 Schnürlein, Mathilde: Die Geschichte des württembergischen Kupfer- und Silberbergbaus, Stuttgart 1921
- 2 Neuß, Wolfgang: Hornberg im Gutachtal Vorzeit und Herrschaft mit den Herren von Hornberg
- 3 Physikalisch-ökonomische Wochenschrift 1757, 44<sup>tes</sup> Stück, 684–685
- 4 Knausberger, Günther: Der Kinzigtäler Bergbau, in: Die Ortenau (81) 2001
- 5 Sattler: Württemberg unter den Grafen; 2. Teil 6
- 6 Ebenda 203
- 7 Physikalisch-ökonomische Wochenschrift 1754, 48<sup>tes</sup> Stück, 739
- 8 Ebenda 49<sup>tes</sup> Stück, 759

- 9 Bliedtner, Michael/Martin, Manfred: „Erz- und Minerallagerstätten des Mittleren Schwarzwaldes, 1986, 459
- 10 Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Bestand A 58a, Bü 93
- 11 Ebenda
- 12 Physikalisch-ökonomische Wochenschrift 1754, 44<sup>tes</sup> Stück, 745
- 13 Ebenda 33<sup>tes</sup> Stück, 503
- 14 Ebenda 48<sup>tes</sup> Stück, 745
- 15 Württembergisches Dienerbuch
- 16 Physikalisch-ökonomische Wochenschrift 1754, 48<sup>tes</sup> Stück, 767
- 17 GLA Faszikel 119/55
- 18 Ebenda
- 19 Wie 1, 16
- 20 Physikalisch-ökonomische Wochenschrift 1754, 33<sup>tes</sup> Stück, 504
- 21 Ebenda, 500
- 22 Wie 1, 20
- 23 Wie 1, 25
- 24 Wie 9, 309
- 25 Wie 1, 87
- 26 Wie 9, 316
- 27 Wie 12, 739
- 28 Ebenda, 747
- 29 Ebenda
- 30 Ebenda
- 31 Wie 9, 316
- 32 Ebenda, 317
- 33 Wie 12
- 34 Ebenda, 746
- 35 Ebenda
- 36 Ebenda
- 37 Ebenda
- 38 Ebenda, 746
- 39 Wie 9, 311/312
- 40 Wie 12, 748
- 41 Wie 9, 733
- 42 Wie 10
- 43 Wie 1, 82
- 44 Wie 10
- 45 Ebenda
- 46 Wie 9, 733
- 47 Wie 10
- 48 Wie 9, 630
- 49 Ebenda
- 50 Wie 8
- 51 Wie 9, 461
- 52 Ebenda
- 53 Wie 9, 645
- 54 Wie 1
- 55 Wie 9, 647
- 56 Wie 1, 79

- 57 Wie 9, 644
- 58 Ebenda
- 59 Wie 9, 642
- 60 Wie 9, 647
- 61 Wie 9, 649
- 62 Wie 9, 651
- 63 Ebenda
- 64 Wie 62
- 65 Wie 20, 500
- 66 Wie 1, 83
- 67 Wie 10
- 68 Ebenda
- 69 Fütterer, Paul: Geschichte des Dorfes Tennenbronn, nach einer Aufzeichnung der Stuttgarter Wochenschrift, 1. Teil vom Jahre 1718
- 70 Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Bestand A 58a, Bü 149
- 71 Ebenda
- 72 Wie 66
- 73 Wie 9, 671
- 74 GLAK (Generallandesarchiv Karlsruhe) 21/237
- 75 Hauptstaatsarchiv Stuttgart 101, Bd. 784
- 76 Hitzfeld, Karlleopold: Die Flurnamen von Hornberg, 1944
- 77 Hauptstaatsarchiv Stuttgart H 101 Bd. 786.
- 78 Wie 15
- 79 Wie 17
- 80 Hahn, Franz/Schneider, Walter: Bergbauliche Aufzeichnungen, unteres Kinzigtal 2002
- 81 Ebenda
- 82 Wie 1, 81
- 83 Wie 9, 310
- 84 Wie 76
- 85 Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 58a Büschel 40; Grubenberichte der Bergmeister
- 86 Ebenda
- 87 Ebenda
- 88 Ebenda
- 89 Wie 9, 310
- 90 Wie 85
- 91 Das gereimte Verzeichnis württembergischer Bergwerke des Johann Heinrich Moyses von Khyrrberg aus dem Jahr 1728
- 92 Klepper, Dieter: „St. Georgen den Pässen nahe gelegen“, Nachdruck 1980
- 93 Blessing, Elmar: „Historischer Atlas von Baden-Württemberg“, „Patrizinien des Mittelalters“, Beiwort VIII. 1a
- 94 Kopp, Matthias: „Der Bergbau im ehemaligen Amt Hornberg“



## Das Bezirksamt Appenweier

Karl Maier

### 1. Der Beginn des zweiten Landamtes Offenburg in Appenweier

„Im Merzen wurden wir badisch“,<sup>1</sup> stellte Pfarrer Walter von Appenweier 1806 in seiner Pfarrchronik lakonisch fest und ließ dabei nicht erkennen, ob er sich der großen politischen Bedeutung der staatlichen Neuordnung im Südwesten bewusst war. Allerdings hatte er die Fragwürdigkeit althergebrachter wie neugeschaffener dynastischer Bindungen erfahren, als während der knapp fünfzig Jahre seines Lebens der Besitzer der Landvogtei Ortenau fünfmal gewechselt und er selbst sein Kloster Allerheiligen durch Säkularisation verloren hatte.

Der neue Herrscher jedoch, der Großherzog von Baden, gedachte, der Unbeständigkeit ein Ende zu bereiten und begann aus seinen alten Ländern und den durch den Reichsdeputationshauptschluss neu dazu gewonnenen Gebieten einen festen auf Dauer angelegten Staat aufzubauen, er schaffte überkommene Institutionen ab und plante, für alle Landesteile geltende moderne Strukturen einzuführen. Weil das Dorf Appenweier bei diesem Prozess seinen bisherigen Sitz eines Landesgerichtes verlor, aber seine bevorrechtigte Stellung nicht aufgeben wollte, schalteten sich die Gemeindeoberen rechtzeitig in die Reformdiskussion ein, indem sie zwei Deputierte, den Adlerwirt Ignaz Werner und den Kronenwirt Franz Michael Knapp – er wird acht Jahre später als Landtagsabgeordneter die Verfassungsurkunde mitunterzeichnen – nach Karlsruhe schickten, um dort eine Art Petition zu übergeben.<sup>2</sup>

Gespickt mit den devoten Höflichkeitsfloskeln der damaligen Behördensprache trugen die beiden vor, weshalb der Ort Appenweier „bei der Neuorganisation zu berücksichtigen sei“. Man weist auf die günstige Verkehrslage an einer gut erhaltenen Kreuzstraße hin, die nicht nur nach den Amtsorten Offenburg, Oberkirch, Kork und Achern, sondern auch weiter nach Kehl und Freudenstadt führe; zwischen den untergeordneten Verwaltungen des Oberamtes Offenburg sei die Verbindung leicht herzustellen, weil Appenweier von den genannten Amtssitzen jeweils nur eine bequeme Meile entfernt liege. Durch die hiesige Militärstation oder über die ebenfalls ansässige „Pferdt- und Briefpostanstalt“ könne der nötige Gedankenaustausch leicht und schnell bewerkstelligt werden.

Als Hauptargument führen die beiden das Erbe des alten Landgerichtes an, das „sehr geräumige Amtshaus mit 16 Zimmern, Keller, Scheuer nebst mehreren Stallungen und Remisen, einem in Feuergefahr gesicherten

*massiv gebauten Archiv, einem heimlichen Gewölb, in dem zu Kriegszeiten und in einer gefahrvollen Epoche die Aktenrepositor verahrt werden kann“.*

Auch das vorhandene „sowohl zu bürgerlichen Straf- als Criminalgefängnissen“ eingerichtete Gebäude könnte die Gemeinde einbringen.

Für den Fall einer Zusage stellte die Bittschrift eine Reihe wirtschaftlicher Beihilfen in Aussicht. Da das bisherige Gerichtsgebäude der Gemeinde gehöre, würden die Kosten für Reparatur und Unterhaltung übernommen werden. Auch bei der Beamtenbesoldung wolle man zuschießen, so sei die Gemeinde bereit, im Jahr 300 Gulden, den Genuss von 3<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Tauen Wiesen und acht Klafter Brennholz (das Doppelte eines Bürgerloses) zur Verfügung zu stellen. Daneben könnten zwei Beamte in zwei an das Amtshaus stoßenden Gärten „*das für die Haushaltung Nötige in Überfluß erzielen*“.

Nicht ganz fair listen die beiden Abgesandten die vermeintlichen Nachteile des möglichen Konkurrenten, der Stadt Renchen, auf. Der Ort sei durch die vergangenen Kriege und andere Unglücksfälle in „*einen so bedrängten Zustand versetzt*“ worden, „*daß derselbe nicht einmal die schon seit 12 Jahren verfallene Kirche aus Gemeindemitteln aufzubauen vermag*“, geschweige denn die Last, eine Wohnung für die Beamten herzustellen, tragen könne.

Damit dieses Lob auf Appenweier nicht im unverbindlichen Privatbereich der beiden Wirte an Wert verliert, suchte man bei den Nachbarn nach Gleichgesinnten und gewann die Unterschriften der Ortsvorgesetzten aus den früheren Gerichtsgemeinden, also aus Urloffen, Nußbach, Zusenhofen, Herztal und Nesselried neben der des Schultheißen von Appenweier selbstredend. Damit erklärten sich diese Dörfer auch bereit, ihren Anteil an den Unkosten zu übernehmen, wie sie es bisher schon getan hatten.

Die Behörde in Karlsruhe reagierte rasch. Sie schickte einen Beamten nach Appenweier, der das Amtshaus inspizierte und erhebliche Mängel feststellte. Auf einer Versammlung in Offenburg bekräftigten die Vorsteher der Gemeinden auf Antrag Appenweiers ihre bereits schriftlich abgegebene Zustimmung. Als aber der Mann aus der Landeshauptstadt die Belastungen, die auf sie zukämen, geschildert hatte und ihnen vorschlug, das Gerichtsgebäude zu verkaufen und mit dem Erlös Schulden zu bezahlen, wurden die Gemeindevertreter unsicher und wollten nun doch erst ihre Mitbürger dazu befragen.

Das taten sie gleich am nächsten Tag, „*ob sie lieber eine Beamtung mit vorgesehenen Kosten verknüpft in Appenweier oder aber lieber in Offenburg vielleicht mit geringeren Baukosten haben wollen*“. Alle Gemeinden entschieden sich – „*Urloffen mit Einschränkung*“ – für den ehemaligen Landgerichtsort, „*wilen es doch besser sey, nur 3/4 Stund als 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Stund zu gehen*“.<sup>3</sup>

Nun sah die Regierung keine Gründe mehr, Appenweier das neue Amt zu verweigern, und am 3. Februar 1810 veröffentlichte das Regierungsblatt: „*Das zweite Landamt Offenburg erhält seinen Sitz in Appenweier und nimmt davon seinen Namen, auch wird zu dem selben noch das Gericht Renchen geschlagen und unterbleibt daher die im Plane gewesenen Errichtung eines neuen Amtes im letzteren Ort.*“ Zum Gericht Renchen gehörte auch Wagshurst.<sup>4</sup>

Schon vor diesem Erlass waren die Gemeinden dem zweite Landamt zugewiesen worden: Appenweier, Ebersweier, Weyer, Durbach mit Ober- und Unternesselried, Müllen, Urloffen mit Zimmern, Nußbach und Zusenhofen.<sup>5</sup>

Das war nun ein beträchtliches Gebiet mit einer Bevölkerung von 10.063 Menschen (1815), wenn auch das erste Landamt Offenburg knapp 8000<sup>6</sup> Einwohner mehr hatte. Die ehrgeizigen Meinungsmacher in Appenweier hätten zufrieden sein können: Das neue Amt brachte dem Namen ihres Dorfes einen größeren Bekanntheitsgrad ein, als es die traditionsreiche Geschichte je hätte tun können. Da gab es gerade über das Vorzeigeobjekt, das ehemalige Gerichtsgebäude, Schwierigkeiten. Der oben angemerkte Warner aus Karlsruhe hatte Recht behalten. Die Reparaturen und der Einbau der Wohnungen von Amtmann und Amtsrevisor schienen mehr Geld zu kosten, als die Bürger erwartet hatten. In einem ausführlichen Gutachten hatte Landesbaumeister Krämer Riß und Voranschlag über 1005 Gulden hergestellt,<sup>7</sup> aber noch vor Baubeginn entdeckte das Oberamt, dass die Endsumme um 870 Gulden zu nieder berechnet war. Schuld daran trügen die Wirte von Appenweier, womit nur die beiden oben genannten Werber in Karlsruhe gemeint sein konnten, denn es gab damals nur drei Gasthäuser im Ort. Sie, die sich von den Besuchern des Amtes bessere Geschäfte erhofften, hätten den Maurermeister Käfer überredet, einen wesentlich kleineren Betrag einzusetzen, als er seiner Schätzung nach benötigte. Deshalb sollten sie auch, so forderte das Kreisdirektorium, für den Unterschiedsbetrag zwischen Krämers Kalkulation und den tatsächlichen Kosten aufkommen. Wenn die Wirte sich weigerten und auch die Gemeindekassen nicht dafür einträten, dann müsse das zweite Landamt eben in Offenburg bleiben.<sup>8</sup>

Den einbestellten Wirten scheint es dann jedoch gelungen zu sein, die Behörde zu überzeugen, dass das Gebäude zu dem vom Landesbaumeister zunächst genannten Preis neu herzurichten sei, denn am 26. März 1810 beauftragte das Kreisdirektorium den Oberamtmann, das fragliche Projekt nach dem Krämerschen Voranschlag – „*ohne ihn zu überschreiten*“ – herstellen zu lassen. Wenn die vorgesehene Summe nicht ausreichte, sollten die Wirte die Kosten ausgleichen.<sup>9</sup>

Obwohl die an sich gut geführten Rechnungsbücher von Appenweier über diesen Vorgang nichts enthalten, werden wohl letztlich die ehemaligen Gerichtsgemeinden die Handwerkerrechnungen beglichen haben.

Denn in einem Schreiben der Vorstände dieser Orte an das badische Innenministerium beklagen sie sich neben heftiger Kritik an neuen Steuern, dass sie, die aus dem alten Verbandsämtern kämen, gegen Recht und Billigkeit behandelt worden wären; sie hätten nicht nur das ihnen „eigenthümliche“ Amtshaus ohne Entgelt zur Verfügung gestellt, sondern auch die beachtlichen Reparaturen ausführen lassen, während die früher bischöflichen Untertanen und die des ehemals schon badischen Amtes Staufenberg ungeschoren davongekommen seien.<sup>10</sup> Die Antwort lautete, wie zu erwarten war: Renchen und Wagshurst sowie Ebersweier und Durbach hätten durch den Verlust ihrer Ämter an Anziehungskraft eingebüßt, in dem Maße wie Appenweier dadurch gewonnen habe. Überdies verlange man von dem neuen Amtsort nicht mehr, als ihre Vorgesetzten 1809 freiwillig angeboten hätten.<sup>11</sup>

## 2. Männer vom Amt

Da wir keinen Stellenplan des Landamtes besitzen, müssen wir die Anzahl der Personen, die jeweils dort ihren Dienst taten, aus dem Zusammenhang erschließen. Die normale Belegschaft setzte sich aus dem Amtsvorstand, dem Amtsrevisor, einem Amtsaktuar und einem Amtsboten zusammen. Obwohl erst 1817 ein zweiter Aktuar offiziell genehmigt wurde,<sup>12</sup> arbeitete schon vorher in verschiedenen Jahren ein weiterer mit, auch zog man gelegentlich den Schullehrer und Ortsgerichtsschreiber Fidel Bell zur Aushilfe heran.

Während man dem Amtsvorstand und dem Amtsrevisor freie Wohnungen im alten Gerichtsgebäude gewährte, sollten die Aktuare zur Beförderung ihrer „sittlichen Bildung“ ... „ingeleichen zur Erleichterung der Aufsicht“ über sie Kost und Logis im Haushalt des Amtmannes bekommen.<sup>13</sup>

Für die neun Jahre seines Bestehens können wir folgende Bedienstete ausmachen: Amtsvorstände: Johann Ignaz Georg Hütlin (am 31. Dezember 1809 zugewiesen, trat aber seinen Dienst nicht an), Franz Xaver Bossi (1810–1814) und Karl August Rüttinger (1814–1819); Amtsrevisor: Joseph August Brutschin (1810–1819); Aktuare:<sup>14</sup> Franz Bernhard Rée (1807–1813), Bellosa (1814–1815), Donsbach (1814–1816), Deichler (1816–1817), Held (1816, 1818–1819), Reichtlin (1819); Armbruster (1814) und Schmidheis („aus Auftrag“ 1814, 1815) sind nur für kurze Zeit nachzuweisen; Amtsdienner: Kefer (1813).<sup>15</sup>

Über die Lebensläufe der meisten dieser Männer wissen wir nichts, von den Aktuaren kennen wir nur die Familiennamen, da lediglich ihre Unterschriften überliefert sind. Bei fünf von ihnen lässt sich jedoch aus Akten und Literatur einiges zusammentragen.

Johann Ignaz Georg Hütlin erhielt 1809 den Posten des ersten Amtsvorstandes in Appenweier zugeteilt, er schlug aber diesen Gunstbeweis des

Großherzogs aus. Geboren in Konstanz, hatte er es bis 1807 zum zweiten Beamten am Oberamt seiner Geburtsstadt gebracht. Offensichtlich hoffte er, in Bälde Nachfolger seines Vorgesetzten zu werden mit zweifellos attraktiveren Aussichten, als Appenweier bieten konnte; und bereits 1810 ging Hütlin's Rechnung auf.<sup>16</sup>

Franz Xaver Bossi übernahm nach einer Vakanz von zwei Monaten die Leitung des zweiten Landamtes Offenburg am 1. März 1810. Da der badische Staat weiterhin sparte, erhielt er seine Besoldung erst ab dem 23. April, einen großen Teil davon noch in Naturalien: Das war – auf das Jahr gerechnet – 640 Gulden Geld, 8 Malter (ca. 1200 kg) Roggen, 16 Malter Dinkel, 2 Malter Gerste, 12 Ohm Wein „erster Klasse“, 14 Klafter Holz für sich und 6 Klafter für die Amtskanzlei.<sup>17</sup>

Der Geldbetrag war im Vergleich nicht eben hoch. Der zum Amtsrevisor ausgewählte Brutschin hatte bisher als Amtsschreiber in Offenburg 850 Gulden Fixum und 250 Gulden durch Nebenarbeit bei den Landgerichten verdient, dazu noch 6 Klafter gutes Buchenholz bekommen.<sup>18</sup>

Bossi war der Beamte, der sich am engsten mit seinem Amtsort verbunden hat, obwohl er nur drei Jahre dort lebte. In Rastatt geboren, hatte er sich als Kanzleiadvokat, Hofgerichtsadvokat, Oberamtsassessor bis zum Chef des zweiten Landamtes hochgedient. Aber sein privates Schicksal entsprach zunächst nicht dieser durchaus respektablen Karriere. Im Sommer 1810 starb sein 14-jähriges Söhnlein Philipp Ignaz Wilhelm und ein Jahr später verschied seine Frau Adelheid, eine geborene Schmiseck, mit dreißig Jahren an einer unglücklichen Niederkunft.<sup>19</sup>

Aber rasch ging das Leben für den Amtmann weiter. Bereits 1812 heiratete Bossi ein zweites Mal.<sup>20</sup> Seine Braut Franziska gehörte als Schwester des Adlerwirts, Weinhändlers und Posthalters Ignatz Werner einer der wohlhabenden und einflussreichen Familien des Dorfes an und brachte, mit 35 Jahren auch schon Witwe, ihrem Mann ein beachtliches Wittum in die Ehe. Eine Grundbeschreibung<sup>21</sup> aus diesen Jahren verzeichnet für Bossi, der bisher keinerlei wirtschaftliche Beziehungen zu Appenweier hatte, ein Vermögen in Feldern und Wiesen von immerhin 5 Hektar und 22 Ar, die sicherlich von seiner Frau gekommen waren. Auch ein ansehnliches Steinhaus bei der Kirche, das in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts abgerissen wurde, um mit seinem Grundstück den Kirchplatz zu erweitern, stammte aus Franziskas Besitz. Dass Bossi ebenfalls über freies Kapital verfügte, beweist ein Darlehen von 1165 Gulden, das er der Gemeinde Appenweier gewährt hatte und von dem er noch nach seinem Wegzug Zinsen erhielt.<sup>22</sup>

Doch diese wirtschaftliche Sicherheit hielt Bossi nicht davon ab, seine berufliche Laufbahn weiter zu verfolgen. Schon 1814 ging er als Oberamtmann nach Säckingen und von da in derselben Position nach Gengenbach.

Von Gengenbach nach Appenweier kam Bossis Nachfolger Carl August Rüttinger, der dort die Aufgaben des 2. Beamten beim Amt ausführte. Rüttinger hatte seine Karriere als Advokat und Praktikant in Bruchsal am Oberhofgericht begonnen, wurde Oberamtsassessor in Mahlberg und wechselte von dort nach Gengenbach.

Gehen wir von der Anzahl der Schreiben an die Gemeinden aus, die seine Kanzlei verließen, dann muss er ein besonders betriebsamer Mensch gewesen sein, und wirklich bestätigte auch das Kreisdirektorium „*seinen Dienst Eifer und lobenswürdigen Fleiß*“,<sup>23</sup> fand aber einschränkend, dass sich seine „*Individualität ... seine Berichte und Protokolle durch eine ganz besondere Umständlichkeit*“ auszeichneten.<sup>24</sup> In seinem kritischen Urteilen erwies sich Rüttinger als ein rascher Geist. Im Juli kam er nach Appenweier,<sup>25</sup> Ende August schickte er schon seinen ersten Beschwerdebrief über seine neue Situation an das Oberamt: Das Holz, das er von den Gemeinden für das Amtshaus geliefert bekäme, sei, bestehend aus Birke und Erlenbengel, von schlechter Qualität, und da das Dienstgebäude freistehend, „*von allen vier Winden angeblasen*“ und mit seinen hohen Zimmern schwer zu beheizen sei, bat er die Behörde, ihm weitere fünf Klafter Holz als Besoldungszulage zu gewähren; dabei hatte er noch keinen Winter in diesem zuzigen Bau hinter sich gebracht.<sup>26</sup>

Bedenklicher hören sich seine Klagen über den Zustand seiner Amtsgeschäfte an, die herbe Kritik an seinem Vorgänger enthalten. Besonders die Registratur läge in einem völligen Durcheinander und müsse von ihm mühsam geordnet werden. Dabei bedauerte er sich selbst, dass er sein Geld auf dem „*hiesigen ganz verdorbenen Dienstposten sauer verdienen muß*“. Man könnte diese Vorwürfe als unkollegialen Versuch abtun, durch den sich ein neuer Mann besonders profilieren möchte, aber noch 1815 tadelte das Kinzigkreis-Direktorium „*das große Chaos rückständiger Geschäfte*“, die Bossi anzulasten seien.<sup>27</sup>

Während Rüttingers Amtszeit in Appenweier fanden die Befreiungskriege statt, in deren Verlauf sich mancher Badener mit seinem Großherzog aus einem Franzosenfreund in einen deutschen Patrioten verwandelte. Wie Rüttinger zu Napoleon stand, wissen wir nicht, der Sieg über den französischen Kaiser erfüllte ihn jedenfalls mit großer Begeisterung, und als am 18. Oktober 1814 der erste Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig in Deutschland festlich begangen wurde, feierte er mit. Die Schilderung des Ereignisses wurde zum politischen Bekenntnis.<sup>28</sup> „*Mit Recht wurde dieser Tag in der Folge durch eine Stimme, die in ganz Deutschland erscholl zum Tag der allgemeinen Freude, zu einem Volksfeste erkoren, das vom fernen Norden bis zum Süden auf den höchsten Gipfeln deutscher Berge bei lichten Flammen brüderlich vereinte, was ein deutsches Herz im Busen trägt. Würdig wurde dieser in der Geschichte ewige Tag vorigen Jahrs begangen, Badens Bürger, deutsch und bieder, standen hierin keinem nach, und von*

*unseren Bergen glühte die Flamme, das Symbol wiedererwachsenen Gefühls deutscher Kraft vereint in Einem Willen und zu Einem Zweck, der Deutschlands Unabhängigkeit, Deutschlands Freyheit sichert.“*

Rüttingers Einladung an die „Herrn geistlichen und weltlichen Ortsvorgesetzten“ zum zweiten Jubiläum der Völkerschlacht bietet einen in unserer Gegend seltenen Text voller romantisch-patriotischer Bilder, wie wir ihn aus einer Amtsstube nicht erwarten würden. Nach einem feierlichen Amt mit Te Deum in den Kirchen soll man sich wieder *„mit himmelanglühenden Feuern auf dem Rücken unseres Staufenberges versammeln“*, wo man, *„an heiliger Stätte ... den Bund der Eintracht, der Deutschland, unser Vaterland zum unüberwindlichen erhob“*, erneuern wolle.

Das politische Ergebnis des Sieges über Frankreich bestand für Rüttinger in der Stärkung der nationalen Einheit und Freiheit, von Volksrechten, die beim Gedenktag 1817 auf der Wartburg gefordert wurden, sprach er nicht. Vielleicht änderte er seine Meinung, als sich der Großherzog entschloss, eine landesständische Verfassung zu erlassen, und der Amtmann dafür eine Dankadresse aus seinem Bezirk an den Monarchen sandte.<sup>29</sup> Rüttinger blieb im Amt Appenweier, bis es am 23. Januar 1819 aufgelöst wurde, und ging dann als Oberamtmann nach Ladenburg.

Josef Anton Brutschin verbrachte als Einziger unter den Bediensteten die ganzen neun Jahre, die das Amt bestand, in Appenweier. Dabei war er außerordentlich erbost gewesen, als er erfuhr, dass ihn die Landesorganisation vom 31. Dezember 1809 als Amtsrevisor an das neue Amt beordert hatte.<sup>30</sup> Nicht ohne Grund fürchtete er, man könne ihm die Besoldung, die er als Amtsschreiber in Offenburg bezog, schmälern. Er hatte auf eine Beförderung gehofft und wurde nun aufs Land versetzt, während ein Mitarbeiter, der ihm bisher untergeordnet war, seine Stelle erhielt. Von diesem Zeitpunkt an verharrte Brutschin in einer ständigen Gegnerschaft zum Kreisdirektorium. Mit Vehemenz trägt er vor, weshalb er von der lokalen Neuorganisation nichts hält: Das zweite Landamt sollte in Offenburg, in der Stadt bleiben. Die Einwohner der Umgebung kämen zweimal wöchentlich zum städtischen Markt und könnten dabei leicht ihre amtlichen Geschäfte erledigen; das Gericht Renchen gehöre nicht nach Appenweier, sondern nach Oberkirch, wohin die Bewohner auch wollten, und die Gemeinde Appenweier selbst trüge jetzt schon 6100 Gulden Schulden auf dem „Buckel“ und bekäme durch die neue Verwaltung noch 1000 bis 1500 weitere dazu.

Sich selbst präsentiert er *„als ein Mann, der gewiß mit dem angestrengtesten Fleiße und erprobter Geschicklichkeit arbeitet“* und sich keines Vergehens schuldig gemacht habe, er könne dienstliche Rücksichtnahme erwarten.

Nach fünf Jahren hatte er seinen Frieden mit dem Amt immer noch nicht geschlossen. In einer 16 Seiten langen Beschwerde, *„die ihm rechts- und gesetzeswidrig zugefügt werdenden Kränkungen betreffend“*, brachte

er neben den alten eine Reihe neuer Vorwürfe an, dass das Amtshaus für Wohnungen, Kanzlei und Registratur nicht genügend Platz biete, dass das Kreisdirektorium ungerechte Revisionen seiner Dienstgeschäfte vornehme, dass Kreisregierung und Amtmann ihn mit Aufgaben belasteten, die nicht zu seinem Arbeitsbereich gehörten. Was er behauptet, belegt er als sorgfältiger Beamter mit vielen Verweisen auf Erlasse und Verordnungen.<sup>31</sup>

Das Justizministerium aber kam Brutschins Verlangen nach Genugtuung nicht entgegen. In einem knappen „Beschuß“ teilte es ihm mit, seine Vorstellungen seien in solchen Ausdrücken abgefasst, dass sie, würde man sie weiterleiten, nur neue Misshelligkeiten und Spannungen zur Folge hätten.<sup>32</sup>

Als die meisten im Dorf den Amtsrevisor wohl schon vergessen hatten, erinnerte er alle durch eine Überraschung an sich: Am 1. Oktober 1831 starb Brutschin in Offenburg, vor zehn Jahren hatte er ein Testament verfasst, das nun wirksam wurde. Die Zinsen seines kapitalisierten Vermögens erhielten seine Schwester und seine Haushälterin, nach deren Tod ging die ganze Hinterlassenschaft an den Armenfond der früheren Gerichtsgemeinden der Landgrafschaft Ortenau. Auf diese Weise kamen Achern, Appenweier, Griesheim und Ortenberg in den Genuss von jeweils 2248 Gulden und 22 Kreuzer und Ottersweier in den von 1124 Gulden 11 Kreuzer. Diese Beträge wurden weiter aufgeteilt unter den Dörfern der Landgerichte. Die Zinsen des Kapitals sollten armen Schulkindern und Lehrlingen „von Professionen“ zugute kommen.<sup>33</sup>

Ob es ein Hieb auf die badische Verwaltung war, dass Brutschin für seine Guttat die alte kaiserliche Herrlichkeit zu Hilfe nahm, wissen wir nicht. Auch der schön gedruckte Auszug aus dem Testament gibt keine Auskunft darüber.

Als der aus der lokalen Geschichte bekannteste Name in der Reihe der Appenweierer Beamten fällt der des Kanzlisten Franz Bernhard Rée auf. Franz Bernhard war der Vater des berühmten Offenburger Politikers und Bürgermeisters Gustav Rée. 1777 als Sohn des Offenburger Rehwirtes geboren, erhielt er eine gute Ausbildung am Gymnasium seiner Geburtsstadt und danach an der Universität Freiburg, wo er Jura studierte.<sup>34</sup> Da ist es erstaunlich, dass er seine Berufslaufbahn als „Skribent“ am ehemaligen Landgericht Appenweier 1807 begann, als diese Institution rechtlich schon abgeschafft war. Die neue badische Verwaltung übernahm ihn in derselben Funktion am Bezirksamt Appenweier, wo er bis 1813 blieb, am 30. März quittierte er noch eine Rechnung. Später ging er nach Mainz.<sup>35</sup>

Während Franz Bernhard in Appenweier arbeitete, lebte auch sein zwei Jahre jüngerer Bruder Gabriel im Ort. Er war wohl vom Schicksal weniger begünstigt als der akademisch gebildete Aktuar. Er hatte das Sattlerhandwerk erlernt und stand möglicherweise als Geselle im Dienste Michel Schroffs, dessen Tochter Magdalena er 1806 heiratete.<sup>36</sup> Die nächsten zwanzig Jahre brachten ihm Unglück. 1825 musste er in ein Irrenhaus ein-



geliefert werden, und da er kein Vermögen besaß, zahlte die Unkosten die Gemeinde.<sup>37</sup>

Über die Beziehungen zwischen den beiden Brüdern erfahren wir nichts. Dass Franz Bernhard, ja überhaupt kein Mitglied der Rée-Familie als Zeuge bei der Hochzeit Gabriels genannt wird, verheißt nichts Gutes. Nicht weiter bringen uns die Standesbücher von St. Michael in der Frage nach dem Geburtsort von Gustav Rée, dem Helden der Revolution von 1848/49. Obwohl der Vater während des angenommenen Geburtsjahres 1810 in Appenweier seinen Dienst tat, findet man keinen Eintrag. Wie sonst wird auch in unseren Unterlagen der Name verschieden geschrieben: Pfarrer Walter trug bei der Hochzeit Gabriels Rehe ins Register ein, der Grundbuchbeamte vermerkte Gabriel 1811 als Reh, der Gemeindegeschreiber notierte 1825 dann mit Akzent Rée. In dieser Form unterzeichnete Franz Bernhard mit seinem Namen schon 1811.

### 3. Der Arbeitsbereich des Amtes

Der Geschäftskreis der Ämter erweist sich als vielfältig und reichhaltig. Das Register einer Sammlung der Regierungsblätter von 1803 bis 1825 nennt an die 110 Stichwörter von Almosen bis Zunftsachen. Wir können nur an wenigen Beispielen zeigen, wie die Beamten gesetzliche Vorschriften in Verwaltungswirklichkeit umsetzten.<sup>38</sup>

Eine Sportelnlise möge zunächst als alltäglicher Arbeitsnachweis genommen werden: wegen Errichtung einer Hanfplauel, wegen der Beschwerde des Schullehrers Bell dahier, Losholzabgabe betreffend, wegen des Gesuches der Gemeinde um Bewilligung zur Erhebung eines Pflastergeldes, wegen der Schuldklage des Handelsmannes Schneider aus Durlach, wegen Bezahlung rückständiger Gefälle.<sup>39</sup>

Auch zwei Erlasse des Amtes, die landwirtschaftliche Tätigkeiten regeln, dürften zu den üblichen Obliegenheiten gehört haben. Dem ersten lag ein offensichtliches Vergehen zugrunde. Einige „Individuen“ zu Nußbach und Zusenhofen hatten eigenmächtig Geflechte oder Wehre in den Finsterbach eingebaut, um ihre Wiesen zu wässern. Dadurch entstand an Matten, die sich im Besitz der Gemeinde Appenweier befanden, ziemlicher Schaden, der dem Amtmann angezeigt wurde. Auf Fürsprache des Vogtes Braun von Nußbach gingen die Frevler zwar ohne Strafe aus, das Amt aber erließ eine Verordnung, die drohte, jeden, der einen Damm durchsticht oder „*ein Beet an einem Bach oder Fluß aufreißt*“, aber keine Genehmigung dafür hat, mit 10 Reichstaler zu bestrafen.<sup>40</sup>

Die zweite Weisung betraf zwei damals gängige Handelsprodukte, den Hanf und den Tabak; sie verbot 1812 den freien Verkauf und stellte ihn unter Strafe. Alle Waren durften nur unter öffentlicher Autorität in der sog. Hanf- oder Fasskammer abgewogen werden. Dadurch sollte der Hersteller

gezwungen werden, auf Qualität zu achten, denn die zur Prüfung bestimmten geschworenen Personen konnten schlechtes Gut beschlagnahmen und dem Verkäufer eine Geldbuße auferlegen.<sup>41</sup>

Das Amt schränkte trotz neu geschaffenem Vogt, dem Ortsvorsteher, und Bürgermeister, dem Verrechner, die Selbstverwaltung der Gemeinden viel stärker ein als das ehemalige Landgericht. Offensichtlich fasste man den Passus im Organisations-Rescript von 1809 sehr eng: Die Ämter besorgen „*die Aufsicht auf die Amtsführung der Ortsvorsteher und Gerichtspersonen in allen ihren Teilen ...*“<sup>42</sup>

Der Amtmann und seine Leute kontrollierten den Gemeindehaushalt und mussten den größten Teil der Ein- und Ausgaben genehmigen. So überwachten sie die für die Bürger so wichtigen jährlichen Gras-, Heu- und Holzversteigerungen, die Diätenzettel der Ortsbediensteten wie die Rechnungen der Handwerker; darunter fielen die Entgelte für Brückeninspektionen im Korker Wald, die Abhaltung der Forst-Frevel-Gerichte nicht weniger als die wirklich am Rande liegenden Trinkgelder, die man Musikanten, Sängern und Böllerschützen zahlte, wenn sie an einer Fronleichnamsprozession teilnahmen.

Beschlüsse von weiter reichender Bedeutung gab das Amt innerhalb der Weisungsbefugnis von übergeordneten Behörden an die Gemeinden des Bezirks. Am 28. November 1811 unterrichteten Bossi und Rée die Gemeindevorsteher von Appenweier, dass das Dorf mit Genehmigung des Landeshoheitsdepartments am Montag nach Allerheiligen einen Jahrmarkt abhalten dürfe. Damit stieg Appenweier im Rang und war nun neben Renchen der zweite Marktflecken im Amtsbezirk. Später kamen noch ein Frühjahrsmarkt und ein allerdings nicht sehr erfolgreicher Wochenmarkt hinzu. Für die Sicherheit auf diesen Märkten hatte das Amt zu sorgen und nahm diese Aufgabe sehr ernst. So monierte es, dass im November 1814 nur drei Hatschiere (Polizisten) und drei Gardisten (uniformierte Gendarmen) die Aufsicht geführt hätten, künftighin müssten noch sechs mit Gewehren bewaffnete Bürger abwechselnd zu dritt zwischen den Ständen und in den Straßen patrouillieren.<sup>43</sup>

Ein Problem, mit dem man heute kaum noch weltliche Stellen behelligen würde, beschäftigte das Amt die ganzen neun Jahre seines Bestehens über. Die Pfarrkirche für Urloffen und Zimmern stand noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Zimmern, obwohl der weitaus größte Teil der Gläubigen ein bis zwei Kilometer entfernt in Urloffen wohnte. Durch die vergangenen Kriege war sie so demoliert worden, dass 1800 das Ordinariat untersagte, darin heilige Messen zu feiern. Einen Ersatz bot die Johanniskapelle im Urloffener Unterdorf. Aber die Zimmerer Wallfahrtskapelle blieb Pfarrkirche. Das wollte der Klerus ändern und das Pfarrecht auf die Johanniskapelle übertragen. Merkwürdigerweise wehrten sich dagegen die Pfarrangehörigen vehement. In ihrer Not riefen die Ortsvorgesetzten ihre überge-

ordnete Behörde, das Bezirksamt, zu Hilfe. Bossi erkundigte die Stimmung in Urloffen und stellte sich auf die Seite derer, die den alten Zustand bewahren wollten, was er auch dem Kinzigkreisdirektorium berichtete.<sup>44</sup> Dafür erntete er begreiflicherweise herbe Kritik beim Ortspfarrer Lichtenauer und dem Appenweierer Dekan Walter: „Das großherzogliche Pfarramt kann es nicht fassen, daß ein großherzogliches Bezirksamt von Appenweier, ohne mit dem Pfarramt in Verbindung zu treten, ..., dem Gemeinderat in Urloffen sogleich ihr unkluges Begehren billigt, die Kirche in Zimmern als Pfarrkirche zu reklamieren.“<sup>45</sup>

Der Streit überdauerte die Existenz des Bezirksamtes und kam erst in den dreißiger Jahren mit dem Neubau eines großen, schönen Gotteshauses zu seinem Ende.

Eine Auseinandersetzung unter den Besitzern des Hub- oder Pfärchwaldes konnte das Bezirksamt nach Jahren, aber noch vor seiner Auflösung schlichten. Das Forstgebiet, das seit dem Mittelalter Renchner Bürger nutzten, gehörte um 1800 155 Einwohnern aus Renchen und 134 aus Wagshurst. Da deren Meinung nach sich die Holzerträge bei weitem nicht mehr lohnten, beschlossen sie, den Wald abzuholzen und das Gebiet in Wiesen und Felder umzuwandeln, so wie man es mit dem benachbarten Maiwald schon früher getan hatte. Doch die anfängliche Einigkeit bröckelte, eine Gruppe der Waldgenossen wollte die bisherige Nutzung erhalten und verlangte, den Bestand zu teilen. Als sich die Meinungsverschiedenheiten steigerten und die Forstinspektion in Achern sogar die bisherigen Vorgesetzten des Hubwaldes absetzen lassen wollte, wandten sich die Betroffenen an das Amt, damit es Abhilfe schaffe.<sup>46</sup>

Die angerufene Instanz untersuchte den Fall, schaltete auch die Kreisdirektion ein und erzielte auf einer Versammlung 1816 folgenden Kompromiss: 27 Genossen mit 36<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Rechten – sie werden jetzt „Waldhuber“ genannt –, die an der Holzproduktion hängen, bekommen ihren Anteil am alten Forst zugestanden und im Distrikt „unteren Schrott“ eingemessen. Die Mehrzahl von 301 mit 370<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Rechten, welche den Boden für Matten und Äcker urbar machen wollen – sie heißen jetzt „Feldhuber“ –, erhalten den Rest, den sie in Losen ausstocken können. Bis es so weit war, dauerte es seine Zeit. Erst kurz bevor Amtmann Rüttinger seinen Posten in Appenweier verließ, erlaubte er am 12. Februar 1819 dem Amtsschultheißen Fritz von Renchen, den Hub- oder Pfärchwald zu verlosen.<sup>47</sup>

Zu den sicherheitspolizeilichen Aufgaben des Amtes gehörte die Fahndung nach „verdächtigen Personen, besonders Vaganten und Jaunern“. Dabei nahm man auch schon das Medium der Zeitung zu Hilfe, z. B. das Großherzoglich-Badische Anzeiger=Blatt für den Kinzig=Murg= und Pfingz= und Enz=Kreis“, das gewöhnlich zweimal in der Woche erschien und viele Mitteilungen für das alltägliche Leben veröffentlichte, amtliche Verordnungen, Versteigerungen, Erbvorladungen, Marktpreise usw.

Am 5. Dezember 1818 berichtete das Bezirksamt Appenweier über folgenden Fall: An einem Abend im November kehrte ein fremder Fuhrmann, angeblich auf einer Reise in die welsche Schweiz, beim Großherzogswirt in Zimmern ein. Er hatte zwei Pferde und einen Wagen dabei, der mit „weißkölnischer Pfeifenerde beladen war“. Der Fuhrmann blieb über Nacht, ging am nächsten Morgen ohne Pferde und Wagen wieder fort und erklärte, in drei Tagen wiederzukommen, man möge nur die Tiere tüchtig füttern. Nach fast einem Monat war er noch nicht da. Nun drohte das Bezirksamt Pferde und Wagen zu versteigern, wenn der Fremde sich nicht melde.<sup>48</sup>

Einen wahrscheinlichen Selbstmord aus Ergersbach, Stabsvogtei Durbach, benutzte das Amt zur moralischen Erziehung seiner Untertanen. In der Wohnung eines Rebbauern wurde eines Morgens ein 70-jähriger Bettler, der über Nacht am Ofen hatte schlafen dürfen, erhängt aufgefunden. Die polizeiliche Untersuchung konnte keine fremde Gewalteinwirkung feststellen. Der Mann, schon viele Jahre in der Gegend bekannt, war 1778 als Soldat im Krieg zwischen Österreich und Preußen im Feld gestanden. „Von einiger Erziehung und Religionsgrundsätzen hatte er nie die mindesten Spuren gezeigt.“<sup>49</sup>

Zweifellos um eine ähnlich abschreckende Wirkung zu erzielen, veröffentlichte das Amt auch Berichte über Strafurteile aus Nachbarbezirken. Den Bäckergehilfen Johann Nepomuk Burg aus Offenburg hatte man wegen Betrügereien eingesperrt, er konnte aber entfliehen. Das Hofgericht in Rastatt sprach trotzdem ein Urteil: Der Delinquent muss die Kosten der Untersuchung tragen, sein Vermögen wird eingezogen, sein Name soll am Galgen angeschlagen werden.<sup>50</sup>

Die Funktionen des Amtes in der militärischen Organisation des Landes waren beträchtlich. Außer in Kriegszeiten liefen alle Aktionen über den Amtmann. Er wies bei der Konskription, der Aushebung der jungen Männer für die Armee, die geistlichen und weltlichen Vorgesetzten der Dörfer sowie die Lehrer an, die Listen über die aufgerufenen Jahrgänge sorgfältig anzufertigen und die Rekruten auf einen bestimmten Tag zusammenzurufen. Manchmal fand die Auslosung der künftigen Soldaten, das „Melissen-Spielen“, auf dem Amtshaus statt.

Nach der Einberufung oder auch während der Dienstzeit kamen immer wieder Probleme auf das Amt zu: Der Wehrdienst war unbeliebt und manche Rekruten liefen davon, bevor sie eingezogen waren; aber auch von jenen, die schon lange im Sold standen, verließen nicht wenige unerlaubt die Kaserne. Es lag nun an den Beamten, sie alle wieder einzufangen.

1811 desertierten 20 Soldaten aus dem Amtsbezirk, je einer aus Renchen, Nußbach und Zusenhofen, je zwei aus Appenweier und Wagshurst, sechs aus Durbach und sieben aus Urloffen. Das Amt forderte die Deserteure im Anzeigebblatt auf, sich binnen sechs Wochen persönlich zu verant-

worten, andernfalls verlören sie ihr Gemeindebürgerrecht und würde ihr Vermögen vom Staat konfisziert.<sup>51</sup>

Nur sechs der Fahnenflüchtigen meldeten sich beim Amt, den übrigen vierzehn sprach ein Gerichtsurteil das Ortsbürgerrecht ab und beschlagnahmte „*ihr gegenwärtiges und zukünftiges Vermögen*“ zugunsten der Gemeindekasse bzw. des großherzoglichen Fiskus.<sup>52</sup>

Ähnliche Pflichten wie dem ehemaligen Landgericht legten die Befreiungskriege 1813/14 dem Amtmann und seinen Aktuaren auf. Wenn wir von einem Scharmützel zwischen Franzosen und Russen bei Zusenhofen absehen, von dem eine Sage berichtet, fanden im Bezirk keine Kampfhandlungen statt. Aber die Bevölkerung erlitt die alten Belastungen, Einquartieren von mehreren Tausend Soldaten, Sachlieferungen und Fuhrleistungen. Nach der Völkerschlacht bei Leipzig zog sich Napoleon mit seinen Truppen relativ geordnet über den Rhein nach Frankreich zurück. Die verbündeten Gegner folgten ihm in drei Heeresgruppen, von denen eine den Weg durch das Rheintal herauf nach Süden nahm. Am 15. November 1813 trafen die Ersten von ihnen in unserem Gebiet ein, bayerische Einheiten, die später von Österreichern und Russen ersetzt wurden. Sie schlossen den von Franzosen gehaltenen Brückenkopf Kehl ein und belagerten ihn. Dieses Blockadecorps wurde vom Kinzigkreis-Direktorium versorgt, wofür es 1200 Gulden aufnahm und die es auf die Ämter umlegte, Appenweier musste davon 1032 Gulden bezahlen.<sup>53</sup> Nebenbei bemerkt: Es fällt auf, dass neben Schlachtvieh, Mehl, Hafer und Hülsenfrüchten große Mengen an Alkohol verlangt wurden, so seien bei der Belagerung fast unglaubliche 340 Maß (bei geringster Berechnung ebenso viele Liter) täglich erforderlich gewesen.<sup>54</sup>

Die wichtigste Unterabteilung des Bezirksamtes, das Amtsrevisorat, leitete ein eigener ständiger Beamter, der Amtsrevisor. Seinen Geschäftsbereich kann man mit dem eines heutigen Notariats vergleichen. Grund- und Pfandbücher zu führen, Kauf- und Schuldverschreibungen anzufertigen, Testamente und Teilzettel zu verfassen, war ihm neben vielem anderen übertragen. Nachrichten über diese Tätigkeiten im Anzeigebblatt offenbaren gewöhnlich Einblicke in die Schattenseiten des damaligen Lebens.

Um ein Gantverfahren, eine Zwangsversteigerung, vorzubereiten, machte der Revisor bekannt, dass Nikolaus Fahry, ein bürgerlicher Handelsmann aus Renchen, sich selbst für zahlungsunvermögend erklärt und alle Zahlungen eingestellt habe. Sein Vermögen verwalte nun ein Treuhänder, an ihn sollten sich alle Gläubiger wenden.<sup>55</sup>

Auf ähnlicher Grundlage beruhten die „Schuldenliquidationen“, die insbesondere vor den Auswanderungen durchgeführt werden mussten. Die Namen aller, die den badischen Staatsverband verlassen wollten, wurden im Anzeigebblatt veröffentlicht, damit jene, die noch Geldforderungen zu stellen hatten, ihre Rechte vorbringen konnten.

Nun suchten im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts noch nicht so viele Menschen aus unserer Gegend ihr Glück in fernen Ländern wie zwanzig, dreißig Jahre später, aber vier Einzelpersonen und drei Ehepaare aus Bottenau, Renchen, Urloffen und Wagshurst mussten während dreier Monate 1814 die Prozedur über sich ergehen lassen. Sie gingen allerdings weder nach Ungarn noch nach Amerika, sondern nach Bayern.<sup>56</sup>

Auch um Erben zu ihrem Recht zu verhelfen, griff das Revisorat ein. 1812 suchte es über das Anzeigeblatt einen Georg Obrecht aus Durbach. Er sollte binnen 12 Monaten ein Lebenszeichen geben, sonst würde er für verschollen erklärt. Obrecht war 1805 Soldat geworden, hatte 1807 wohl auf Seiten der Franzosen im badischen Rheinbundkontingent gegen die Preußen gekämpft. Er kam krank ins Spital von Stargard, wo er zurückblieb. Seit diesem Zeitpunkt gab es keine Nachricht mehr von ihm.<sup>57</sup>

Für Staufenberg-Durbach bestand bis 1814 ein eigenes Amtsrevisorat. Dorthin wurden z. B. der nach Bayern auswandernde Xaver Schwab aus Obernesselried oder der Durbacher „Schutzjude“ Löw Wertheimer durch Veröffentlichungen aus Appenweier verwiesen.<sup>58</sup> Nachdem Revisor Edicor in Staufenberg 1814 pensioniert worden war, legte man beide Revisorate beim Amt zusammen.<sup>59</sup>

Im September 1818 lud das Bezirksamt zu einer Schuldenliquidation besonderer Art ein. Nicht an eine Privatperson sollten berechtigte Forderungen angemeldet werden, sondern an ein früheres Hoheitsgebiet, das ehemals Fürstlich-Bischöflich-Straßburgische Landgericht Renchen, das 1803 aufgelöst worden war; eine späte Folge der Neugliederung im Südwesten. Zuständig war allerdings nicht das Amtsrevisorat Appenweier, für diesen Fall tagte eine besondere Kommission im Adler in Renchen.<sup>60</sup>

#### 4. Das Ende des zweiten Landamtes Offenburg in Appenweier

Die 1809 geschaffene Struktur der Ämter in der Ortenau galt noch keine fünf Jahre, als sie offensichtlich in ernsthafte Kritik geriet, denn unter dem 12. Jenner 1816 entstand ein Manuskript „*Gehors. Gutachten des Regierungsrathes und Oberamtmannes Freyherr von Sensburg Die Vergrößerung der Ämter betr.*“<sup>61</sup> Die Eingangsthese „*Die Vergrößerung der Amtsbezirke und die Umwandlung derselben in Oberämter wird von dem ganzen Lande als eine Wohltat angesehen werden*“, nimmt das Ergebnis ziemlich euphorisch und ohne zureichenden Beweis vorweg: Konzentration der Verwaltungsarbeit auf wenige Dienststellen. Eines der Opfer wird das Amt Appenweier sein.

Ob die Gründe, die Sensburg auflistet, auf das zweite Landamt zutreffen, können wir nicht feststellen, dass beide Amtsmänner auf Beförderungsposten versetzt wurden, spricht nicht unbedingt gegen ihre bisherige Leistung.

Das Gutachten beschreibt zunächst einen allgemeinen Zustand. .... Kleinere Ämter können die notwendige Aufsicht über die Gemeinden nur unzureichend ausführen, sie richten ihre Entscheidungen zu wenig nach dem allgemeinen Stand im Lande, vermögen ihre Rechtskenntnisse nicht auf dem wünschenswerten Niveau halten. Daraus folgt eine oberflächliche Geschäftsführung.

Persönliche Gründe mindern die Reputation der Beamten: „*Teils karge Besoldung ... die daraus entstehende Unmöglichkeit, die amtliche Würde, von welcher so vieles abhängt, gehörig wahren zu können.*“ Wenn dagegen, nachdem man solche Ämter zusammengelegt hat, drei Justizbeamte kollegial die Aufgaben teilen, aber gemeinsam arbeiten, können diese Mängel vermieden werden.

Um ein Oberamt Offenburg zu schaffen, müsste es ca. 30.000 Seelen verwalten können. Der einfachste Weg, dies zu erreichen, wäre, die beiden Landämter Offenburg zu vereinen, dann entstünde ein Bezirk mit 28.165 Menschen (nach der Zählung von 1815).

Geographisch gesehen passe ein Zusammengehen ebenfalls vorzüglich. Die Ortschaften des Bezirksamtes Appenweier bildeten einen Halbzirkel um die eine Seite Offenburgs, keine von ihnen sei vier Stunden vom Sitz des Oberamtes entfernt.

Dann verlässt Sensburg seine nüchterne Analyse und wiederholt seine Behauptung der Einleitung, wogegen nicht nur das Ergebnis der Abstimmungen von 1809, sondern auch die Meinung der Ortsoberen von 1819 standen „... *Die Untertanen werden es für eine wahre Wohltat ansehen, wenn sie künftig nach Offenburg eingeteilt werden, wo sie gelegentlich ihrer Geschäfte bei Amt auch für ihre übrigen Beläufnisse sorgen können, welches in Appenweier, einem bloßen Bauernort, notorisch der Fall nicht war.*“

Das Gutachten untersucht auch die Möglichkeit, Appenweier in den Bezirk Oberkirch einzufügen, kommt aber zu der Erkenntnis, dass damit den Bewohnern von Appenweier nicht gedient sei und die Bevölkerungszahl weit unter 25.000 liegen würde.

Auch in der praktischen Arbeit scheinen die kleineren Ämter um die Mitte des Jahrzehnts in Schwierigkeiten geraten zu sein. Als Vertreter des Kreisdirektoriums nimmt wiederum Sensburg zu einem Antrag Amtmann Rüttingers Stellung, einen zweiten Aktuar bewilligt zu bekommen. Dabei beklagt er, dass in einem Rechtsstreit die Gegenparteien staatlicher Behörden immer konsequenter den Instanzenweg beschritten und es bewusst auf Gerichtsverfahren ankommen ließen, um ein paar Monate Zeit zu gewinnen. Durch diese Methode würden die Geschäfte der Ämter ungemein vermehrt und die Schreibereien vervielfältigt, sodass die Beamten sie kaum mehr bewältigen könnten. Und in diesem Zusammenhang warnt er, sollte es im Plan liegen, deshalb einige Ämter aufzuheben, so würde Appenweier seinem Schicksal nicht entgehen können.<sup>62</sup>

Schon zwei Jahre später erfüllte sich Sensburgs Voraussage. Das Regierungsblatt Nro. V. veröffentlichte am 10. Februar 1819, was Großherzog Ludwig bereits am 23. Januar verordnet hatte: *„Die Ämter Kleinlaufenburg und Appenweier werden aufgehoben ... der Bezirk des Amtes Appenweier den Ämtern Offenburg und Oberkirch, und zwar dem ersten: die Orte Appenweier, Durbach nebst Zubehörden, Ebersweier, Herztal, Urloffen und Windschläg; dem zweiten: die Orte Renchen mit Wagshurst nebst Höfen, Nußbach und Zusenhofen zugeteilt.“*

Zu spät, aber auch ohne Aussicht auf Erfolg, reisten Vogt Denner aus Durbach, Gerichtsmann Schütt aus Wagshurst und der Landtagsabgeordnete Franz Michael Knapp aus Appenweier Mitte Februar für vier Tage nach Karlsruhe, um das Missgeschick noch zu verhindern;<sup>63</sup> im Gegensatz zu 1809 hatte die Delegation kein Glück. Am 1. März verließen die Beamten den Ort und gleichsam symbolisch für den Ansehensverlust Appenweiers ging auch der Dienstagswochenmarkt ein und wurde ebenfalls nach Offenburg verlegt.<sup>64</sup>

Das Organisations-Rescript von 1809 sah vor, parallel zu den Ämtern und zuständig für deren Bezirke, zwei weitere Behörden einzurichten, ein Physikat und ein Dekanat. Das eine sollte sich um das Gesundheitswesen kümmern, das andere um die religiösen Bedürfnisse der Untertanen. Physikus und Dekan waren gehalten, die Beamten zu beraten und deshalb am Amtsort ihren Sitz zu nehmen, unterstanden aber unmittelbar der nächsten Instanz, dem Kreisdirektorium.

Das Physikat übernahm der Offenburger Arzt Dr. Jessele, er blieb aber in der Stadt wohnen. Sein Aufgabenbereich umfasste alles, was die Gesundheit von Mensch und Tier betraf, und musste daher für die ordnungsgemäße Arbeit des gesamten medizinischen Personals, Chirurgen, Bader, Hebammen, Tierärzte und Apotheker sorgen. Hervorgehoben aus der Reihe von Rekrutenvisitationen und Hebammenexamen sei Dr. Jessels Mitarbeit an dem Projekt, die Blattern mit Kuhpockenimpfungen zu bekämpfen, das die badische Regierung schon seit Beginn des Jahrhunderts entwickelte und, nachdem der Impfzwang aller Kinder staatlich verordnet worden war, erstaunliche Erfolge erzielte.

Nicht entschließen konnte sich Dr. Jessel, nach Appenweier zu ziehen, auch nicht als ihm das Ministerium mit Gehaltskürzung drohte.<sup>65</sup>

Anders als der Physikus liebte der zum Dekan ernannte Pfarrer von Appenweier Anton Walter das Dorf, das er betreute. Vom Kloster Allerheiligen eingewiesen, begann er 1789 den Dienst als Führungsmesser an der Kirche St. Michael und blieb dort mit kurzen Unterbrechungen, 1802 Pfarrer geworden, bis er starb.

Ein Beispiel für seine Dienstgeschäfte bietet der oben angeführte Zwist um das Zimmerner Pfarrrecht, über das alle Instanzen zwischen Pfarramt und Ordinariat bzw. Gemeindeverwaltung und Innenministerium miteinan-



der stritten. Dabei geriet Dekan Walter in einen harten Gegensatz zu seinem staatlichen Partner in Appenweier, den er eigentlich beraten sollte.

Als die Regierung das zweite Landamt von Appenweier abzog, degradierte sie Anton Walter wieder zum Dorfpfarrer.

Mit dem Amt verlor Appenweier auch seine Reputation und gewann sie erst nach 25 Jahren mit dem Bau des Bahnhofes wieder.

#### Anmerkungen

- 1 PAA Pfarrchronik 1806
- 2 StAF W 499/2/500/8
- 3 GAA Rb. 1812/145; Wie Anm. 2
- 4 Reg. Nr. V. 3. Februar 1810
- 5 Reg. Nr. L. 9. Dezember 1809
- 6 StAF W 499 Abt. 170, Nr. 13
- 7 GLA 229/2515
- 8 GLA 229/2515 10. März 1810
- 9 GLA 229/2515 26. März 1810
- 10 GLA 229/2652 3. November 1810; 5. Februar 1811
- 11 GLA 229/2652 2. Februar 1811
- 12 GLA 229/2522 1. März 1817
- 13 Reg. Nr. XIII 14. Februar 1809
- 14 Nach den Rechnungsbüchern der entsprechenden Jahre des GAA. Biographische Daten im Namensregister der Sammlung der Regierungsblätter 1803 bis 1825 sowie in Arbeitsgemeinschaft der Kreisarchivare (Hrsg.), Die Amtsvorsteher der Bezirksamter und Landratsämter in Baden-Württemberg 1810–1972, Stuttgart 1996.
- 15 GAA Rb. 1813/83
- 16 GLA 229/2519 31. Dezember 1809
- 17 GLA 229/2521 23. Juli 1810
- 18 GLA 229/2519 10. April 1810
- 19 PAA Sterbebuch 27. Juli 1810
- 20 PAA Heiratsregister 21. Januar 1812
- 21 GAA Grundbeschreibung 1811
- 22 GAA Rb. 1821/56
- 23 GLA 229/2522 9. September 1815
- 24 GLA 229/2522 1. März 1817
- 25 PAA Pfarrchronik S. 14 1814/11
- 26 GLA 229/2521 28. August 1814
- 27 GLA 229/2522 8. September 1815
- 28 GAZ 452
- 29 GA Rb. 1818/214 a, b.
- 30 GLA 229/2519 10. April 1810.
- 31 GLA 229/2519 12. Mai 1815.
- 32 GLA 229/2522.
- 33 PAA.
- 34 Vollmer, Franz X.: Offenburg 1848/49, Karlsruhe 1997, 276
- 35 GAA Rb. 1812/278

- 36 PAA Heiratsregister 27. Januar 1806
- 37 GAA Rb. 1825/52, 53
- 38 Reg. Sachregister
- 39 GAA Rb. 1815 4. Jenner
- 40 GAZ 504 14. August 1816
- 41 GAU
- 42 Reg. Nr. LI 16. Dezember 1809
- 43 GAA V/322
- 44 EAF 29939
- 45 EAF 12635, s. Festschrift 600 Jahre Wallfahrtskirche Zimmern, Urloffen 1989
- 46 StAR A 141
- 47 StAR A 144
- 48 Anz. 1818, 928
- 49 Anz. 1812, 276
- 50 Anz. 1813, 450
- 51 Anz. 1812, 340
- 52 Anz. 1813, 47
- 53 GAA Rb. 1814/131
- 54 GAA Rb. 1814/106
- 55 Anz. 1812, 102
- 56 Anz. 1814, 445, 446, 544
- 57 Anz. 1812, 206
- 58 Anz. 1813, 82
- 59 GLA 229/2529 24. Februar 1814
- 60 Anz. 1818, 775
- 61 StAF W 499 Abt. 170, Nr. 13
- 62 GLA 229/2522 1. März 1817
- 63 GAA Rb. 1819/123
- 64 PAA Pfarrchronik 1819, Nr. 5
- 65 GLA 2533; GAA Rb 1818/162

## Nordrach 1803 – Ein Markstein auf dem Weg der Nordracher Untertanen von Kloster und Reichsstadt zur modernen Gemeinde\*

*Dieter Kauß*

### *I. Der Reichsdeputationshauptschluss vom 25. Februar 1803 und seine Realisierung in Nordrach*

#### 1. Die Vorgeschichte

Vor 200 Jahren stimmte der Deutsche Reichstag dem sog. Reichsdeputationshauptschluss zu, der am 25. Februar 1803 in Regensburg beschlossen und veröffentlicht wurde. Dieser Reichsdeputationshauptschluss bedeutet in der deutschen Politik das Ende der Kleinstaaterei und das Entstehen von Mittelstaaten wie etwa von Baden und Württemberg. Er bedeutet aber auch kleinräumig – für die Ortenau etwa – das Ende der landesherrlichen Flickenteppich-Struktur vieler kleiner Landesherrschaften, wie etwa des Hannerlands, der Reichslandvogtei, der Grafschaft Gengenbach, der Fürstenberger und des Fürstbischofs in Straßburg.

Der Reichsdeputationshauptschluss an sich war ein erstes und nur ein vorläufiges Ende von vielen Kriegen seit 1792, die in der Französischen Revolution von 1789 begründet waren. Die Nachbarn Frankreichs sahen die Revolution und Napoleon als Umsturz des bestehenden Herrschaftssystems und schlossen sich in Koalitionen gegen Frankreich zusammen, um diese Gefahr abzuwehren.

Seit 1792 befand sich das Deutsche Reich im Krieg mit Frankreich. Dabei gelang es bis um 1800 etwa Süddeutschland unter Kontrolle zu halten. Schon zu Beginn hatte Frankreich den linksrheinischen Raum in Süddeutschland besetzt. Im Jahre 1795 hatten Frankreich und Preußen zunächst einen Separatfrieden geschlossen. Sigismund von Reitzenstein wollte für Baden im August 1796 dasselbe erreichen. Die Verhandlungen wurden abgebrochen, weil Napoleon nach Wiedererstarken Österreichs dieses in seinem Italienfeldzug 1797 bezwungen hatte. Dieser Feldzug Napoleons wurde im Oktober 1797 mit dem Frieden von Campo Formio abgeschlossen. In diesem anerkannte auch Österreich die Abtretung des linksrheinischen Rheinuferes an Frankreich. Der Markgraf von Baden erreichte seinen Separatfrieden mit Frankreich im Dezember 1797.

Im so genannten Rastatter Friedenskongress der Jahre 1797 bis 1799 stimmten schließlich die Reichsstände – die Fürsten, die Prälaten und die Reichsstädte – dem Verzicht auf die Gebiete zu. Doch ehe ein Vertrag dar-

über formell geschlossen werden konnte, wurde der 2. Koalitionskrieg von Österreich, England und Russland gegen Frankreich geführt. An dessen Ende stand der Frieden von Lunéville vom 9. Februar 1801. Dieser erbrachte den endgültigen Verzicht Österreichs auf die Niederlande sowie den endgültigen Verzicht Badens auf seine linksrheinischen Gebiete.

Die weltlichen Landesherrn im Deutschen Reich, die auf der linken Rheinseite Besitz hatten und diesen mit dem Friedensschluss endgültig verloren, waren vom Deutschen Reich durch rechtsrheinische Gebietszuweisungen zu entschädigen.

Diese Entschädigungsgebiete konnten nur durch rechtsrheinische Säkularisierungen – Übertragung des Besitzes der Fürstlichen Bistümer, der Klöster und Stifte – sowie durch Mediatisierung von Reichsstädten – Umwandlung der Reichsstädte in Badische landesherrschaftliche Städte – beschafft werden.

Um diese Entschädigungen verbindlich festzuschreiben, wurde am 9. März 1802 von Kaiser Franz II. und vom Reichstag eine eigene Deputation – eine Gesandtschaft der Reichsstände – gebildet, und diese Reichsdeputation legte am 25. Februar 1803 ihr Arbeitsergebnis in Regensburg als Hauptschluss vor.

Im Sommer 1802 hatten Frankreich und Russland bereits einen Entschädigungsplan ausgearbeitet, an den sich die Deputation zu halten hatte. Er bildete die Grundlage für die Regensburger Verhandlungen.

## 2. Inhalt des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803

Markgraf Karl Friedrich von Baden, der durch diesen Reichsdeputationshauptschluss im Jahre 1803 die Kurwürde erhielt, hatte schon am 27. November 1802 im Vorgriff auf die zu erwartenden Bestimmungen in Regensburg die rechtsrheinischen Besitzungen des Straßburger Hochstifts besetzt. Schon am 25. September 1802 ließ er durch eine Kommission die Rechte und Besitzverhältnisse in der Stadt Zell a. H. und ihrer ehemaligen Gebiete erfassen, eine wichtige Quelle für die Zustände auch in Nordrach. Dies war eine erste Folge der Aufforderung Napoleons vom August 1802 an den Markgrafen, die vorgesehenen Entschädigungslande auch ohne die förmliche Zuweisung durch die Reichsdeputation zu besetzen.

Dies war keineswegs etwa ein Alleingang, denn Bayern und Württemberg besetzten ihre erhofften Gebiete schon Anfang September 1802. Anfang Dezember 1802 erfolgte überall die zivile Besitzergreifung, mit der offiziell die Herrschaft übernommen wurde.

Doch was ist nun der Inhalt des Reichsdeputationshauptschlusses allgemein und bezogen auf die Situation von Nordrach?

In § 5 werden dem Markgrafen von Baden für seinen Anteil an der Grafschaft Sponheim und für seine Güter und Herrschaften in luxemburgi-

schen und elsässischen Landen u. a. der rechtsrheinische Rest des Fürstbistums Straßburg sowie die Abtei Gengenbach und die Reichsstädte Offenburg, Gengenbach und Zell a. H. zugewiesen. In § 31 wird dem Markgrafen die Kurwürde erteilt, d. h. die zukünftigen Gemeinden sind kurbadi-sche Gemeinden. In § 35 wird bestimmt, dass die Güter der Stifte, Abteien und Klöster zur freien und vollen Disposition der betreffenden Landesherren stehen. Sie sollen vor allem zur Begleichung des finanziellen Aufwands, aber auch für Gottesdienst, Unterricht und gemeinnützige Anstalten, natürlich auch zur Erleichterung der herrschaftlichen Finanzen verwendet werden. Dies heißt in § 36 praktisch: „Die Klöster und Stifter gehen an ihre neuen Besitzer mit allen Gütern, Rechten, Capitalien und Einkünften über.“ Der § 57 legt fest, was mit dem Konventualen der Klöster zu geschehen hat:

- Es ist möglich, den Konvent vorerst weiter bestehen zu lassen und dort die Mönche zu versorgen, wie etwa im Falle Gegenbachs bis zum Jahre 1807.
- Die Mönche werden als Pfarrer weiter verwendet.
- Alte Mönche werden pensioniert.
- Ähnliches gilt für Laienbrüder und Novizen.

In den zugewiesenen Gebieten wird laut § 60 schließlich den neuen Landesherren besonders in der Zivil- und Militärverwaltung, in der Landesverwaltung freie Hand gelassen. Dies diene besonders der Vereinfachung und der Verbesserung der Lage.

Was bedeutete diese Aufhebung der Klöster und die Umwandlung von Reichsstädten in landesherrliche Städte damals in der Folge?

Die Säkularisation und die Neuordnung der territorialen Karte Deutschlands führten zum Untergang der Reichsverfassung. Kaiser Franz II. legte folgerichtig im Jahre 1805 die Kaiserkrone ab.

Rechtlich gesehen war die Säkularisation ein Verfassungsbruch, denn es widersprach fundamental der Reichsverfassung, dass sich die weltlichen Landesherren die geistlichen Gebiete einverleibten und den weltlichen Besitz von Klöstern und Abteien einzogen. Die Säkularisation bewirkte schließlich die Auflösung der Reichskirche, da die Bistümer ihre Landeshoheit und ihren weltlichen Besitz verloren. Die Ausübung der Diözesan-gewalt wurde für ein halbes Jahrhundert strengster staatlicher Reglemen-tierung unterworfen.

### 3. Die Umsetzung des Reichsdeputationshauptschlusses für Nordrach

Wie werden nun diese Sachverhalte des Reichsdeputationshauptschlusses vom Februar 1803 real in Baden und im Falle Nordrachs umgesetzt?

Noch bevor der deutsche Reichstag den Reichsdeputationshauptschluss bestätigt und diesem zustimmt, erlässt Markgraf Karl Friedrich, jetzt Kur-

fürst, das 7. Organisationsedikt am 18. März 1803, das insbesondere die Mediatisierung der Reichsstädte und des Reichstales Harmersbach regelt und gültig macht.

Die Organisation der neuen kurbadischen Vogtei Nordrach und die der neuen kurbadischen Stadt Zell a. H. erfolgen am 14. Juni 1803 in zwei verschiedenen Akten.

Und schließlich wird am 7. Dezember 1803 eine Organisationsvorschrift „für unsere getreue Stadt Zell a. H. und deren ehemaligen Gebiete“ erlassen.

Damit ist der Markstein erreicht auf dem Weg von reichsstädtischen und klösterlichen Untertanen zu einer modernen Verwaltungsgemeinde.

Was geschah nun am 14. Juni 1803 auf der „Stube“ in Nordrach?

- a.) Der bisher mit der Stadt Zell a. H. verbundene Stab Nordrach wird eine Vogtei. Diese Vogtei ist dem Obervogteiamt in Gengenbach untergeben und unterstellt.
- b.) Die neue Vogtei Nordrach ist eine besondere, weil in ihr der bisherige Stab Nordrach und die drei Zinken Fabrik, Schottenhöfen und Mühlstein vereinigt sind.
- c.) Die Vogtei besteht im Wesentlichen aus dem Vogt, der obrigkeitliche Anordnungen vollstreckt und die erforderlichen Anzeigen beim Obervogteiamt in Gengenbach macht; dem Bürgermeister als Finanzbeamter der Vogtei und als Rechner; dem sog. Gericht mit vier Gerichtsleuten. Diese Gerichtsleute beraten alles für die Gemeinde Dienliche; sie hören und kontrollieren die Gemeinderechnungen. Sie stellen sich ehrenamtlich für bestimmte Funktionen zur Verfügung. Dafür sollen immer – wie es ausdrücklich heißt – jeweils die Tauglichsten vorgeschlagen werden.
- d.) Die Beziehungen zum Magistrat der Stadt Zell und zum Kloster Gengenbach werden für nichtig erklärt. Nur noch in Sachen Contrakte oder Kaufverträge und von Inventuren und Teilungen ist die Amtschreiberei in Zell a. H. zuständig.
- e.) Das Ortsgericht Nordrach wird konstituiert, d. h. mit den tauglichen Personen besetzt: Anton Feger ist der erste Vogt, Georg Öhler wird als Rechner und Finanzverantwortlicher amtieren. Die Gerichtsleute sind Anton Herrmann ab dem Bäumlinsberg, Josef Hermann, Ulrich Öhler auf dem Buchwald, zur Fabrik gehörig, Symphorian Muser vom Mühlstein.
- f.) Die Funktion des Ortsbüttels wird jetzt nicht besetzt, sondern dies dem Gericht überlassen.
- g.) Dem Gericht Nordrach wird es freigestellt, sich ein Gerichtssiegel mit der Umschrift „Kurbadische Vogtei Nordrach“ stechen zu lassen.

Das vorläufige, recht nüchterne Fazit aus dieser „Organisation der Vogtei Nordrach“ aus dem Jahre 1803 lautet:

Die Nordrachener wurden mit diesem Akt schlichtweg badische Untertanen, zuvor waren sie Untertanen des Klosters Gengenbach und der Reichsstadt Zell a. H. gewesen. Ausdruck dieses Untertanen-Bewusstseins ist etwa das Ende einer Bittschrift von fünf Bauern aus Nordrach im Jahre 1805 an das Obervogteiamt. Sie überlassen ihr Schicksal in einem Streit um Weiderechte „dem erlauchten Ermessen eines wohlloblichen kurfürstlichen Obervogteiamtes, von woher sie hoffen, als arme, bedrängte Untertanen gnädigst berücksichtigt zu werden, welchen auch bekannt ist, dass hochdero Entscheidung gerechtest ausfallen wird. Sie sind übrigens in aller Untertänigkeit mit höchster Veneration und wahrer Hochachtung einem hochwohlloblichen kurfürstlichen Obervogteiamt aller untertänigste gehorsamste Diener und Bürger“.

Aber genauso wie der Reichsdeputationshauptschluss im Grunde zu einer Neuen Welt von Mittelstaaten führte, war die Zukunft Nordrachs jetzt von der innenpolitischen Verfassung und Gesetzgebung Badens abhängig. Diese führte besonders in den 30er Jahren zu dem, was wir eine neue Gemeinde nennen.

Versuchen wir uns dies zu verdeutlichen, indem wir in der Folge einerseits untersuchen, wie die herrschaftlichen Strukturen in Nordrach vor 1803 waren, um danach zu sehen, was in Nordrach nach 1803 geschah in der Entwicklung zur neuen Gemeinde.

## *II. Die Nordrachener vor 1803 als Untertanen des Klosters Gengenbach und der Hl. Römischen Reichsstadt Zell a. H.*

### **1. Die Grundvoraussetzung der Entwicklung: Das Kloster Gengenbach als früher Grundherr**

Ausgangspunkt der geschichtlichen, kirchlich-religiösen und wirtschaftlichen Entwicklung im Nordrachtal ist die Grundherrschaft des Klosters Gengenbach in diesem Gebiet. Das Harmersbach- und Nordrachtal sowie das Moosgebiet gehörten von Anfang diesem Kloster, dessen ganzen Besitz Kaiser Heinrich II. an das neu gegründete Bistum Bamberg im Jahr 1007 schenkte. Dieses Hochstift leitete und bewirtschaftete das Klostergebiet von Gengenbach zunächst in eigener Regie, übergab aber diesen Klosterbezirk doch um 1100 dem Gengenbacher Abt als Lehen.

Im Jahre 1139 ist Nordrach mit Wasser und Wald als Besitz des Klosters Gengenbach urkundlich erwähnt. Im Jahre 1231 gar erhält dieses von Kaiser Heinrich VII. den Auftrag, das Gebiet in der Moos, dem sog. Holzhack, zu roden.

Zell a. H., die klösterliche Marktgründung, wurde um 1330 zur Stadt des Klosters. Vor 1366 muss diese Stadt im Zuge der damaligen kaiser-

lichen Politik zur Reichsstadt gemacht worden sein. Kaiser Karl IV. bestätigte in jenem Jahr 1366 die Privilegien dieser Stadt und der Täler Harmersbach und Nordrach. Er war sich aber auch der Macht des Klosters Gengenbach als Grundherr bewusst und ordnete an, diese Rechte nicht anzutasten. Ebenso wollte er die Rechte des Straßburger Bischofs in kirchlichen Angelegenheiten nicht beschnitten wissen. Denn der Abt von Gengenbach war aufgrund seiner Rechte als Grundherr auch Pfarrer im Mittelalter in Nordrach. Dort ist in einer Urkunde von 1459 das Kirchspiel Nordrach genannt, in dem der Abt auch maßgebliche andere Rechte hatte.

Sehr stark für das Kloster als Grundherr im Nordrachtal sprechen die Abgaben, die Bewohner des Tales in Geld, Hafer, Hühnern und Kapaunen dem Kloster leisten mussten, nur um dort leben und arbeiten zu können. Diese Abgaben sind vom 15. bis 18. Jahrhundert belegt.

Sprechen wir noch den neuzeitlichen Beginn von Bergbau und Fabrikation an, so entstanden diese auch nur dort, wo das Kloster Gengenbach Grundherr war, der Bergbau im Moosbach, in Schottenhöfen (vom 15. bis zum 18. Jahrhundert). Die Gründung der Glasfabrik im Jahre 1695 und der Kobaltfabrik im Jahre 1570 geschahen ebenso auf dem Grundeigentum des Klosters und wurden von diesem mittels eigener Direktoren betrieben.

## 2. Die Landesherrschaft als neue Regierungsform

Mit dem Aussterben der Staufer wurde in Südwestdeutschland ein Prozess in Gang gesetzt, der im Schwinden der Zentralgewalt grundgelegt war. Es konnten sich flächenmäßig kleine Landesherrschaften mit eigenen Residenzen entwickeln, die durch das Lehenswesen entstanden. Sie gaben sich Befehle, Ordnungen, Anordnungen als Rechtsnormen und schufen mit abhängigen Ministerialen eine Struktur, die nicht mehr nur auf dem Grundbesitz allein, sondern auch und immer mehr im obrigkeitlichen Denken und Funktionieren einer Herrschaft gründeten. Ganze Landschaften wurden dadurch einem Landesherren botmäßig.

In Nordrach haben wir uns dies wie folgt vorzustellen.

- a.) In Nordrach-Moos, Kolonie oder Fabrik war das Kloster Gengenbach Grundherr. „Holzhack“ oder „Mitteleck“ oder „Schönwald“ waren die Zentren der Klosterherrschaft in diesen hoch gelegenen Gebieten. Das Kloster hatte dort einen Meier eingesetzt, den man im 14. und 15. Jahrhundert getrost als einen Beamten des Klosters bezeichnen kann. Dieser sorgte in diesem Gebiet für Recht und Ordnung. Nur so konnte hier gemäß des Auftrages von 1231 gearbeitet und gewirtschaftet werden. Dieser Meier in der Moos hatte aber auch noch Aufsicht über Rechte im ganzen Kirchspiel Nordrach; über den Wald, das Wasser, das Flößen und über Abgaben von jedem Haus.



Im Gebiet der Moos, der Kolonie oder heute im Gebiet Fabrik konnte sich das Kloster Gengenbach aus der Position des Grundherren in die des Landesherren weiter entwickeln. Es blieb hier Landesherr bis 1803, als dieses Gebiet an den Markgrafen und Kurfürsten Karl Friedrich übergang. Als Landes- und Grundherr konnte das Kloster hier weitere Hoheitsrechte ausüben, die ursprünglich königliches Recht waren: die Herrschaft über die Waldungen, das Wasser- und das Fischerei-Recht.

Wegen dieses Besitzes in der Moos und einem weiteren Gebiet im Nordrachtal wurde der Abt von Gengenbach auch in den deutschen Fürstenstand erhoben und er nahm als Graf dessen Aufgaben auch im Reichstag wahr.

Wie sah das Verhältnis zwischen Abt und Klosteruntertan aus? Eine Urkunde aus dem Jahr 1660 gibt hierüber Aufschlüsse. In dieser Urkunde verleiht der Abt Romanus von Gengenbach an Michael Öhler Grund und Gelände des Klosters als Erblehen. Michael Öhler hatte dieses Gut bisher als reines Zinslehen im Besitz gehabt. Er will aber auf diesem Grund und Boden ein Haus mit Scheuer und Stallung bauen. Dazu erhält er das Bauholz vom Kloster, muss dafür aber eine Steuer in Geld, Roggen und Wein bezahlen. Er darf bestimmte Stücke im Gelände kultivieren, aber nur so viel Vieh halten, wie er auch überwintern kann. Er erhält das Eckerich-Recht in den Allmendwäldern und im Schönwald. Die Schweine waren damit versorgt. Für den Erhalt des Gesamtlehenguts als Erblehen bezahlt Michael Öhler jährlich 10 Gulden. Von anderen Steuern, die nicht durch das Kloster erhoben werden, ist er frei.

Jedes Jahr muss er vier Tage Frondienst leisten, entweder in Gengenbach oder auf Mitteleck. Stirbt der jeweilige Abt von Gengenbach, entrichtet der Lehensnehmer einen Geldbetrag. Stirbt der Lehensträger selbst, so fordert das Kloster den sog. Güterfall. Dies war das beste Stück Vieh oder das beste Kleid der Frau. Macht der Lehensnehmer Schulden und zieht vom Gut und hinterlässt dabei Vermögen, so gehört dieses dem Kloster, das damit den Ausgleich für seine Verluste erreicht. Dieser Vertrag gilt für den Lehensnehmer und dessen Nachkommen sowie für den Abt und den Konvent in Gengenbach und deren Nachfolger.

Unklar bleibt, ob der Lehensnehmer noch eigene Bodenzinsen bezahlte, damit er Grund und Boden auch benutzen konnte. Dies ist wahrscheinlich, weil mehrfach von weiteren Zinsen die Rede ist. Einhundert Jahre später wurde dieser Lehensbrief Michael Öhlers von 1660 mit dessen Urenkel Anton erneuert. Das Kloster Gengenbach hielt bewusst an diesen lebensnotwendigen Rechten fest, um sich damit Einkommen für seine Existenz auf Dauer zu sichern.

Neben dem Moosgebiet mit seinem Maierhof auf Mitteleck oder Schönwald besaß das Kloster in Nordrach noch einen weiteren Gebietskomplex, der ihm zumindest seit dem Jahre 1512 gehörte, und dies wiederum als Eigentum: das Gebiet Mühlstein und Schottenhöfen.

- b.) Dieses Gebiet in Höhe von 400 bis 600 Metern kam im Verlauf des Mittelalters – wann genau lässt sich nicht sagen – an die Klosterministerialen Roeder von Diersburg. Diese gaben den Besitz im 15. Jahrhundert als Heiratsgut an die Herren Wormser aus Straßburg weiter. Von dem Edelknecht Jakob Wormser kaufte im Jahre 1512 Abt Philipp von Eselsberg das Gebiet ab und höchstwahrscheinlich wieder zurück. Mittelpunkt dieses Gebietes war der „Hof, genannt Mühlstein“. Außer dem Mühlstein-Bauern gab es in diesem Gebiet damals nur noch drei weitere Bauern.

Die Abtei Gengenbach übte auch hier in der Folgezeit die Landesherrlichkeit aus. Sie beanspruchte die Hohe Gerichtsbarkeit. Noch im Jahre 1802 wird berichtet, dass der Abt wie auch im Moosgebiet hier alleiniger Grund- und Zinsherr ist. Es herrschte das Erbrecht des jüngsten Sohnes oder der ältesten Tochter. Aus den vier Bauern des Distrikts von 1512 waren im Jahre 1802 insgesamt sechs Bauern mit zehn Häusern und zwei Mahlmühlen geworden.

Speziell an den Abt als Landesherren hatten die von Mühlstein und Schottenhöfen zu bezahlen und zu leisten: Fronen nach Bedarf, Schutzgeld, Steuer und Kriegskostenbeiträge. Der Besitzer des Mühlsteinhofes war der Vogt dieses Territoriums und zugleich Richter. Mühlstein und Schottenhöfen waren ein zweiter Bestandteil der Grafschaft Gengenbach, die den Abt von Gengenbach zugleich als Grundherren und als Landesherren anerkannte. Auch wegen dieses Gebietes saß der Abt von Gengenbach als Reichsfürst auf der entsprechenden Bank des Deutschen Reichstags.

### 3. Das Gebiet Nordrach-Dorf als Stab der Hl. Römischen Reichsstadt Zell a. H. bis 1803

Im heutigen Ortsteil „Lindach“ schieden sich die Geister zwischen Abt und Reichsstadt. Hier begann der Zuständigkeitsbereich des Stabes Nordrach, der bis 1803 zu der Reichsstadt Zell gehörte. Von Lindach beiderseits der Nordrach entlang über das heutige Nordrach-Dorf und oberhalb dessen erstreckte sich das Gebiet des reichsstädtischen Stabes. War Nordrach dies immer schon gewesen, wenn nein, seit wann, so lauten die beiden folgenden Fragen.

Wiederum gehen wir von der ersten und frühesten Siedlung innerhalb der Grundherrschaft des Klosters Gengenbach aus. Rund um dieses Nordrach-Dorf entwickelte sich im Laufe des Spätmittelalters und der frühen

Neuzeit die Landesherrschaft der abteilichen Grafschaft Gengenbach in Nordrach-Moos und Nordrach Mühlstein/Schottenhöfen. Diese Grafschaft Gengenbach, die sich aus den Gebieten in Nordrachtal und dem Abteigebiet in Gengenbach rekrutierte, verhalf dem Abt von Gengenbach im Fürstenstand des Reichstages zu Sitz und Stimme. Über dieser Grafschaft Gengenbach stand der Inhaber der Ortenauer Reichslandvogtei mit Sitz in Ortenberg.

Diese Reichslandvogtei war ein Produkt kaiserlicher Bemühungen Ende des 13. Jahrhunderts, in der Ortenau einen Rest kaiserlich-königlicher Rechte zu wahren und diese in einer Landesherrschaft unter dem Einfluss des jeweiligen Klosters zusammenzufassen.

Die Reichslandvogtei wurde aber bis in das 16. Jahrhundert als Lehen vergeben. Zentren in der Reichslandvogtei waren neben der Burg Ortenberg die drei Reichsstädte Offenburg, Gengenbach und Zell a. H. Der Kaiser konnte auf diese Städte zurückgreifen, um die Reichsvogtei gegen ihre mächtigen Pfandherren zu schützen, falls dies notwendig werden sollte.

Zell a. H. als Stadt hatte seinen Ursprung in der Marktfunktion für sich und die beiden Täler Harmersbach und Nordrach sowie für das Land zwischen dem Talausgang bei Zell und der Kinzig. Im Jahre 1287 wird Zell noch „Dorf“ genannt, 1331 „Stat“. In diesem Zeitraum muss die Stadtgründung erfolgt sein. Zell war daher zunächst eine Klosterstadt. Dem Abt von Gengenbach als Grundherr in dieser Zeit musste daran gelegen sein, den sich entwickelnden Markt zu schützen. Im Jahre 1331 erhielt die Stadt Zell dieselben Rechte wie die damalige Reichsstadt Gengenbach. Damit wurde Zell a. H. Reichsstadt, aber die grundherrliche Situation des Abtes wurde dadurch gewahrt, dass er den Schultheißen und den Pfarrer dieser nunmehrigen Reichsstadt ernennen und bestimmen konnte.

Im Jahre 1351 erhielt der Straßburger Bischof die Pfandschaft über die Reichslandvogtei und damit auch über die Reichsstadt Zell. Sieben Jahre später erhielt der Bischof ein Privileg des Kaisers Karls IV., dass alle Pfandstädte seines Bistums außer dem Reichshofgericht nur dem Gericht des Straßburger Bischofs unterstehen. Dies hätte bedeuten können, dass kleinere Reichsstädte wie etwa Zell a. H. im Laufe der Zeit gewohnheitsrechtlich zu bischöflichen Städten hätten werden können. Dies war aber dem Gengenbacher Abt Lambert von Burn wie auch dem Kaiser in der folgenden Zeit immer mehr bewusst geworden. Karl IV. verlieh daher im Jahre 1366 für Zell folgende Privilegien:

Die Bürger der Stadt Zell und die Täler Harmersbach und Nordrach mit ihren Leuten und Gütern sind im Schirm und in der Gewalt des Hl. Reiches und des Kaisers.

Die Zwölf des alten Rates der Stadt Zell und die Zwölf zu Harmersbach sowie die Zwölf zu Nordrach sollen im Falle einer weiteren Verpfändung auf diese Zugehörigkeit zum Reiche und zum Kaiser achten.

Bürger, Eingesessene und Einwohner von Zell und genannten Tälern kommen in allen Erbsachen und allen weltlichen Gerichtssachen „vor die Richter der genannten Stadt Zell und Täler“.

Die Rechte des Straßburger Bischofs als Diözesanbischof sind davon nicht berührt.

Die Rechte des Gengenbacher Abtes an Wäldern und Forsten, d. h. dessen Gebiete in Nordrach-Moos und Nordrach-Mühlstein, sind nicht zu schädigen.

Man wird feststellen müssen: Spätestens im Jahre 1366 ist das Nordrachtal außer dem Gebiet der abteilichen Landesherrschaft in der Moos und auf dem Mühlstein Bestand des Reichsgebiets.

Die Formulierung aber, dass man in Erb- und allen weltlichen Gerichtssachen vor die Richter der Stadt Zell und der Täler kommen müsse, ist nicht eindeutig. Kommen die Reichsstadtbürger vor die Richter der Stadt und die Talbewohner vor den Zwölfer in ihren Tälern? Es müssen dort Zwölfer bestanden haben, wie einige Zeilen zuvor ausgesagt. Oder wäre es so, dass bei der Rechtsfindung in den einzelnen Tälern dort zuvor entschieden wird und danach der Rechtsakt in Zell besiegelt wird? Nur einzelne Spuren können für die zweite Interpretation sprechen.

Im Jahre 1450 verleiht der Nordracher Kirchherr, Johannes Schöfflin, als Besitzer des Syberberghofs, diesen als Erblehen an den Beständer Johann Moser von Büren. Diese Urkunde wurde sowohl vom Rat und Schultheiß der Stadt Zell wie auch vom Gericht Nordrach besiegelt.

Im September 1451 verkauft der vorgenannte Johannes Schöfflin – jetzt wird er als Leutpriester von Nordrach bezeichnet – den Syberberghof an Siegmund von Neuhausen, Conventuale des Klosters Gengenbach und Spitalherr in jener Stadt.

Dieser Rechtsakt aus dem Jahre 1451 wird mit Siegeln der Stadt Zell sowie des Gerichts und des Schultheißen von Nordrach bekräftigt.

Bestanden also im Jahre 1451 Gericht und Schultheiß in Nordrach weiter? Jede weitere Spur fehlt in diesem Zusammenhang. Festzustellen ist jedoch, dass die Stadt Zell immer bei Rechtsakten mitwirkt.

Im Jahre 1621 schließlich ist es eindeutig und dies bis zum Jahre 1803, dass das Schultheißenamt in Zell a. H. auch für Nordrach, Biberach, Ober- und Unterentersbach zuständig ist. Der vom Gengenbacher Abt eingesetzte Schultheiß schwört seinen Amtseid „vor Meister, den Zwölfen des alten Rats in Zell, vor den Gerichten und Geschworenen der Täler und Dörfer Nordrach etc. Des weiteren ist dort auch von der Stadt Zell „samt ihrigen zugehörenden Dörfern“ die Rede.

War aber die Zugehörigkeit Nordrachs zur Stadt Zell ein sich von 1366 lang hinziehender Prozess, bis um 1600, so wundert es nicht, dass sich die Nordracher im 17. Jahrhundert, nach dem 30-jährigen Krieg, gegen die Herrschaft der Stadt Zell wandten und nur noch unmittelbar vom Reich abhängig sein wollten.

Zwischen 1605 und 1699 versuchten die Nordracher ihr Wunschziel mit mehreren Immediatgesuchen, d. h. mit mehreren unmittelbar an den Kaiser gerichteten Bittschriften zu erreichen. Diese riefen natürlich Gegenpositionen der Reichsstadt Zell hervor. Letztere machte in den 80er Jahren des 17. Jahrhunderts auch Ansprüche auf die Besetzung der Pfarrei Nordrach geltend. Dort und auch bei anderer kirchlichen Angelegenheit musste sich die Stadt Zell der bischöflichen Gewalt in Straßburg unterordnen.

Der Streit des Tales und des Stabes Nordrach mit der Stadt Zell im 17. Jahrhundert wurde durch ein Urteil des Reichskammergerichts im Jahre 1667 beendet, wenn er sich auch noch in Nachscharmützeln bis 1699 hinzog.

Die wichtigsten Sachverhalte seien hier angemerkt:

1. Die Absonderung Nordrachs von Zell und die direkte Unterordnung unter den Kaiser ist nicht rechtens.
2. In bürgerlichen und strafrechtlichen Sachen ist der Rat der Stadt Zell die Obrigkeit für Nordrach.
3. Die Nordracher huldigen einmal im Jahr der Stadt Zell auf dem Platz vor dem Zeller Rathaus.
4. Nordrach trägt die Reichs-, Kreis- und andere korporative Steuern der Stadt Zell mit. Der Anteil, bisher auf ein Viertel festgelegt, muss immer neu ausgehandelt werden.
5. Es wird eine gemeinsame Kasse gebildet, aus der die Aufwendungen für städtische Bauten bezahlt werden.
6. Die Frondienste bleiben bestehen.

Demzufolge wird Nordrach in der Folgezeit als Stab von Zell a. H. bezeichnet. Die Nordracher waren Untertanen der Stadt Zell. Die Einwohner von Zell waren deren Bürger.

Was eigentlich in Nordrach damals bis 1803 selbst verantwortet wurde, weisen die späten Stabs- oder Talrechnungen Nordrachs nach.

Die „Rechnung über alles Einnehmen und Ausgeben des Thaals Nordrach gemeiner Einkünfte von September 1764 bis Oktober 1770“ verzeichnet an Einkünften den Holzverkauf in Scheitern und als Stämme, das Geld für Hintersassen, das Geld für Gemeindefrevel, für verliehenes Harzrecht, den Kleinzehnt, das Hühnergeld und immerhin 100 Gulden pro Jahr als sog. Stubenzins, d. h. die Pacht des Stubenwirts an die Gemeinde. An Ausgaben sind für die Zeit von 1764 bis 1770 vermerkt: der Kleinzehnt an den Pfarrer, das Hühnergeld nach Offenburg. Gemeindebauten mussten erhalten werden. Almosen waren bereit zu stellen, Zinsen und Ausstände waren zu begleichen. Einzelausgaben waren notwendig: für die beiden Gasthäuser „Bären“ und „Stube“ anlässlich verschiedener Bewirtungen, für den Vogt und die Gerichtsleute, für den Klosterkanzler und den Abt in Gengen-

bach, für den Schulmeister, für den Allmendschaffner, aber auch für insgesamt 300 Nägel.

Für den heutigen Kirchenchor von Nordrach ist wichtig, dass für die Jahre 1769 und 1770 erstmals Ausgaben für die „Singerer“ an Fronleichnam ausgegeben wurden.

Diese Talrechnung von 1764 bis 1770 wurde geführt durch Jakob Brüderle und Josef Öhler „der Zeit gemeinen Thals schaffner“. Sie wurde unterzeichnet von der „obrigkeitlichen Person“, den Stättmeister von Zell a. H. und dadurch bestätigt in Gegenwart von „Vogt, Gericht und Ausschuss auf der Stuben in der Nordrach“.

Alle im Nordrachener Gemeindearchiv erhaltenen Talrechnungen bis 1796 sind in ihren Einnahmen und Ausgaben gleich strukturiert. Sie waren in der Regel ausgeglichen, etwa der letzte von 1795/96 mit Einnahmen von 1965 Gulden gegenüber 1989 Gulden Ausgaben.

### *III. Die Vogtei und Gemeinde Nordrach erarbeitet sich neue Rechte, Verantwortungen und Strukturen*

Die ersten Jahre nach 1803 waren für Kurbaden außenpolitisch wichtig. Dabei galt es vor allem, das Staatsgebiet während der Koalitionskriege und am Ende Napoleons zu sichern und zu vergrößern. Erst 1819 kamen die letzten Gebiete zu Baden, u. a. die Herrschaft Geroldseck.

Innenpolitisch im Verhältnis zu den Vogteien und Obervogteiämtern gab es zunächst keine Veränderung.

Der Vogt bleibt das Oberhaupt, der Bürgermeister ist für die Finanzen zuständig. Die Gerichtsleute beraten und erklären sich zu Ehrenämtern bereit. Übergeordnete Behörde ist das Obervogteiamt in Gengenbach. Später Bezirksamt bis 1872, ehe es teilweise in das Bezirksamt Wolfach eingliedert wurde.

Auch gegenüber den Untertanen und Bauern ändert sich nichts. Die klösterlichen Eigengüter gehörten nun dem Staate Baden. Die Bauern zahlten dieselbe Abgabe jetzt als Pacht. In dieser Frage bahnte sich erst in den 30er und 40er Jahren des 19. Jahrhunderts die entscheidende Wende an, als die Bauern ihr Gut, auf dem sie bisher als Lehensinhaber oder als Pächter, nie aber als Eigentümer saßen, gegen eine einmalige Ablössungssumme als ihr Eigentum erwerben konnten. Jetzt erst saßen sie auf ihrem eigenen Land und der Staat brauchte sich nicht mehr um den Einzug der Pachten zu kümmern.

Die Vogtei Nordrach versuchte nach 1803 ihre wichtigsten Funktionen auszuüben und zu dokumentieren: Die Rechnung wird seit 1813 geführt; Finanzabwicklungen sind im Pfandbuch seit 1805 dokumentiert; das Kauf- oder Contraktenbuch gibt es seit 1810. Damit war der Grund- und Geldverkehr registriert und gemäß der Gesetze und Verordnungen durchgeführt. Dies erschien als besonders wichtig.

Inzwischen wirkte sich die schlechte wirtschaftliche Situation der Höhenhöfe im Bereich Moos, Kolonie und Fabrik aus.

Sie waren von ihrer geographischen Lage her nicht mehr trag- und konkurrenzfähig. Sie wurden durch die Ansiedlung der Glas- und Kobaltfabrik bedeutungslos. Fremde Menschen kamen in das Tal. Schließlich wurden die Höhenhöfe durch Verfügung vom 13. April 1822 aufgehoben; die Ackerflächen wurden aufgegeben, die Häuser mussten abgebrochen werden. Für heute ist es kaum verständlich, dass am 29. Juni 1823 gerade für diesen Talbereich eine eigene Stabhalterei Nordrach-Fabrik gegründet wurde. Diese wurde von einem Stabhalter und einem Verwaltungsrat aus zwei Personen plus dem Vertreter der Staatl. Forstverwaltung geleitet. In Nordrach-Fabrik gab es eine eigene Vermögens- und Polizeiverwaltung, auch eine eigenständige Schule blieb bis 1969. Deutlich wird dies in einem eigenen Lagerbuch und Besitzstandregister, in einer eigenen Rechnung ab 1829, in einem eigenen Kauf- und Pfandbuch. Dazu liegen eigene Grundsteuerzettel vor. Eigene Schulakten informieren über die Schule in Nordrach-Fabrik, die zunächst – vom Kloster Gengenbach gegründet – in einem Privathaus, seit 1830 im Forsthaus und seit 1911/12 in einem eigenen Schulgebäude untergebracht war.

Wir kennen alle die Weiterentwicklung in Nordrach-Fabrik: eine mehr oder minder vom Staat subventionierte Auswanderungswelle, ein Absinken der Bevölkerung von 450 auf 156 Einwohnern im Jahre 1861, eine drastische Reduzierung der Ackeranbaufläche auf 41 Morgen = 0,5 Hektar im Jahre 1869 und um 1890 die Ansiedlung eines Sanatoriums. Nach dem Ersten Weltkrieg, Weltwirtschaftskrise und Inflation war es dann zu verständlich, dass der teilweise eigenständige Status von Nordrach-Fabrik am 1. April 1929 aufgegeben wurde. Damals wohnten dort noch 159 Menschen, während die Gemeinde Nordrach selbst damals 1434 Einwohner hatte.

Damit konnte die neue Gemeinde Nordrach seit 1929 in allen Bereichen das durchführen, was eine moderne Gemeinde als Kommune und als unterste staatliche Behörde per Gesetz im Jahre 1831 zu leisten hatte.

Doch wie ging man dabei schon seit 1803 vor?

Das Erste war die Sicherung und Dokumentierung der Gemeindefinanzen. Sodann wurde der Geld- und Grundstückverkehr vor Ort geordnet und ebenso in Büchern und Zetteln (Formularen) dokumentiert. Für die Folgezeit bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts sollen im Folgenden einige beispielhafte Sachverhalte vorgetragen werden, die das Recht und das Verhältnis von Staat und Gemeinde betreffen.

- a.) Noch im Jahre 1803 wurden die Fronleistungen angesprochen. Der junge badische Staat behielt die zeitliche Belastung bei und änderte die Fronarbeit in Kulturarbeiten im herrschaftlichen Wald um. Die Fron selbst wurde in den 30er Jahren abgelöst und damit hinfällig.

- b.) In den Jahren 1803/04 wurde der Schulsaal in der „Stube“ renoviert, was sich in der Gemeinderechnung niederschlug. Dieser Schulsaal war 1745 auf Befehl des Zeller Magistrats eingerichtet worden. 1832 bis 1836 erfolgte der Bau des jetzigen Rat- und Schulhauses, in dem sich zwei Schulsäle im zweiten Stock befanden. Die heutige Schule stammt aus der Zeit zwischen 1925 und 1935.  
Die Kinder von Mühlstein gingen ab 1843 in diese Talschule, die von Fabrik erst seit 1969.
- c.) Ebenso wie die Gemeinde hatten auch Privatpersonen Probleme mit der neuen badischen Herrschaft. Im Streit zwischen ehemals reichsstädtischen und klösterlichen Bauern im Bereich Mooswald, Bärhag und Schönwald ging es um das Weiderecht (1805). Dessen Ende war nach Einsetzung einer Kommission, dass die Bauern der zwei Bezirke Schönwald und Bärhag Gelände abtreten mussten, um den Weidgang gewährleisten zu können.
- d.) Im Jahre 1811 wurde die gemeindeeigene „Stube“ versteigert. Der Zeller Bären-Wirt Matthiä Vollmer erhielt dabei mit 8010 Gulden den Zuschlag.
- e.) Im Jahre 1811/12 wurde akut, dass bei einem Bauern die Pachtzeit ehemals klosterherrlichen Gutes ablief. Der Betreffende wollte Sicherheit. Im Jahre 1812 wurde ihm ein badischer Lehensbrief ausgestellt, der dieselben Bedingungen wie der alte klösterliche aufwies. Auch dieses Problem löste sich in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts von selbst.
- f.) Für die ganze Bevölkerung waren die Gemeindeallmendwäldungen wichtig. Einerseits konnte man sich daraus das Bauholz sowie das Scheiter- und Spanholz für die Heizung und das Licht holen. Andererseits lieferten die Allmendwäldungen – damals noch weit mehr als heute – den nötigen Eckerich zur Mast der Schweine.  
Verschiedenste Verhandlungen über die Gemeindeallmendwäldungen erstreckten sich von 1812 bis 1824. Markante Daten und Sachverhalte während dieser Zeit waren 1817 „der Vergleich und die Abteilungs-Urkunde zwischen der Bad. Herrschaft und der Gemeinde Nordrach wegen der Nordrachener Allmendwäldungen“ und die Waldordnung aus dem Jahre 1819. Nach diesen Daten standen der Gemeinde 9/10 des ehemaligen klostereigenen Allmendwaldes zur Verfügung. Die Nutznießung für die Gemeinde und die einzelnen Bürger wurde geregelt. Bei der Erörterung verschiedenster Aspekte engagierte sich die Tagelöhnerschaft von Nordrach sehr. In mehreren Bittschriften versuchten sie, ihre Interessen zu wahren; ab 1819 forderten sie einen eigenen Waldrechner.
- g.) Ab 1830 wurde die Nordrachener Talstraße „richtig“ hergestellt, d. h. wohl erheblich ausgebaut. Dazu wurde die Straßenstrecke in einzelne Lose aufgeteilt, um diese dann möglichst kostengünstig zu vergeben.



- h.) Heute möchten wir der Nordrach als Bach kaum zumuten, dass darauf geflößt wurde. Dies ist seit dem späten Mittelalter aber nachgewiesen. Das Floßrecht stand der Herrschaft zu und dabei sollte es auch bleiben. Aber im Jahre 1834 hatte das Finanz-Ministerium das Floßrecht auf unbestimmte Zeit der Gemeinde Nordrach überlassen. Diese hat danach eine Floßordnung erlassen, die im Jahre 1854 durch eine neue Floßordnung des Bezirksamts Gengenbach ersetzt wurde. Diese galt dann sowohl für die Nordrach als auch für den Harmersbach.
- i.) Ähnlich verhielt es sich mit dem Jagd- und Fischrecht. Beide Rechte waren ursprünglich königlich und danach herrschaftlich. Das Fischrecht in der Nordrach gehörte dem Staat. Dieser konnte es verpachten oder die Gemeinde konnte es ablösen, wie es auch mit dem Jagdrecht geschah. Dieses stand im Jahre 1848 nachweislich allein der Herrschaft zu. Seit 1852 war die Jagd an zwei Pächter vergeben. Im gleichen Jahr löste die Gemeinde einen Teil des Jagdrecht im Staatswald für einen Betrag von 314 Gulden ein und verpachtete ihrerseits diese Jagdrechte an einen Pächter.
- j.) In diesen Jahren bewegen wir uns aber in einer Zeit, in der sich die Aufgaben einer Gemeinde gegenüber dem Jahre 1803 durch innenpolitische Reformen erheblich geändert und erweitert haben. Sie weisen in Richtung einer modernen Gemeinde-Verwaltung im heutigen Sinn (mit einer Vielzahl von Edikten und Reskripten von 1803 bis 1809 und der Gemeindeordnung von 1831). Dies wird an den Ausgaben-Rubriken der Gemeinderechnung etwa aus dem Jahre 1838 deutlich.
- Erhaltung von Liegenschaften, die Ertrag abwerfen,
  - Erhaltung von Liegenschaften, die keinen Ertrag abwerfen,
  - Grundlasten,
  - Lasten wegen Einnahmen von Berechtigungen und Anstalten,
  - Ausgaben für Schule und Kirche,
  - Ausgaben der Orts- und Sittenpolizei. Hier sind auch Ausgaben für die Armenpolizei und das Armenwesen aufgelistet,
  - Ausgaben für die Viehzucht,
  - Ausgaben gegenüber dem Bezirksamt und dem Staatsverband,
  - Kosten der Gemeindeverwaltung inklusive der Gemeindebesoldungen,
  - Gemeindeschulden,
  - So genannte Soziallasten, darunter der schon genannte Kleinzehnt, der an den Pfarrer weitergereicht wurde, sowie die Besoldung der Schullehrer.

Erfreulich daran war im Jahre 1838, dass das Rechnungsergebnis positiv für die Gemeinde Nordrach war: 27.991 Gulden an Einnahmen übertrafen die Ausgaben in Höhe von 27.726 Gulden.

#### *IV. Die Pfarrei Nordrach, einzige Einrichtung für das Gesamttal Nordrach mit Kontinuität*

Um im Mittelalter für uns als Pfarrei gelten zu können, müssen die Pfarrei, der Pfarrer, die Kirche und der Kirchenpatron eines Ortes bekannt sein. Unter der Berücksichtigung der geographischen Situation und der Besiedlung kann man dann sogar das Alter der Pfarrei bestimmen. Für das mittelalterliche Nordrach ist alles dazu Notwendige urkundlich belegt:

1287 besitzt das Kloster Gengenbach das Patronatsrecht in Nordrach. Dies heißt, dass das Kloster der Inhaber der Pfarrei ist. In den Jahren 1423 und 1450 sowie 1451 werden die Begriffe „Kirchherr“ und „Leutpriester“ genannt. 1451 ist der Leutpriester identisch mit dem 1450 erwähnten „Kirchherrn“.

Was bedeutet das?

Kirchherr ist derjenige, der bestimmen kann, wen er als Pfarrer auf eine Pfarrei setzt. Dies war beim Kloster Gengenbach ein dortiger Mönch, der, wenn er selbst die Stelle versah, zugleich auch „Leutpriester“, also Seelsorger war. Schließlich ist im Jahr 1459 das Kirchspiel Nordrach genannt, das über den Bezirk Nordrach-Dorf bis hinauf in die Moos reichte. Mitte des 16. Jahrhunderts sind Pfarrverweser genannt, die im Kloster Gengenbach wohnten und „ambulando“, d. h. mit Pferd oder zu Fuß, die betreffende Klosterpfarrei betreuten.

Die urkundliche Lage ist so, dass durchaus im Mittelalter in Nordrach eine Pfarrei bestand. Sie wurde als solche vom Kloster bestückt, solange die Mönche dazu ausreichten, war dies nicht der Fall, so konnte der Abt Weltgeistliche anstellen.

Der Kirchenpatron, der Hl. Ulrich, zwar erst als solcher in Nordrach im 16. und 17. Jahrhundert genannt, hilft uns ein wenig, das Alter der Nordrachener Pfarrei zu bestimmen. Dessen Verehrung setzte schon kurz nach seinem Tode im 10. Jahrhundert ein. Im späten Mittelalter war er ein beliebter Volks- und Kirchenpatron geworden. Vor allem war der Hl. Ulrich Fischerheiliger sowie ein Wasser- und Quellpatron. In Nordrach dürfte sich die Situation in der Dorfmitte erst im 13. Jahrhundert so verdichtet haben, dass man hier eine Kirche errichtete und diese zum Mittelpunkt eines großen Kirchspiels machte.

Damals genügte es übrigens, wenn der Seelsorger an Sonn- und Feiertagen sowie zweimal in der Woche den Gottesdienst feierte und die Sakramente spendete.

Die soeben angesprochene Pfarrkirche in Nordrach lag auf dem Gebiet des heutigen Friedhofs und war eine so genannte Chorturmkirche, die den Chorraum mit einem Turm darüber versah. In den Jahren 1725 und 1747 wurde diese Kirche erheblich erweitert, der alte Chor mit Turm abgebrochen und dahinter dann ein neuer Turm angebaut. Der heutige Kirchenbau

St. Ulrich ist ein Werk von 1904/1905. Eine groß angelegte Renovierung erfolgte vor nahezu 30 Jahren von 1974 bis 1977.

Wie gesagt, umfasste die Pfarrei Nordrach das gesamte Talgebiet, eventuell mit der Ausnahme von Mühlstein und Schottenhöfen. Diese gehörten zumindest im Jahre 1802 zur Pfarrei Zell. Doch dieser Sachverhalt ist ansonsten nicht aufzuklären.

### *Schlussgedanken über Geschichte, Gegenwart und Zukunft*

Ist die Geschichte die Lehrmeisterin für die Gegenwart und die Zukunft? Dies kann man mit Recht anzweifeln, besonders wenn man an unsere jüngste Vergangenheit denkt. Vielmehr – so meine ich – ist die Geschichte dazu geeignet, die Gegenwart und die Zukunft in ihren wesentlichen Zügen zu erleben und verständlich zu machen.

Zell a. H. hatte demnach in der Vergangenheit drei Hauptfunktionen: die Sicherung und Förderung des Marktes, als Zentrum für das Umland, und die Sicherheit und Verwaltung einer Reichsstadt.

Nordrach war ein Teil des Stadtgebietes von Zell, aber auch ein Teil der abteilichen Grafschaft Gengenbach. Die besondere Vogtei Nordrach vereinigte ab 1803 diese beiden Teile und übernahm die wesentlichen Aufgaben für die Versorgung seiner Bürger vor Ort.

Für die Zukunft bedeutet dies:

Zell a. H. wird die Marktfunktionen und die zentralen Verwaltungsaufgaben bündeln und ausbauen müssen zu einem starken Dienstleistungszentrum für das Harmersbach- und Nordrachtal. Dienstleistung umfasst dabei die alte Marktfunktion – man spricht ja heute von Lebensmittel- oder von Baumarkt – und erweitert diese um andere moderne zentrale Dienste.

Die Gemeinde Nordrach, die auch 1973 selbstständig geblieben ist, könnte ihre Zukunft in einer gut funktionierenden Verwaltung sowie in der lokalen Grundversorgung der Einzelbewohner sehen. Aufbauend auf der über 100-jährigen Tradition von Sanatorien und Kliniken ist es jedoch der Gemeinde Nordrach gelungen, einen speziellen Dienstleistungssektor gefunden und für sich gewonnen zu haben. Dieser wird und soll der Gemeinde Nordrach auch in Zukunft ein eigenes Gesicht nach außen und ein eigenes Bewusstsein geben.

\*Auszug aus der Festansprache „Nordrach im Jahre 1805“ am 29.3.2003 in Nordrach, teilweise veröffentlicht in „200 Gemeinde Nordrach“. Festschrift 2003, 4–14.

*Quellen:*

Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe, Abteilung 30, 66, 67, 105, 202, 228, 229  
 Badische Landesbibliothek Karlsruhe: Exemplar des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 (p 95 B 78527)  
 Nordrachener Gemeindearchiv  
 Reichsdeputationshauptschluss von 1803, Text veröffentlicht in: Huber, Rudolf: Dokumente zur deutschen Verfassungsgeschichte. Band 1, Stuttgart 1961, 1–26

*Literatur:*

*1. Ortsgeschichte von Nordrach*

Hirth, Fridolin: Das Nordrachtal. Heimatkunde. Das badische Davos. Nordrach 1930  
 Schülj, S. Kluckert, H.G.: Das Nordrachtal. Heimatkunde. Nordrach 1983  
 Kluckert, Hans-Georg: Nordrach. Geschichte, Menschen und Landschaft des Tales Nordrach. Nordrach 1989

*2. Weiterführende Literatur*

Baumann, Wilhelm: Die Auswanderung aus Nordrach, und Nordrach-Kolonie, im 18., 19. und 20. Jahrhundert, in: Die Ortenau (47) 1967, 102–111; 48, 1968, 145–162 und 49, 1969, 183–190  
 End, Reinhard: Das Benediktinerkloster in Gengenbach, in: Müller, Wolfgang (Hg.): Die Klöster der Ortenau. Offenburg 1978, 215–242  
 Disch, Franz: Chronik der Stadt Zell. Lahr 1937  
 Grau, M./Guttman, B.: Der Reichsdeputationshauptschluss von 1803. Entwicklung im deutschen Südwesten, in: Schlösser in Baden-Württemberg 1, 2003, 30–33  
 Grimm, Godehard: Zell am Harmersbach. Versuch einer Stadtgeographie. Zell 1970  
 Hitzfeld, Karlleopold: Die wirtschaftlichen Grundlagen der Abtei Gengenbach, in: Die Ortenau (41) 1961, 77–140 und 42, 1962, 84–154  
 Hohradt, Daniel: Statt Reichsfreiheit unter Landesherrschaft: Das Ende der Reichsstädte in Württemberg, in: Schwäbische Heimat 1, 2003, 26–37  
 Kauß, Dieter: Die mittelalterliche Pfarrorganisation in der Ortenau. Bühl 1970  
 Kirn, Christa: Glashüttenbetrieb und Kobaltwerk in Nordrach, in: Die Ortenau (36) 1956, 239–248  
 Mössinger, Wolfgang: Die Anfänge der Stadt Zell am Harmersbach, in: Die Ortenau (63) 1983, 69–78  
 Rödel, Volker: Die Säkularisation von 1802–03 in Baden, in: Badische Heimat (83) 2003, Heft 2, 184–193  
 Staedele, Alfons: Die Abtei Gengenbach zur Zeit der Säkularisation, in: Die Ortenau (34) 1954, 124–129  
 Zoege von Manteuffel, Claus: Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons. Katalog- und Aufsatzbände. Stuttgart 1987

Dieter Kauß, Hildastr. 89, 77654 Offenburg

## Stollhofen, eine Zähringer-Gründung?

### Entdeckung der mittelalterlichen Stadtplanung

*Ernst Gutmann*

Nach der Durchsicht des Buches „Entdeckung der Mittelalterlichen Stadtplanung“ von Klaus Humpert und Martin Scheck (Theiss Verlag) versuchte ich, die von den Forschern gewonnenen Erkenntnisse auf die Gründungsstruktur von Stollhofen zu übertragen.

Die Forscher gehen davon aus, dass alle Gründungen im 12. bzw. 13. Jahrhundert nach dem gleichen Muster vermessen und angelegt wurden. Dabei stieß ich ebenfalls auf die erstaunlichen Erkenntnisse, dass auch unser Stollhofen nach dem gleichen Kreisbogensystem, wie auch z. B. Villingen, Rottweil, Offenburg, Freiburg usw. ausgemessen worden war. Auch ist das Messmaß von damals mit einem Fuß mit 32,4 cm bei allen damaligen Gründungen gleich.

#### *Überregional*

Bei den in der Forschungsarbeit genannten zahlreichen Städte handelte es sich u. a. auch um Gründungen, die von den Zähringern um 1120 bis 1200 vorgenommen wurden. Aber auch bei späteren Gründungen, so z. B. bei Kenzingen von den Üsenberger um 1249, wurde dieses Verfahren angewendet. Wie auch bei Villingen, Kenzingen und Rottweil, auch vermutlich bei Offenburg, wurde auch bei Stollhofen, neben einer vorhandenen Alt-Siedlung, eine neue Stadt geplant.

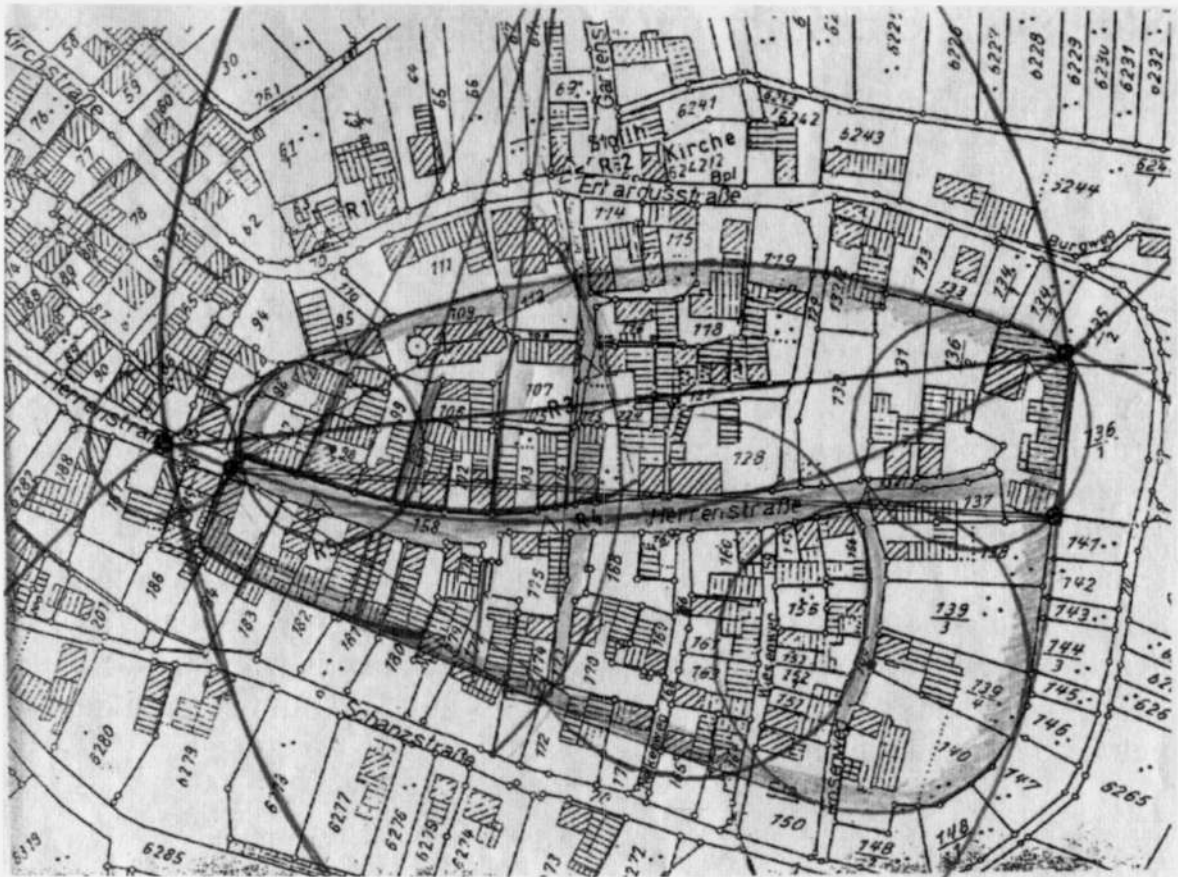
#### *Stollhofen vor der Stadtgründung*

Vor der Gründung der Stadt Stoffhofen bestanden schon über Jahrhunderte ein Dorf mit der Mutterkirche einer großen Ursparrei, zwei Höfe von der benachbarten Abtei Schwarzach und ein Adelssitz der Herren von Stadelhoven am Hochufer des Sulzbachs. Die wichtige Nord-Süd-Straße (vormals Römerstraße) zog durch die Siedlung.<sup>1</sup>

#### *Die Planung der Stadt vor 1300*

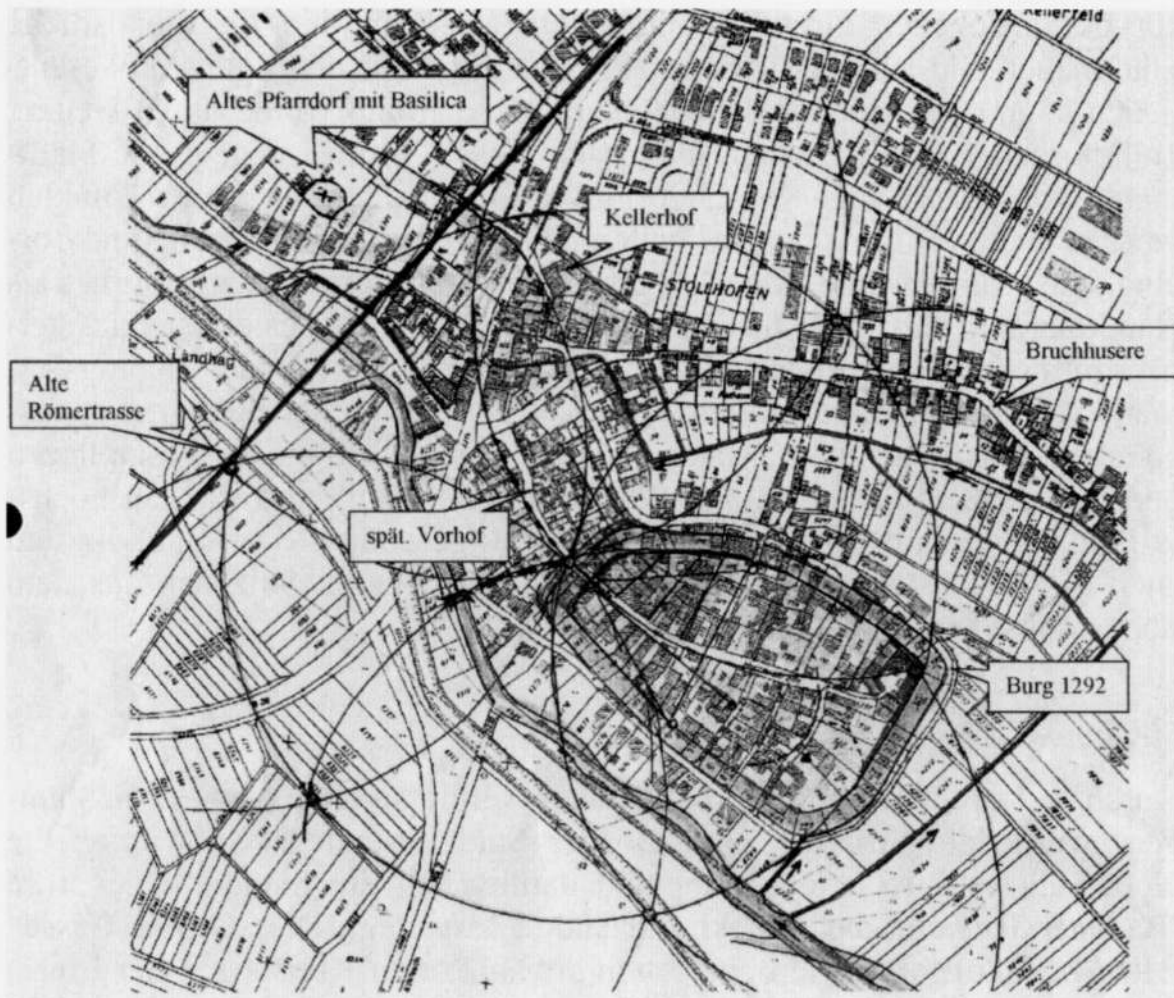
Der erste Arbeitsgang bestand darin, alle Hindernisse (Bäume usw.) auf dem Bauplatz abzuräumen.

Dann legte man die Siedlungsachse fest. In einer Entfernung von exakt 1000 Fuß (324 m) von einem damals schon im „Dorf“ bestehenden Hof



Die Stadt Stollhofen um 1300. Überzeichneter Grundriss über den Katasterplan. Über die Kreisbogenmethode erscheint die Oval-Form als logisches Ergebnis der Planung. Alle Maße sind auf Fuß, 32,4 cm, aufgebaut. Die genau nach Osten zum ehemaligen Burgturm ausgerichtete Linse verläuft im Norden an der ehemaligen Stadtmauer und begrenzt im Süden die Herrenstraße. Einen weiteren Messpunkt, am späteren Stadttor, 100 Fuß nach Osten vom Messpunkt vor der Brücke zur Stadt entfernt, legte die Grundlage zur Aufteilung der Straßenführung innerhalb der Mauer. Eine 450 Fuß lange Messschnur bestimmt die Stadtorte der Tore nach Norden und Süden und auch die Straßenführung der Nord-Süd-Achse. Kleinere Kreisbögen bestimmten die Rundung der Stadtmauer im Südosten und die Straßenführung des heutigen Rosenwegs. Über einen Messpunkt, der nördlich der Mauer zu finden ist, bestimmte man die Gassen zum Kirchplatz.

setzte man den ersten Messpunkt. Dieser Messpunkt lag am Rande der projektierten Brücke zum Stadteingang. Der zweite Punkt wurde auf dem schon bestehenden oder projektierten Burgturm festgesetzt, der wiederum exakt 1000 Fuß vom zweiten Messpunkt entfernt lag. Um diese Punkte zog man nun Kreise mit einer Messschnur von wiederum exakt 1000 Fuß Länge. Damit erhielt man die Grundstruktur der neuen Stadt. Auch der Verbindungsweg zwischen der Alt-Siedlung und der Neugründung folgte diesem Kreisbogen. Die Rundung der „Front“ der neuen Stadt wurde aus Verteidi-



Übersichtskarte der Gründung. Der zentrale Messpunkt liegt wieder vor der Brücke der neu zu gründenden Stadt. Über die Messschnur von 1000 Fuß sind alle weiteren Messpunkte gesetzt worden. Weitere Hauptpunkte sind neben dem Burgturm auch ein damals schon vorhandener Hofplatz in dem Urdorf unweit der alten Kirche. Auch die Zufahrtswege zur Neuen Stadt wurden über die Messkreise festgelegt (westliche Herrenstraße und Lammgasse). Bei dem späteren Ausbau der Stadt nach Westen hin verschoben sich die Straßentrassen. Die neue Brücke über den Sulzbach folgt auch einem Messkreis. Die Römerstraße, die westlich der Mühle den Bach überquerte und dann nach Norden (Alosia-Rand-Straße), verlor spätestens damals ihre Funktion. Zwischen dem alten Dorf und der neuen Stadt liegt noch unbesiedelt der spätere Vorhof.

gungsgründen nach Westen hin etwas abgeändert. Dort sollten rechts und links neben dem neuen Stadttor zwei Wehrtürme entstehen. Am Standort des Torturms wurde ein weiterer Messpunkt fixiert.

Die beiden ersten Kreisbögen bildeten in der Mitte zwischen den beiden Messpunkten eine Linse. Der Nordrand der Linse diente als Richtlinie für die Stadtmauer im Norden, der Südrand wurde zur Herrenstraße. Auch ei-

ner der gezogenen Grund-Bogen diente als Richtlinie für die östliche Stadtmauer. Sie südliche Abgrenzung der Stadtmauer folgte im Wesentlichen dann dem hier durchfließenden Sulzbach und wurde durch weitere Teilkreise fixiert. Es entstand nun nach diesen Vermessungen eine Stadtmauer von einer Länge von 2600 Fuß = 842,4 m). An wichtigen Punkten wurden weitere Türme geplant und gebaut. Die Ecken der Türme und Tor-eingänge wurden mit gotisch behauenen Sandsteinen ausgeführt. Das Hauptmaterial für die Mauer bestand aus den hier hergestellten Backsteinen mit dem gleichen Format wie am Münster in Schwarzach (Königsformat). Vor der Mauer wurde ein 75 Fuß = 24,30 m breiter Stadtgraben ausgehoben. Das gewonnene Material diente zur Auffüllung von Bauplätzen und den Straßenführungen. Auch das Innere der Burg, übrigens der höchste Punkt innerhalb der Mauer, wurde so aufgeschüttet. Das Bauholz und auch die Bruchsteine erhielt man über den floßbaren Sulzbach aus dem Schwarzwald.<sup>2</sup>

#### *Siedlungsfläche innerhalb der Stadt*

Durch weitere Kreisbögen und Dreiecksvermessungen (siehe Zeichnungen) wurde die Struktur innerhalb der Stadt festgelegt. So wurden die Nord-Süd-Achse (Gartenstraße) und damit auch die Standorte der Tore (Badener Tor) und das projektierte Südtor festgelegt. Die „Grosse Gasse“ (Herrenstraße) folgt, wie oben schon erwähnt, dem Kreisbogen der Linse. An der Kreuzung Herrenstraße – Gartenstraße wurde das Rathaus projektiert. Die beiden Hauptstraßen sollten einen Straßenmarkt bilden. Für die Größe der Siedlung war der Marktplatz mehr als ausreichend, man plante auf Zuwachs. Den Kirchplatz legte man, wie auch in den anderen Gründungen, etwas abseits in einer Seitengasse an. Auch diese Gassen wurden durch eine Messschnur festgelegt. Im Osten der Stadt entstand oder bestand schon die Burg.

#### *Die Bauplätze*

Die Hofplätze wurden alle in der gleichen Größe angelegt. Die Bauplätze hatten die Abmessung von etwa 50 Fuß (16,2 m) × 100 Fuß (32,4 m). An der Herrenstraße entlang entstanden die Häuser mit der schmalen Seite nach der Straße, die Grundstücke wurden mit Durchfahrten oder Hintergassen erschlossen. Somit hatten alle Hofplätze eine Fläche von ca. 5,3 ar. Die etwa 60 Hofplätze erhielten die Neusiedler als Eigentum und wurden immer in den Akten als „frei, ledig und eigen“ tituliert.<sup>3</sup> Nur die sechs Grundstücke in der Rosenstraße waren größer. Diese Gasse wurde bei der Planung mit einem Teilkreis ausgemessen. Die Grundstücke an der Gasse waren, wie auch die Burg, dem Landesherrn vorbehalten. Hier bauten die



vom Stadtherrn angesiedelten Adligen (von Rust, von Bach, von Fleckenstein, von Haller, von Röder usw.) ihre Höfe auf.<sup>4</sup>

### *Die Wasserversorgung*

Zur Infrastruktur jeder Siedlung gehört die Wasserversorgung. Diese wurde, wie auch in anderen von Zähringer gegründeten Städte, durch ein Bachsystem gewährleistet. Über den vom Sulzbach gespeisten Stadtgraben erhielt auch der Burggraben sein Wasser. Ein weiterer Zufluss wurde bei der Burg in die Stadt geleitet, der an der Herrenstraße entlang lief. Von diesem zentralen Wasserlauf aus wurden alle Seitengassen versorgt. Das Abwasser verließ die Stadt durch die Mauer in den Stadtgraben. Reines Trinkwasser für die Menschen wurde durch gemauerte Grundwasserbrunnen gewonnen.<sup>5</sup>

### *Außerhalb der Stadtmauer*

Wie oben schon erwähnt, folgte der Weg zwischen dem Dorf und der neuen Stadt dem Kreisbogen. Im Vorfeld der neuen Stadt legte man eine mächtige Steinbogenbrücke über den wasserreichen Sulzbach an. Auch die Brücke lag an einem Kreisbogen. Hier wurde später ein einträglicher Straßenzoll erhoben. Dadurch wurde der Durchgangsverkehr von der alten Straßenführung im Westen (ehemalige Römerstraße) an die Stadt herangeführt. Das Gebiet zwischen Alt-Dorf und Stadt, später Vorhof genannt, wurde im Laufe der Zeit ebenfalls locker besiedelt. Hier entstand später der badische Zollhof. Nach 1472 wurde dieser Vorhof befestigt und mit den zwei Toren (Lichtenauer und Söllinger Tor) versehen.<sup>6</sup>

Das alte Dorf mit Kirche, Pfarrhof, Mesnerei, Beginnenkloster, Mühlen, klösterlich-Schwarzacher Münzhof, Kellerhof und der Siedlung Bruchhäuser (Bannstraße) wurde zur Vorstadt.<sup>7</sup>

### *Ergebnis*

Die Stadt war also von kompetenten Spezialisten, die als freie Bauunternehmen umherzogen und ihre Dienste anboten, im Auftrag des Stadtherrn geplant worden.

Die Planung zeigt auch, dass die neue Stadt für 60 Bürger und sechs Adlige vorgesehen war. Damit plante man die Stadt für eine Einwohnerzahl von rund 400 Seelen. Außerhalb der Stadt wohnten weiterhin die dörflichen Untertanen. Um 1625 befanden sich (mit der Erweiterung) rund 100 Wohnplätze innerhalb der Stadtmauer, außerhalb zählte man 35 Häuser und somit etwa 1000 Seelen.<sup>8</sup>

*Quellen*

- 1 Die erste echte Urkunde von 1154 nennt eine „curia dominicalis cum basilica“ in Stadelhoven. Eine ältere Urkunde (Fälschung) von 961 (Staden) (Regesten der Bischöfe von Straßburg, 248, Nr. 145) und auch der schriftliche Hinweis auf das Jahr 1032 von Karl Reinfried können nicht gewertet werden. Tatsächlich wurde im Jahre 1994 bei Bauarbeiten in der Nähe des Friedhofs ein Spitzgraben angeschnitten, der vermutlich zum Schutz einer römischen Straßenstation diente. Der Friedhof und die oben genannte „basilica“ war zugleich der Ortsmittelpunkt der Ansiedlung „Stadelhoven“ bis zur Gründung der Stadt.
- 2 GLA Gayling A 18) 1302, hier wird der Ort erstmalig als Stadt erwähnt. Die Stadt war als Reichslehen über den Burggrafen von Nürnberg über die Herren von Gerolseck an die Ritter von Windeck gekommen. Die Herren von Windeck konnten über den Sulzbach die Baustelle mit dem nötigen Bauholz und Sandsteinen versorgen. Die Ziegelsteine hatten das gleiche Format wie die Steine am Münster in Schwarzach, das etwa zur gleichen Zeit entstanden ist. Die Abmessungen wurden dem amtlichen Katasterplan der Gemeinde entnommen.
- 3 GLA 66/8382 „die hayligen s. cyriak“, 1377. Die Hofplätze innerhalb der Stadt wurden mit „frei ledig und eigen“ bezeichnet.
- 4 Adelssitze in der Stadt, 1381, die von Bach (GLA 67/1321 fol. 4), Fleckensteiner 1407 (RMB I 2388/2389), Röder von Tiefenau 1488 (GLA 37/250 Konv. 2), Haller von Hallerstein 1555 (GLA 37/249 Konv. 12 od. GLA 67/53 fol. 408-411) u. a. m.
- 5 Die Quellordnung von 1741 (GLA 66/8397). Diese Ordnung wurde nach einer älteren Ordnung, die 1689 vernichtet worden war, wiederhergestellt.
- 6 GLA 66/8383 von 1472 bzw. GLA 66/8384 von 1511. In dieser Zeit wurde die Stadt nach Westen erweitert. Der Zoll- oder Badische Ladhof, der bisher vor der Stadt an der Landstraße lag, wurde durch die Stadterweiterung gesichert. Das Söllinger und das Lichtenauer Tor wurden über die Landstraße gebaut.
- 7 Schon 1472 bzw. 1511 (s. unter 7) wird schon die „Vorstadt“ genannt. 1588 brannte die Schule in der Vorstadt bei der Kirche ab (GLA 229/102565). In den Akten der Pfarrei heißt es schon 1377 (GLA 66/8382) St. Cyriak „vor der stat“ bzw. St. Erhardus 1448 „in der stat“.
- 8 Nach dem modernen Katasterplan befanden sich etwa 60 ca. gleich große Hofplätze in dem Gründungsareal. Dazu kamen noch etwa sechs Plätze am heutigen Rosenweg (ehemaliger Schlossgarten im Jahre 1700, vgl. Bürgerbuch GLA 66/8396). Rechnet man 66 Hofplätze  $\times$  6 Einwohner und die Bewohner der Burg, dürften etwa 400 Menschen innerhalb der ältesten Stadtmauer gewohnt haben. Außerhalb verblieben die beiden Mühlen, das Pfarrhaus, der Kellerhof und einige Bauernhäuser. 1472 wird auch schon eine weitere Siedlung an der heutigen Bannstraße erwähnt (Bruchhusere). Durch die Erweiterung der Stadt nach Westen, nach 1472, kamen nochmals rund 25 Hofplätze hinzu. 1625 (GLA 66/8392) zählte man 134 bürgerliche Familien und 50 Soldaten mit ihren Familien in der Garnison. Somit dürfte die Stadt damals etwa 1000 Einwohner gezählt haben.

## Der Zixenberg in Niederschopfheim

*Hermann Löffler*

Wenn man auf der Bundesstraße 3 von Offenburg, Lahr oder Ichenheim auf Niederschopfheim zufährt, sieht man von weitem den Zixenberg, einen Lößhügel, der aus der Vorbergzone kommend weit in die Rheinebene hineinragt. Weil es zu diesem Berg viel Geschichtliches und Geschichten gibt, sollen sie hier einmal zusammengefasst erzählt werden.

### *Der Name*

ist die verstümmelte Form von Sixtusberg und deutet auf die Zeit, als die Römer in den Jahren nach der Zeitenwende in unserer Gegend waren. Sixtus war ein sehr häufiger Name bei den Römern. Zix ist in der Umgangssprache der Niederschopfheimer die Abkürzung für den Namen Sixtus.

### *Die strategische Bedeutung und Funde*

Auch für die Römer waren strategisch günstige Stellen sehr wichtig. Weil der Zixenberg weit in die Rheinebene hinausragt und aufgrund verschiedener Funde geht man davon aus, dass die Römer hier einen Beobachtungsposten hatten. Von diesem konnten sie auf ihre ca. 500 Meter westlich, heute unmittelbar an der Autobahn liegende Römersiedlung blicken. Sie sahen schon von weitem, was sich von Süden aus Richtung Friesenheim und von Norden aus Richtung Offenburg auf der aus diesen Richtungen kommenden Römerstraßen auf diese Siedlung zu bewegte. Nach Westen konnten sie auf die engste Stelle der Rheinflussarme bei Dundenheim und nach Osten über die ganze Vorbergzone des Schwarzwaldes blicken, und vom Zixenberg führte ein Weg (heute die Langgass) zur römischen Heerstraße nach Diersburg, die dort vom Kinzigtal und von Lahr vorbeiführte.

Auf dem Zixenberg und seiner Umgebung wurden Schmuckperlen, Tasenreste, Scherben von Töpferwaren und eine 40 cm hohe Sandsteinvase gefunden, wie sie bei Römern üblich waren; außerdem Geldmünzen von Oktavian bis Trajan 98–170 n. Chr. Gerade diese Funde beweisen, so die Heimatforscher Pfarrer Wilhelm Bartelt aus Niederschopfheim und Professor Otto Kähni aus Hofweier, dass hier Römer gelebt haben.



*Siegel des Heinrich Ritter von Schopfheim an Pergament-Urkunde vom 10. Juni 1300*  
*General-Landesarchiv Karlsruhe*

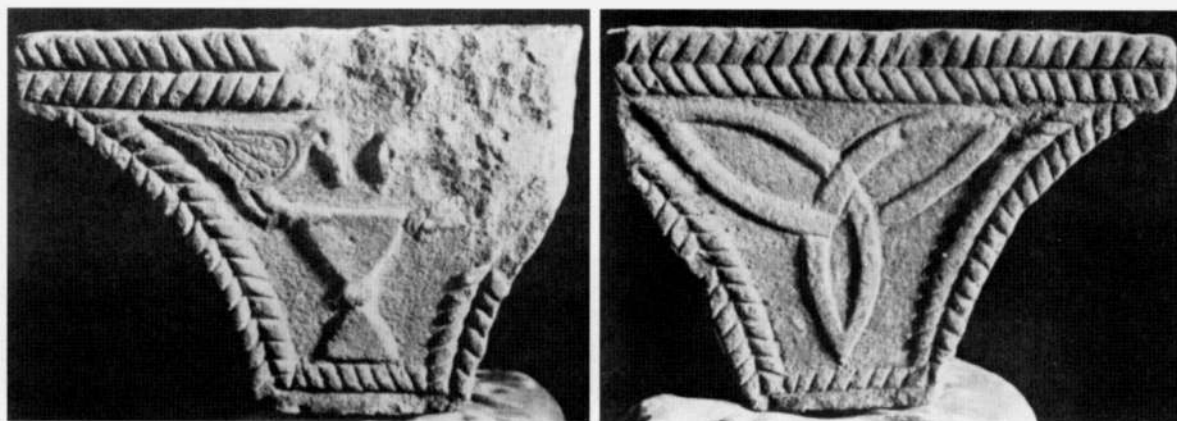
### *Der Spielberg*

ist ein nach Osten an den Zixenberg angrenzender, ein paar Meter tiefer liegender Bergrücken, nur unterbrochen durch einen wahrscheinlich künstlich angelegten, ca. vier Meter breiten Graben.

Pfarrer Bartelt meint, der Name ist aus dem Namen Spiegelberg entstanden, was dem römischen „mons speculae“ entspricht und Berg zur Aussicht/Beobachtung heißt. Speculae war auch der Name für römische Wachtürme, die beiderseits des Rheins standen. Auch dies ist ein Hinweis auf die Anwesenheit der Römer auf dem Zixenberg.

Auf griechisch heißt ein Militärbeobachtungsposten „Skopälos“. Dies erscheint im Lateinischen zu „Scopus“ verkürzt und heißt übersetzt: Felsvorsprung oder Stelle, von der man weit ins Land blickt. Pfarrer Bartelt meint, dass dies die Wurzel für den Namen Schopfheim ist; zum ersten Mal erwähnt als „Scofhaim“ im Testament des Abtes Fulrad vom Jahre 777.

Abt Fulrad war Kanzler des französischen Königs, Erzkaplan am Königshof und Abt des königlichen Hausklosters in St. Denis bei Paris. Er hatte beiderseits des Rheines Besitzungen, neben Niederschopfheim z. B. auch Waltersweier und Schaeffersheim im Elsass. Ein Foto, mit dem Teil des Testamentes von Abt Fulrad, auf der die Ortsnamen ersichtlich sind, hängt im Bürgersaal des Rathauses Niederschopfheim.



Vorder- und Rückseite des Sandsteinkapitells, das 1886 am Zixenberg gefunden wurde. Original: Badisches Landesmuseum. Abgüsse: Rathaus Hofweier/Niederschopfheim

### *Die Ritter von Schopfheim*

Vom 11. bis Ende des 13. Jahrhunderts gab es das Rittergeschlecht derer von Schopfheim. Erstmals erwähnt sind sie 1066 in einer Urkunde der Abtei Eschau im Elsass. Im Wappen hatten sie einen fliegenden Adler. Bartelt bringt auch dies wieder in Verbindung zum Zixenberg, indem er den Adler als Tier mit scharfen Augen deutet, der von seinem Horst weit in die Ebene blickt. Ihre Burg stand auf dem Zixenberg. Leider ist über sie wenig bekannt und auch wenig übrig geblieben.

Professor Kähni, Hofweier, nimmt an, dass die Burg, er zitiert hier aus alten Dokumenten, „1441 zerstört wurde an dem Tag, als Niederschopfheim verbrannt war“ (wahrscheinlich in der Fehde zwischen den Herren von Hohengeroldseck und Johann von Mörs-Saarwerden um die Herrschaft Lahr-Mahlberg).

Ca. 400 m östlich des Zixenberges, am Ende des Spielberges beim so genannten Kapellele, das 1731 Hans Adam Frantz erbaut hat, wurden bei Rebumlegungen vor dem 2. Weltkrieg mehrere Skelette in regelmäßiger Lage gefunden. Pfarrer Bartelt meint, dies könnte ein Begräbnisplatz der Burgbewohner gewesen sein.

### *Hinweise auf die Burg*

Auf die Burg weisen hin der Name „Burghalde“ – Gebiet nordwestlich des Zixenberges, Burggraben und Burgbühel in einer Urkunde von 1534. Außerdem ein Sandsteinkapitell, das auf einem Feld östlich des Zixenberges gefunden wurde. Auf der einen Seite dieses Kapitells sind drei ineinandergelagerte Kreisbögen eingemeißelt, auf der anderen Seite zwei Tauben, die aus einem Kelch trinken. Da es sich bei den Abbildungen um



„Eselsgässle“, das am westlichen Ende der Schwaighofstraße zum Burggraben hinauf führt. Über dieses Gässchen haben Esel Lebensmittel, Wasser und anderes vom Schwaighof zur Burg transportiert. Der Schwaighof stand unterhalb des südlichen Abhanges des Zixenberges auf den Grundstücken der heutigen Anwesen Mättler/Ehret in der Hauptstraße 13/15. Der Schwaighof gehörte im 13. Jahrhundert dem Kloster Hohenburg (Odilienberg/Elsass). Im Torpfosten des Schwaighofes, der heute noch auf der Grenze zwischen beiden Anwesen steht, ist als Wappen ein Pflugeisen, ein Stecheisen, ein Rebmesser und die Jahreszahl 1595 eingemeißelt. Schwaighof bedeutete in früheren Zeiten Viehhof (Schwaig = Vieh).

christliche Symbole handelt, nimmt man an, dass das Kapitell aus der Burgkapelle stammen könnte.

Die Seite mit den drei ineinander laufenden Kreisbögen wurde zur Grundlage des neuen Wappens der Gemeinde Hohberg (bis 1972, die ehemaligen Gemeinden Diersburg, Hofweier, Niederschopfheim).

1976, bei einem Wettbewerb der Gemeinde zur Findung eines Wappens für Hohberg, wurde dieses Symbol von der damals 12-jährigen Sigrid Löffler als Wappen vorgeschlagen und von Gemeinderat und Genehmigungsbehörden für gut befunden. Harald Huber schreibt in seinem „Wappenbuch Ortenaukreis“: „Die Gemeinde hat mit dieser Wahl ins Schwarze getroffen. Seine Sprache ist jedermann verständlich. Ein Appell an die Einheit in dieser traditionsbewussten Dreiheit.“

Der Originalstein befindet sich im Badischen Landesmuseum in Karlsruhe; Nachbildungen in den Rathäusern Hofweier und Niederschopfheim.

Ein weiterer Hinweis liefert uns das im Volksmund sogenannte

Vor Jahren wurden auf dem Zixenberg auch Mauerreste und große Backsteine gefunden, wie sie in früheren Zeiten hergestellt wurden. 1999 stieß Bäckermeister Klaus Franz (Sunne-Beck) bei Gartenarbeiten am Südhang des Zixenberges auf ein ca. 3 Meter  $\times$  1,50 Meter großes Fundament, das aufgrund seiner Lage ein Teil von einem Stützpfiler der Mantelmauer der Burg sein könnte. Bartelt schreibt auch, dass in Urkunden bis ca. 1700 Burg und Dorf Niederschopfheim stehende Begriffe waren.

### *Die Sage vom Schatz im Zixenberg*

Auf dem Zixenberg stand eine Burg. Weil Raubritter das Geld und die Schätze der Burg rauben wollten, haben die Burgherren das Geld und die Schätze in einer mit Silberblech ausgeschlagenen Truhe tief unter dem Keller vergraben.

Lange Zeit nach der Zerstörung der Burg hat ein Niederschopfheimer geträumt, dass man die Schatztruhe finden würde, wenn man auf dem Burghügel tief genug gräbt. Beim Suchen und Graben darf jedoch nicht gesprochen werden. Am nächsten Tag begannen der Mann und einige seiner Freunde sofort zu graben. Nach dem dritten Tag hatte man noch immer nichts gefunden, obwohl das Loch schon sehr tief war. Die Männer wollten schon aufgeben, einigten sich aber dann doch noch einen Tag weiterzugraben. Am nächsten Tag, kurz vor Einbruch der Dunkelheit, stieß einer der Schatzsucher auf etwas, das hohl und hölzern klang. Beim vorsichtigen Weitergraben kamen plötzlich die Silberbeschläge der Schatzkiste zum Vorschein. Die Männer waren so überrascht und erfreut, dass einer spontan ausrief: „Do isch si jo!“ Kaum hatte er ausgesprochen, kam ein großer schwarzer Hund, legte sich auf die Kiste und verschwand mit ihr im selben Augenblick im Berg, weil das auferlegte Schweigen nicht eingehalten wurde. Somit dürfte der Schatz auch heute noch tief unten im Zixenberg an einem geheimen Platz liegen.

Wer möchte als nächster versuchen, den Zixenberg-Schatz zu heben?

### *Der Zixenberg in jüngerer Zeit*

Der Kalksteinbruch, das Bergwerk und das Kalkwerk

Im August 1892 hat der Großherzogliche Bergmeister aus Karlsruhe in der Kalkgrube und im Kalksteinbruch in Niederschopfheim eine bergbauliche Grubenbefahrung durchgeführt. Die Grube und der Steinbruch gehörten zu dieser Zeit dem am 9.11.1859 geborenen Theodor Schmiederer aus Niederschopfheim, der auch eine Seilerei betrieb.

In seinem Bericht an die großherzogliche Domänenverwaltung in Karlsruhe schreibt der Bergmeister: „Die Kalksteinlager bei Niederschopfheim,

Hofweier und Zunsweier sind erstmals in den sechziger Jahren von einem Obersteiger Ehmüller aus Zunsweier gemutet worden. Ehmüller erhielt auch von der Direktion der Forsten, Erz- und Gütermathen einen Lehenbrief zur Gewinnung von Schwarzkalk in einem Großaufelde von 100 Lachter Breite und 150 Lachter Länge. (Der Lehenbrief wurde von seiner königlichen Hoheit, dem Großherzog ausgestellt.) Nach weiteren Schürfarbeiten auf die gleiche Gesteinsart wurde am 7.8.1874 ein Nutzschein erteilt und am 10. Juni 1875 wird dem gg. Ehmüller ein Grabelehen von 13,5 Hektar auf Gemarkung Niederschopfheim zugesprochen.“

Diese Fläche erstreckte sich entlang der heutigen Alten Landstraße, etwa vom Gasthaus Sonne bis zum Anwesen Elektro-Huber, und über den Zixenberg bis etwa an die Straße an der ehemaligen Steppdeckenfabrik Ernst Jäckle.

Am 26.1.1887 starb Michael Ehmüller. Im Zuge der Erbteilung unter den Kindern des Verstorbenen am 19.12.1887 erhielt die Tochter Adelheid die Grundstücke, die zum Steinbruch gehörten, und das Lehen zum Kalkabbau. Beides übergab sie sofort ihrem „erstehelichen“ Sohn Theodor Schmiederer, dem Enkel von Michael Ehmüller, mittels öffentlicher Urkunde. Dabei hat Theodor Schmiederer versäumt, das Lehen zum Kalksteinabbau auf seinen Namen im Grundbuch eintragen zu lassen. Dieser Eintrag wurde dann vor dem Notar, dem Gemeinderat und mit Zustimmung aller Erben des Michael Ehmüller, die ebenfalls anwesend waren, am 1. Februar 1889 im Grundbuch vollzogen.

Zuvor hatten, nach einem Bericht der Ortspolizei vom November 1888, ein Bernhard Billian aus Zunsweier und im Januar 1889 ein Eusebius Silcher aus Niederschopfheim einen Kalksteinbruch am Zixenberg im heutigen Bereich Alte Landstraße zwischen den Anwesen Möschle und Elektro-Huber eröffnet. Billian hatte einen Arbeiter ständig beschäftigt, Silcher drei Arbeiter, die nur alle 14 Tage arbeiteten, jedoch nicht im Winter. 1891 übernimmt Theodor Schmiederer auch diese Steinbrüche. Bereits 1890 hatte er beantragt, ein Haus für ein Dynamitlager zu bauen.

Der Bergmeister berichtet weiter: „Der Kalkstein wurde früher unter dem Namen Schwarzkalk in der Offenburger Glasfabrik verwendet und gehört in die Muschelkalkreihe. Gegenwärtig wird der dunkel violettblaue Kalkstein mehr zum Häuserbau und noch mehr auch zur Straßenbeschotterung verwendet, da er sich wegen seines Bitumengehaltes weniger zum Brennen eignet.“ Bei dieser Befahrung stand das Bergwerk in Folge eines Bergsturzes am 14. Mai still. Im Tagebausteinbruch an der Rifengasse wird jedoch mit drei Arbeitern gearbeitet. Der Stollenbetrieb soll erst im Winter wieder geöffnet werden.

Aus einem Lageplan aus dem Jahre 1874, der sich im Archiv des Landesbergamtes in Freiburg befindet, war dieser Steinbruch im Bereich der heutigen Anwesen Zixenberg Nr. 2 und Nr. 4. Gearbeitet wurde, so der



Bergmeister: „von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends, Ruhepausen waren vormittags und nachmittags je eine halbe Stunde und über Mittag eine Stunde. Die Ablohnung geschieht monatlich, jedoch wird öfters eine Abschlagszahlung gewährt. Die jährliche Produktion beläuft sich zu dieser Zeit auf 500 Tonnen. Die Tonne wird am Ort mit zwei Mark bezahlt.“

In dieser Zeit wurde auch ein neuer Stollen von der Alten Landstraße her (Bereich Elektro-Huber) in den Berg getrieben. Am 10.6.1892 teilt Theodor Schmiederer dem Großherzoglichen Bergmeister mit, dass der Betrieb „meines Kalksteinbruches mit dem heutigen wieder eröffnet ist, bemerke, dass der Bergsturz durch Auffüllung von Boden gehindert und somit keine Gefahr mehr vorhanden ist. Ein neuer Betrieb innerhalb meiner Grenzen ist bereits begonnen und vom Geometer auf dem Plan eingezeichnet, um Ihnen denselben zur Vorlage zu bringen.“

In den Akten des Staatsarchivs in Freiburg wird 1889 von lebhaftem Betrieb im Kalksteinbruch berichtet. Theodor Schmiederer hatte fünf Arbeiter beschäftigt und schon zwei Stollen, je 300 Fuß lang und 20 Fuß tief in den Berg hineingetrieben. Diese Stollen waren im Bereich der heutigen Alten Landstraße 38–42. Ein kleinerer Stollen soll auch beim Anwesen Zixenberg Nr. 2 gewesen sein. Dort steht heute noch ein Kruzifix aus dem Jahre 1884 das die ersten Steinbruchbesitzer, die Eheleute Ehmüller gestiftet und vor ihrem Haus errichtet haben. 1895 tritt ein Gotthard Seiler als Teilbesitzer auf, der auf den Grundstücken oberhalb der heutigen B 3/ Bahnhofstraße eine Ziegelhütte betrieb. Sein Anteil geht jedoch schon 1896 auf Theodor Schmiederer über.

Im Februar 1895 wird, so Schmiederer an den Bergmeister, „der Betrieb im unterirdischen vorläufig eingestellt, weil die Stollen schief gedrückt sind dermaßen, dass es große Summen Geldes in Anspruch nehmen würde, dieselben ordnungsmäßig herzustellen“.

Im Dezember 1895 teilt er dem Bergmeister mit, dass er einen neuen Stollen baut, der stets im Kalkstein steht und 100 Meter in den Berg hineingetrieben werden kann. Im Oktober 1899 berichtet er, „dass der Verbindungsstollen Gott sei Dank und glücklich durchgeschossen ist“. Der Stollen ist 2 m hoch und 1,5 m breit. 1899 ist zeitweise nur noch ein Arbeiter beschäftigt. Es wird überwiegend Schotter hergestellt und kleinere Mengen Kalk gebrannt, der als Schwarzkalkmörtel verwendet wird.

Noch vor der Jahrhundertwende baute Theodor Schmiederer im Bereich der heutigen Alten Landstraße 36 einen Kalkbrennofen mit einem 20 Meter hohen Kamin. Der gebrannte Kalk wurde mit Pferdefuhrwerken an den Bahnhof oder direkt zu den Abnehmern gefahren. Da die Kalksteine im Bereich der heutigen Alten Landstraße 34–42 auch im Tagebau abgebaut wurden, ist am Fuße des Zixenberges eine große Einbuchtung im Gelände, in der heute Häuser stehen. Nach 1900 lautet die Firmenanschrift: „Theodor Schmiederer, Seilerei, Schwarzkalk-Steinbruch-Besitzer und Kalkbrennerei“.

Im November 1900 schreibt Schmiederer an den Bergmeister, dass der Betrieb modernisiert werden müsste, er aber kein Geld habe. Er bittet ihn, sich für ihn nach Teilhabern oder Käufern des Betriebes umzusehen. Der Bergmeister erwidert jedoch, er könne keinerlei Schritte in der fraglichen Angelegenheit unternehmen. Schmiederer scheint in ernste finanzielle Schwierigkeiten zu kommen. Im Juni 1904 prüft ein Bergmeister Baumann erneut den Betrieb. Er stellt fest, „dass sich die Gewinnung ausschließlich im Tagebau bewegt und wird zeitweilig von zwei Arbeitern in ganz bescheidenem Umfang unterhalten“.

Am 18. September 1906 fragt ein Ernst Frohwein beim Bergmeister in Karlsruhe an, ob der Kalksteinbetrieb Schmiederer unter neuen Gesichtspunkten weitergeführt werden kann und am 2. November teilen die Gebrüder Frohwein mit, „wir haben unter dem Heutigen den Betrieb auf Kalksteinvorkommen in Niederschopfheim eröffnet und zwar unter der Firma: ‚Niederschopfheimer Kalkwerke Gebrüder Frohwein GmbH‘.“ Ernst Frohwein war früher Betriebsleiter im Kohlenbergwerk Berghaupten/Diersburg. Die Gebrüder Frohwein nehmen sogleich den Steinbruchbetrieb auf, reparieren die Stollen und führen weitere Maßnahmen durch, um den Gesamtbetrieb wieder in Gang zu bringen. Der Oberhauer Bernhard Billian aus Niederschopfheim wird Werkleiter für den bergmännischen Betrieb; er scheidet jedoch sehr bald wieder aus der Firma aus.

Am 21. November werden die Gebrüder Frohwein als Eigentümer im Grundbuch eingetragen. Sie planen und bauen sofort einen neuen Brennofen westlich der Landstraße, entlang des heutigen Baumgartenweges, weil der alte Ofen schon lange zu klein war und aus der Bevölkerung große Klagen kamen über die Rauch- und Staubentwicklung des alten Ofens.

Der neue Brennofen, der überdacht war, hatte zwei Brennkammern, war 44 Meter lang und 15 Meter breit und hatte einen 56 Meter hohen Kamin, der an der Spitze noch einen Durchmesser von 1,5 Meter hatte. Im Frühjahr 1907 wird der Kaminbau vorübergehend eingestellt, weil kein Kaminbaufachmann anwesend war. Wöchentlich konnten 300 Tonnen Kalksteine gebrannt werden. Der Kohlenverbrauch für die Beheizung des Ofens betrug 60 Tonnen. Nach Inbetriebnahme des neuen Ofens wurde im Juli 1907 der alte Ofen abgerissen. Beim neuen Kalkofen wurde auch eine neue Kalkmühle erstellt.

1907 stellt das Bezirksamt Offenburg Unregelmäßigkeiten bei der Steuerabrechnung fest. 1908 liefert die Firma Frohwein für die Aufschüttungen der Rampen zur Brücke über die Bahn bei der Gutleutkirche 8000 cbm Aufschüttmaterial und 1909 nochmals große Mengen als Unterbau für ein Überholgleis beim Bahnhof Niederschopfheim. Auch eine Arbeitsordnung wird eingeführt, die von 14 Arbeitern unterschrieben wird. Bei Nichteinhaltung der Arbeitsordnung wird dem Betreffenden ein durchschnittlicher Tagesarbeitsverdienst eines Arbeiters in Höhe von fünf Mark abgezogen.

Probleme gab es immer wieder wegen „dem Unfug des Biertrinkens am Arbeitsplatz“, so die Geschäftsleitung in einem Brief an das Großherzogliche Bezirksamt. Die Firma beklagt, dass eine Brauerei aus der Nähe den Arbeitern das Bier direkt an den Arbeitsplatz bringt „und dadurch der Arbeiterschaft immer mehr die Möglichkeit genommen wird in den Wirtschaften Credit zu nehmen und ein beträchtlicher Teil des Lohnes für die Familien verloren geht“. Nachdem auch von anderen Bierlieferanten, z. B. von einer Witwe Gallus aus Niederschopfheim oder einem Otto Lienhard aus Diersburg, Bier direkt an die Arbeiter verkauft wird, legt die Firma fest, dass jeder Arbeiter täglich nur noch drei Flaschen Bier kaufen darf. Die Flasche kostete 20 Pfennig.

Ab 1908 wurden die gebrochenen Kalksteine mit Eisenbahnloren vom Steinbruch und Bergwerk zum neuen Kalkofen gefahren. Weil die Gleise über die Landstraße Nr. 1 (heute B 3) führte, die damals noch durch Niederschopfheim ging, gab es laufend Probleme mit dem Verkehr bzw. mit der Polizei. Nach einer Aufschrift auf dem Firmenbriefkopf betrug die Tagesproduktion 5 Wagen Steinkalk und 4 Wagen Sackkalk (Eisenbahnwagen).

Weil der Transport des gebrannten Kalkes zur Bahn sehr umständlich und teuer war, wurde bereits 1907, von der neuen Kalkmühle zur Bahn, eine 350 Meter lange Drahtseilbahn gebaut. Sie führte über drei jeweils acht Meter hohe Zwischenstützen. In jedem Wagen der Seilbahn konnten fünf Zentner Kalk zur Bahn transportiert werden. Die Verladestation war etwa 100 Meter nördlich des heutigen Schalthauses am ehemaligen Bahnhof. Auf dem Rückweg von der Bahn zur Kalkmühle bzw. zum Kalkofen, transportierte die Seilbahn die Kohlen für den Betrieb des Brennofens.

1909 werden die anscheinend von Anfang an bestehenden finanziellen Probleme offiziell bekannt. Im Januar 1910 wird in einem Inspektionsbericht der Bergbehörde festgestellt: „die Belegschaft besteht aus 26 Köpfen. Der unterirdische Betrieb ist unrentabel und die hohen Anlagekosten werden das Werk schwerlich einmal zur Blüte kommen lassen.“ Auch von einem Unfall wird berichtet, bei dem einem Arbeiter ein Rückwirbel eingedrückt wurde. Um Reparaturen durchführen zu können, wird auch Sonntagsarbeit beantragt.

1911 wird bei einer Inspektion festgestellt, dass das Werk in einem verfallenen Zustand ist und die Arbeiter durch große Staubeentwicklung, undichte Rohre und einem fehlenden Abort großen gesundheitlichen Gefährdungen ausgesetzt sind. Außerdem hatte sich die Entladestation der Seilbahn an der Bahn durch die große Spannung der Drahtseile, stark in Richtung Seilbahn geneigt, so dass der Betrieb eingestellt werden musste. Erst im Mai 1912 läuft die Drahtseilbahn wieder, nachdem die Entladestation niedriger gebaut und die Abstützungen verstärkt wurden. 1912 wurde auch eine zweite Kalkmühle in Betrieb genommen. Am 31.10.1912 geht

das Kalkwerk in Konkurs. Der Betrieb geht noch einige Zeit weiter. Da sich die finanziellen Probleme nicht lösen lassen, wird der Betrieb zum Jahresende eingestellt.

Ende November 1913 wird die Sparkasse Lahr, als größter Gläubiger, Eigentümer des Kalkwerkes und des Steinbruches und löst die Firma Frohwein 1914 auf. Die Bank versucht den Betrieb wieder aufzunehmen, was jedoch nicht gelingt. Im Mai 1914 wird durch Tausch mit Grundstücken in Freiburg Architekt Eugen Schmidt aus Freiburg Eigentümer der Firma. Wegen Ausbruchs des 1. Weltkrieges kann er jedoch den Betrieb nicht mehr aufnehmen.

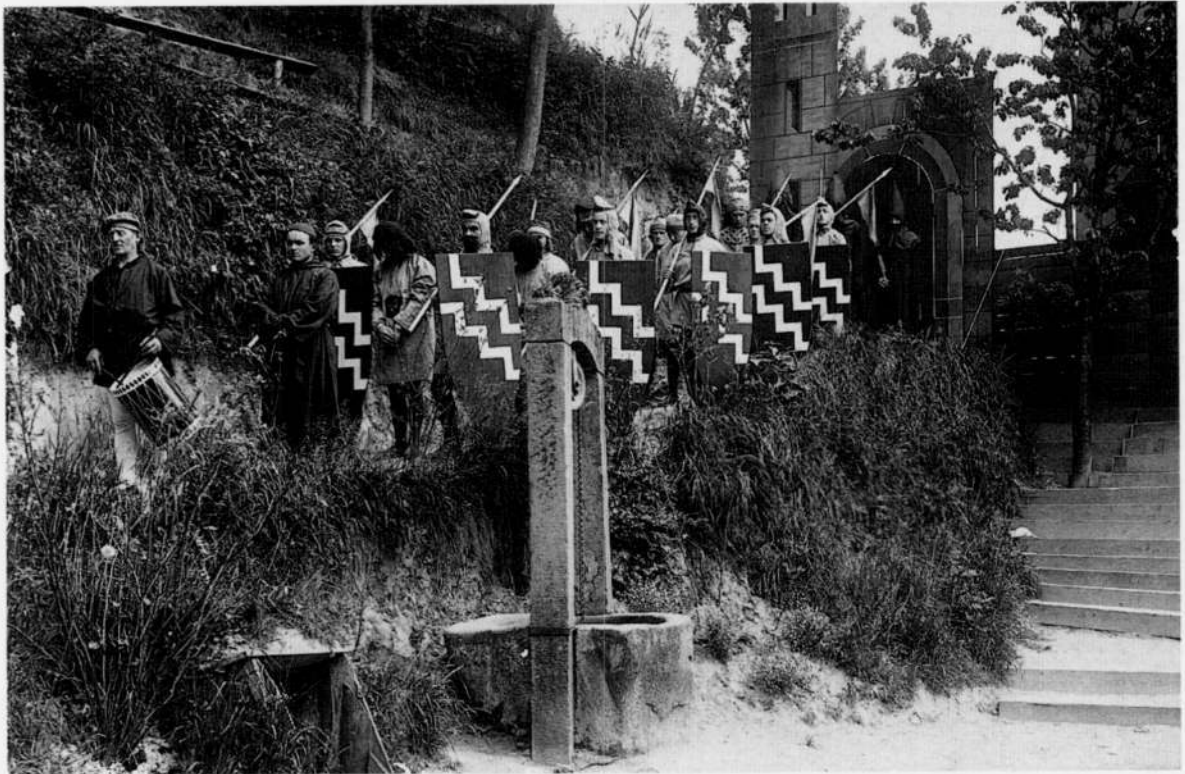
Im Juni 1918 übernehmen die Gebrüder Adolf Koch, Ziegeleibesitzer, und Arsen Koch, Maurermeister aus Bollschweih das Kalkwerk. Sie sind Eigentümer zu je  $\frac{1}{2}$ . Anscheinend konnten auch sie den Betrieb nicht mehr in Gang bringen, denn Ende 1919 wurde der 56 Meter hohe Kamin und die Betriebsgebäude abgebrochen. Dr. Otto Kaiser aus Niederschopfheim, der den Abbruch noch miterlebt hatte, berichtete: „Um den Kamin zum Einsturz zu bringen, wurden aus seinem Fundament nach und nach Steine entnommen und im innern ein Holzgerüst erstellt zur Stützung. Dann wurde das Holzgerüst angezündet und alsbald sank der Schornstein in mehrere Teile zerbrechend in sich zusammen und hinterließ einen großen Haufen von Steinen.“ Die Backsteine des Kamins und der Betriebsgebäude wurden für den Bau der Häuser Baumgartenweg 2–6 verwendet, die zwischen 1919 und 1921 von den Gebrüdern Koch gebaut und anschließend verkauft wurden.

1915 wurde noch vom Großherzoglichen Bergmeister festgestellt, „dass die Grundstücke und die Firma Frohwein an Herrn Schmidt verkauft wurden, jedoch nicht das Bergwerkeigentum bzw. das Lehen von 1875 zum Kalksteinabbau“. Wegen des Krieges konnten diese Dinge erst 1925, durch einen freiwilligen Verzicht der Sparkasse Lahr, die immer noch Eigentümer des Lehens und des Bergwerkes war, im Grundbuch gelöscht werden.

Quelle: Überlieferung Dr. Kaiser Niederschopfheim, Staatsarchiv Freiburg, Bestandsbuch G 21/2 Nr. 2317/19/56/61/2400; Archiv Gemeinde Niederschopfheim Nr. V/2, Gewerbebetriebe Nr. 78, Grundbuch 1889, 377ff.; Landesbergamt Freiburg, Akte Landesbergamt Karlsruhe A 2 10/4, Band 1



Aus dem Schauspiel „Hohengeroldseck“ 1. Akt: Der Chor singt am Vorabend des Pfingstfestes in kniender Stellung vor der Gnadenkapelle



Aus dem Schauspiel „Hohengeroldseck“ 3. Akt: Ein Verurteiler wird zum Galgen geführt

### *Die Niederschopfheimer Heimatspiele*

Von 1930 bis 1939 zum Kriegsbeginn gab es die Niederschopfheimer Heimatspiele. Gespielt wurde auf einer „Natur- und Kunstfreilichtbühne“ auf dem Grundstück Lgb.Nr. 242, das unterhalb des südlichen Abhanges des Zixenberges liegt und früher eine Sohle des ersten Steinbruches war. Auf dem Grundstück steht jetzt das Anwesen Zixenberg Nr. 4 Grathwohl.

Gespielt wurden Operetten und historische Heimatspiele z. B. Hohengeroldseck, der Kreuzwirt von Kürzell, Vogt auf Mühlstein oder D'r Stadthauptmann, ein Schauspiel aus der Zeit der Hexenverfolgung in der Ortenau. Die ca. 200 Darsteller waren Bürgerinnen und Bürger von Niederschopfheim, die auch Pferde, Kühe, Ziegen und andere Tiere für die Spiele zur Verfügung stellten. In einem Prospekt zu dem Heimatspiel Hohengeroldseck heißt es: „Prächtige Chor- und Einzelgesänge mit Orchester, sowie Fanfarenmärsche eines 30 Mann starken Blasorchesters umrahmen die Spiele“.

Die Aufführung des Heimatspiels Hohengeroldseck wird im damaligen Prospekt beschrieben als: „Ein Heimatspiel, das uns die Lebensweise unserer Ahnen vor Augen hält, einerseits reich an wuchtigem Geschehen und erschütterndem Mitempfinden, das ränkevolle Macht des Bösen und allgü-



*Das Kreuz auf der  
„Kanzel“  
des Zixenberges*

tige Gnade offenbart; andererseits Menschen von Ehrgeiz und Schaffensdrang, die vom Hohen zum Tiefen sinken.“

Als Spielleiter waren der spätere Musikdirektor Alfred Möschele, Oberlehrer Bickel und Fortbildungshauptlehrer Müller tätig. Alfred Möschele schrieb überwiegend auch die Texte und die Musik für die einzelnen Stücke. Gespielt wurde vom 10. Mai bis einschließlich 7. Juni, an allen Sonn- und Feiertagen, außer Fronleichnam, von 3 Uhr bis 6 Uhr, so der Prospekt (nach dem 7. Juni war Heuernte und viel Arbeit auf den Feldern, so dass die Darsteller für die Spiele keine Zeit mehr hatten).

Es wurden auch Sonderzüge eingesetzt und nach Vereinbarung auch Schülersondervorstellungen gegeben. Die Eintrittspreise: Loge 2,50 RM, Sperrsitz: 2.00, 1. Platz 1,50, 2. Platz 1.00, Kinder 0,50.

Leider hat der 2. Weltkrieg den Spielen ein Ende gesetzt, weil sehr viele Mitspieler zur Wehrmacht eingezogen wurden.

Quelle: Überlieferungen, noch vorhandene Fotos und Unterlagen

### *Das Kreuz auf der „Kanzel“ des Zixenberges*

Franz und Heide Grathwohl konnten im Jahre 2001 das oberste Grundstück auf dem Zixenberg, die im Volksmund so genannte „Kanzel“, kaufen. Sie errichteten Ende 2001 auf diesem Grundstück ein „Jakobus-Kreuz“, das am 16. Dezember, einem sehr schönen Wintertag, unter großer Anteilnahme der Bevölkerung von Pfarrer Alfons Haidlauf, auch ein Jakobus-Pilgerfreund, eingeweiht wurde.

Dies ist die Geschichte des Zixenberges. Der runde abgestumpfte Kegel, der wahrscheinlich künstlich steil geböscht ist und auf dem einst die Burg Schopfheim stand, heißt im Volksmund „d' Kanzel“ (208 m ü.M.), weil man von dort oben, wie von einer Kanzel über das Dorf bis nach Diersburg, zu den Vogesen und nach Straßburg, in den Schwarzwald und weit über Lahr und Offenburg hinausblicken kann. Die Kanzel ist über das „Eselsgässle“ erreichbar. Der Aufstieg ist zwar etwas beschwerlich, bei gutem Wetter aber sehr lohnend.

Quellen: Pfarrer Wilhelm Bartelt: Heimatkunde von Niederschopfheim, Abschnitt I; Dr. Otto Kähni: Die Burg in Niederschopfheim, in: Die Ortenau 1934



# Die Wiege des Turenne-Denkmal im Lichte neuester Glazialforschungen im Nordschwarzwald

Eine geowissenschaftlich-historische Synthese

In memoriam Dr. Walter Fauler, Freiburg/Brsg. (1908–2002)

*Dieter Ortlam*

## 1. Einleitung

Zur Errichtung des dritten Turenne-Denkmal in Sasbach (Mittelbaden) wurden zwischen 1826 und 1829 ungewöhnlich große Granit-Findlinge im Nord-Schwarzwald gesucht und schließlich als Rohmaterial verarbeitet. Der Autor suchte ebenfalls in den 90er-Jahren laufend nach überdimensionalen Gesteinsblöcken in ungewöhnlicher geologischer Position im Schwarzwald und anderen Mittelgebirgen, um seine These einer mächtigen Nordischen Inlandvereisung eines eigentlich nach Lehrbuch eisfreien Raumes in Mitteleuropa zu untermauern. Dadurch ergab sich der Kontakt mit dem gerade wieder eröffneten Turenne-Museum – zusammen mit dem Eigentumsübertrag an die Gemeinde Sasbach – und die Aussicht, den Ursprung und die Dimension der großen Findlingsblöcke für das dritte Turenne-Denkmal zu erforschen.

In den letzten beiden Kaltzeiten (früher: Eiszeiten), der Würm- bzw. der Riss-Kaltzeit, erfolgte im so genannten Periglazialraum (= inlandeisfreies Gebiet in den *beiden letzten* Kaltzeiten; Thome 1998) zwischen dem bis zu 4000 m mächtigen Nordischen Inlandeis (Eissmann 1997) nördlich der deutschen Mittelgebirge und dem Alpen-Eis südlich der heutigen Donau nur in hoch gelegenen Gebirgsabschnitten eine bescheidene, lokale Eigenvergletscherung mit unterschiedlich langen Tal-Gletschern (bis maximal 20 km in Vogesen/Schwarzwald) und einer abschließenden Kar(seen-)Bildung als letzter Akt der abschmelzenden Tal-Gletscher (z. B. Mummelsee, Glaswaldsee und Feldsee; Fezer 1957, Rother 1971, Schreiner 1992).

Durch umfangreiche Beobachtungen auf den diversen Felsbastionen in den höchsten Kammlagen (bis 1300 m NN) der Mittelgebirge Zentraleuropas lässt sich jedoch anhand von zahlreichen Dach- und Seiten-Gletschertöpfen (Ortlam 1994) mit den jeweiligen chaotischen Felsablauffrinnen (Abb. 1 bis 5) zwischenzeitlich der Nachweis einer mächtigen Inlandvereisung – ohne Vorhandensein eines Periglazialraumes – in Mitteleuropa erbringen, d. h. das (im Zentrum bis 4000 m mächtige) Nordische Inlandeis und die (im Zentrum bis 2500 m mächtige) Alpeneis-Kalotte haben sich nicht nur lokal „geküsst“, sondern sich auf breiter Front irgendwo in Süddeutschland vereinigt (Ortlam 1994 und 2001). Dies geschah jedoch *vor* der

Riss-Kaltzeit in einer älteren Kaltzeit (Mindel-Kaltzeit oder älter), da das von einem Inlandeiskörper geprägte Gletschertopf-Inventar auf den Gipfelfluren und deren aufgesetzten Felsbastionen nicht von lokalen (Tal-)Ver-gletscherungen abgeleitet werden kann, wie dies heute in den Alpen zu beobachten ist. Leider ist das Alter den Gletschertöpfen auf diesen Felsbastionen der hoch gelegenen Mittelgebirgskämme aber nicht anzusehen – abgesehen von zwei zu beobachtenden verschiedenen Verwitterungsrauigkeiten der Topf-Oberflächen (Ortlam 1994) –, sodass nun die Erkundung und Datering etwaiger glazialer Sedimente aus dieser Kaltzeit angesagt waren. Der Verfasser suchte diese Hohlformen in den letzten Jahrzehnten bewusst *nicht* auf verkarstungsfähigen Gesteinssubstraten (u. a. Dolomit, Kalk und Gips) und *nicht* in Tälern, um eine eindeutige genetische Aussage zu erhalten. Nichtsdestotrotz können auch in solchen Gebieten zweifelsfrei Gletschertöpfe beobachtet und nachgewiesen werden (z. B. Schwäbische Alb, auf dem jurassischen Kalk-Hammelrücken = roche moutonnée des berühmten Potala in Lhasa/Tibet, Ortlam 2000; das oft aufgesuchte Edelfrauengrab bei Ottenhöfen/Nord-Schwarzwald und der bekannte „Woog“ im Südschwarzwald, Reichelt 1960, wie dies aus Abbildung 6 ersichtlich ist).

Um diese glazialen Sedimente zu entdecken, war es im Schwarzwald und dem angrenzenden Oberrheingraben notwendig, anhand von (leider allzu seltenen) Tiefenaufschlüssen *unter* die dachziegelartig in der Vorbergzone liegenden, äolisch gebildeten und alles den Untergrund verhüllenden Löß-/Lößlehm-Decken zu schauen, deren Alter die beiden letzten Kaltzeiten (Riss- und Würm-Kaltzeit) umfasst (Fauler 1936). Erste Hinweise kamen dabei von Kernbohrungen im Untergrund und den Flanken des Achertales des Raumes Achern (z. B. Kernbohrungen am Wasserbehälter „Waldsee“, Abb. 19), wo zahlreiche Hinweise auf vorhandene mächtige Grundmoränen vorlagen („Bergkies“ in den Bohrbeschreibungen, z. B. der Fa. A. Keller, Baden-Baden-Steinbach). Diese sind wasserwirtschaftlich wegen ihres bindigen Unterkorns einfach nicht nutzbar, obwohl der Versuch dazu von (unkundigen) Fachleuten immer wieder unternommen wird, leider vergeblich und kostenträchtig für den Auftraggeber.

Außerdem ergaben sich aus paläontologischen Untersuchungen dieser merkwürdigen strukturfreien Ablagerungen mit ihrem weiten Kornspektrum (Ton-Schluff-Sand-Kies-Steine/Findlinge/Erratikas, Abb. 19) Hinweise auf einen bunten „Abfallhaufen“ von Fossilien meso- und känozoischen Alters, was für vom Eis zusammengesobene Schichten des Untergrundes zu Grundmoränen typisch ist. In Norddeutschland stellt dies bei vielen glazialen Serien (z. B. Lauenburger Schichten der Elster-Kaltzeit und bei Grundmoränen; Ortlam & Vierhuff 1978) die Regel dar und konnte dort in hunderten von bis zu 510 m tiefen Aufschlussbohrungen der Wasserwirtschaftlichen Rahmenplanung Nord-Niedersachsens immer wieder festgestellt werden.

Ergänzend zu diesen glazialgeologischen Erkundungen ergaben sich noch Hinweise zur Klärung eines von Wager (1931) bei Ottenhöfen beschriebenen Rotliegend-Vorkommens in ungewöhnlich tiefer Position.

## 2. Ergebnisse der glazialen Untersuchungen

Als Mitte der 90er-Jahre des letzten Jahrhunderts die Ortsumgehungsstraße von Kappelrodeck im Achertal (Nordschwarzwald) nach langer Planungsphase endlich gebaut wurde, musste dabei die Achertalbahn mit einem Tunnel zwischen Kappelrodeck und Furschenbach unterquert werden (Abb. 7). Dabei ergab sich die sehr seltene Gelegenheit zu einem Tiefenaufschluss für glazialgeologische Forschungen, die der Autor schon seit Jahrzehnten nicht nur im Schwarzwald, sondern auch in Mitteleuropa und weltweit betreibt. Die darauf folgenden Untersuchungen erbrachten neue Erkenntnisse zu den eiszeitlichen Gegebenheiten des Nordschwarzwalds dergestalt, dass zuerst für die Straßenbauer ungewöhnlich viele und vor allem sehr große Findlinge/Erratikas (= Gesteinblöcke auf fremdem Untergrund) bis 150 t Gewicht im Erdaushub des Tunnelbauwerkes vorgefunden wurden (Abb. 8) und unter höherem finanziellen Aufwand als geplant entfernt werden mussten. Des Straßenbauers Leid war aber in diesem Fall des Geologen Freud', zumal dieser schon lange anhand vieler und großer Findlingsfunde entlang des Achertales die Vermutung hatte, dass deren Entstehungsgeschichte keineswegs fluviatiler (= vom Fluss transportiert), sondern vielmehr glazialer Genese (= vom Eis transportiert) sein dürfte. Es war nämlich von der Fließdynamik dieses relativ kleinen Flusses Acher einfach nicht vorstellbar, dass – überwiegend kantengerundete – Gesteinsblöcke mit mehr als 10 t Gewicht in einer großen natürlichen Hochwasserwelle oder (kleineren) Schwallungen im Zuge des ehemaligen Flößereibetriebes vergangener Jahrhunderte entlang der Acher transportabel waren. Da viele Findlinge außerdem eine längere Transportstrecke (> 5 km) aus ihren Vorkommen der hinteren und oberen Talabschnitte der Acher zurückgelegt hatten, z. B. Gneis der Legelsau (Grimmerswaldtal), feinkörniger Seebachgranit (Seebachtal), Buntsandstein des Bergkammes (Ruhesteingebiet), Quarzporphyre des Karlsruher Grates (Gottschlägtal/Edelfrauengrab als nun erkannte Tal-Gletschermühle), also als echte Erratikas anzusehen sind, kamen auch solifluidale Vorgänge („Hangfließen“) für die große Verfrachtungsweite nicht in Frage, obwohl kleinere Solifluktionsdecken (ohne Inhalte von Findlingen/Erratikas) an verschiedenen Talflanken der Acher örtlich durchaus nachzuweisen sind (Regelmann 1934).

Interessant war jedoch die Beobachtung, dass diese zahlreichen Findlinge/Erratikas im ca. 10 m tiefen und ca. 100 m langen Tunnelaufschluss bei Furschenbach in einer kiesig-sandig-bindigen Matrix *schichtungslos* eingebunden waren, sodass eine 8 m mächtige Grundmoräne daraus – zusam-

men mit den typisch kantengerundeten Blöcken – abgeleitet werden konnte (Abb. 7 und 9). Die Grundmoräne lag außerdem dem im Untergrund anstehenden *nicht aufgewitterten*, sondern *glatt polierten* (grobkörnigen) Achertal (Oberkirch-)Granit (= „Schwartenmagen“-Granit) mit scharf gezogener Begrenzung auf, dessen Oberfläche sich außerdem als Gletscherspiegel mit Kritzen (= Schrammen) darbot (Abb. 10).

An den heute gut einsehbaren (Reb-)Talflanken des Achertales lassen sich lokal aus den Hängen deutlich herausragende Felsbastionen beobachten, wie z. B. die bereits abgebildeten und beschriebenen Giersteine bei Bernersbach (Abb. 1 bis 4), der bekannte Dasenstein im Achertal oberhalb Kappelrodeck (Abb. 11), einzelne Solitäröfelsen an den Rebflanken des Biennenbuckels und der markante Kutzenstein oberhalb von Waldulm/Mösbach. Letzterer trägt auch zahlreiche Dach-Gletscherköpfe, deren höhere Teile leider durch menschliches Einwirken Anfang des letzten Jahrhunderts teilweise abgetragen wurden. Diese Warzenfelsen (= eisbeschliffener Härtling; hiermit) weisen deutliche Verformungen auf, die auf talabwärts gerichteten Gletscherschliff hinweisen („*roche moutonnée*“ = Hammelrücken), sodass die Genese dieser Warzenfelsen hauptsächlich als Gesteinshärtlinge zu deuten wäre. Einige Gesteinsblöcke der Grundmoräne zeigten außerdem ebenfalls glazial bedingte Oberflächen-Schrammen/Kritzen (Abb. 12) sowie so genannte *Polster-Kalifeldspäte* (hiermit) mit abgerundeten Kanten und kleinen Kritzen (Abb. 13), entstanden durch ihre größere Gesteinswiderstandsfähigkeit gegenüber den umgebenden Gesteinspartien beim erosiven Grundmoränen-Transport (Mini-Gesteinshärtlinge/-Warzen). Diese eisbeschliffenen und (Oberflächen-)erhabenen Polster-Kalifeldspäte lassen sich im Bereich des Achertal-(Oberkirch-)Granites allenthalben beobachten, z. B. am Himbeer-Schrofen und dessen Blockgletscher-See (Buchwaldkopf östlich Kappelrodeck), am Fuchs-Schrofen/Katzenstein und deren Straubenhof-(Blockgletscher-)See (Gipfel des Brigittenschlosses südöstlich Sasbachwalden; vgl. Rother 1965, Photo 4) sowie am Hardstein und dessen Habichtal-(Blockgletscher-)See (Omerskopf östlich Lauf; vgl. Rother 1965, Photos 2 und 3). Alle diese ca. 1 km langen Blockgletscher-Strähnen weisen eine Gemeinsamkeit auf: *Sie sind alle von einem Fels-Gipfel in südliche Richtungen linear gestreckt* (z. B. auch das berühmte Felsenmeer am Felsberg im südlichen Odenwald) und sind nur als Leelagen-Blocksträhne (*primär* ohne feineres Unterkorn) einer von Norden kommenden und mehr als 1000 m mächtigen und die Kamm-lagen überziehenden (! Nordischen) Inlandvereisung zu deuten (Abb. 14 bis 16) – im Gegensatz zur bisherigen Auffassung der Blockmeer-Genese von solifluidal verlagerten, Unterkorn-reichen Blöcken einer Wollsackverwitterung mit anschließender Freispülung der Feinteile in Talabschnitten (Wilhelmy 1981, Rother 1962 und 1965). Es lassen sich nämlich kaum *allseitig* mit Blöcken umkränzte Felsgipfelhänge in süddeutschen Mittelge-

birgen beobachten (ungefähr gleichmäßige Abschotterung), und die gesträhten Blockmeere liegen keineswegs immer in Tälern, wo die Feinteile zwischen den Blöcken durch fluviatilen (Suffusions-)Transport entfernt werden können. Viele der Blockmeer-Strähnen befinden sich aber auf Abhängen ohne fluviale Abschwemm-Möglichkeiten und weisen oberflächlich trotzdem kaum Feinteile zwischen den Blöcken auf. Besteht aber die Möglichkeit zu Tiefenbeobachtungen *unter* die Blockmeere (= Blockgletscher der Alpen, z. B. am Piz Corvatsch/Bernina), so schwimmen die regellos ausgerichteten Blöcke dann in einer feinkörnig-bindigen, *strukturlosen* Matrix, sodass daraus genetisch nur eine Grundmoräne abzuleiten ist (Abb. 17). Im Umfeld des Brigittenschlosses liegen also weit verbreitete Grundmoränen vor, die lokal von der o. g. Straubenhof-Blockgletscher-Strähne („Steinernes Meer“) nach Süden überlagert ist. Sekundäre, solifluidale Prozesse in den letzten beiden Kaltzeiten sind durchaus anzunehmen und überprägen dabei die primäre Genese, sodass hieraus auch andere Transportrichtungen – abweichend vom Südquadranten der Blockgletscher-Strähnen – vor allem auf der Ostabdachung des Nordschwarzwalds zu beobachten sind (Fezer, Günter & Reichelt 1961).

Die Verbreitung der stark mit Findlingen/Erratikas durchsetzten mächtigen Grundmoränen ist aber nicht nur im Bereich Kappelrodeck – wobei Kappelrodeck früher immer als „steinreiche Gemeinde“ titulierte wurde – anhand zahlreicher temporärer Aufschlüsse zu beobachten. Sie lässt sich sowohl im Taluntergrund als auch auf den Talflanken (z. B. in einer Kernbohrung des Wasserbehälters „Waldsee“/Bienenbuckel) zwischen der Oberrheinebene bei Achern im Nordwesten und Hinterseebach im Südosten verfolgen (Abb. 19). So gab es in den Jahren 2001/2002 mehrere Baugruben in Oberachern, Furschenbach, Ottenhöfen (Rathausanbau am ehemaligen Forstamt auf einem > 10 m mächtigen Mittel-Moränenrücken zwischen Unterwasser- und Achertal), Seebach und Hinterseebach (Sommerseite), in denen bis zu 10 m mächtige Grundmoränen, z. T. von jüngeren Soliflukationsdecken überschoben, festgestellt wurden, was bei den Anwohnern wegen verschiedener (kostenträchtiger) Tiefbaumaßnahmen durchaus bekannt war und ist. Auch die Ortsumgehung Kappelrodeck verteuerte sich dadurch über Gebühr, weil die bekannten örtlichen Gegebenheiten gutachtlich nicht ausreichend vorab erkundet wurden und die Erkundungsbohrungen bedauerlicherweise kaum Findlinge antrafen. Ein aufmerksamer gutachterlicher Blick in die direkt nebenan mit (Groß-)Findlingen durchsetzten Böschungen der Acher wäre aber für die weitere Planung durchaus sinnvoll gewesen.

Nun klärt sich auch ein angebliches Rotliegendevorkommen im untersten Lauenbachtal am Ortsausgang von Ottenhöfen auf, das von Wager (1931) beschrieben wurde. In einem persönlichen Gespräch im N.L.f.B. (Hannover) erklärte er 1967 dem Autor (damals mit Strukturkarten im Internatio-

naln Upper Mantle-Projekt der Nord-Schwarzwaldaufwölbung beschäftigt; Ortlam 1970), dass „er zwar Rotliegendmaterial in einer Baugrube damals gefunden hätte, jedoch wären eindeutige Schichtungen nicht vorhanden, sondern alles etwas chaotisch gewesen, sodass seine Aussage auf ein echtes Rotliegendvorkommen in dieser niederen Höhe (ca. 300 m NN) auch aus tektonischen Gründen nicht mehr haltbar sei“ (freundliche Mitteilung von Ltd. Dir. und Prof. Dr. R. Wager). Diese Aussage spricht nun eindeutig für Rotliegend-Erratikas aus den höheren Talschlüssen der Acher und deren Nebenflüssen, glazial umlagert in eine Grundmoräne während einer (prä-risszeitlichen) Kaltzeit. Der wissenschaftliche Groschen war nun beim Autor endlich gefallen, dank der damaligen kritischen Aussage von Dr. R. Wager. Nach über 70 Jahren wäre auch dieses Rätsel nun befriedigend gelöst.

### *3. Errichtung des Turenne-Denkmal in Sasbach*

Auf der Suche nach immer größeren Findlingsblöcken im Achertal gab es einen Hinweis von Hirth (1999), dass die gewaltigen Monolithe des dritten Turenne-Denkmal aus dem Bereich von Kappelrodeck stammen würden, was mit den bisherigen glaziologischen Recherchen und Befunden im Einklang stand. Auf diese Art und Weise begab sich der Autor auf eine historische Recherche über die Ursprünge des dritten Turenne-Denkmal und nahm daher Kontakt mit dem Turenne-Museum, der Gemeinde Sasbach und dem Haus der Geschichte Baden-Württemberg in Stuttgart auf, um alle historisch-geowissenschaftlichen Fragen (z. B. die genaue Herkunft der Findlinge im Achertal) in recht zeitaufwändiger Art und Weise abzuklären.

In der Schlacht der Kaiserlichen Truppen unter der Leitung des Kaiserlichen Generals Raimondo de Montecuccoli mit der französischen Armee in Sasbach fiel der französische Marschall Turenne am 27. Juli 1675 einer gezielten Kanonenkugel zum Opfer (Feucht 2000). Nach der Errichtung von zwei Denkmälern (1785/86: eine 18 m hohe schlanke Pyramide aus schwarzem elsässischen Marmor und 1796 ein Rumpfdenkmal; nach Angaben von Ketterer & Knapp 1890) für Marschall Turenne durch Frankreich Ende des 18. Jahrhunderts und deren Zerfall entschloss sich der französische Staat, ein drittes, wesentlich größeres Denkmal zu errichten. Dies geschah zwischen 1826 und 1829 durch die Pionier-Direktion in Strasbourg. Ausweislich des französisch abgefassten Abschlussberichtes des Pionier-Hauptmannes Collas vom 14. März 1827 (Tab. 1a) und dessen deutscher Übersetzung (Tab. 1b) wurde zuerst im Murgtal nach entsprechend großen Granit-Findlingen recherchiert, was jedoch ergebnislos blieb, weil dort große Findlinge im Forbach-Granit fehlten. Dann visitierte man das damals noch „steinreiche“ Kappelrodeck an und fand dort auf der Anhöhe des Gewannes „Brach“ (Hirth 1999) östlich des Ortszentrums in etwa 380 m NN Höhe gewaltige Granit-Findlinge (Abb. 18). Nach Prüfung

der Bearbeitbarkeit dieses grobkörnig-spätigen Achertal-Granites (Oberkirch-Granit, „Schwartenmagen“-Granit) vor Ort und in Strasbourg erfolgte dann im Winter 1826/27 der technisch ungewöhnlich schwierige Abtransport der folgenden vier *grob* zubehauenen Findlingsblöcke (Abb. 20):

1. Der Sockel (Transport-Rohgewicht: ca. 22 t; Netto-Gewicht, bearbeitet: 20 t)
2. Der Würfel (Transport-Rohgewicht: ca. 19 t; Netto-Gewicht, bearbeitet: 18,5 t)
3. Das Gesims (Transport-Rohgewicht: ca. 20 t; Netto-Gewicht, bearbeitet: 19 t)
4. Der Schaft (7,72 m lang, Transport-Rohgewicht ca. 40 t; Netto-Gewicht, bearbeitet: 38 t)

Der erste steile Abtransport geschah über die „Schleif“ ca. 150 Höhenmeter ins Achertal hinab, einer Rinne, die heute noch in den Rebhängen oberhalb der Eisenbahn-Station „Kappelrodeck-Ost“ deutlich zu sehen ist (Abb. 18). Von der dortigen Talsohle gelangten diese riesigen Gesteinsrohlinge auf schweren (Leiterwagen-)Schlitten mit umfangreichen, doppelten Ochsen gespannen – bewusst bei starken Frostbedingungen mit Schneeeauflage – unter erheblichen Schwierigkeiten von Kappelrodeck über Achern nach Sasbach (vgl. Tab. 1b). Dort erfolgten dann die Feinarbeiten zum Endausbau durch den Bildhauer Friedrich aus Oberachern (Ketterer & Knapp 1890), die Errichtung und die Einweihung des Turenne-Denkmal-Obeliskens bis zum Jahre 1829 (Abb. 20 und 21). So dienten vom Nordischen Inlandeis bzw. vom (!) 1000 m mächtigen Achertal-Gletscher transportierte Granit-Findlinge als Bausteine für das dritte Turenne-Denkmal, das leider am 27. September 1940 auf Anordnung A. Hitlers durch Untergrabung zerstört und anschließend verwertet wurde (Fa. Kurz, Obersasbach). Reste davon sind heute noch an einem Privathaus in Obersasbach-Erlenbad vorhanden.

Das vierte Turenne-Denkmal ließ General de Gaulle nach Abschluss des Zweiten Weltkrieges wieder auf französischem Grund in Sasbach errichten, dieses Mal aber aus kleineren Werksteinen eines ehemaligen Granitsteinbruches aus dem Achertale, da die Erkundung und Bearbeitung ähnlicher Monolithe viel zu aufwändig gewesen wäre. Dieses vierte Denkmal wurde dann am 25. Oktober 1945 eingeweiht und fungiert heute als markantes, verbindendes Denkmal – nun auf deutschem Grunde – zwischen zwei jetzt befreundeten Völkern (Abb. 22).

#### 4. Danksagung

Das Straßenbauamt Offenburg, das Turenne-Museum sowie die Gemeinde Sasbach und die Fa. Max Früh KG (Achern) mit Herrn Schönle vor Ort

(Eisenbahnunterführung Furschenbach) unterstützten diese neuen glazial-geologischen Forschungen, die nun zu völlig neuen Erkenntnissen der früheren Vereisungsgeschichte Süddeutschlands und Mitteleuropas beitragen werden. Madame Salat (Armee-Archiv Vincennes/Frankreich) und Herr Dr. Feucht (Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Stuttgart) begünstigten dieses Vorhaben durch Überlassung von Schrift- und Bildmaterial. Die Fa. Foto-Wortmann (Achern), insbesondere Frau Wortmann-Schneider, förderten die umfangreichen geowissenschaftlichen Arbeiten vor Ort mit Rat und Tat. Ihnen allen, einschließlich vieler anderer Einzelpersonen, sei für ihre Unterstützung zu diesen interdisziplinären Forschungen Dank gesagt. Die Gemeinde Kappelrodeck, insbesondere Herr Bürgermeister Mungenast, und Herr Direktor Ross (Fa. Wimmer, Kappelrodeck) unterstützten ebenfalls diese Forschungen direkt vor Ort. So wurden auf Anregung des Autors die prägnantesten Gesteinsfragmente als Beweisstücke im Bereich der Ibergstraße als (beginnender) Geologischer Lehrpfad zur Besichtigung aufgestellt. Dieser Lehrpfad könnte nun systematisch ergänzt werden, um ihn sowohl für wichtige geowissenschaftliche und historische als auch für touristische Zwecke nutzbar zu machen.

#### *Literatur*

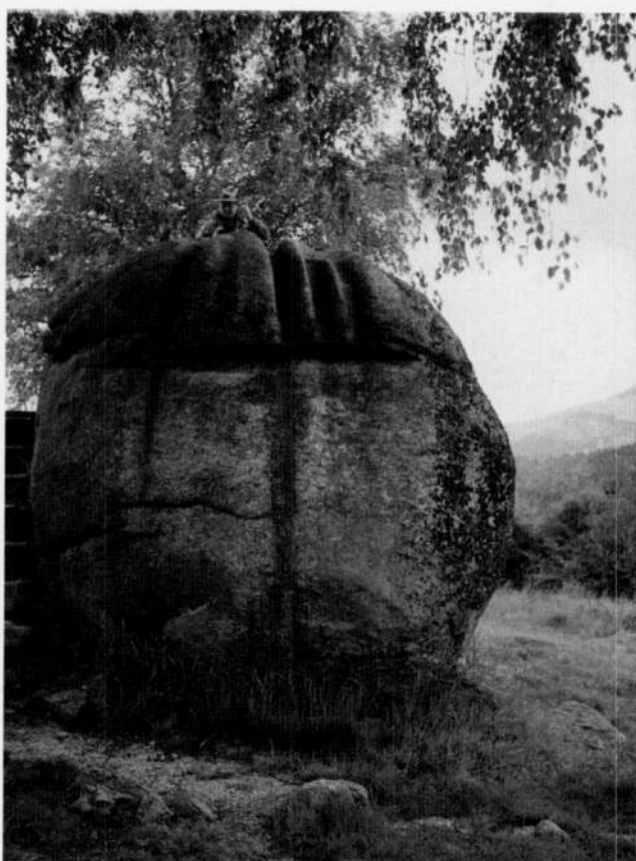
- Eissmann, L.: Das quartäre Eiszeitalter in Sachsen und Nordostthüringen, in: *Altenburger naturw. Forsch.* (8) 1997
- Fauler, W.: Der Löß und Lößlehm des Schwarzwaldrandes zwischen Achern und Offenburg, in: *N. Jb. Miner.* (75) Stuttgart 1936, 191–230
- Fezer, F.: Eiszeitliche Erscheinungen im nördlichen Schwarzwald, in: *Forsch. z. dt. Lkde.* (87) Remagen 1957
- Fezer, F., Günter, W. & Reichelt, G.: Plateauverfirmung und Talgletscher im Nordschwarzwald, in: *Abh. Braunsch. Wiss. Ges.* (XIII) Braunschweig 1961, 66–72
- Feucht, S.: „Dies Denkmal schreit um Rache!“ – Die deutsch-französische Geschichte des Sasbacher Turenne-Monuments, in: *Beitr. z. Lkde. Bad.-Württ.* (3) Stuttgart 2000, 1–11
- Hirth, A.: *Kappelrodeck Ortschronik*. Kappelrodeck 1999
- Ketterer, W. & Knapp, R.: *Das Achertal und seine Luftkurorte*, Achern 1890
- Ortlam, D.: Interferenzerscheinungen rheinischer und variskischer Strukturelemente im Bereich des Oberrheingrabens, in: *Graben Problems*, Stuttgart 1970, 91–97
- Ortlam, D.: Subglaziale Hohlformen im außeralpinen Mitteleuropa, in: *Jber. Mitt. Oberrhein. geol. Ver N.F.* (76) Stuttgart 1994, 351–394
- Ortlam, D.: Eine neue Idee: Kulturschutzgebiete, in: *GAIA* (9) Baden-Baden 2000, 176–178
- Ortlam, D.: Subglaziale Hohlformen als Faziesanzeiger für Inlandeisbedeckungen in Mitteleuropa und der Welt, in: *Poster-Kzfg. 68. Tag. NW-dt. Geol.* Bremerhaven, Juni 2001, Hannover
- Ortlam, D. & Vierhuff, H.: Aspekte zur Geologie des höheren Känozoikums zwischen Elbe und Weser/Aller, in: *N. Jb. Geol. Paläont. Mh.* (7) Stuttgart 1978, 408–426



- Regelmann, K.: Erläuterungen zur geologischen Spezialkarte von Württemberg, Bl. Ober-tal-Kniebis, Stuttgart 1934
- Reichelt, G.: Untersuchungen zur Deutung von Schuttmassen des Südschwarzwaldes durch Schotteranalysen, in: Beitr. z. naturk. Forsch. in SW-Deutschland (14) Karlsruhe 1955, 32–42
- Reichelt, G.: Quartäre Erscheinungen im Hotzenwald zwischen Wehra und Alb, in: Ber. Naturf. Ges. Freiburg/Brsg. (50) Freiburg 1960, 57–127
- Reichelt, G.: Über Schotterformen und Rundungsgradanalyse als Feldmethode, in: Petermanns geogr. Mitt. (104) Gotha 1961, 15–24
- Rother, K.: Über Blockbildungen im nördlichen Talschwarzwald und im Murgtal, Inaug. Diss. Universität Tübingen 1962
- Rother, K.: Ein Beitrag zum Blockmeerproblem, in: Zschr. f. Geomorph. N.F. (9) Berlin 1965, 321–331
- Rother, K.: Die eiszeitliche Vergletscherung der Mittelgebirge Mitteleuropas, in: Geogr. Rdschau (23) Braunschweig 1971, 260–266
- Schreiner, A.: Einführung in die Quartärgeologie, Stuttgart 1992
- Thome, K.N.: Einführung in das Quartär, Berlin/Heidelberg 1998
- Wilhelmy, H.: Klimamorphologie der Massengesteine, Wiesbaden 1981
- Wager, R.: Über ein in der Literatur nicht angeführtes Vorkommen von Rotliegendem im Achertal (nördlicher Schwarzwald), in: Bad. Geol. Abk. (3), Karlsruhe 1931



*Abb. 1: Giersteine (Forbachgranit, 425 m NN) als Warzenfelsen auf einem Bergsporn (Pfeil) östlich Forbach-Bermersbach (Nord-Schwarzwald), Blick nach Osten über das 100 m tief eingeschnittene Murgtal zum Buntsandsteinkamm der Teufelsmühle (links, 900 m NN).*



*Abb. 2: Konvexer Granit-Wollsack mit (!) konkaven, subglazialen Schmelzwasser-Ablaufrinnen vom Top des westlichen Giersteins (425 m NN).*



Abb. 3: Chaotische (! konkave) Dach-Gletschertöpfe (z. T. mit Übergängen zu Blumenkohlstrukturen) mit konkaven, subglazialen Schmelzwasser-Ablaufrippen nach rechts (vgl. Abb. 2) auf dem Top des westlichen Giersteins (Granit, 425 m NN).

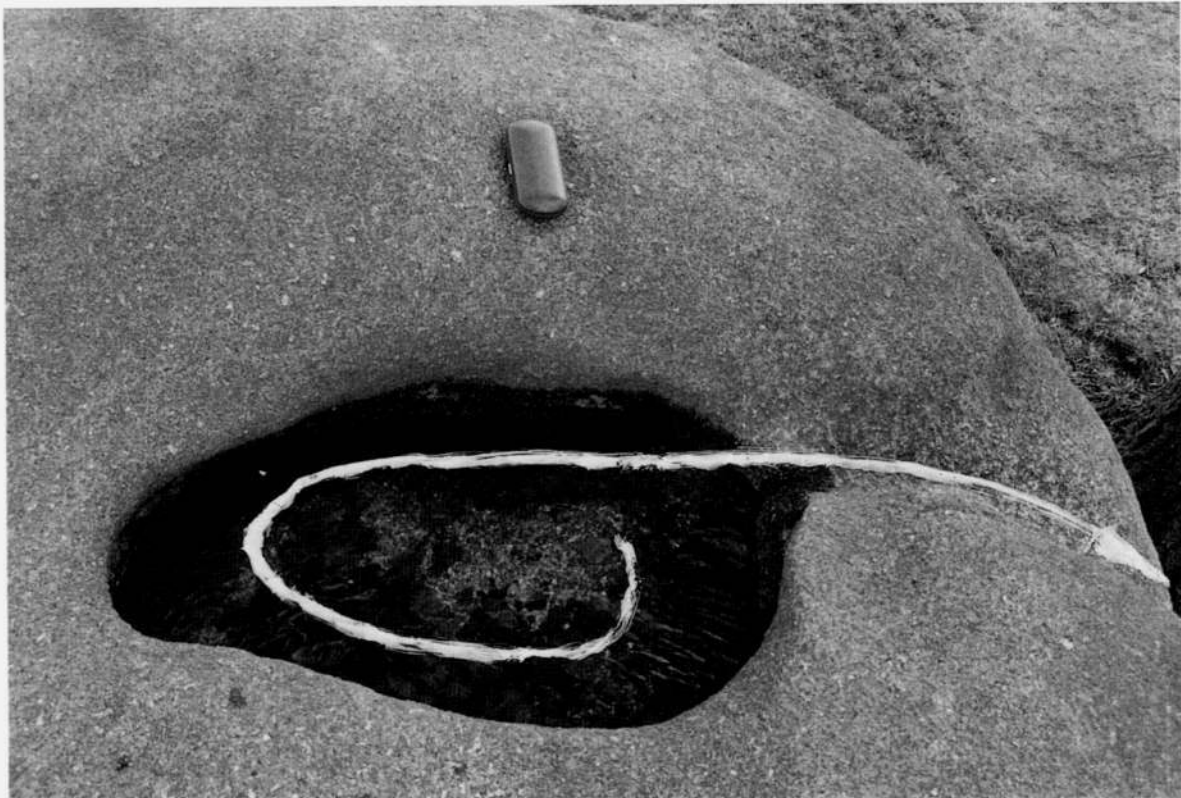


Abb. 4: Ovaler (! konkaver) Dach-Gletschertopf mit konkaver, subglazialer Schmelzwasser-Ablaufrinne nach rechts auf dem Top des östlichen Giersteins (Granit, 423 m NN)



Abb. 5: Seiten-Gletschertöpfe im subglazialen Kar-Tobel der Teufelslöcher (Eck'sches Konglomerat, Unterer Buntsandstein; 720 m NN) östlich Loffenau (Nord-Schwarzwald).



Abb. 6: Großer ( $\varnothing$  6 m) und Kleiner ( $\varnothing$  3 m) Woog als Tal-Dach-Gletschertöpfe (Pfeile) im Albtal-Granit des Ibach-Schwarzenbachtales (ca 865 m NN, 5 km östlich Todtmoos, Hotzenwald/Süd-Schwarzwald) auf einer Anhöhe neben dem heutigen Bachlauf (mit relativ geringer Wasserführung).



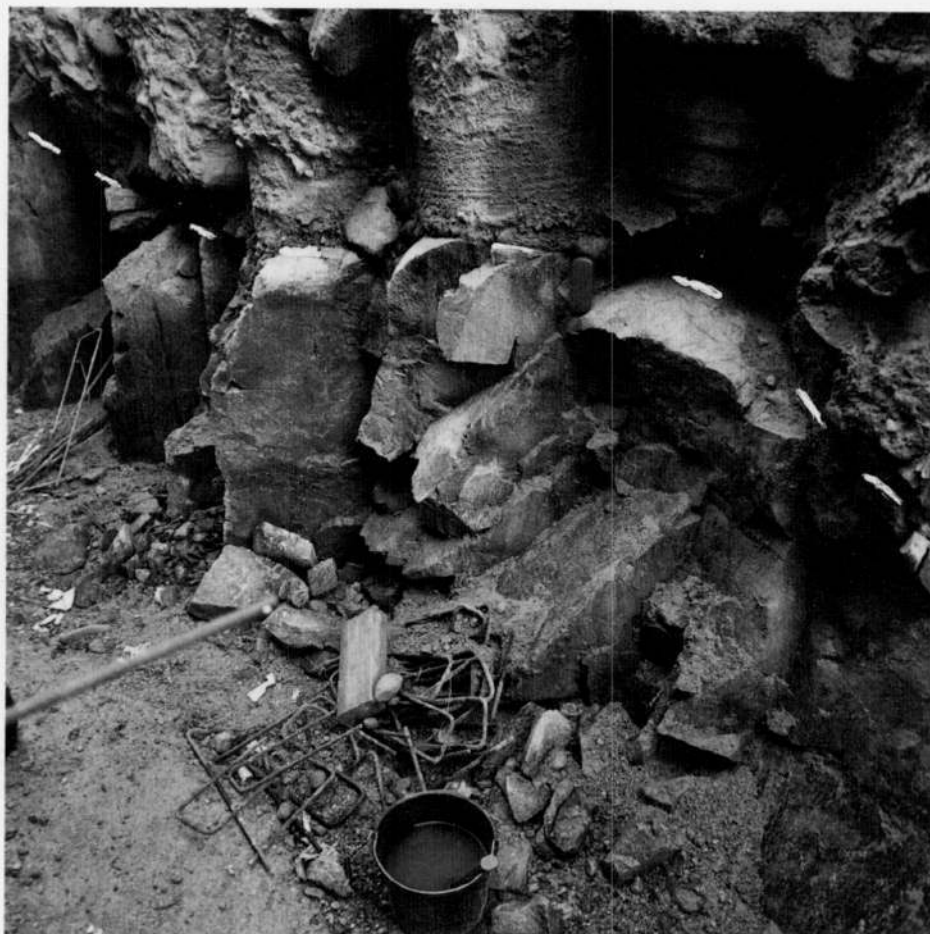
Abb. 7: Trogbauwerk Kappelrodeck-Furschenbach (Ortsumgehung Kappelrodeck) im Achertal (Nord-Schwarzwald) mit eingebrachter Betonschlitzwand der Nordseite und zahlreichen kantengerundeten Erratikas (Findlinge bis 150 t Gewicht) in einer 8 m mächtigen, im ganzen Achertal verbreiteten Grundmoräne (130–330 m NN). Untergrund: grobkörniger Achertalgranit (220 m NN).



Abb. 8: Groß-Erratikum aus feinkörnigem Seebachgranit (> 150 t Gewicht) in der Grundmoräne der Umgehungsstraße bei der Station Kappelrodeck-Ost. Untergrund: grobkörniger Achertalgranit.



*Abb. 9: Grundmoräne mit messerscharfer Grenze auf grobkörnigem Achertalgranit. Umgehungsstraße Kappelrodeck/Ibergstraße (220 m NN).*



*Abb. 10: Messerscharfe Auflagerung von Grundmoräne (mit Unterkante der 8 m tief eingebrachten Betonschlitzwand) auf glatt poliertem Achertalgranit mit Gletscherkritzen („Gletscher-Spiegel“ rechts vom Brillen-Etui). Nordwand des Trogbauwerkes Kappelrodeck-Fur-schenbach der Umgehungsstraße Kappelrodeck (etwa 220 m NN, vgl. Abb. 7).*



Abb. 11: Der Dassenstein oberhalb von Kappelrodeck als eisgeschliffener Gesteinhärtling (= Warzenfelsen) hier mit Bebuschung.



Abb. 12: Feinkörniger Seebachgranit mit Gletscherschrammen/-kritzen an der Umgehungsstraße Kappelrodeck/Ibergstraße aus der blockreichen Grundmoräne des Achertales.



Abb. 13: Grobkörniger Achertalgranit mit Polster-Kalifeldspatoblasten als eisgeschliffene Mini-Härtlinge mit Gletscherkritzen, Umgehungsstraße Kappelrodeck/Ibergstraße.

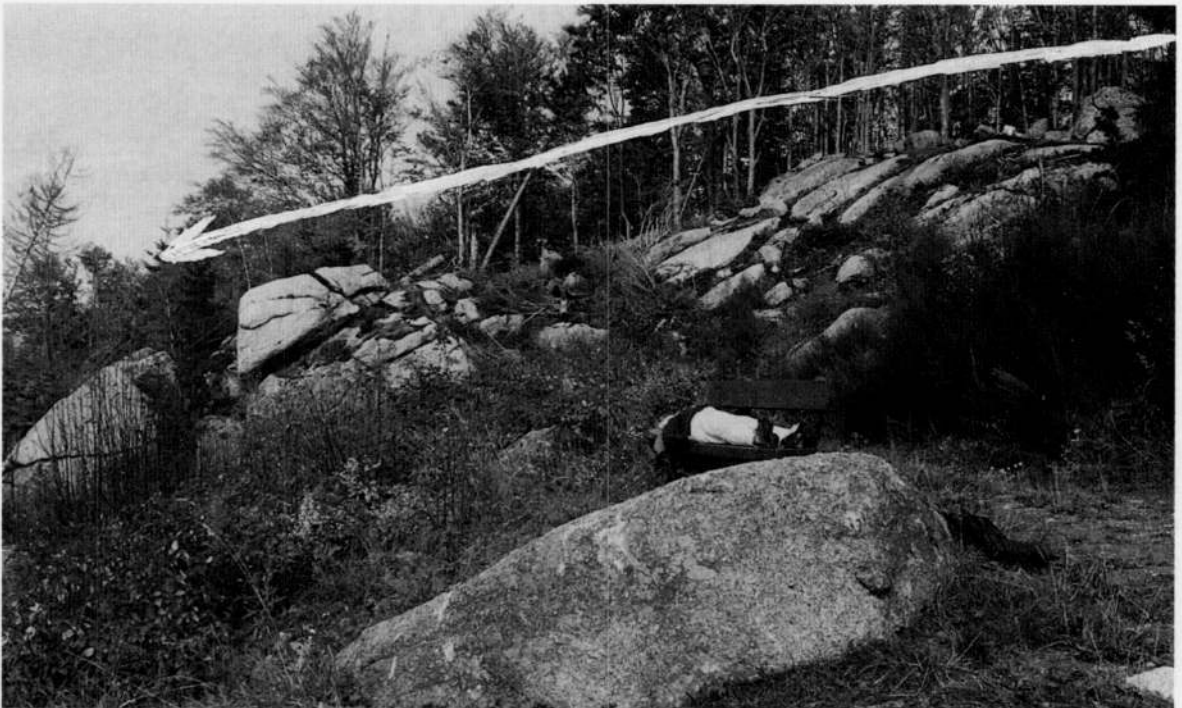


Abb. 14: Gipfel-Eisschliff (Pfeil) von rechts nach links (von Norden nach Süden) auf dem grobkörnigen Achertalgranit des Fuchsschrofens/Brigittenschloss (781 m NN) mit gut sichtbarer Blockabrissestelle für die darunter beginnende 1 km lange Blockgletscher-Strähne („Steinernes Meer“, 750–400 m NN) zum Straubenhof (südöstlich Sasbachwalden, Nord-Schwarzwald). Blick nach Westen vom Drachenfliieger-Startplatz.





*Abb. 15: Granit-Felsenmeer (480–350 m NN) als Blockgletscher-Strähne südöstlich des Felsberges (495 m NN, Süd-Odenwald) mit kantengerundeten und chaotisch gelagerten Blöcken (vereinzelt mit Dach-Gletschertöpfen).*



*Abb. 16: Granit-Felsenmeer (800–550 m NN), untergeordnet Gneisblöcke, als Blockgletscher-Strähne südlich des Omerskopfes (874 m NN) im Habichtal (Lauf-Glashütte, Nord-Schwarzwald) mit kantengerundeten und chaotisch gelagerten Blöcken (bis 150 t Gewicht).*

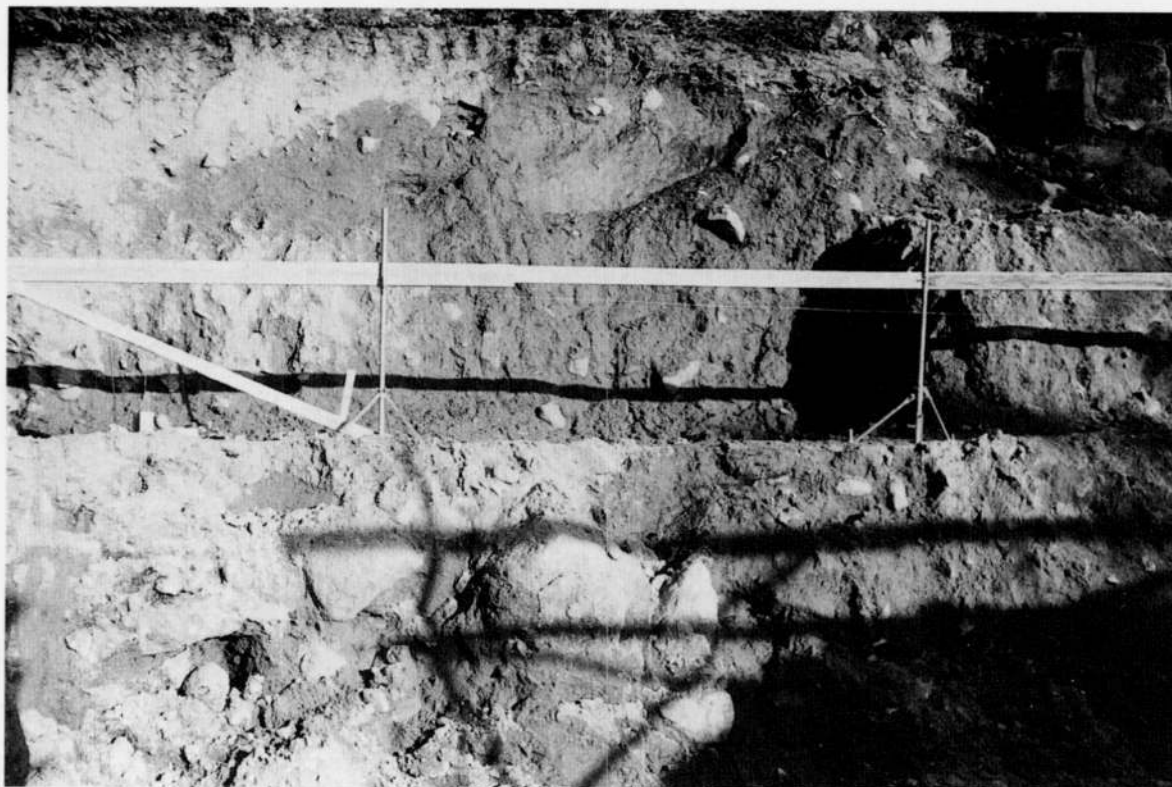


Abb. 17: Grundmoräne mit kantengerundeten, chaotisch gelagerten Blöcken in strukturloser Feinmatrix am Westrand der Blockgletscher-Strähne Fuchsschrofen-Straubenhof („Steinernes Meer“), Großbaugrube (Wandhöhe: 6 m; 550 m NN) am Schlossberg östlich Sasbachwalden-Hörchenberg (Nord-Schwarzwald).

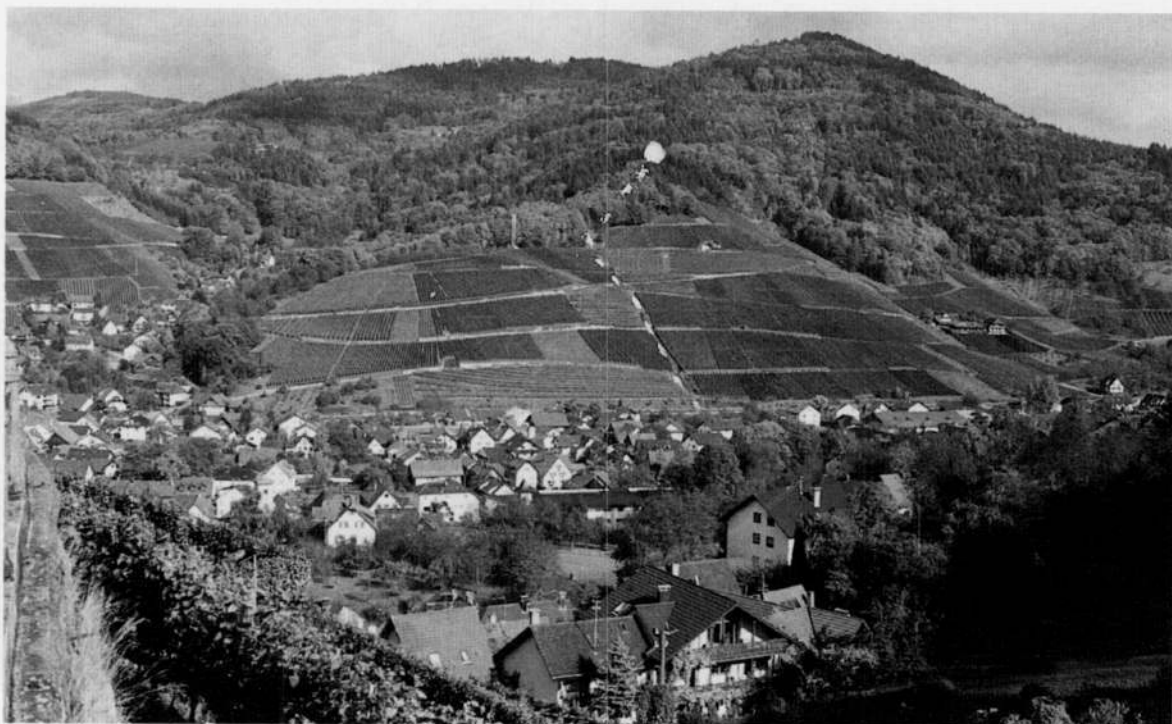


Abb. 18: Herkunftsort der großen Felsmonolithe für die Errichtung des Turenne-Denkmal von 1829 am Gipfel (ca. 380 m NN) des Gewannes „Brach“ oberhalb Kappelrodeck (weißer Punkt). Die darunter gerade abwärts führende Rinne im Reb Gelände ist die „Schleif“ (weiße Markierungslinie). Blick nach Nordosten vom Kappler Schloss zum Buchwaldkopf (rechts, 674 m NN).

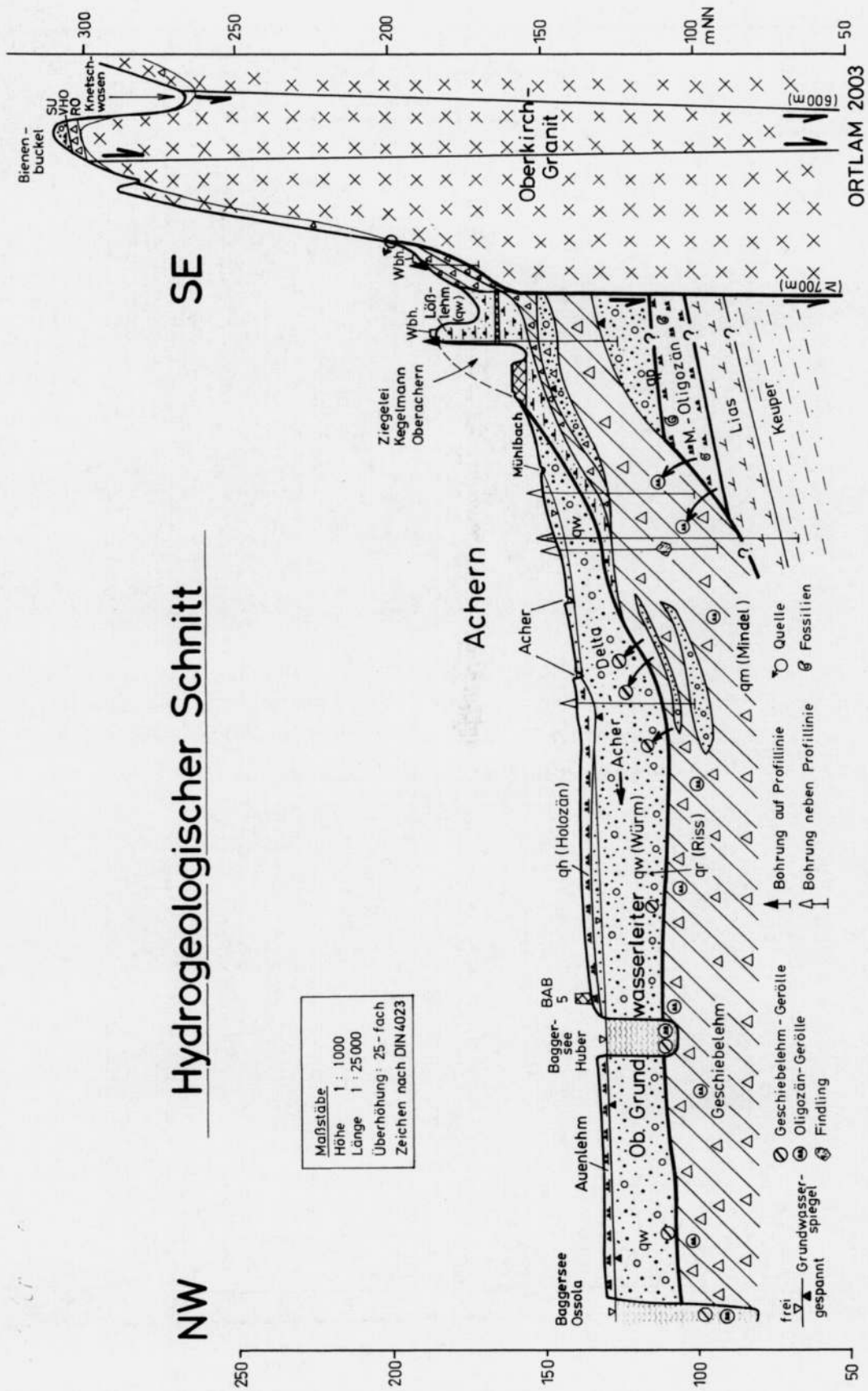


Abb. 19: Geologischer Schnitt zwischen Knetschwasen-Pass und dem Acherdelta-Fächer in der östlichen Oberrhein-Ebene des Raumes Achern mit den unter den Löß-/Lößlehmdecken weit verbreiteten Grundmoränen des Achertales einschließlich dessen (!) Flanken.

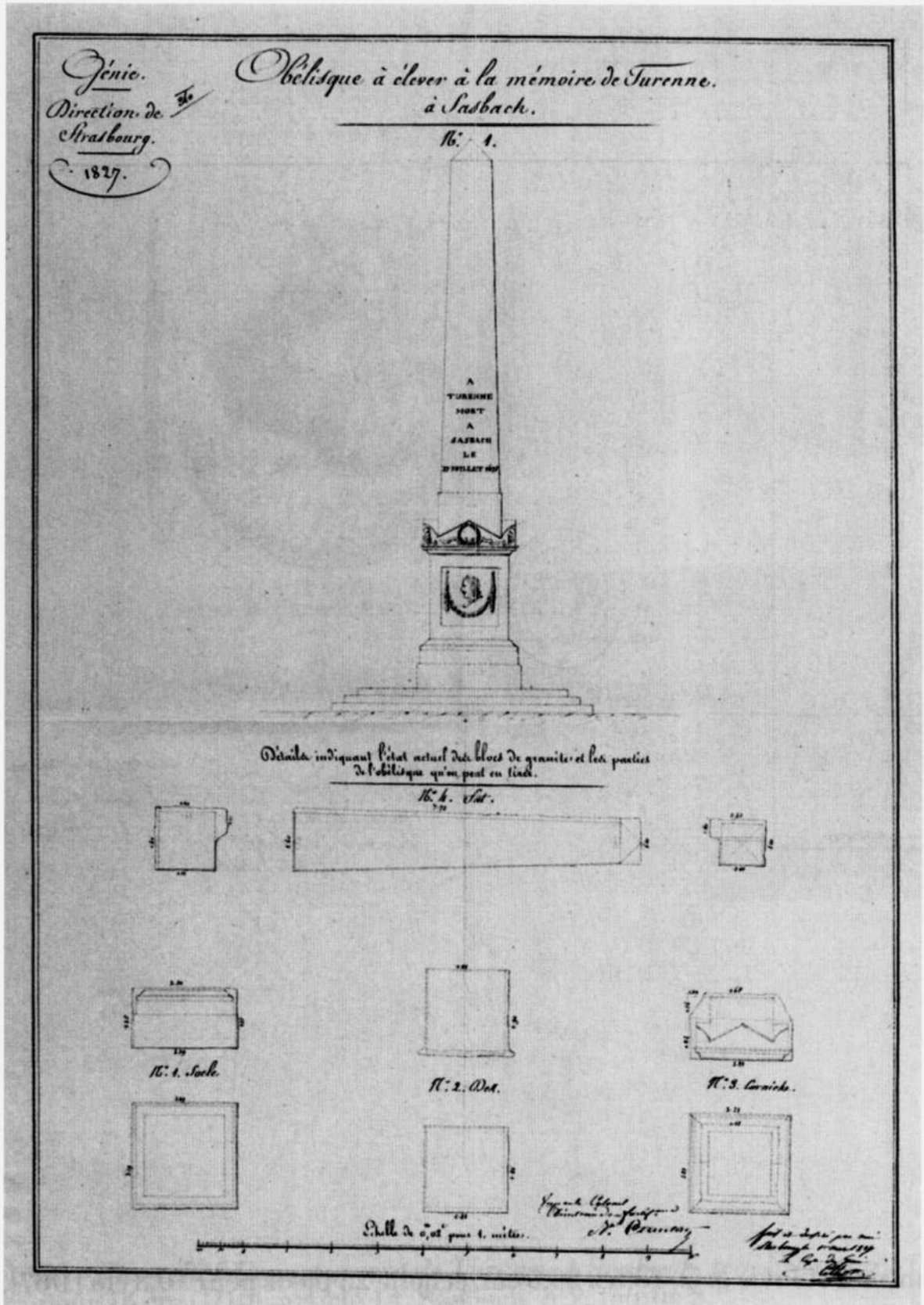


Abb. 20: Original-Zeichnung vom Aufbau des (dritten) Turenne-Denkmal durch den Pionier-Hauptmann Collas (Straßburg) aus seinem Bericht des Jahres 1827 (Quelle: Service historique de l'armée de terre, Vincennes/Frankreich).

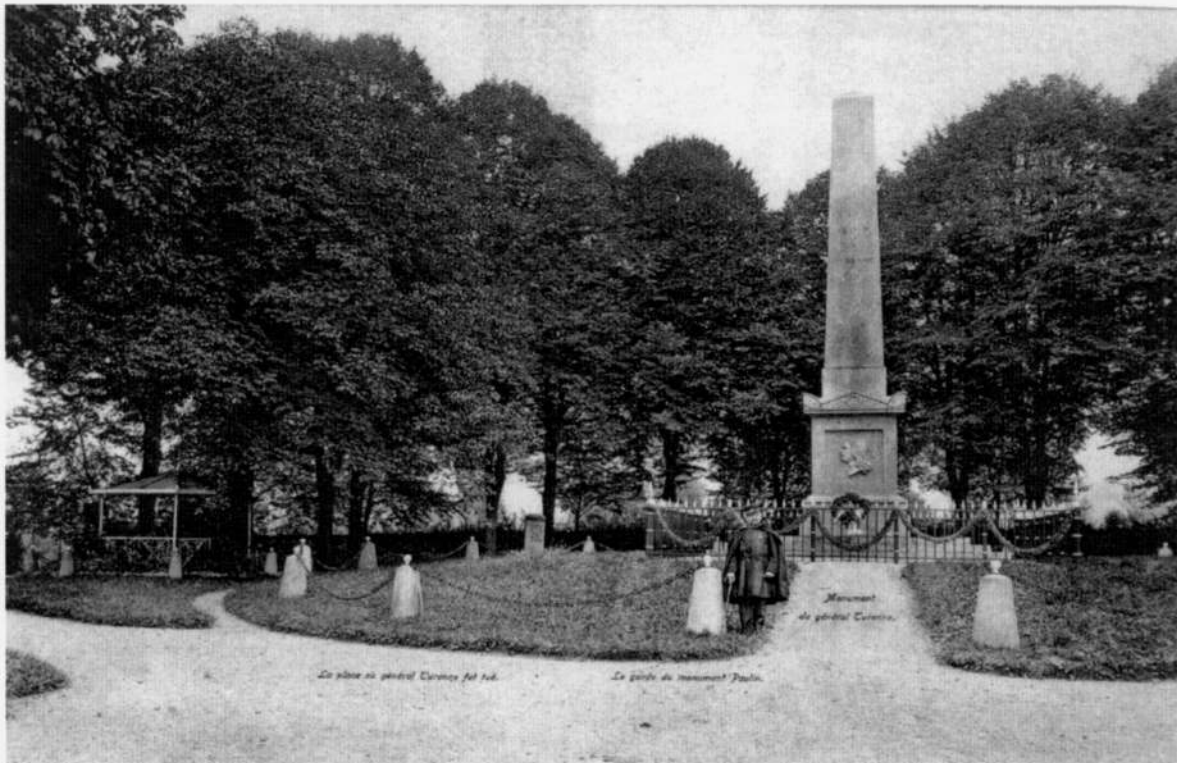


Abb. 21: Drittes Turenne-Denkmal von 1829 bis 1940 mit 12,8 m Höhe, errichtet zwischen 1826 und 1829 von der Pionier-Direktion Strasbourg im Auftrage des französischen Staates. Ansicht um das Jahr 1910 mit dem Wächter Paulin und links der Sandsteinblock am Todesort (6. Baumstamm von links) von Henri de la Tour d’Auvergne, Vicomte de Turenne, Maréchal Général des Armées du Roy (Quelle: Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Stuttgart).



Abb. 22: Viertes Turenne-Denkmal, errichtet aus kleineren Steinkompartimenten im Auftrag Général de Gaulles im Jahre 1945, in Anlehnung an das dritte Turenne-Denkmal (Quelle: Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Stuttgart).

Génie.

Direction de Strasbourg.

Monument  
de  
Turenne  
à  
Sasbach.14 mars 1827  
Collas

Collas



N.° 1

<sup>260</sup>  
Rapport sur les travaux exécutés pendant  
l'exercice 1826 pour le monument de Turenne  
à Sasbach.

La décision ministérielle approuvant l'érection d'un obélisque en granito à la mémoire de Turenne à Sasbach, est du 23 juin 1826. On ne put mettre la main à l'œuvre aussitôt après, on avoit eu connaissance, par ce que le fut d'après le désir du Comité, devant être d'une seule pièce, il fallut faire de nouvelles recherches pour découvrir un bloc qui remplît cette condition. Une reconnaissance dans la vallée de la Murg, fit connaître qu'il fallait renoncer à l'emploi du beau granito rose proposé dans le projet parce qu'on ne le trouvoit que par morceaux de petites dimensions. Une autre reconnaissance dans les environs de Sasbach, procura la découverte de plusieurs blocs roulés d'un très gros échantillon, au dessus du village de Kappel dans la vallée du même nom; un d'entre eux pouvoit fournir le fût de la hauteur indiquée par le croquis du Comité. Le granito étoit d'une couleur grise, d'un grain égal et fort dur; on commença par faire un essai pour s'assurer s'il étoit possible de le fendre régulièrement par grande masse, le résultat ayant été satisfaisant, on en transporta un morceau à Strasbourg, afin de connaître la taille et le poli dont cette espèce de granito étoit susceptible. L'expérience fit voir qu'il pouvoit acquies un poli suffisant pour un ouvrage de la nature de celui dont il étoit question, mais que les arêtes vives et les mouluxes surtout, seroient d'une exécution fort difficile. Toutes les épreuves indispensables avant d'entreprendre le travail, causèrent un assez long retard, en sorte que ce n'est que le 15 Septembre que commença l'exploitation des quatre morceaux, devant former le socle.

le

Tab. 1: Erste Seite des Originalberichtes (Tab. 1a) des Pionier-Hauptmannes Collas vom 14. März 1827 mit deutscher Übersetzung (Tab. 1b) durch den Autor (Korrekturlesung durch Monsieur R. Schimpf, Bühl/Baden). Dieser Bericht gelangte 1940 nach der deutschen Besetzung von Paris vom Französischen Armee-Archiv nach Berlin und wurde dort 1945 bei der russischen Besetzung Berlins wiederum über Moskau nach Leningrad requiriert. Vom Armee-Archiv im heutigen St. Petersburg wurde dann der Bericht Mitte der 90er-Jahre wieder an das Armee-Archiv in Vincennes zurückgegeben, von wo er als Kopie an das Haus der Geschichte Baden-Württemberg in Stuttgart gelangte.

**Bericht über die Arbeiten für das Turenne-Denkmal in Sasbach, durchgeführt während der Pionier-Übung im Jahre 1826**

(Pionier-Direktion von Straßburg)

14. März 1827

*(Französisch-deutsche Übersetzung von Dir. u. Prof. Dr. Dieter Ortlam, Bremen)***Kursivschrift:** Ergänzungen des Übersetzers

Die Ministerialentscheidung vom 23. Juni 1826 beinhaltet die Errichtung eines Granit-Obeliskens zur Erinnerung von Turenne in Sasbach. Man konnte nicht sofort Hand an ein Werk anlegen, von dem man erst danach Kenntnis erhalten hat, weil der Schaft nach dem Wunsche des Komitees aus einem einzigen Stück bestehen sollte. Daher waren neue Erkundungen angesagt, um einen Gesteinsblock zu entdecken, der diese Bedingungen erfüllte. Eine Erkundung im Murgtal brachte das Ergebnis, dass der vorgeschlagene schöne Rosa-Granit als Idee aufgegeben werden musste, weil er dort nur in Stücken mit kleinen Dimensionen vorhanden war. Eine andere Erkundung in der Umgebung von Sasbach ergab die Entdeckung von Findlingen mit sehr großen Maßen über den Dorfe Kappel(*rodeck*) im Tal mit gleichem Namen. Ein (*Findlings*-)Exemplar konnte die vom Komitee vorgegebene Entwurfshöhe bedienen. Dieser Granit war von grauer Farbe, einem unregelmäßigen Korn und sehr hart. Man unternahm einen Probeversuch, um sich zu vergewissern, ob eine Aufspaltung am großen Stück möglich wäre. Das Ergebnis war so zufriedenstellend, dass man ein Stück davon nach Straßburg transportierte, damit man die Form und den Schliff dieser Granit-Art kennen lernen konnte, um sie zu verwerten. Der Versuch zeigte, dass ein sauberer Schliff für eine Bearbeitung in der Natur zu erhalten war, weil die Ausarbeitung der scharfen Kanten und Verzierungen überall einer sehr schwierigen Ausführung bedurfte. Alle notwendigen Versuche vor der Aufnahme der Arbeiten verursachten einen ziemlich langen Rückstand dergestalt, dass erst am 15. September (1826) mit der Bearbeitung der vier Findlinge begonnen wurde, um den Sockel, den Würfel, das Gesims und den Schaft des Obeliskens auszuarbeiten. Nachdem man die Blöcke aufgespaltet und die überflüssigen Teile abgetrennt hatte, um sich bei jedem Stück den vorgegebenen Größen anzunähern, stellte man Steinmetze an, um sie roh zu bearbeiten und die Oberflächen anzuschleifen. Diese beiden Arbeiten dauerten wegen der Material-Härte und der begrenzten Zahl von dort zu beschäftigenden Arbeitern recht lange. Diese benötigten eine große Zahl von Werkzeugen für die Handarbeiten.

In der Zwischenzeit beschäftigte man sich damit, die Voraussetzungen für den Transport der oberhalb von Kappel(*rodeck*) zugerichteten Werkstücke nach Sasbach zu schaffen. Diese Operation gestaltete sich nicht leicht. Die massigen Werkstücke hatten ein beträchtliches Gewicht, mussten zuerst auf steilen Hängen hinabgleiten und durch sehr schnelle und ziemlich schlechte Wege mit engen Abschnitten („*Schleifen*“) transportiert werden. Man schlug deswegen mehrere Transportmöglichkeiten vor, sei es mit Maschinen oder mit Gespannen. Der Bauaufseher ließ eine Art Leiterwagen-Schlitten bauen, dessen Hinterteil auf Rollen fahren konnte, und der, wenn es die Zeit erlaubte, zu einem Schlitten umgewandelt werden konnte. Man beschäftigte sich auch mit der Wege-Beschotterung und der Anlage von neuen Wegen.

Am 20. Januar (1827) brach der unterzeichnende Pionier-Hauptmann nach Kappel(*rodeck*) auf, wo es in seiner Abwesenheit geschneit hatte, um den Transport der fertigen Steine zu beginnen und die Fertigstellung der anderen zu beschleunigen. Der Pionier-Wachmann

Mannhalter ersetzte zu dieser Zeit Herrn Samain, der seit einiger Zeit erschöpft und bis dahin mit der Überwachung der Arbeiten beauftragt war.

Der zuerst transportierte Block war der Sockel. Er wog ungefähr 20 000 kg (*tatsächlich: brutto 22 t*). Es folgte der Würfel mit ungefähr dem gleichen Gewicht (*tatsächlich: brutto 19 t*), dann das weniger schwere Gesims mit ungefähr 16 000 kg (*tatsächlich: brutto 20 t*). Diese drei Transporte verliefen sehr glücklich, und vor allem die beiden letzten, für die man eiligst einen leichteren Klein-Schlitten gebaut hatte, der in den Kurven leichter zu dirigieren war als der große (*Schlitten*). Endlich wurde der noch sehr unförmige Obelisk auf den großen Schlitten geladen und so verankert, dass er sich auf drei Eichenbalken-Verstärkungen von zwölf Fuß Länge und jeweils ein Fuß Breite reiben konnte. Die Beladungen und Transporte der drei ersten Blöcke waren für die dort beschäftigten Männer sehr gefährlich gewesen, ebenfalls für die Ochsen und Pferde der Gespanne. Es erforderte großer Vorsichtsmaßnahmen, um diese Massen zu bewegen und die Beladung ohne Unfall durchzuführen. Es erforderte außerdem nicht wenig Aufwand, um diese nach Kappel(*rodeck*) hinabzubringen. Die steilen Hänge (*25° bis 35° Neigung*) mussten mit Erde (*Kies-Sand*) wiederbedeckt werden, um sie weniger gleitend zu machen: Man suchte Maßnahmen, um die zunehmenden Gleitbewegungen, die der Schlitten zeitweise annahm, zu verzögern und sogar zu unterbrechen. Für den Schaft waren die Schwierigkeiten sehr beträchtlich: Er war 7,70 m lang (*tatsächlich: 7,72 m*), die Basis-Quadratseite maß 1,50 m (*tatsächlich: 1,5 × 1,6 m*) und jene an der Spitze 1,15 m (*tatsächlich: 1,00 × 1,25 m*), das Gewicht betrug mindestens 30 000 kg (*tatsächlich: brutto 40 t*). Er hatte 500 m Weg zwischen Felsen (*Gewann „Brach“*) und teilweise tiefsumpfigem Gelände über einen Steilhang (*„Die Schleif“*) zurückzulegen. Der Weg zwischen den Felsen war vorsichtshalber präpariert worden. Man machte die Restarbeiten während des Transports der ersten Blöcke. Trotz Frostes von  $-15^{\circ}$  bis  $-16^{\circ}$  °C waren die sumpfigen und quellreichen Wiesen nicht gefroren. Vorsichtshalber entfernte man den Schnee auf dem Weg. Man befestigte diese Stellen mit Faschinen, die mit sehr nassem Schnee wiederbedeckt wurden, nachdem das Ganze zu einem stabilen Untergrund über dem Sumpf verwandelt wurde.

Nachdem die Kosten durch die Konkurrenz reduziert wurden, machte man in der Umgebung bekannt, dass man eine Ausschreibung wünschte, um den Transport zu einem Festpreis durchführen zu lassen. Viele Interessenten kamen, um den Block zu testen und den Wegeverlauf zu erkunden, aber sie zogen sich alle zurück, ohne einen Vorschlag zu unterbreiten, mit Ausnahme der Ochsen-Fuhrleute, die die ersten Transporte durchgeführt hatten. Diese wollten nicht mehr Unternehmer sein, waren aber bereit, ihre Tiere zu einem Tagesatz unter der Bedingung zur Verfügung zu stellen, dass der Preis stark angehoben wurde. Da man von dem günstigen Wetter (*gefrorener Boden mit Schneedecke*) profitieren wollte, war man gezwungen, diese Bedingungen zu akzeptieren. Man hatte große Mühe, die ungefähr 500 m lange Strecke (*„Die Schleif“*) zurückzulegen, um im Dorfe Kappel(*rodeck*) anzukommen. Die getroffenen Vorsichtsmaßnahmen, um Unfälle zu vermeiden, sind zweifellos sehr zurückgeblieben, aber dies war nicht zu bedauern. Wenn der Block auf mehreren schnellen Hängen des Weges nicht gehalten worden wäre, hätte ihn eine größere Bewegung zusammen mit dem ganzen Gespann in den Grund des Tales gerissen. Am Fuß des Berges (*Acher- bzw. Kapplertal*) angekommen, gab es andere zu überwindende Schwierigkeiten, um den Weg fortzusetzen. Man musste Dörfer durchqueren, enge Straßen passieren und enge Kurven überwinden. Die Strecke von Kappel(*rodeck*) nach Achern ist sehr schmal, hat eine größere Zahl von Kurven, und die starken, verharschten Schneeverwehungen bildeten eine Situation, die das Steuern des Schlittenhinterteils schwierig machte – trotz der Anstrengungen mehrerer Männer, mit Mühe bald nach rechts, bald nach links zu ziehen, und trotz der eisernen Schlittenkufen, die im verharschten Schnee tiefe Rillen hinterließen –



rutschte das Hinterteil zwei oder drei Mal zur Seite, sodass man nur mit mehreren Wagenwinden und Schraubensystemen (*Flaschenzügen*) es schaffte, das Gefährt wieder aufzurichten. Auf einem größeren Teil des bisherigen Weges und vor allem auf der Strecke von Achern nach Sasbach, der eng und sehr uneben war und wie ein Damm sich über das Gelände erhob, war man gezwungen, das Eis für eine Spur auf einer Breite von eineinhalb Fuß (= 47 cm) und einer Tiefe von fünf bis sechs Daumen (= Zoll = 13 bis 15,6 cm) abzutragen, in der sich eine Kufe des Schlittens bewegte, sodass ein seitliches Abgleiten nicht mehr möglich war.

Die Beendigung der Gesteinszubereitung, das Beladen und der Transport der vier Blöcke hat einen Monat gedauert. Der Gesamtaufwand für diese beiden letzten Operationen war zwar beträchtlich, indessen am geringsten gegenüber einem Transport bei einem anderen, frostfreien Wetter. Der Abtransport des Schaftes durch die vernässten Wiesen wäre nur unter der Voraussetzung möglich gewesen, dass man einen mit Faschinen und Holz belegten Weg geschaffen hätte. Man hätte einen Wagen mit sehr starken Achsen bauen müssen, um eine so große Last zu transportieren. Diese beiden frühzeitigen Aufwendungen hätten wahrscheinlich deutlich mehr gekostet als der Transport, wie man ihn ausführte. Es ist richtig, dass man darauf verzichten musste, Maschinen einzusetzen, Haspeln zu benutzen, die Blöcke auf Rollen zu bewegen oder sie auf gefettetem Holz zu bewegen. Aber diese Mittel ließen nur eine sehr langsame Ausführung zu, sie wären auch recht ungewiss gewesen, und man hätte die ganze Wagenpassage auf dem Wege unterbrochen, sodass man wegen diesem zweifellos verstärkten Hindernis von diesem Plan absah. Es ist jedoch zu bemerken, dass das Wenden und die Beladung der Blöcke einschließlich deren Transports keinen einzigen Unfall der beschäftigten Männer verursachte und weder ein Pferd noch ein Ochse verletzt wurde. Der Transport von ähnlich großen Steinen, aber mit einem geringeren Gewicht (*Vogesensandstein mit geringerem spezifischen Gewicht von 2,2 g/cm<sup>3</sup> gegenüber dem Acherthal-Granit von 2,7 g/cm<sup>3</sup>*), verlief in den letzten Jahren weniger glücklich: Einige Männer wurden dabei tödlich verletzt. Man kann sicher wegen den Gefahren dem erhöhten Preis für die Tagessätze und für die Tiere zustimmen.

Der mit den Aufgaben betraute Pionier-Hauptmann erfuhr Unterstützung durch den ihm beigeordneten Pionier-Wachmann, Herrn Mannhalter, dessen Eifer und Einsatz eine große Hilfe war und zweifellos zum glücklichen Ausgang des recht schwierigen Transportes viel beigetragen hat. Seine guten Dienste sind in Straßburg übrigens gut bekannt, sodass man schon mehrfach mit der Bitte einer verdienten Beförderung vorstellig wurde.

Die Ausgaben für die Übungsarbeiten im Jahre 1826 beliefen sich auf eine Summe von 12.440,00 frs. Diese Ausgaben setzten sich aus folgenden Positionen zusammen:

1. Für die ersten Untersuchungen und Beprobungen, das Spalten, das Sprengen, das Ab-/Aufräumen	2.890,00 frs
2. Für die Herrichtung/Zurichtung der Meißel	2.690,00 frs
3. Errichtung der Bauhütte zum Schutz der Arbeiter	243,00 frs
4. Für die Anlage und die Reparatur von Wegstrecken, worauf die Blöcke transportiert wurden	478,00 frs
5. Bau des Leiter-Schlittens	660,00 frs
6. Kauf und Einsatz von Maschinen	464,00 frs
7. Transport	3.765,00 frs
8. Versuche, Kosten der Bauaufsicht und des Büros, diverse Ausgaben	1.250,00 frs
Gesamtsumme	12.440,00 frs

Die bis zum heutigen Tag überwiesenen Gelder belaufen sich auf 10.000,00 frs. Es verbleibt eine Restschuld von 2.440,00 frs an den Straßburger Unternehmer, Herrn Wenger, der diese Summe vorstreckte.

Darüber hinaus beschäftigt sich die Rechnungsgruppe mit dieser Arbeit. Die bevorstehende Abrechnung wird die Höhe dieser Vorstreckungen von Herrn Wenger genau beziffern. Man wolle am ersten Tag seine Exzellenz, den Herrn Kriegsminister, von dieser Ausgabenaufstellung des Jahres 1827 unterrichten.

Straßburg, den 14. März 1827

Der Pionier-Hauptmann Collas

## Die Hofkreuze von Hofstetten

*Pia Mickenautsch*

Die Hofkreuze in Hofstetten sind Hochkreuze und tragen alle einen Christus-Korpus. Geht man der Geschichte und den Inschriften der Kreuze nach, entdeckt man, dass viele Leute, meistens Bauern, Hofkreuze aus Dankbarkeit, zur Erinnerung an Menschen, als Mahnmal, als Gotteslob, zum Schutz vor Seuchen und Blitzeinschlägen oder in Verbindung mit einem Gelübde errichtet worden sind. Heute werden keine Hofkreuze mehr gebaut, weil viele Menschen nicht mehr so religiös eingestellt wie früher sind. Allerdings entdeckt man am Straßenrand oft Kreuze, die an einen Unfall erinnern und die Vorbeifahrenden mahnen sollen.

### *1. Das Kreuz auf der Rot im Altersbach*

Dieses Hofkreuz entstand während des Ersten Weltkrieges und wurde von Xaver und Maria Ringwald aus Dankbarkeit errichtet. Es ist aus Holz erbaut und 1985 oder 1986 restauriert worden.

Den Grund, warum dieses Kreuz dort steht, kann man nicht mehr nachweisen, weil der ehemalige Inhaber, Herr Ringwald, verstorben ist.

Der jetzige Standort des Kreuzes ist direkt am Talweg, der vom Dorf in den Altersbach führt. Heute gehört die rechte Hofhälfte dem Zimmermann Uhl aus Hofstetten, der auch nichts Genaueres über dieses Kreuz zu berichten weiß.

### *2. Das Fehrenbacher Kreuz*

Es erhebt sich an der Weggabelung der Gemarkungsgrenze Hofstetten – Welschensteinach (550 Meter über dem Meeresspiegel) und wurde 1872 von Wendelin Fehrenbacher, auch Wendel von der Schanz genannt und Genovefa Jäkle errichtet.

Zu diesem Kreuz gibt es eine besondere Geschichte, die Schriftsteller und Pfarrer Heinrich Hansjakob in seiner Erzählung „Der Wendel auf der Schanz“ (Schneeballen, 1. Reihe) schildert. Sie ist die Entstehungsgeschichte der Hofstetter Narrenzunft, der „Höllenhunde“. In ihr heißt es, dass es auf dem Fehrenbacherhof einmal gespukt haben soll. Ein Geist ging um, der sich in einem großen, schwarzen Hund zeigte. Er versetzte die Menschen am Fehrenbacherhof und im ganzen Dorf in fürchterliche Angst und Schrecken. Eines Tages holte man einen Kapuzinerpater aus Haslach und bat ihn um Hilfe. Er verbannte den Geist in einen Sautrog und vergrub ihn mitsamt dem Trog in der Nähe dieses Kreuzes.



*Das Fehrenbacher Kreuz*

Die Inschrift lautet:

*„Durch Jesu Kreuzestod hast du, o Mensch, Dein Heil erworben.  
Gestiftet von Wendelin Fehrenbacher dessen Ehefrau Genovefa Jäkle  
1872.“*

### *3. Das Kammerer Kreuz*

Der Altbürgermeister von Hofstetten, Franz-Josef Krämer, erzählte mir, dass dieses Kreuz für die zwei im Ersten Weltkrieg gefallenen Söhne Georg und Xaver Kern von ihren Eltern Joseph und Genovefa Kern (geb. Melkert aus Welschensteinach) erbaut wurde. Zuvor stand es auf der Anhöhe zwischen dem Wald Hohberg und der Kreuzmatte des Kernhofes.

Früher fand in der Bittwoche eine Flurprozession statt, die von der Kirche aus über den Helgenrain bis zu diesem Kreuz führte. Ganz früher ging diese Prozession um die ganze Gemarkung Hofstetten, wie dies Heinrich-Hansjakob in seinem Hofstetter Tagebuch „Im Paradies“ beschreibt. An diesem Kreuz kehrte der Zug wieder um.

Es erhielt seinen Namen, weil der jetzige Kernhof früher Kammererhof hieß. An der Inschrift kann man lediglich „Vater unser“ lesen.



*Das Kreuz des Vorderniederhofes*

#### *4. Das Kreuz am Brosemerhof*

Warum dieses Kreuz erstellt wurde, kann man auch nicht mehr genau sagen. Man meint, weil auf dem Brosemerhof früher öfter Leute krank wurden. Es könnte auch ein Bittkreuz sein.

Die Inschrift heißt:

*„Dank Dir Herr Jesu Christ  
Für uns gestorben bist  
Laß an uns Deine Pein  
Nimer verlohren sein*

*Gewidmet von Erhard Brosemer und seine Ehefrau Genovefa  
Bührer.“*

In kleiner, fast nicht sichtbarer Schrift steht: „Xaver Kaiser“.

Er wohnte nach den Brosemers, die Hab und Gut verkaufen mussten, auf dem Brosemerhof. Heute wohnt die Familie Allgaier in diesem Hof und pflegt das Kreuz. Es steht auf dem Tochtermannsberg, direkt an der Straße, die zur Biereck führt und ist ein weiß gestrichenes Steinkreuz.



*Das Kreuz des Untersteinhofes*

### *5. Das Kreuz des Vorderniederhofes*

Dies ist ein Passionskreuz, an dem die ganze Leidensgeschichte Jesu mit Figuren und Gegenständen dargestellt ist. Es wurde im Jahre 1991 das letzte Mal von Familie Neumeier restauriert.

Über die Geschichte des Kreuzes konnte ich nichts in Erfahrung bringen.

Dieses Holzkreuz wird alle zwei Jahre mit Öl behandelt.

Es steht direkt an der Hauswand des Vorderniederhofes und ist somit ein bisschen vor Witterungseinflüssen geschützt.

In der Inschrift heißt es:

*„Mein Volk, was habe ich Dir zu Leid getan. Womit habe ich Dich betrübet? Wie viele Schmach und Marter tust mir an, schlägst den ans Kreuz, der Dich so zärtlich liebet. Mit Essig und Galle hast du mich getränkt und wie ein Feind hast du mich behandelt. Du krönst mit Dornen – schlägst mit Nägeln mich ans Kreuz und willst, daß ich so mein Leben ende. Vater unser ...“*

## 6. Das Kreuz des Untersteinhofes

Warum dieses Kreuz erbaut wurde, ist nicht ganz klar. Bernhard Krämer (Untersteinhofbauer) gab mir (von seiner Großtante Frau Krämer, geb. 1903, überliefert) folgende Auskunft:

Das Ehepaar Anton Krämer und Walburga Eisemann wünschten sich Kinder. Diese blieben aber aus. In ihrer Verzweiflung sollen Sie eine Wallfahrt nach Einsiedeln gemacht haben und die Hilfe der Gottesmutter angerufen haben. Trotz des schon recht fortgeschrittenen Alters stellten sich noch zwei Kinder, Karl und Joseph, ein. Als Dank ließen sie dieses Kreuz errichten.

Die Inschrift lautet:

*„Es ist vollbracht.*

*Anton Krämer, Walburga Eisemann und ihre zwei Kinder Karl  
und Joseph Krämer stifteten dis denkmal im Jahr 1848.“*

Es steht direkt neben dem Untersteinhof, wo es nach dem 4. Hofbrand 1994 hinversetzt wurde. In diesem Jahr wurde es auch renoviert.

Vor dem Hofbrand stand es mit der Vorderseite zum Vorderniederhof gerichtet. Das Kreuz ist aus echtem Sandstein erbaut.

## 7. Das Kreuz vom Schmalzenhof

Auch bei diesem Kreuz ist der wirkliche Erbauungsgrund unklar. Man meint, dass am alten Standpunkt des Kreuzes, nämlich am Schmalzeneck, jemand tödlich verunglückt sei.

Weil dieses Kreuz, umgeben von Wald, oft beschädigt wurde, ließ der Schmalzenhofbauer vom Schnitzer Karl Stänzel ein Kreuz an der heutigen Stelle errichten.

Ein zweiter Grund für die Neuerrichtung war, dass der unten genannte Xaver Neumaier im Zweiten Weltkrieg als gefallen gemeldet war. Die Trauerfeier war schon in allen Einzelheiten vorbereitet, die Seelenämter waren bereits abgehalten worden, Gedenkbildchen gedruckt, als die Nachricht durchs Dorf ging, dass der Schmalzen Xaver noch lebt und er zurückkehrte.

Auf der Inschrift des Kreuzes heißt es:

*„Jesus du mein Trost im Leben  
und im Sterben mein Gewinn.*

*Vater unser ...*

*Erneuert von Xaver und Helena Neumaier 1965.“*



*Das Rosers Kreuz*

Später wurde das Kreuz noch einmal ein wenig zur Seite geschoben, weil die neue Straße dort vorbeigehen musste.

#### 8. *Das Rosers Kreuz*

Der Grund der Erstellung dieses Kreuzes ist leider nicht an die Kinder und Enkel weitergegeben worden, also nicht nachweisbar.

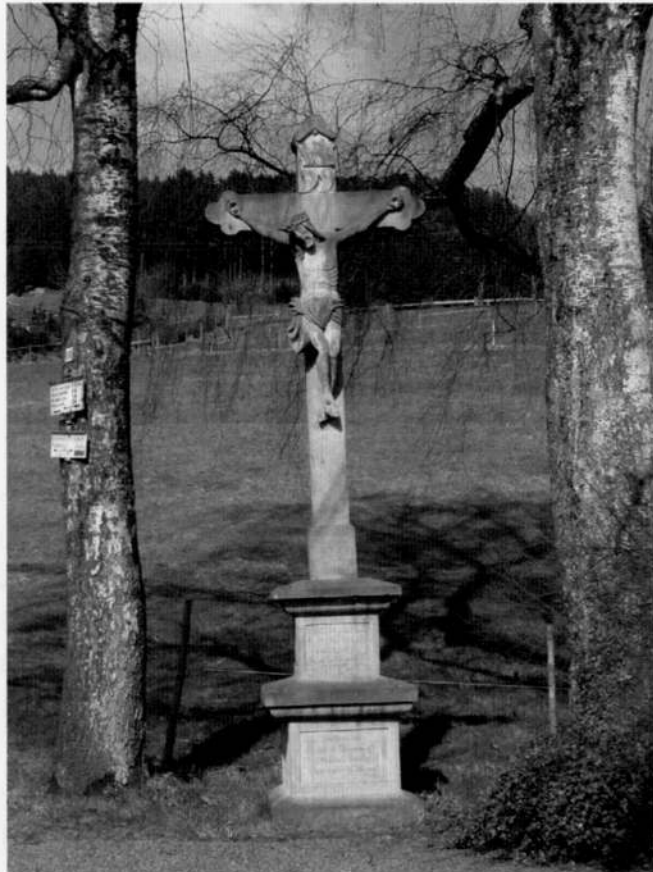
Die Inschrift lautet:

*„Im Kreuz ist Heil!  
Gestiftet zur Ehre Gottes aus Dankbarkeit. Erhard Lupfer und  
dessen Ehefrau Berta geb. Meier.“*

Es wurde im 18. Jahrhundert erbaut und war 1957 neu renoviert worden. Oft wurde dieses Denkmal vom Sturm mitgerissen, ist aber immer wieder neu aufgebaut worden.

Frau Neumaier vom Roserhansenhof auf der Breitebene 12 berichtet, dass es schon das dritte Kreuz sei. Der Korpus sei aber immer erhalten geblieben und ist bis heute original. Auch die Madonna ist noch die ursprüngliche.





*Das Deckers Kreuz*

#### 9. *Das Hansmartins Kreuz*

Genau an der Stelle, an dem das Steinkreuz jetzt steht, ist der ehemalige Bürgermeister Joseph Maier 1910 an einem Herzschlag verstorben.

Altbürgermeister Krämer erzählte, dass Joseph Maier von dem nahe gelegenen „Gasthaus Drei Schneeballen“ nach Hause gegangen sei und am nächsten Morgen genau an der Stelle des Kreuzes tot am Boden gelegen habe.

Die Inschrift lautet:

*„Sei heiliges Kreuz gegrüßet, Du meine einzige Hoffnung  
Hier starb Joseph Maier Altbürgermeister den 19. Dez. 1910  
an einem Herzschlag.  
Gestiftet von Euphrosina Maier geb. Krämer.“*

#### 10. *Das Deckers Kreuz*

Die Inschrift dieses Kreuzes lautet:

*„Wohin auf Erd auch immer  
Der Menschen Wege gehn  
Glücklich alle jene,  
Die auf den Heiland sehn.“*

Darunter heißt es:

*„Gestiftet von Joseph Neumaier u. Genovefa  
Giesler samt Kinder im Jahre 1857.“*

Joseph Neumaier war von 1848–1853 Bürgermeister in Hofstetten. Er war sehr konservativ eingestellt. Deshalb schickte er keine jungen Männer nach Haslach zu den badischen Revolutionsversammlungen 1848/49. Dadurch kam er sehr in Bedrängnis. Er erhielt sogar Drohungen, in denen es hieß, dass die Revolutionäre seine „Strohburg“ anzünden wollten. So kam er in eine schwere Zeit, in der nicht nur er, sondern seine gesamte Familie viel durchstehen musste. Auf dem Hof herrschte Hungersnot und es folgten schlechte Zeiten. So wie er wurden in dieser Zeit viele unter Druck gesetzt.

Als Dank an den Herrgott, dass er in dieser für ihn schlimmen Zeit, kein großes Unglück erleiden musste und sein Hab und Gut nicht verloren hatte, ließ er 1857 dieses Kreuz errichten. Damit löste er sein Versprechen ein, das er während der Revolution abgelegt hatte.

Bis zur Jahrhundertwende war an der Stelle vor dem Kreuz am Herrgottstag (Fronleichnam) ein Altar aufgestellt. An diesem Altar wurde immer das Evangelium vom reichen Fischfang vorgelesen.

Durch Aufschüttungen und Wegbauarbeiten hat die Ansicht des Kreuzes gelitten, denn früher waren vor dem Kreuz zwei Sandsteinstufen mit Seitenwänden. Die an beiden Seiten stehenden Birken wurden anfangs des Ersten Weltkrieges von Joseph Rißler und seinem Vater, Fidel Rißler, gepflanzt.

Herr Joseph Rißler erzählte eine Geschichte, die ihm sein Vater immer erzählt hat. An dem Tag, an dem das Kreuz aufgebaut wurde, sagte einer der Männer, dass er das Kreuz ganz alleine hochheben kann. Er probierte es, hob sich dabei aber einen Bruch.

Renoviert wurde dieses Kreuz im Jahre 1957 zu seinem 100-jährigen Bestehen. Es wurde gold-braun angestrichen. Die Frau des damaligen Jungbauern Joseph Rißler stellte Hortensien vor das Kreuz.

Die bisherigen Besitzer des Deckerhofes und somit auch des Kreuzes waren Joseph Neumaier, Fidel Neumaier, Mathias Rißler, Wendelin Neumaier, Fidel Rißler, Joseph Rißler und seit 2001 Albert Rißler.

### *11. Das Kreuz vom Jorchenhof*

Während des Krieges 1870/71 legten die Jorchenhofbäuerin und ihr Mann ein Gelübde ab: Wenn ihre drei Söhne heil aus dem Krieg zurückkämen, wollten sie ein Hofkreuz mit einer Grotte errichten lassen.

Als die Söhne unverwundet aus dem Krieg nach Hause zurückgekommen waren, erfüllten die Jorchenbauern ihr Versprechen. Nach 15 Jahren,



*Das Kreuz vom Jorchenhof*

1885, hatten die Jorchenbauern das Geld zusammen und konnten ihr Gelübde erfüllen.

Die Besonderheit der Grotte ist, dass einer der zurückgekehrten Söhne mit dem Fahrrad nach Frankreich fuhr und die bis heute stehende Muttergottes dort abholte.

Die Inschrift des Kreuzes lautet:

*„Er ist verwundet um unserer Missethaten willen.  
Gestiftet zur Ehre Gottes von Herman Neumeier und dessen  
Ehefrau Anastasia Obert.“*

Seltsam ist, dass diese Anastasia Obert ihren Mädchennamen bei der Hochzeit behalten wollte und konnte, und das schon zu früheren Zeiten.

Das Kreuz wurde aus Stein errichtet. 1984 wurde es restauriert und später immer wieder einmal angestrichen und ist somit gut erhalten.

## *12. Das Häringers Kreuz*

Der Hof, an dem das Kreuz angebracht ist, heißt Oberer Weißer Brunnen. Am Stamm des Kreuzes, der wie das ganze Kreuz aus Holz besteht, ist die



*Das Häringers Kreuz*

Statue einer Madonna zu sehen. Früher stand an dieser Stelle der Hl. Wendelinus, der Beschützer des Viehs. Nachdem diese Figur zu Boden stürzte und zerbrochen war, wurde sie durch die Madonna ersetzt.

Auffallend an diesem Kreuz ist die blaue Farbe des Hintergrundes, der mit Sternen versehen ist.

Zuerst stand dieses Kreuz am Weg nach Biederbach, genauer gesagt im Kohlenbach, auf einem Grundstück, das dem Gasthaus „Sonne“ in Oberbiederbach gehörte.

Etwa um 1925 brannte das aus Holz gebaute Gasthaus völlig nieder. Aus wirtschaftlichen Gründen verzichtete der Inhaber des Wirtshauses, Joseph Wernet, „Sunnesepp“ genannt, auf die Wiederherstellung. Das Ehepaar siedelte um zum Weißen Brunnen und nahm das Kreuz dorthin mit. Joseph Wernet und seine Frau mussten alle Grundstücke des Gasthauses Sonne verkaufen.

### *13. Das Longinus Kreuz*

Es ist wohl das, neben dem Vorderniederhof, schönste Kreuz in Hofstetten. Zu seiner Entstehungsgeschichte konnte Hermann Krämer Folgendes sagen:



*Das Longinus Kreuz*

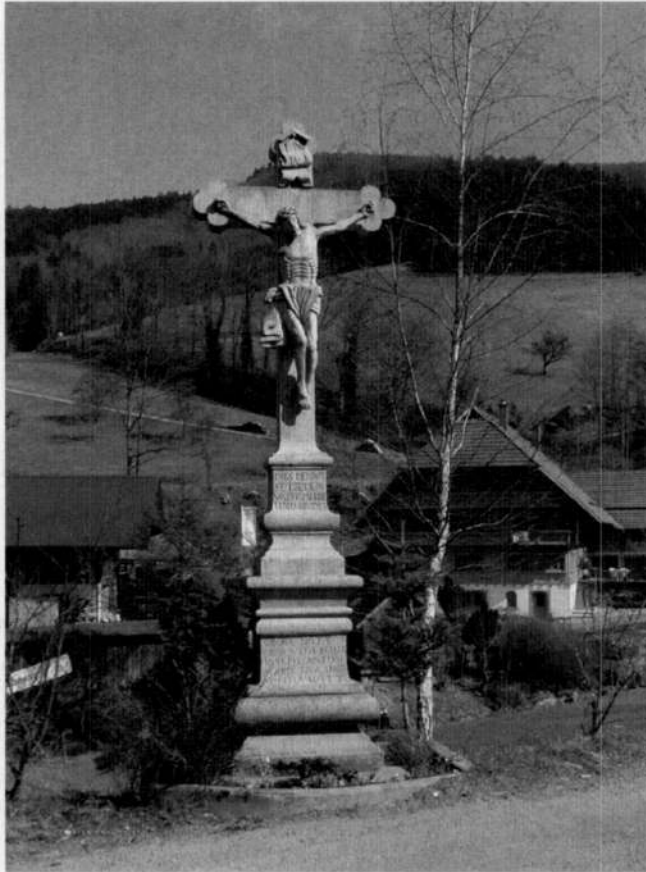
Durch eine Seuche starben dem Bauer Georg Krämer und seiner Ehefrau Euphrosina vier Kinder. Er legte ein Gelübde ab, dass er ein Kreuz errichten lasse, wenn ihm seine Frau weitere Kinder schenken würde. Und tatsächlich bekam das Ehepaar wieder vier Kinder. Der Bauer erfüllte sein Gelübde und ließ 1861 das Kreuz von einem Unterentersbacher Schnitzer namens Isenmann errichten.

Auf einer Tafel unter dem Kreuz lesen wir die Inschrift:

*„Herr Jesus Christus, durch Bitterkeit und Schmerzen, welche du für uns am Stamme des Kreuzes gelitten hast, da deine gebenedeite Seele verschieden ist, erbarme dich meiner Seele in ihrem Hinscheiden. Amen. Vater unser. Georg Krämer, Euphrosina Isenmann, 1861“*

Die Schönheit dieses Kreuzes macht aus, dass sich am Kreuz sämtliche Marterwerkzeuge und vier schwebende Engel befinden. Sie schweben um den Christuskörper. Man entdeckt an diesem Kreuz auch einen römischen Reiter mit einer Lanze.

Dieses Kreuz ist fünf Meter hoch und mit einem Blechdach versehen.



*Kreuz am Wittenseppenhof*

#### *14. Das Kaisers Kreuz*

Auch zu diesem Kreuz konnte ich bei den heutigen Besitzern, die Familie Kaiser, über die Entstehungsgeschichte nichts erfahren.

Die Inschrift am oberen Stein lautet:

*„Es ist vollbracht!“*

Ein Stück weiter unten heißt es:

*„Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist!“*

*„Gestiftet von Joseph Kaiser u. Afra Klausmann samt Kinder  
1861.“*

Es steht direkt am Anfang der Straße, die in den Ullerst führt und ist aus Sandstein.

#### *15. Kreuz am Wittenseppenhof*

Nach Auskunft von Herrn Josef Kaiser, dem Besitzer des Hofes, sollen sich die Eltern, die diesen Hof bewirtschafteten, über ihr Kind, das böseartig



*Kreuz am Bächlehof*

war, große Sorgen gemacht haben. Da sich der Charakter des Mädchens aber dann doch zum Guten wandte, errichteten sie aus Dankbarkeit 1846 dieses Kreuz.

Die Inschrift heißt:

*„Kinder Georg Witt  
Genovefa Keller Joseph Anton Maria Ana und Agatha Witt 1846.“*

Gebaut aus Stein steht dieses Kreuz an der Kreuzung zwischen dem Wittenseppenhof und dem Spähnlehof im Ullerst.

#### *16. Kreuz am Bächlehof*

Die Inschrift dieses Kreuzes lautet:

*„Gestiftet 1901 von Augustin Neumaier und  
seiner Ehefrau Anastasia Duffner.  
Renoviert 1995 von Augustin Neumaier und  
seiner Ehefrau Maria geb. Giesler.  
Vater unser ...“*

Das Kreuz stand zuvor an der alten Straße, die durch den Wald des Bächlehofes ging. Es behinderte dort immer die Waldarbeiter, die oft, so erzählte Frau Neumaier, „dagegen liefen oder sich den Kopf anschlugen“. Deshalb wurde es versetzt an seinen jetzigen Standpunkt. Für die Hofbesitzer ist es außerdem ein schöner Anblick, weil sie direkt von der Stube aus das Kreuz sehen.

Die Geschichte des Kreuzes erzählte Frau Neumaier, die von Kind an auf in diesem Hof lebt: „Augustin Neumaier und Anastasia Duffner hatten eine schwere Tierseuche auf ihrem Hof. Die Seuche war so schlimm, dass eines Tages, als die Familie zur Ernte auf das Feld fuhr, einer der zwei Ochsen des Ochsenengespannes plötzlich mitten in der Arbeit umfiel und tot war. Auch im Stall verendeten einige Tiere auf diese Weise. Es war etwa um 1900 als sie sich schworen ein Kreuz zu errichten. Sie erhofften sich den Beistand des Herrgottes. Nachdem das Kreuz gebaut war verließ die Seuche den Bächlehof.“

Weiter erzählte Frau Neumaier: „Schon oft wurde dieses Kreuz von Leuten, die im nahe gelegenen Ferienheim übernachteten, beschädigt. Einmal, haben sie sogar Steine dagegen geworfen. Dann ist ihr Neffe dorthin und hat die Übeltäter vertrieben. Auch der verstorbene Haslacher Pfarrer und Dekan Friedrich Winkler ist kurze Zeit vor seinem Tod 1999 mit den Firmlingen, die im Heim übernachteten, zum Kreuz gegangen und hat gebetet und gesungen.“

### *Quellen*

#### *Literatur*

Kurt Erich Maier, Hofstetten – Geschichte des Hansjakob-Dorfes im Schwarzwald in einem Seitental der Kinzig, Hofstetten 1983

#### *Gespräche mit*

Altbürgermeister Franz-Josef Krämer	Familie Krämer, Untersteinhof
Hermann Krämer, Krämerhof	Familie Neumaier, Schmalzenhof
Josef Kaiser, Wittenseppenhof	Frau Neumaier, Roserhansenhof
Bernhard Krämer, Rothof	Herr Joseph Rißler, Deckerhof
Familie Burger auf der Rot	Frau Singler, Jorchenhof
Franz Uhl, Zimmermeister	Familie Häringer, Oberer Weißer Brunnen
Familie Allgaier, Brosemerhof	Frau Neumaier, Bächlehof
Daniel Neumeier, Vorderniederhof	

*Die Arbeit von Pia Mickenautsch über die Hofkreuze von Hofstetten erhielt im Jahre 2002 den 1. Preis des Fridel-Albert-Fischer-Wettbewerbs der Heinrich-Hansjakob-Realschule Haslach.*

Pia Mickenautsch, Senkmatt 6, 77716 Hofstetten



## Anna Maria Grosholz – geboren 1761 in Strasbourg Marie Tussaud – verstorben London 1850

Als überzeugte Royalistin habe sie Zutritt zum französischen Hof erlangt, sei in den königlichen Schlössern sozusagen ein und aus gegangen, habe nicht nur die königliche Familie in Wachs modelliert, sondern sei sogar Modellierlehrerin der königlichen Sprösslinge gewesen. Ihr Vater sei „Schweizer Gardist“ in österreichischen Diensten, ja sogar Oberst gewesen.<sup>1</sup> Nach dem frühen Tode ihres Vaters sei sie von ihrem Onkel, Phillipe Curtis, bereits 1766, adoptiert worden. 1780 sei man gemeinsam nach Paris gezogen.<sup>2</sup>

An dieser selbst gestrickten Lebensgeschichte der Anna Maria Grosholz, angeblich adoptierte Curtis (eigentlich aber latinisiert: Curtius, deutsch vermutlich: Kurz), ist so gut wie nichts, was sich nach Überprüfung als der Wahrheit auch nur ähnlich herausstellt.

Anna Maria Grosholz (auch: Großholz, man nahm es damals allgemein mit der Namensschreibung nicht sehr genau), wurde am 7. Dezember 1761 in der Kirche St.-Pierre-le-Vieux in Strasbourg getauft. Als Vater fungierte Johann Grosholz, nach dem Taufbuch angeblich aus Frankfurt, nach den späteren Angaben der Tochter angeblich aus Bern ...

Viel näher liegt jedoch der Gedanke, dass es sich bei Johann Jakob Grosholz und seiner Frau Elise Barbara geb. Fuchs handelt<sup>3</sup>. Johann Joseph Grosholz wuchs im Strasbourger Hundshof auf, sicherlich nicht unter für damalige Zeiten ärmlichen Verhältnissen, denn sein Vater ging dort seinem recht einträglichen Gewerbe nach: Er erschlug kranke oder vermeintlich kranke Tiere, peitschte nicht nur Befehlsverweigerer aus, sondern machte auch reichlich Gebrauch vom Galgen, welcher der Bequemlichkeit halber im Hundshof aufgestellt war.

Johann Jakob Grosholz, geboren 1686 in Strasbourg, verheiratet mit der Tochter des Strafrichters von Regensburg 1714 in Strasbourg<sup>4</sup>, war wiederum der Sohn des Johann Melchior Grosholz<sup>5</sup>, getauft 1656 in Strasbourg, Scharfrichter von Strasbourg, verheiratet mit Anna Katharina Günter von Basel, Tochter des dortigen Scharfrichters Jakob Günter.

Alle Grosholz, die zu den herausragenden „Scharfrichterdynastien“ in Europa gezählt werden können – zu ihnen zählt u. a. auch die Familie Sanson in Paris, welche später noch Erwähnung findet – können auf Cunrat Grosholz, seit 1473 Scharfrichter in Zürich, zurückgeführt werden. Doch zurück zum Schicksal der kleinen Anna Maria Grosholz. Ihre Mutter war die am 4. Oktober 1743 geborene Anna Maria Walder.<sup>6</sup> Deren Vater Martin Walder war vielleicht Scharfrichterknecht gewesen ...

Der als Vater der kleinen Anna Maria Grosholz, zumindest bei der Taufe, fungierende Johann Josef Großholz war zuvor bereits in jungen Jahren

entlaufen. Eines nicht allzu fernen Tages war er dann gänzlich spurlos und für immer von der Bildfläche verschwunden ... Im Leben der 1743 geborenen Mutter Anna Maria Großholz geb. Walder (sie kann mit gerade 18 Jahren keine sieben halbwüchsigen Söhne mit in die gescheiterte Ehe gebracht haben)<sup>7</sup> trat nunmehr (manche vermuten, er sei bereits zuvor in den Lebensweg von Mutter und Tochter getreten) verstärkt Phillip Wilhelm Mathe Curtis hervor. Er gab sich gerne als Onkel der späteren Madame Tussaud aus, was er aber objektiv nicht war. Manches deutet darauf hin, dass er ihr leiblicher Vater war ...

Phillip Wilhelm Mathe Curtis nannte sich selbst „Arzt“, „Anatom“ und „Wundarzt“. Fraglich ist, wo er in einer Zeit, in der anatomische Studien im Allgemeinen den Scharfrichtern vorbehalten waren, zu seinen Kenntnissen gekommen war. Fraglich auch, woher der am 30. Januar 1737 im badischen Stockach Geborene seinen Arzttitel erworben hatte. Ungeklärt auch die Ursprünge seiner Eltern: Sein Vater Christoph Friedrich Curtius war sicher genauso wenig Scharfrichter wie sein Sohn, sondern als Offizial ein eher untergeordneter Beamter.

Die Mutter Elisabeth aber war eine geborene „de Maurer“. Die „de Maurer“ oder „Desmorest“ aber gehörten wiederum zu den ältesten Scharfrichterfamilien Europas – wie die Heidenreich (wohl auch: Heindreich), Ferey, Deibler<sup>8</sup>, Etiennes und Rochs.<sup>9</sup>

Curtis wurde lebensprägend für das Schicksal von Madame Tussaud. Er gab bald die medizinische Profession auf, um als Wachsmodeller in Paris sein Geld zu verdienen. Dorthin folgten Mutter und Tochter Großholz bald nach, und dort erwarb die zukünftige Madame Tussaud (die später geschlossene Ehe war trotz zweier Söhne nicht von allzu langer Dauer) ihre Kenntnisse in der Modellierkunst. Während der Revolution hatte sie dabei sicherlich nicht immer nur erfreuliche Genres abzubilden, was sie aber wohl keineswegs erschreckt hat. So nahm sie u. a. die Totenmaske Marats ab. Und sie soll auch sonst zahlreiche Köpfe der Opfer der Revolution in Wachs abgebildet haben.

Und ihre Familienbande sind ihr wohl auch später in England sehr zugute gekommen, wo sie mit den Berufsverwandten ihrer Familie, den Henkern Ihrer Majestät, gute Kontakte pflegte. Mr. Calcraft, der britische Kollege der Großholz's und der Sanson's firmierte offiziell unter einem deutlich sichtbaren Firmenschild „J. Calcraft – Boot and Shoe Maker \* Executioner to Her Majesty – Stiefel- und Schuhmacher \* Scharfrichter Ihrer Majestät“. So war es ihr auch in ihrer dritten Heimat London möglich, Abbilder der Hingerichteten für ihr Gruselkabinett zu erstellen. Dies war übrigens jener Teil des Wachsfigurenkabinetts, welcher beim Publikum den größten Zulauf fand.

Und auch der Kontakt nach Paris zur Familie Sanson soll nicht ganz abgebrochen sein, bis der letzte Sanson 1847 seine Profession aufgeben mus-

ste. Das Justizministerium hatte ihm gekündigt, weil er die Guillotine ins Pfandhaus getragen hatte, sich selbst gern im Freudenhaus aufhielt und dem Trunke hingab ...

In den Familien der Scharfrichter war es bekanntermaßen üblich, die familiären Verbindungen untereinander durch immer neue Eheschließungen zu verfestigen. Der größte Teil der Scharfrichterehen bedurfte eines kirchlichen Dispenses. Dem mag zwar einerseits die Tatsache zu Grunde liegen, dass – nicht nur das professionelle – Demütigen, Quälen und Töten anderer Menschen allgemein als verachtenswert angesehen wird und die Scharfrichter so zugleich gesellschaftlich als notwendig erachtete (und bestens verdienende) und gesellschaftlich verachtete (aber keinesfalls arme) Zeitgenossen waren.

Andererseits mag dahinter auch der handfeste Wunsch gesteckt haben, das einträgliche Gewerbe in der Familie fest zu verankern. So amtierte in Paris die Familie Sanson von 1685 bis 1847 – unter den Bourbonen, unter der Revolution, unter der Republik, unter dem Direktorium, unter Kaiser Napoleon und danach wieder unter den Bourbonen. Wohl hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt, dass der „Livre“ oder „Franc“ rollte – auch wenn dabei der Kopf des früheren, königlichen Dienstherrn ins Rollen kam ...

So erhielt der Henker von Paris im Jahr 1780 ein Salär von 18.000 Livres<sup>10</sup>, eine für jene Zeit geradezu ungeheuerliche Summe.

Nicht von der Hand zu weisender Beleg für diese Theorie ist die nachweisliche Tatsache, dass die Mütter Sanson wie Löwinnen dafür kämpften, ihre Söhne beim frühen Tode oder früher Dienstunfähigkeit des Vaters möglichst sofort in dessen Fußstapfen treten zu lassen – ohne Rücksicht auf das zarte Alter der Sprösslinge: So war Charles Sanson (er hat übrigens praktischerweise die Schwester seiner Stiefmutter geheiratet), welcher am 8. September 1703 einen Patentbrief als „Vollstrecker der Hohen Werke der Gerechtigkeit“ von Paris erhalten hatte, bereits 1726 gestorben. Sein Sohn Charles Jean Baptiste Sanson folgte ihm im Alter von sieben Jahren.<sup>11</sup> Zwar wurde er bei der eigentlichen Dienstleistung durch Stellvertreter ersetzt, musste jedoch die Hinrichtungen durch seine Anwesenheit sozusagen legitimieren.<sup>12</sup> Sein Sohn Charles Henry Sanson wirkte bereits mit fünfzehn Jahren bei Hinrichtungen<sup>13</sup> mit, als Scharfrichter ad interim in Vertretung seines erkrankten Vaters ... Die übrigen Söhne des Charles Jean Baptiste Sanson fanden dann in Reims, in Orleans, Meaux, Etampes, Soissons und Montpellier ihr berufliches Fortkommen.

*Ralf Bernd Herden*

*Anmerkungen*

- 1 Diese Legende hat merkwürdigerweise auch Karl Theodor Gatzen in seiner: *Nachfahrenliste Grosholz* (als Manuskript des Familienarchivs Gatzen gedruckt in Gronau/Westfalen 1963) mit übernommen, vgl. dort. S. 106, Großholz Josef Johann. Angeblich verstorben 1761 am Geburtstag seiner Tochter in Bern
- 2 *Brandkatastrophen, Die verheerendsten Brände des 20. Jahrhunderts*, Tosa-Verlag Wien 1999, 21 (bezieht sich auf einen Großbrand im Wachsfigurenkabinett der Madame Tussaud am 18. März 1925)
- 3 Karl Theodor Gatzen, „Nachfahrenliste Grosholz“ (als Manuskript des Familienarchivs Gatzen gedruckt in Gronau/Westfalen 1963), 14 oben zu Rdnr. 28
- 4 Karl Theodor Gatzen, „Nachfahrenliste Grosholz“ (als Manuskript des Familienarchivs Gatzen gedruckt in Gronau/Westfalen 1963), 14 oben zu Rdnr. 28
- 5 Karl Theodor Gatzen, „Nachfahrenliste Grosholz“ (als Manuskript des Familienarchivs Gatzen gedruckt in Gronau/Westfalen 1963), 14 oben zu Rdnr. 23
- 6 Gabrielle Wittkop-Ménradeau, *Madame Tussaud – Das seltsame Leben der Herrscherin im Reich der Wachsfiguren*, aus dem Französischen von Justis Franz Wittkop, Werner Classen Verlag Zürich 1973, 8
- 7 so aber: Karl Theodor Gatzen, „Nachfahrenliste Grosholz“ (als Manuskript des Familienarchivs Gatzen gedruckt in Gronau/Westfalen 1963), 14 oben zu Rdnr. 106
- 8 vgl. hierzu auch: <http://fr.encyclopedia.yahoo.com/articles/sy/sy-779-p0.html> vom 11. Januar 2003
- 9 Henri Sanson, *Die Tagebücher der Henker von Paris*, 3. Auflage in zwei Bänden, Verlag C.H. Beck, München 1989, hier insbesondere Bd. II 477 (Nachbemerkung von Eberhard Wesemann)
- 10 Vgl. hierzu: Claus Süßberger, *Die Klaviere des Henkers – Lebenswege zwischen Bastille und Guillotine*, Campus Verlag Frankfurt/Main 1997, 407 a.E.
- 11 Vgl. hierzu: Claus Süßberger, *Die Klaviere des Henkers – Lebenswege zwischen Bastille und Guillotine*, Campus Verlag Frankfurt/Main 1997, insbesondere 383, 384 und 386
- 12 Henri Sanson, *Die Tagebücher der Henker von Paris*, 3. Auflage in zwei Bänden, Verlag C.H. Beck, München 1989, hier insbesondere Bd. I 191
- 13 Henri Sanson, *Die Tagebücher der Henker von Paris*, 3. Auflage in zwei Bänden, Verlag C.H. Beck, München 1989, hier insbesondere Bd. I 206

## Wie das Grimmelshausen-Gymnasium zu seinem Namen kam

Mit Erlass Nr. B 35783 vom 4. September 1937 schrieb der badische Kultusminister Otto Wacker an die Direktion des Gymnasiums in Offenburg: „Ich bestimme, dass die dortige Schule mit sofortiger Wirkung den Namen Grimmelshausen-Gymnasium zu führen hat. Die Bekanntgabe dieser neuen Bezeichnung im Amtsblatt wird erfolgen, sobald die Namen aller höheren Schulen festgelegt sind. Das neue Dienstsiegel mit der Umschrift: ‚Der Direktor des Grimmelshausen-Gymnasiums in Offenburg‘ wird von hier aus besorgt und der Schule seinerzeit zugehen.“

Die „sofortige Wirkung“ der Namensänderung war in Briefköpfen und Zeugnisformularen nicht zu sehen. Noch im ganzen Jahr 1938 brauchte man die alten Bögen auf – der Kultusminister hatte „nichts dagegen einzuwenden“ gehabt – und stempelte den neuen Namen dazu.

Bei der Stadt Offenburg ging dieser Erlass am 10.9.1937 ein, am 14.9. brachte das Offenburger Tageblatt im „Stadtspiegel“ folgende Meldung: „Zur Erinnerung an den großen Dichter des 30jährigen Krieges hat das Badische Ministerium des Kultus und Unterrichts durch Erlass vom 4. September dem Offenburger Gymnasium die Bezeichnung ‚Grimmelshausen-Gymnasium‘ verliehen.“

In der Offenburger Bevölkerung hieß die traditionsreiche Schule das „humanistische Gymnasium“, weil dort die alten Sprachen Latein, Griechisch und Hebräisch erlernt werden konnten. Diese Sprachen hatten die Humanisten der Renaissance zur unerlässlichen Voraussetzung für das Studium der Bibel und der antiken Literatur erklärt. Zu den klassischen Altertumswissenschaften zählten auch Kunst, Architektur und Archäologie. „Humaniora“ war der Sammelbegriff, der sich an der Universität des 17. und 18. Jahrhunderts dafür eingebürgert hatte.

Damit wäre die Frage, wie das „Grimmels“ zu seinem Namen kam, eigentlich beantwortet. Interessanter, aber auch schwieriger nachzuzeichnen ist der Weg, wie man zur Entscheidung für Grimmelshausen kam. Bei Durchsicht der Schulakten im Stadtarchiv mutet es merkwürdig an, dass die (vielleicht unvollständigen?) Konferenzprotokolle von 1937 die Namensgebung mit keinem Wort erwähnen. Gab es keinerlei Vorbesprechung oder Beratung in der Lehrerschaft?

Bei einem Vortrag in der Grimmelshausenrunde 1976, abgedruckt in der „Ortenau“ 1977, S. 51 ff., 300 Jahre nach Grimmelshausens Tod, berichtete Dr. Franz Burda, dass der Namensvorschlag von seinem Freund Dr. Karl Pfaff gekommen sei. Pfaff, Jahrgang 1901, war in der Nazizeit stellvertretender Schulleiter geworden, und sein Wort hatte zweifellos Gewicht. Auch in der Sache spricht nichts gegen Burdas Erinnerung, denn neben

Goethe und Schiller hatte Grimmelshausen auch seinen Platz in Pfaffs Deutschunterricht der Oberstufe. (Ich hatte ihn von 1958 bis 1961 in Deutsch, vorher sechs Jahre in Latein und Griechisch.)

Aber es war sicher nicht Pfaffs alleiniges Verdienst, dass man den ersten deutschen Erfolgsautor, der mit 17 Jahren in die Ortenau kam und bis zu seinem Tod mit 54 Jahren hier lebte, mit einem Schul-Namen ehrte. Seit den Feiern zu seinem 300. Geburtstag und dem 250. Todestag (1926) hatte Grimmelshausen in Renchen, Oberkirch und Offenburg „Konjunktur“. Über 150 Jahre lang war er hinter seinen sieben Pseudonymen verborgen gewesen, und die Forschung konnte erst 1838 die Autorschaft der simplizianischen Schriften nachweisen. Renchen, wo er 1676 als Schultheiß starb, feierte 1876 seinen 200. Todestag und stellte ein erstes Denkmal auf. Seit 1911 erschienen immer wieder Artikel zur Grimmelshausenforschung in der „Ortenau“, wofür sich Dr. Ernst Batzer besonders einsetzte. Auch die „Badische Heimat“ nahm sich Grimmelshausens an.

Auf Anregung Batzers fasste der Offenburger Stadtrat 1919 den Beschluss, einen Weg im Galgenfeld nach Grimmelshausen zu benennen. Allerdings erschien der u-förmige heutige Damaschke-Weg nach ein paar Jahren doch zu unbedeutend für den barocken Romanschreiber. Am 5. September 1927 tagte die Kommission zur Umbenennung und Neubenennung von Straßen, in der neben Bürgermeister Blumenstock die Stadträte Monsch, Hacker, Martin und Heisch saßen. Sie empfahlen u. a.: ... „Die projektierte C-Straße, ein langer Straßenzug von der Ebertstraße bis zur Ortenbergerstraße (= die heutige Moltkestraße, d. Verf.), wird für geeignet gehalten nach einer Persönlichkeit benannt zu werden, die für die Stadt Offenburg von ganz besonderer Bedeutung ist. Da diese Voraussetzungen auf Johann Jakob Christoph von Grimmelshausen zutreffen, wird der Name ‚Grimmelshausenstraße‘ für diese Straße vorgeschlagen.“

Dieser Vorschlag kam aber nicht zur Ausführung. Stattdessen erhielt 1928 eine Querstraße zum damaligen „Frauenweg“ (heute Weingartenstraße) den Namen Grimmelshausens. Auch Schutterwald und Griesheim (1965) benannten Straßen nach Grimmelshausen. In Griesheim musste dies bei der Eingemeindung 1971 wieder geändert werden.

Zur „Förderung der Heimatkultur“ gab es 1925 eine Ausstellung „Grimmelshausen und die Ortenau“ in der Turnhalle der Oberrealschule (heute Schillergymnasium). Dazu erschienen umfangreiche Darstellungen im „Offenburger Tageblatt“ vom 8.8.1925. Eine „Allgemeine Einleitung zur Ausstellung“ ist mit dem Namen Schubart gezeichnet, der Artikel „Grimmelshausen und Offenburg“ erschien ohne Verfasser-Namen.

Jedenfalls war Grimmelshausen im Offenburg der dreißiger Jahre eine bekannte Größe, Heimatkultur und *deutsche* Schriftsteller erfuhren im Dritten Reich ja eine besondere Pflege. Zur „Badischen Gaukultur-Woche“ vom 26.9. bis 4.10.1936 erschien eine Instruktion aus dem Kultusministe-

rium Karlsruhe. Die Lehrer sollten „auf die bedeutendsten badischen Männer hinweisen, insbesondere: den Türkenlouis, Johann Peter Hebel, Carl Benz, Hans Thoma, Emil Strauß und Hermann Burte“. Sie sollten in Deutsch und Geschichte behandelt werden.

Am 2.10.1936 erhielt Gymnasiums-Direktor Albert Hiß eine Einladung zur ersten „Grimmelshausen-Runde“ in der Turnhalle der Oberrealschule. Veranstalter war der Landesverein Badische Heimat e.V. unter dem Vorsitz des Freiburgers Hermann Eris Busse. Am 3.10.1936 dankte Hiß Busse für die Einladung und schrieb u. a.: „Wir singen z.Z. das Grimmelshausenlied ‚Du sehr veracht’ter Bauernstand‘.“ Wahrscheinlich wollte er betonen, wie gut das Gymnasium die ministeriellen Vorgaben erfüllte.

Diese „Grimmelshausenrunde“ konnte einen überaus prominenten Gastredner begrüßen, den niederländischen Germanisten Prof. Jan Hendrik Scholte aus Amsterdam, damals der führende Grimmelshausenforscher. Eigentlich waren Vortrag und Podium auf Sonntag, 11.10.1936 um 16 Uhr angesetzt. Die Veranstaltung musste aber auf 17.15 Uhr verschoben werden, weil Lehrer und Schüler noch an einem NS-Aufmarsch teilzunehmen hatten.

Im selben Jahr 1936 wurde die Gastwirtschaft im Saalbau „Drei Könige“ „Grimmelshausen-Stube“ genannt und behielt diesen Namen bis zur Aufgabe des Restaurants in den 1960er Jahren. So gedachte man des Dichters vor der Namensgebung des Gymnasiums an verschiedenen Orten, und die Entscheidung für ihn lag beinahe in der Luft.

Die Benennung der Oberrealschule nach Schiller soll nach Auskunft des früheren Kollegen Carl Maier sehr einfach gewesen sein. Die Schule lag am Schillerplatz und an der Schillerstraße, und so sei „Schiller-Gymnasium“ ohne große Diskussion akzeptiert worden. Dass der „Carlos“ und der „Tell“ 1941 aus den NS-Lehrplänen verschwanden, weil Gedankenfreiheit und Tyrannenmord vorkamen, hat man 1937 noch nicht abgesehen; und Schiller hat es ja überstanden.

Das Grimmelshausen-Gymnasium wurde im Krieg durch Bomben stark beschädigt, so dass für die Naturwissenschaften ein Anbau errichtet wurde. Dieser wurde 1948 hofseitig mit einem etwa fünf Meter hohen Grimmelshausen-Relief von Emil Sutor geschmückt, das derzeit wegen des notwendig gewordenen Neubaus des Physik-Chemie-Trakts im Bauhof lagert. Hoffen wir, dass es einen würdigen Platz bekommt, damit die Gymnasiasten auch eine Vorstellung haben von dem Dichter, nach dem ihre Schule benannt ist.

*Gottfried Wiedemer*

#### *Quellen*

Akten des Grimmelshausen-Gymnasiums im Stadtarchiv  
Offenburger Tageblatt (Mikrofilme 1925, 1937)  
Die Ortenau, versch. Jahrgänge

Für Auskünfte danke ich Herrn Dr. Alfred Gailer, Hotelier Pfitzmayer und Dr. Gernot Kreuz.

## Hausach – ein historischer Streifzug durch das Jahr 1952

*Januar:* Traditionell luden am Dreikönigstag die Freiwillige Feuerwehr, das Rote Kreuz und die Stadtkapelle zu ihrer Weihnachtsfeier in den „Hirsch“ ein. „Leider werden auch hier wiederum viele Besucher umkehren müssen, da nicht alle in diesem kleinen Saale untergebracht werden können“, schrieb der Chronist. Das neu erstellte Gymnasium konnte von der Bevölkerung besichtigt werden. „Trotz Sparsamkeit wurde hier eine Schule erstellt, die allen Anforderungen einer modernen Lehranstalt gerecht wird. Alle Einwohner des gesamten Landkreises Wolfach müssen der Stadt Hausach für diese Erstellung dankbar sein“, konnte in der Zeitung nachgelesen werden. Auch fand die Kreisversammlung des Einzelhandelsverbandes im Städtchen statt.

*Februar:* Der Stadtrat fasste den Beschluss, die „Bezirkshandelsschule“ im kürzlich von der Stadt erworbenen „Herrenhaus“ unterzubringen und erforderliche Umbaumaßnahmen einzuleiten. Für den Bau des neuen Arbeitsamtes in der Inselstraße konnten die Aufträge an die Handwerker verteilt werden. „In Gegenwart des Beauftragten der Interessengemeinschaft der Heimatvertriebenen wurde eine Wohnung vergeben.“ Der Vorsitzende Reif des Bundes der Heimatvertriebenen schlug vor, dass sich die Flüchtlinge den Naturfreunden anschließen sollten, um dadurch mehr politischen Einfluss zu gewinnen. In einem großen Artikel berichtete die Zeitung „von der Hausacher Fasnet“. Der damalige „Elferrat“ erschien zur Eröffnung der närrischen Tage erstmals in seinem neuen Gewand. Im Hausacher Bahnhof gab es viel zu tun, um die Schwarzwaldbahn von den ungeheueren Schneemassen zu befreien. Insgesamt waren 3000 Mann auf der Strecke im Einsatz.

*März:* In der Klosterstraße wurde eine vollautomatische Waschküche mit Heißmangel und Bügelstube von Wilhelm Engels eröffnet und von seiner Frau betreut. Der frühere Stadtpolizist Fritz Barth durfte nach sieben Jahren wieder seinen Dienst als Polizeihauptwachtmeister versehen. Otto Sum hatte mit Erfolg die Prüfung zum Maurermeister abgelegt. Der Stadtrat befürwortete den Bau eines Sechsfamilienhauses für die Angestellten des Mannesmann-Werkes in der Inselstraße. Ebenso stimmten die Stadtväter einem Gesuch der Firma Richard Neumayer zur Übersiedlung der Hammerschmiede von Gutach nach Hausach zu. Am Hausacher Gymnasium legten erstmals sieben Schüler das Abitur ab. An der Ecke Netter- und Engelstraße (später Pfarrer Brunner-Straße) richtete August Schwarz ein Lebensmittelgeschäft ein.



*1952 beschloss der Hausacher Stadtrat, die „Bezirkshandelschule“ im Herrenhaus unterzubringen, das später nach einer Generalsanierung unter Bürgermeister Manfred Kienzle zu einem Schmückstück herausgeputzt wurde  
Aufnahme Kurt Klein*



*April:* Die Firma Papier Streit konnte in der Hauptstraße das Richtfest für ihr neues Geschäftsgebäude feiern. Die Kolpingfamilie lud zu einer viel besuchten „Handwerker-Ausstellung“ ein. Die älteste Hausacherin, Frau Magdalene Weiß, beging ihren 95. Geburtstag. In Einbach verstarb im Alter von nur 63 Jahren Oberlehrer Karl Bohe. Erneut wurde auf das Verbot der Verwendung des so genannten Doppeljochs bei Zugtieren hingewiesen.

*Mai:* „Hausach hat eine Sternwarte“, hieß eine Überschrift in der Zeitung. Die unter der Trägerschaft des Volks- und Jugendbildungswerkes gegründete „Arbeitsgemeinschaft für Sternkunde“ benutzte die kleine auf dem Dach des neuen Gymnasiums installierte Sternwarte für ihre Himmelsbeobachtungen.

*Juni:* Der Kronenwirt Franz Ecker schloss nach einer 11-jährigen Unterbrechung wieder die Tore zu seiner über 250 Jahre alten Gaststätte und früheren Posthalterei auf. Zu den ersten Gästen zählte der Gesangverein „Liederkrantz“. 1941 war in dem Gebäude die Werksküche der Firma Mannesmann, ab 1943 ein Lager für Kriegsgefangene und ausländische Zivilarbeiter untergebracht. Nach Kriegsende besetzten die Franzosen das Haus.

Später fand dann noch bis Ostern 1952 die „Bezirksgewerbeschule“ in der Krone Unterkunft.

*Juli:* Zur Pflege des Ausgleichssports wurde eine „Versehrtensportriege“ als Abteilung des Turnvereins ins Leben gerufen. Die hier weilenden Kurgäste erfreuten sich bei einem „Unterhaltungsabend“ im „Löwen“. Den musikalischen Teil bestritten der „Liederkranz“ und eine kleine Kapelle, während Karl Oberle als Konferenzier für den nötigen Humor sorgte. Auf das 60-jährige Bestehen schaute das Schuhhaus Oberle zurück. Die Gebrüder (Erich und Ernst) Neumayer konnten in der früheren Rosenstraße, dann Wilhelm-Zangen-Straße das Richtfest für ihren Neubau begehen.

*August:* Die Hausacher Segelflieger im Verein mit Mitgliedern aus Haslach, Hornberg und Wolfach stellten stolz ihr neues eigenes Segelflugzeug vor. Es wurde im Rahmen eines Festes auf den Namen „Kinzigtal“ getauft. Im Grünen Baum fand ein „Bierabend“ für Kurgäste und Einheimische statt. 85 Sänger aus Bendorf im Rheinland weilten als Gäste des „Liederkranzes“ in Hausach. Die Zimmerleute setzten den Richtmaien auf den Erweiterungsbau des Sägewerks Streit. Nach dem Ende des Kanalabschlags herrschte wieder Vollbetrieb im Hausacher „Licht-, Luft- und Sonnenbad“ in der Inselstraße.

*September:* Zur allgemeinen Sicherheit brachte das Kaufhaus Renner in der Engstelle einen 1,40 Meter breiten Arkadengang an. Bäckermeister Karl Stehle eröffnete in der Hauptstraße einen Bäckerladen. Er konnte dabei als „Limbeck“ – seine Vorfahren stammen vom Limbacher Hof im Hauserbach – auf eine 360 Jahre lange Tradition zurückblicken. Ein früherer Bäcker aus diesem Geschlecht brachte es sogar zum „Fürstlich Fürstenbergischen Hofbäcker“ in Donaueschingen. In der Nachbarschaft durfte sich jetzt Gottfried Waidele vom „Schornebeck“ als Bäckermeister titulieren. Drei Tage feierte der Turnverein unter seinem Vorsitzenden Walter Rohr und dem Abteilungsleiter Karl Klingmann sein 50-jähriges Bestehen. Der Missionsbischof Grimm der Kapuziner stattete dem Hausacher Pater Florentin Hämmerle, der elf Jahre als China-Missionar als verschollen galt, in dessen Heimat einen Besuch ab. Die Stadtverwaltung erhielt einen offenen Brief mit der dringenden Forderung, unverzüglich mit der Sanierung des Schwimmbades zu beginnen. Unter dem Motto „Unserer Heimat die Treue“ fand das Kreistreffen der Heimatvertriebenen unter der Burg statt.

Nach dem letzten Gottesdienst in der Dorfkirche wurde am Mauritiusfest das Allerheiligste in feierlicher Prozession wieder in die im neuen Glanze erstrahlende Stadtpfarrkirche zurückgebracht. Unter der Leitung des Kirchenmalers Hermann Klumpp aus Achern erhielt das Innere des Gotteshauses ein neues Gewand. Im festlichen Hochamt pries man die ge-

lungene Restauration als „ein Werk zum Ruhme Gottes“ und dankte dabei auch den vielen freiwilligen Helfern sowie den gebefreudigen Spendern, in deren Kreis sich die einheimischen Handwerker gerne einreichten.

*Oktober:* Im Hirschsaal erfreute die Jugendgruppe der Heimatvertriebenen mit einem „Unterhaltungsabend“ die Gäste. Die ortseigene Stromversorgung der Einbacher ging in den Besitz des Badenwerkes über. Bisher musste die Gemeinde 35 Kilometer Hoch- und Niederspannungsleitungen und sechs Transformatorenstationen unterhalten, eine Aufgabe, die als reiner Zuschussbetrieb immer mehr auf der Gemeindegasse lastete. In der Hauptstraße durfte Uhrmachermeister Hubert Dieterle das Richtfest für den Neubau seines Geschäftshauses feiern.

*November:* In Hausach wurden 115 Junghandwerker aus dem Landkreis Wolfach in einer Feierstunde freigesprochen. In der Generalversammlung der Narrenzunft beschwor Zunftmeister Karl Oberle das närrische Volk, „treu zur Husacher Fasnet“ zu stehen. „Die Technik und der abendländische Geist“ lautete ein Vortrag bei der evangelischen Kirchengemeinde. Der evangelische Pfarrer Alfred Böttcher, der die beiden Kirchengemeinden Hausach und Haslach betreute, sprach zum Thema „Todesstrafe – ja oder nein – Gott bestrafte Kain nicht mit dem Tode“. Unter der Überschrift „Aus der Schulstadt Hausach“ berichtete die Zeitung das ganze Jahr hindurch immer wieder über die Ereignisse in der Stadt unter der Burg. Noch ein Bäckermeister machte sich in der Stadt selbstständig: Der „Vetterbeck“ Konstantin Vetter zog zunächst in das Haus des „Sägebeck“ in der Hauptstraße bei der Kirche ein. Zur vorübergehenden Betreuung der verwaisten Schulleiterstelle wurde Junglehrer Kurt Klein der Einbacher Schule zugewiesen. (Aus dem „vorübergehend“ sind inzwischen 50 Jahre geworden!)

*Dezember:* Die Tierfreunde trafen sich zur Kreisausstellung der Kleintierzüchter. Die beiden Postschaffner Helmut Selter und Norbert Sum durften sich über die bestandene Prüfung zum „Postassistenten“ freuen. Der erste Postler leitete später das Wolfacher, der andere das Hausacher Postamt. Der „Hohner-Handharmonikaclub“ unter der Leitung von Johanna Jack-Karb aus Offenburg veranstaltete ein öffentliches Konzert. Einen internationalen 2. Preis für seine Wurstwaren errang Metzgermeister Josef Winterer. Auf einer 40-jährigen Tradition aufbauend, bot die Kolpingfamilie mit der glanzvollen Aufführung des „Freischütz“ einen viel beachteten Beitrag zur Laienspielkunst.

*Kurt Klein*

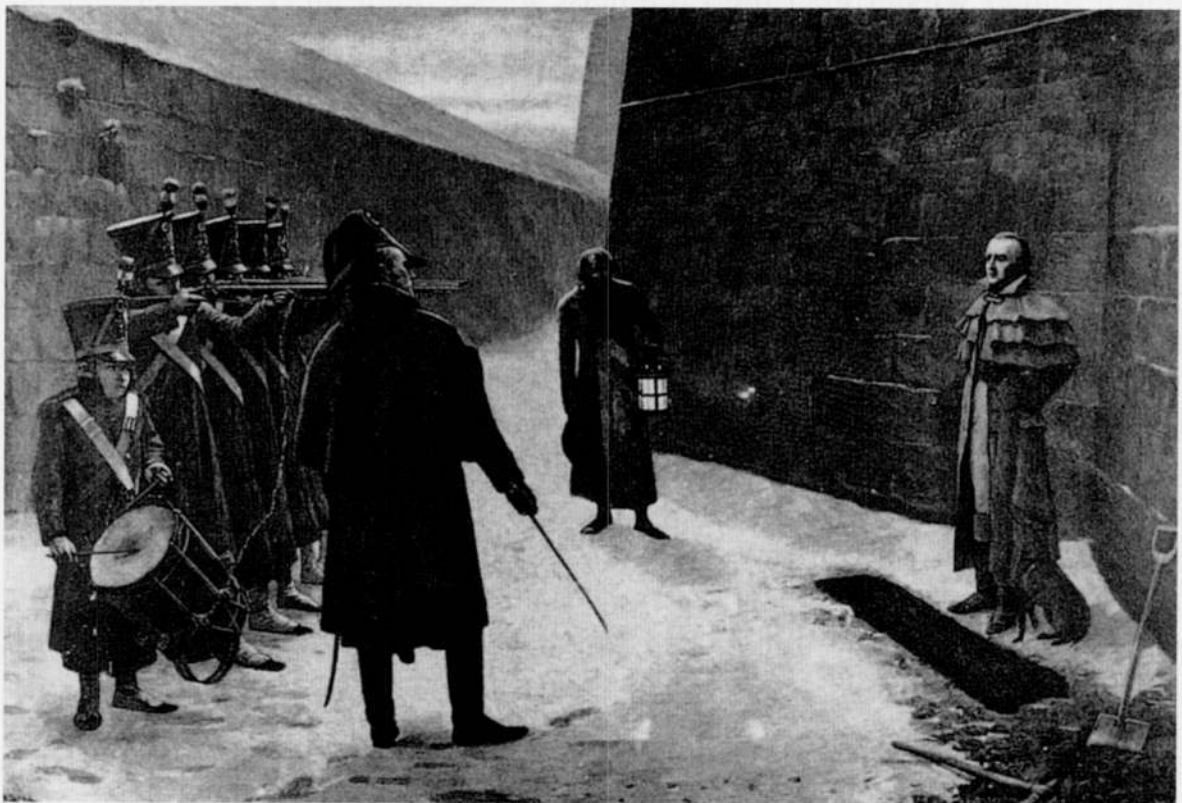
#### *Literatur/Quellen*

Zeitungsarchiv des Schwarzwälder Boten Oberndorf  
Berichte von Zeitzeugen

## Treu bis in den Tod. Der Herzog von Enghien und sein Hund Mohiloff

Im Festungsgraben des Schlosses Vincennes bei Paris erhellen am frühen Morgen des 21. März 1804 Laternen eine Szene, die später einhellig als napoleonischer politischer Justizmord eingestuft werden wird: Vor einer Quadermauer steht der Herzog von Enghien und neben ihm befindet sich sein Hund Mohiloff, Soldaten heben die Gewehre, ein Kommando ertönt, Schüsse fallen und der tödlich getroffene Duc sinkt zu Boden. Die Leiche wird in eine bereits ausgehobene Grube gelegt und Soldaten und Zuschauer verlassen den „Tatort“. Zurück bleibt nur der treueste Anhänger des hingerichteten Bourbonensprösslings, eine verstörte russische Dogge, die versucht haben soll, den Leichnam frei zu scharren.

Prinz Louis Antoine Henri de Bourbon, Herzog von Enghien, kannte nach seiner Geburt 1772 im Schloss Chantilly nördlich von Paris zunächst nur die sonnigen Seiten des Lebens: Spiel, Jagd, Bälle, festliche Essen und Besuche von König, Kaiser und Zar. Seine so strahlende Zukunft wurde durch den Sturm auf die Bastille verdüstert, denn mit Großvater und Vater musste er fliehen. Er kam über Turin, Karlsruhe (dort besuchte er am 20. Februar 1791 den Markgrafen von Baden), Mannheim und Worms 1794



*Die Erschießung des Herzogs im Schlossgraben, rechts Mohiloff*



*Kinderbildnis des Herzogs von  
Enghiens*



*Enghiens treuer Begleiter  
Mohiloff auf einem in der Mitte  
des 19. Jahrhunderts weit  
verbreiteten Kupferstich*

schließlich nach Ettenheim. Der erkrankte Duc wurde von Charlotte Louise Dorothee Princesse de Rohan-Rochefort, geb. am 25. November 1767, liebevoll gepflegt und die beiden wurden das bekannteste Liebespaar von Ettenheim. Charlotte war die Nichte des Kardinals Rohan, der seit dem 12. Dezember 1790 in seinem Palais in Ettenheim residierte, nachdem er sein linksrheinisches Herrschaftsgebiet mit dem sagenhaften Einkommen von 1,5 Millionen Livres verloren hatte. Der Fürstbischof unterstützte die französischen Emigranten und Ettenheim wurde zum Zentrum der Gegenrevolution. Bis zu 1800 Soldaten hielten sich zeitweise – nicht nur zur Freude der Einheimischen – im Bereich Ettenheim auf.

Die Truppe wurde von einem Zeitzeugen sogar als Auswurf der Menschheit bezeichnet und der Führer der „Schwarzen Legion“ General Mirabeau war als Vielfraß und Säufer verschrien, im Volksmund wurde er „Tonne“ genannt.

Enghien verließ 1797 zum Leidwesen von Charlotte Ettenheim, denn Zar Paul I. hatte dem Emigrantenheer die Aufnahme in Russland angeboten und der Herzog, er war zum General ernannt worden, führte die Conde'sche Armee in das seit 1795 russisch gewordene Wolhynien (heute zur Ukraine gehörend). Als Charlottes Vater nach Russland reiste, begleitete sie ihn und es gab ein Wiedersehen mit dem Herzog. Im Dorf Mohiloff lief dem Paar ein Doggenbastard zu, den der Duc behielt und dem er den Namen der Ortschaft gab. Von nun ab war Mohiloff ein treuer Begleiter des Herzogs und teilte Freud und Leid mit ihm.

Zunächst kamen für Herr und Hund glückliche Zeiten. Aufgrund des Friedens von Luneville wurde das Emigrantenheer aufgelöst und Enghien kam über Linz und Graz 1801 wieder nach Ettenheim und bewohnte das Obergeschoss des Ichtratzheim'schen Hauses. Er bezog eine englische Pension von monatlich 150 Guineen.

Der Herzog hatte sich in die Prinzessin Charlotte unendlich verliebt und in einem Garten mit hübschem barockem Gartenhäuschen haben sich der Herzog und die Prinzessin nicht nur der Gartenpflege hingeeben. Zugang in das irdische Paradies hatte nur der Hund Mohiloff und der war verschwiegen. Das Zusammensein der beiden soll 1802 vom Generalvikar und Abbe Weinborn durch den ehelichen Segen legalisiert worden sein.

Charlotte war nicht das einzige Vergnügen des Herzogs, denn schon seit der Kindheit hatte ihn die Jagdleidenschaft erfaßt. Der Markgraf von Baden Carl Friedrich hatte ihm die „Gnadenjagd“ erlaubt und kein Reh, Hase oder anderes essbare Getier waren vor dem Jagdeifer des Duc und seines Hundes Mohiloff sicher. Solange der Fürstbischof noch lebte, er starb am 16.2.1803, hatten die Proteste der betroffenen Jagdnachbarn wenig Aussicht auf Erfolg. Zwar hatten der Herzog und sein Hund im Wald von Ettenheimmünster gewildert, jedoch wurde das von der Obrigkeit geduldet. Besonders betroffen vom rechtswidrigen Jagen des Duc war der im

*Louis-Antoine-Henri  
de Bourbon-Condé,  
Duc d'Enghien (1772–1804),  
mit seinem Jagdhund Mohiloff*



Schloss in Rust wohnende Freiherr Boecklin von Boecklinsau, der sich beim zuständigen Minister Freiherr von Gayling beschwerte und anführte: „... indem Höchstgemeldeter Herzog, nebst seiner Suite, täglich fast in den dortigen Wäldern mit mehreren Jagdhunden, statt mit Treibern, jagt, die meist in den Ruster Bann laufen und selbst die Kitztiere keineswegs schonen ...“

Auch dem Oberforstmeister von Schilling war das Treiben des Duc und seiner Hunde aufgefallen und daher schrieb er am 21.11.1803: „... dass beinahe kein lebendes Thier mehr darinnen anzutreffen ist, und Hr. Herzog muß sich nur noch damit begnügen, die Jagdhunde auf den Grenzen zu lösen, um ihm Wildpret auf seiner Seite herüber zu treiben, wonach alle in- und ausländisch angrenzenden Jagden zu Grunde gehen müssen. Kein Kitzthier wird mehr verschont, sondern alles darnieder geschossen.“

Nunmehr sollten die Jagdfreuden des Duc und seines Mohiloff beschränkt werden und dem zuständigen Landvogt von Roggenbach wurde aufgetragen, den Herzog auf die Einhaltung der Jagdordnung hinzuweisen. Der Landvogt tat sich schwer, den Duc zu informieren und zögerte mit dem Hinweis, Enghien und Charlotte würden bald nach Freiburg ziehen, die Bekanntgabe hinaus. Der Herzog und Mohiloff waren aber nach wie vor bestrebt, das Wildbret samt und sonders auszurotten und deshalb wurde die Erlaubnis zur Gnadenjagd entzogen und von Roggenbach sollte das dem Herzog schonend beibringen. Von dieser schwierigen Aufgabe wurde der Landvogt erlöst, weil Enghien auf Befehl Napoleons mitsamt seinem Hund von Ettenheim ausgehend einen leidvollen Weg antreten mussten.

Napoleon, inzwischen Erster Konsul und siegreicher, unumschränkter Herrscher, hatte den Herzog im Verdacht, sich an Anschlägen beteiligt zu haben. Das schwerste Attentat am Heiligen Abend 1800 kostete 22 Menschen das Leben. Die französische Geheimpolizei berichtete Napoleon, dass im Haus des Herzogs von Enghien Emigranten ein- und ausgingen und vermutlich eine Verschwörung im Gange sei. Besonders verhängnisvoll war der Bericht des Gendarmerieunteroffiziers Lamothe aus Straßburg, der verkleidet nach Ettenheim gekommen war und nach Paris berichtete, der langgesuchte General Dumonriez, der 1793 zu den Österreichern übergelaufen und auf den ein Kopfgeld von 300000 Livres ausgesetzt war, halte sich bei dem Bourbonen auf. Der Gendarm hatte den General mit dem harmlosen Marquis de Thumery verwechselt. Hinzu kam noch die falsche Meldung, in Offenburg hätten sich zahlreiche Emigranten versammelt, um einen Umsturz in Frankreich vorzubereiten. Französische Gendarmen versuchten am 12. März 1804, eine angebliche Agentin und zwei ehemalige Offiziere in Offenburg zu entführen. Die Tat misslang, weil die Bevölkerung sich dagegen wehrte.

Nicht verhindert wurde, dass 500 französische Dragoner und 30 Gendarmen am 15. März 1804, frühmorgens, das Haus des Herzogs umstellten und ihn in einem gemieteten vierspännigen Bauernwagen über Grafenhausen mit nach Kappel an den Rhein nahm. Nun zeigte Mohiloff seine große Anhänglichkeit an seinen Herrn, denn er sprang sogleich zum Herzog auf den Wagen. Am Rhein angekommen, wollte der Hund ebenfalls im Boot den Fluss überqueren. Mit Gewehrkolben wurde er verjagt. Die treue Dogge sprang ins Wasser und schwamm dem Boot hinterher. Auch auf dem Weg zur Straßburger Zitadelle ließ Mohiloff seinen Herrn nicht aus dem Auge. Zunächst folgte er dem 3 km langen Fußmarsch des Herzogs von Rheinau bis Boofzheim und anschließend dem Postwagen, der den Gefangenen zur Zitadelle nach Straßburg brachte. Enghien durfte auf einer Matratze im Salon des Kommandanten des Majors Machin schlafen. Mohiloff wurde zu seinem Herrn gelassen. Am 18. März nachts um 01.30 Uhr begann in einem Postwagen die Reise des Herzogs nach Vincennes. Mohiloff wurde als einzigem erlaubt mitzureisen. Die Postkutsche kam am 20. März um 17.30 Uhr im Festungsschloss an und Enghien richtete an den Kommandanten die Bitte: „Ich habe einen Reisebegleiter bei mir, es ist der kleine Hund, den sie da sehen. Es ist der einzige Freund, von dem man mich nicht getrennt hat. Das arme Tier hat mit mir die ganze Reise gemacht, er ist, wie ich selbst, beinahe nüchtern seit Straßburg. Erlauben Sie mir, dass ich nach bestem Können meine Dankbarkeit zeige, indem ich dieses kleine Abendbrot mit ihm teile.“ Tatsächlich soll Enghien sein Essen mit dem Hund geteilt haben.

In der Nacht zum 21. März wurde der Herzog von Enghien von einem Kriegsgericht zum Tode verurteilt und sofort hingerichtet. Ob Mohiloff ne-





*Mohiloff, der treue Hund des  
Herzogs von Enghien*

ben dem Herzog war, als dieser erschossen wurde, ist fraglich. Möglicherweise hat ihn der Kommandant Harel zurückgehalten und der Hund kam erst später an das Grab seines Herrn und bedauerte mit Klagegeheul den Tod des Herzogs. Der Leichnam wurde in eine bereits vor der Verhandlung ausgehobene Grube gelegt und mit Erde bedeckt. Mohiloff machte einen letzten Versuch, seinem Herrn nahe zu sein, er scharfte die Erde zur Seite.

Die Dogge wurde schließlich von der Marquise de Bethisy aufgenommen, die ihn nach seinem Ende ausstopfen ließ. Aus diesem Grunde blieb Mohiloff der Nachwelt erhalten und er konnte später fotografiert werden. Wo sich das ausgestopfte Tier heute befindet, ist unbekannt.

Napoleon hatte mit dem Todesurteil erreicht, dass die Anschläge auf ihn aufhörten. Sein Gewissen plagte ihn allerdings, denn in sein Testament fügte er ein: „Ich ließ den Herzog von Enghien verhaften und aburteilen, weil es für die Sicherheit, den Nutzen und die Ehre des französischen Volkes notwendig gewesen ist.“ Es soll auch der Ausspruch gefallen sein: „Dies war kein Verbrechen, es war etwas Schlimmeres, es war ein Fehler.“

*Franz Huber*

#### *Quellen*

- Die Ortenau (81) 2001, 291ff.; 1931, 12ff.  
 Geroldseckerland 44/2002, 137ff.; 1/1958, 87ff.; 37/1995, 19ff.  
 Middendorf, W.: Badischer Patival 1985. Freiburg, 13ff.  
 Der Altvater, 47. Jahrgang, Nr. 20 v. 30.9.1989  
 Ettenheimer Zeitung v. 1935, Sonderabdruck

## Große Zustimmung als Landschaftsmaler: Max Köhler 60 Jahre alt

Es ist nicht leicht, sich Max Köhler, der am 17. November 2002 sechzig Jahre alt wurde, zu nähern. Zu vielschichtig, ja schillernd scheint seine Figur, zu unstet das Wollen. Und doch kann man sich beinahe mühelos in den verschiedensten Kreisen der Ortenau darauf verständigen, dass er ein Künstler ist. Ist er auch Fotograf, Fotojournalist, Redakteur, Maler oder Schriftsteller? Oder gar Verleger? Denn all diesen Berufen hat er sich schon genähert (äußerlich vielleicht recht schläfrig wirkend, innerlich aber kochend und unruhig).

Versuchen wir es deshalb andersherum: Was hat er die meiste Zeit seines Lebens getan, sieht man einmal von seiner Leseleidenschaft ab? Jetzt kommen wir der Sache schon deutlich näher: Er hat Bilder „gemacht“, Köhler ist ein Bildermacher. Dabei ist es ihm gleichgültig, ob er nun Fotograf, Verleger oder Maler genannt wird. Selbst eine Zeitungsseite oder ein Buch waren ihm immer mehr ein optisches als ein logisches Ereignis. Er geht an die Dinge mit den Augen heran.

Köhler wurde mitten im Krieg in Pilsen geboren und wuchs mit seinem jüngeren Bruder, dem späteren Nobelpreisträger für Medizin 1984, Professor Dr. Dr. h.c. Georges Jean Franz Köhler, in München und in Kehl auf (in der Großherzog-Friedrich-Straße 13a, neben dem ehemaligen Möbelhaus Ehrhardt, schräg gegenüber der heutigen Buchhandlung Baumgärtner, war die Wohnung der Köhlers). Wäre es nicht einmal wert, die köhlersche Familie genauer zu untersuchen, schon allein um des Nobelpreisträgers willen, des international geschätzten Biologen Köhler? Max Köhlers zweiter Bruder, der Ältere, war Lehrer für Mathematik, Physik und Ethik an einem Münchner Gymnasium, der Vater ein humanistisch gebildeter unruhiger Kaufmann, Kunsthändler und Erfinder mit geringem Realitätsbezug aus dem Sudetenland (Eger), der Großvater Lehrer, der Urgroßvater auch Lehrer, die Mutter Französin mit Neigung zum Zeichnen und Lesen, deren Vater ein äußerst erfolgreicher Kaufmann, Stadtrat in Perpignan und Träger hoher französischer Auszeichnungen.

Max Köhler erlernte die Berufe, die er ausübte, mit der ihm eigenen Ungeduld, die stets darin gipfelte, dass er übermütig und selbstgewiss, ja fast selbstherrlich den Lehrern das Lehren aus der Hand nahm und die begonnenen Studien autodidaktisch fortsetzte. So erlernte er den Fotografenberuf zwar noch fast vollständig, aber für die Malerei mussten zwei Semester ausreichen. Es war allerdings sein Glück, dass er an der Freien Akademie in Mannheim den bekannten, toleranten und begabten Lehrer Berger-Bergner hatte, einen expressiven Realisten, dessen sensible Bilder von verloren wirkenden Kindern in leeren Räumen heute fast zum Kanon der mo-



*Eine typische Ortenauer Landschaft von Köhler. Ein Mühlenbacher Bauernhaus, von Raureif umgeben. Köhlers kräftiger Duktus ist gut zu erkennen. Auch scheint er keine weiteren Ambitionen zu haben, als eine Ortenauer Landschaft darzustellen, nur etwas moderner, als wir es von Heimatmalern gewohnt sind. Doch denken wir länger darüber nach, ist das nicht wenig. Denn die moderne, experimentelle Malerei hat sich inzwischen weit von der konventionellen Landschaftsmalerei entfernt. Köhler scheint sie durch seinen Erfolg zumindest in der Ortenau auf den Weg zurück zu bitten.*

dernen Malerei in Deutschland gehören – jedenfalls ist die Literaturstrecke über ihn und seine Bilder schon beeindruckend (siehe auch Rainer Zimmermanns „Die Kunst der verschollenen Generation“).

Köhler arbeitete nach einer Zeit als freier Maler in Berlin als Bildreporter für die Mittelbadische Presse und die „Stuttgarter Zeitung“, und hier rühren auch seine ersten Meriten her: Ältere Ortenauer und vielleicht auch Stuttgarter erinnern sich noch an seine manchmal pointierten und nachdenklichen, manchmal witzigen, vor allen Dingen aber klar gebauten Fotos von Tagesereignissen. Auch seine „Schmuckbilder“, wie sie gestandene Redakteure von Tageszeitungen gerne nennen und damit ihren Unwillen über platzraubende Überflüssigkeiten wenigstens andeuten wollen, stießen gelegentlich in künstlerische Bereiche vor, wie es ein Chefredakteur ein-



mal fast verwundert in einem Arbeitszeugnis festhielt. Bemerkenswert an den Fotos von Köhler damals aber war in erster Linie, dass sie fast alle „etwas zu sagen“ hatten; sie machten Aussagen, die etwas intelligenter waren als der Durchschnitt der Fotografien in damaligen Tageszeitungen. Man merkte den Fotos an, dass Köhler mit ihnen das Leben an sich schildern wollte – und das ist, wenn es in vollendeter Form gelingt, Kunst schlechthin. Das fiel selbstverständlich auch anderen auf und so gewann Köhler einige Fotopreise.

Hat denn Kunst etwas in der Zeitung verloren?, möchte man sogleich fragen, um der Sache auf den Grund zu gehen. Warum denn nicht? Können also Zeitungsfotos und Zeitungsartikel mehr als bloße Dokumentationen und Notationen, können sie Kunst sein? Natürlich, sie können, sind es aber nicht immer.

Nun folgt der erste typische und vielleicht nicht der letzte köhlersche Schlenker, wenn er etwas erschöpfend abgehandelt zu haben glaubt: Er erlernt einen anderen Beruf, jetzt den eines Redakteurs von Heimatzeitungen. Er erlernte ihn bei dem renommierten Offenburger Lokalredakteur und Kommunalpolitiker Dr. A. Gailer. Köhler war einige Jahre in diesem Beruf tätig, obwohl er nie so recht begreifen wollte, was Bebauungspläne und ein kommunaler Haushalt eigentlich sind. Typisch für ihn: Was ihn nicht interessiert, vernachlässigt er mit einer Direktheit, die bürgerlichere



Gemüter vor Ärger erröten lässt. Seine Stärken in dieser Zeit waren denn auch eher feuilletonistische Arbeiten, die relativ weit von harten Fakten und dem Tagesgeschehen entfernt waren.

Danach wurde Köhler wieder Maler. Er hatte bemerkt, dass akademisch ausgebildete Maler ihrem Innersten nachspürten – in der Regel von gedämpftem Interesse für den Betrachter –, und diesem Spüren auch noch in einer nicht leicht verständlichen Sprache, einer abstrakten, Ausdruck verliehen. Prompt tat Köhler das Gegenteil: Er malte etwas allgemein Interessierendes, nämlich die Heimat, und das in einer allgemein verständlichen Sprache, nämlich der naturalistischen, mit einem sehr berechneten Schuss Expressionismus, einem sehr weichen und glatten Expressionismus, einem „gefälligen“ Expressionismus, wenn es denn so etwas gibt. So leicht durfte man es sich als ernst zu nehmender Maler nun doch nicht machen. Doch warum eigentlich nicht, wenn man seine Arbeit liebt und damit Erfolg hat? Denn Erfolg heißt ja nichts anderes als Zustimmung. Und ist Zustimmung denn gar nichts wert, schien Köhler mit unschuldigem Augenaufschlag zu fragen und verkaufte seine Bilder von Ortenauer und elsässischen Landschaften zuhauf, was natürlich seine Kollegen wiederum ärgerte, glaubten sie doch, nur ein Stipendium sei die Anerkennung für Kunst.

Halt, beinahe hätten wir das Wichtigste vergessen: Mitten in seinem Dasein als anerkannter Landschaftsmaler und Portraitist veröffentlichte er ei-

nige Bücher mit Kurzgeschichten, die er selbst illustrierte, sozusagen als Fortsetzung seiner feuilletonistischen Arbeit als Lokalredakteur. „Böse Geschichten aus dem Bollenhutland Ortenau“ hieß das eine, das sich erstaunlich gut verkaufte, und „Liebe“ das andere. „Böse Geschichten“ wurden wegen ihrer Illustrationen auch von Fachleuten gelobt, „Liebe“ von allen Lesern einmütig verrissen („Der Mörder vom Mummelsee“) ist auch wirklich ein zu ekelhaftes Stück).

Was bleibt nun als vorläufiges Resümee seines nun sechzigjährigen Lebens? Er ist ein starker Künstler, ein guter Fotograf und ein guter Maler. Seine expressiven Portraits aus seiner Berliner Zeit verdienen Beachtung, einige Fotos aus seiner Reporterzeit nicht weniger (leider sind die meisten verloren gegangen, vielleicht existieren noch einige in Zeitungsarchiven. Ansonsten sind wir auf die Wiedergabe dieser Fotos in Zeitungsdrucken angewiesen). Als moderner Landschaftsmaler und Portraitist erreichte er die breiteste Zustimmung. Als Geschichtschreiber gelangen ihm einige „Schmankerl“, ob sie allerdings ausreichen, um ihn als Schriftsteller zu bezeichnen? Eine Begabung ist er jedoch allemal. Bedanken wir uns deshalb, auch wenn es manchmal nicht leicht fällt, sich ihm zu nähern, weil er in seiner eigenen Welt zu leben scheint, die merkwürdigerweise Grobheiten nicht ausschließt.

*Erika Hansen-Lorenzen*

## Grimmelshausen in seiner regionalen Umwelt.

Kolloquium der Grimmelshausen-Gesellschaft in Renchen,  
21.7. – 24.7.2003.

Im Simplicissimus-Haus in Renchen trafen sich im Juli Mitglieder und Gastreferenten der Grimmelshausengesellschaft zu einem Kolloquium. Es sollte sowohl den Autor Grimmelshausen wie auch die erzählte Welt seiner Figuren in den Zusammenhang der regionalen Geschichte und Kulturgeschichte rücken. Dies galt nicht nur für den Oberrhein, sondern auch für die vorausgehenden Lebensstationen des Autors. Ältere Forschungsergebnisse sollten gesichtet, überprüft und ergänzt, Bewährtes aktualisiert und zusammengefaßt, neue archivalische Funde eingebracht und Aspekte der jüngeren Kulturraumforschung berücksichtigt werden. Alle Referate sind in *Simpliciana XXV* (2003) nachzulesen.

Das Programm enthielt die folgenden Beiträge: Wilhelm Kühlmann (Heidelberg): Grimmelshausen und die „altdeutsche“ Bewegung am Oberrhein; Friedrich Vollhardt (Gießen): Von der Region zum Universalen. Projektionsverhältnisse in Grimmelshausens fiktionalen Texten; Öffentlicher Abendvortrag Friedrich Gaede (Freiburg): Die Insel in der Ortenau. Heimat als Kulisse „verdeckter Wahrheit“; Gerhard Menk (Marburg): Biographie und Landesgeschichte. Zu Leben und Werk von Gustav Könneke; Holger T. Gräf (Marburg): Grimmelshausens Jugendjahre: Landschaft und Schauplätze; Jörg Jochen Berns (Marburg): Grimmelshausens Verwandte; Irmgard Schwanke (Freiburg): Juden in Offenburg und der Ortenau; Italo Michele Battafarano (Trento): Frankreichs Zweiter Eroberungskrieg gegen Holland und seine Auswirkung auf den Oberrhein in Grimmelshausens *Stolzem Melcher*; Achim Aurnhammer (Freiburg): Zur Fiktionalisierung des oberrheinischen Kriegstheaters bei Grimmelshausen; Martin Ruch (Offenburg): Realität und Fiktion in der simplicianischen Landschaft; Dieter Breuer (Aachen): Grimmelshausen und das Kloster Allerheiligen; Walter E. Schäfer (Baden-Baden): Grimmelshausen und Burg Hohenrod; Peter Heßelmann (Münster): „Es gieng so Kurraschy her“ - Die Literarisierung des Peterstaler Sauerbrunnen bei Moscherosch und Grimmelshausen; Rosmarie Zeller (Basel): Zur Kulturgeschichte simplicianischer Frömmigkeit: Die Wallfahrt nach Einsiedeln; Dieter Martin (Freiburg): Grimmelshausens Ortssagen

Der Bürgermeister von Renchen, Bernd Siefermann, empfing die Teilnehmer der Tagung, die selbstverständlich auch dem Silbernen Stern in Gaisbach einen Besuch abstatteten.

*Martin Ruch*

## Buchbesprechungen und Hinweise

**Vetter, Roland:** „Kein Stein soll auf dem andern bleiben“. Mannheims Untergang während des Pfälzischen Erbfolgekrieges im Spiegel französischer Kriegsberichte. (= Sonderveröffentlichungen des Stadtarchivs Mannheim Nr. 28). Heidelberg: Verlag Regionalkultur, 2003. 168 S., Quellenedition auf CD-ROM, s/w-Abb.

Die Zerstörungen der Städte und Landschaften am Oberrhein im Jahr 1689 haben die Historiker vielerorts beschäftigt. Bemerkenswerterweise fehlten aber bislang Einblicke in die Archive der Gegenseite. Das hat nun Roland Vetter unternommen und er stellt in diesem wahrlich erschütternden Buch über die Kriegsfurie eine große Zahl unbekannter Quellen aus dem französischen Kriegsarchiv in Vincennes vor. Auf einer beiliegenden CD-ROM wird sogar die Korrespondenz des Kriegsministers Louvois mit seinen Offizieren als Quellenanhang ediert (leider sind diese Texte nicht mit einer zusätzlichen Übersetzung versehen). Ein verlegerisches Glanzstück und eine großartige Leistung! Das Thema Veters ist der Untergang der Pfalz, sind die Zerstörungen von Mannheim und Heidelberg – die südlich sich anschließenden Verwüstungen sind deshalb nicht recherchiert. Das sollte nun den französisch sprechenden Historikern der Ortenau unbedingt eine Reise nach Vincennes wert sein: es sind dort bedeutende Quellenfunde zur Geschichte Mittelbadens zu vermuten. Bei den Vorarbeiten zu der immer noch ausstehenden neuen „Stadtgeschichte Offenburgs“ beispielsweise werden diese Bestände unbedingt durchforstet werden müssen.

*Martin Ruch*

**Gedächtnis aus Stein. Die Synagoge in Kippenheim 1852–2002.** Herausgegeben im Auftrag des Fördervereins Ehemalige Synagoge Kippenheim e. V. von Uwe Schellinger. Heidelberg: Verlag Regionalkultur, 2002. 320 S., viele s/w-Abb.

Als ein Zeichen der Erinnerung und ein Zeichen gegen das Vergessen würdigte im Vorwort der Vorsitzende des Oberrates der Israeliten in Baden, Manfred Ehrlich, dieses hervorragend recherchierte und gestaltete Werk. Umfassend wird darin die 150jährige Geschichte der Kippenheimer Synagoge vorgestellt, wobei auch die Vorgängerbauten seit dem 18. Jahrhundert belegt werden. Jürgen Stude stellt die Baugeschichte der „glänzendsten Synagoge weit und breit“ vor. Zwischen Konsolidierung und Zerstörung (1852 bis 1940) betrachten Ulrich Baumann und Uwe Schellinger die jüdische Landgemeinde Kippenheim, und Ruben Frankenstein informiert über das religiöse Leben und Personen wie Rabbiner und Kantoren. Zeitzeugenberichte mit Erinnerungen an die Synagoge versammelt Uwe Schellinger, wobei er auch auf die immer noch ausstehende Wirkungsforschung eingeht. Tatsächlich werden ja Veranstaltungen mit Zeitzeugen immer als außerordentlich bedeutsam empfunden, wobei jedoch nicht geklärt ist, worin letztlich diese Bedeutung besteht. Hedy Epstein, Pia Gilbert, Ilse Gutmann, Kurt S. Maier, Erich Valfer – ihre Erinnerungen machen dieses Buch jedenfalls zum einmaligen Dokument. Das Schicksal der Synagoge nach der Pogromnacht 1938, die mannigfache Gefährdung des Gebäudes in der Nachkriegszeit, der Kauf durch die Gemeinde und schließlich die Gründung des Fördervereins sind ausführlich dargestellt. Schließlich gibt Konrad Pflug (Landesstelle für Politische Bildung Stuttgart) noch eine willkommene Übersicht über ehemalige Synagogen als Gedenkstätten. So kommt ein beispielhaftes Werk zustande, zu dem man dem Verlag, den Herausgebern und Autoren nur gratulieren kann!

*Martin Ruch*



**Der Landkreis Rastatt. Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg.** Hrsg.: Abt. Landesforschung und Landesbeschreibung in der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg mit dem Landkreis Rastatt und dem Landesmedienzentrum Baden-Württemberg. 1200 Seiten in 2 Bänden mit 4 Karten-Beilagen; über 550 Abb. Thorbecke-Verlag Stuttgart. 2002. 74 €.

Ein Drittel des 2-bändigen Werkes ist dem allgemeinen Teil gewidmet, in dem die Naturbedingungen (wie Geologie, Landschaftsformen) sowie die geschichtlichen und kulturellen Grundlagen des Landkreises aufgezeigt werden. Hierzu werden auch Kunst, Volkskultur und Mundart in eigenen Kapiteln behandelt. Der Leser erfährt, dass der historische Begriff Ortenau über die nördliche Grenze des heutigen Ortenaukreises hinausgeht, wobei die alte Reichslandvogtei lediglich die Gemeinde Ottersweier betroffen hat. Annäherungsweise mag im Norden aber die alte Bistumsgrenze von Straßburg als Ausläufer der Ortenau angenommen werden. Die aufgezeigte mittelalterliche Ordnung (wie etwa bei den Stichpunkten Herrschaft, Leibeigenschaft, Zehnt oder bei vielen anderen mehr) gibt über den Landkreis Rastatt hinaus eine gute Einführung auch für benachbarte Regionen. – Die wirtschaftliche Entwicklung seit dem 19. Jahrhundert bis heute wird in nach sachlichen Gesichtspunkten unterteilten Abschnitten abgehandelt. Der Abschluss des allgemeinen Teils bringt die Darstellung von Themen, die die Politik, das Sozialwesen, Kultur, Bildung und die Kirchen betreffen.

An diese vorgegebene Gliederung lehnen sich die Beschreibungen der 23 Gemeinden mit ihren 65 Gemarkungen (Stand 1970, vor der Gemeindeverwaltungsreform) an. Zu Beginn werden jeweils die naturräumlichen Gegebenheiten und das Siedlungsbild vorgestellt. Letzterem wird wie im allgemeinen Teil besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Die Be-

siedlung der einzelnen Ortsteile (Gemarkungen) erfährt eine aufschlussreiche Darstellung mit instruktivem Kartenmaterial, das den Baubestand in drei bis fünf Zeitabschnitten seit der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts bis heute aufzeigt. Zudem werden auch einzelne Wohnplätze innerhalb der Gemarkungen beschrieben. – Bis 1800 wird über die Geschichte jeweils getrennt nach den Ortsteilen berichtet. Im letzten Abschnitt geht es innerhalb der Gesamtgemeinde vor allem um die politische, wirtschaftliche und kulturelle Lage, wie sie sich seit Anfang des 19. Jahrhunderts bis heute entwickelt hat. Durchgängig finden sich bei allen Gemeinden Grafiken über die Bevölkerungsentwicklung und die Landtags- und Bundestagswahlen. – In farblich unterlegten Spalten wird bei einigen Gemeinden auf Besonderheiten eingegangen, wie etwa auf die Bühler Frühzwetschge, eine Staustufe am Rhein, auf eine soziale Einrichtung, eine Fabrik oder eine Kapelle. Vermisst wird eine kleine Abhandlung über die ehemals bedeutsame Burgschifferschaft (Anm.: Im Register fehlt dazu S. II, 593).

Die Beschreibungen erhalten einen besonderen Gehalt durch die vorzüglichen Abbildungen. Aussagekräftige Luftbilder sowie Ausschnitte aus Gemarkungsplänen des 18. Jahrhunderts und auch verkleinerte Pläne aus der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts sind wertvolle Beigaben zur Siedlungsgeschichte. Sie bereichern die vielfältige gut ausgewählte Palette neuer und alter Bilder.

Ein Schönheitsfehler ist gewiss die weiße Aussparung des Stadtkreises Baden-Baden in der beigelegten geologischen (!) Übersichtskarte sowie in zwei Karten, die die Ortsherrschaften um 1500 und 1790 darstellen. Der allgemeine Hinweis auf den Historischen Atlas von Baden-Württemberg ist hier sicherlich nicht ausreichend. – Vermisst werden die Titel zu den Abbildungen auf den Umschlagseiten (u. a. Holzbrücke über die Murg in Forbach, Heustadelwiese bei Reichental.

Schloss Favorite (fehlt auch als Stichwort – S. 369 – im Register), Lochmühle in Loffenau, Tympanon der Klosterkirche in Schwarzach) sowie auf dem Nachsatz der beiden Bände die Bezeichnungen der Pläne (Schloss Rastatt und Stadtplan von Kuppenheim). Alle 4 Karten-Beilagen sind weder im Inhaltsverzeichnis noch im Register vermerkt.

Unverständlich ist, dass bei Betonung des 21. Jahrhunderts in den Überschriften die nun seit sieben Jahren gültige Rechtschreibung in diesem Werk nicht angewendet wird.

*Gernot Kreutz*

**Peter Schäfer, Heinrich-Hansjakob-Bibliographie. Hrsg. von der Heinrich-Hansjakob-Gesellschaft, Freiburg. 208 Seiten. ISBN 3-935-182-17-1, 18,- €. Vertrieb durch den Hansjakob-Verlag der Stadt Haslach, Postfach 1152, 77716 Haslach.**

Soeben ist die lang erwartete Hansjakob-Bibliographie von Peter Schäfer erschienen. In mühevoller, langjähriger Arbeit hat der Hansjakob-Kenner aus Trossingen die kaum noch überschaubare Hansjakob-Literatur erfasst. Die umfangreiche neue Hansjakob-Bibliographie listet insgesamt ca. 4300 Titel auf. Davon sind ca. 600 Titel der Primärliteratur (= von Hansjakob) und ca. 3700 Titel der Sekundärliteratur (= über Hansjakob) zugeordnet. Zum Vergleich: Bernhard Kreermann hat in seiner 1961 erschienenen Hansjakob-Bibliographie ca. 700 Titel aufgeführt.

Seit der Hansjakob-Renaissance in den Sechzigern hat sich die Hansjakob-Literatur versechsfacht. Dies gilt vor allem für die Sekundärliteratur, die seit dieser Zeit um mehr als 3000 Titel zugenommen hat. Zum ersten Mal werden von Peter Schäfer Heinrich Hansjakobs Bücher in allen Auflagen und Nachdrucken aufgelistet. Auch seine sämtlichen Beiträge

in anderen Veröffentlichungen, vor allem in Zeitschriften, Sammelbänden und Le-sebüchern werden lückenlos wiedergegeben.

Die große Fülle der Sekundärliteratur über Hansjakob wird in zwei große Kapitel eingeteilt, einmal die ca. 80 Bücher, die über Hansjakob erschienen sind, dann die über 3600 Beiträge in Büchern, Nachschlagewerken, Zeitschriften und Zeitungen, die seine Werke und seine Persönlichkeit beschreiben und analysieren. Die meisten Artikel über Hansjakob hat mit ca. 150 Kurt Klein verfasst, gefolgt von Manfred Hildenbrand mit ca. 130 und Helmut Bender mit ca. 80.

Jeder, der sich mit Heinrich Hansjakob und seinem umfangreichen Werk befassen will, bekommt mit der großen Hansjakob-Bibliographie von Peter Schäfer ein zuverlässiges Hilfsmittel in die Hand, um allen Facetten seines Werkes und Wirkens nachspüren zu können. Und so ist es kein Zufall, dass Peter Schäfer als Titelbild der Hansjakob-Bibliographie die schöne Zeichnung des Haslacher Malers Professor Otto Laible aus dem Jahre 1929 gewählt hat, die mit den Mitteln des Malers die Komplexität der Persönlichkeit Hansjakobs und sein Facettenreichtum als Schriftsteller aufzeigen will. Jedes wissenschaftliche Recherchieren über den Schriftsteller, Historiker, Pfarrer, Politiker und Publizisten Hansjakob wird durch die neue Hansjakob-Bibliographie sehr erleichtert.

Die Bibliographie enthält auch eine biographische Einführung: Die wichtigsten Lebensdaten Hansjakobs werden aufgeführt. Kurze Kapitel berichten über die verschiedensten Bereiche in Hansjakobs Wirken (der Theologe, der Historiker, der Politiker, der Volksschriftsteller, der Reiseschriftsteller, seine Tagebücher, in der Pfarrei St. Martin zu Freiburg, in der Kartaus, Erfolgsautor, Demokrat, Traditionalist, Skeptiker). Auch auf die Tätigkeit der Heinrich-Hansjakob-Gesellschaft wird eingegangen. Zahlreiche Abbildungen

von Büchern Hansjakobs in den verschiedensten Ausgaben lockern die neue Hansjakob-Bibliographie auf.

*Manfred Hildenbrand*

**Geroldsecker Land. Jahrbuch einer Landschaft. Heft 45, 2003. 152 Seiten.**

Geradezu spannend sind die Gedanken zu einer örtlichen Geschichtspolitik von Thorsten Mietzner über den Storchenturm (der 1. Teil erschien im Jb. 2002). Der Storchenturm ist das „geliebte Wahrzeichen“ von Lahr. Diese Aussage steht in einem vielfältigen Spannungsfeld von gegeneinander abzuwägender Gedanken zu den Stichwörtern Denkmalpflege und Identität. Sie bekommen Leben durch die Bindung an das konkrete Beispiel „Storchenturm“ und nicht zuletzt durch das Einbringen der persönlichen Stellungnahme des Autors. Schlagwortartig seien dazu Spannungselemente beispielhaft angeführt: Musealisierung – Geschichtsstücke „dürfen“ nicht mehr altern – Inszenierung von Geschichte – Geschichtskultur und Stadtmarketing – Alle historischen Baubestandteile sind gleichwertig – Ästhetisierung von Geschichte – Geschichte als Kompensation für Verlust an Identifikationspunkten.

Zwei Aufsätze befassen sich mit naturgeschichtlichen Themen: Ingo Stengler berichtet über Porphyr-Vorkommen in Schweighausen, Tom Jakob über Erdöl in Neuried-Ichenheim.

Die Ansicht des Klosters Schuttern aus dem 17. Jahrhundert beschreibt Martin Buttenmüller. Ekkehard Klem berichtet von mündlich überlieferten Sagen und Erzählungen (teilweise sog. Wandersagen) aus Schuttern. Übrigens kommt der Name „Offenburg“ kaum von einem Personennamen, dieser bedeutet eher „offene Burg“ (so in der amtlichen Landesbeschreibung). – Der erste deutsche wissenschaftliche Kartograf Martin Waldseemüller (von ihm stammt der Name „Amerika“ – 1507) wird mit seiner Oberrheinkarte

von 1513, in der Namen aus der Ortenau verzeichnet sind, von Bernhard Uttenweiler gewürdigt. – Als teuerste Briefmarke der Welt gilt ein „Baden-Fehlbruck“ von 1851 (mitgeteilt von Alois Obert).

Über die Beziehung Hebels zum Elsass berichtet Martin Frenk (Hebelschoppen 202). Eine 1812 veröffentlichte Fabel, die als politische Anspielung verstanden wurde, war Anlass, dass ein dreiviertel Jahr das Lahrer Wochenblatt nicht erschien (Christel Seidensticker). – Zwei Künstler werden von Gerhard Finkbeiner vorgestellt: Grete Grasreiner (Malerin 1892–1952; lebte zeitweise in Schuttertal) mit Tagebuch-Auszügen und Herbert Motz (Holzschnitt-Künstler aus Ringsheim, geb. 1936). – Aus dem 19. Jahrhundert wird vom Reisetagebuch des Kommunalpolitikers Wilhelm Flüge aus Lahr (Dieter Frank) und über Tagebuch-Notizen von Hansjakob vom Schulmann Jakob Götz aus Ottenheim (Martin Frenk) berichtet. – Cornelius Gorka beschreibt die Maßnahmen im Landkreis Lahr unter Landrat Frh. von Gleichenstein in den Jahren 1948 bis 1955. Über die aktuelle Kreispolitik berichtet Landrat K. Brodbeck.

Ein zu langer Aufsatz, ein Kultur- und Sittenbild über die Sklaverei in Kuba im 19. Jahrhundert sprengt den Rahmen dieses Jahrbuchs, das der Landschaft „Geroldsecker Land“ verpflichtet ist. Auch das „Fazit“ über die vielerorts leider anzutreffende moderne Sklaverei lässt keinen Zusammenhang mit C. W. Jamm aus Lahr erkennen, der seinerseits nur als Marginalie in dem Bericht erscheint. Die wenigen Aussagen über Jamm bleiben in der Möglichkeitsform, wie etwa, dass keine „persönlichen Zeugnisse über seinen Kuba-Aufenthalt vorliegen“ oder dass „das hier dargestellte Allgemeine nicht der individuellen Meinung von Jamm entsprechen muss“. Nicht nur der Titel, sondern auch die ganze Arbeit bleibt daher ängstlich (sic! – vgl. S. 35, 6. Z.).

*Gernot Kreutz*

**Lienhard, Wilfried: 100 Jahre unter Yburg und Fremersberg. Sinzheim und das Rebland im 20. Jahrhundert. Herausgegeben vom Förderverein Sinzheimer Brauchtum e.V. und Historischer Verein Yburg e.V. Eigenverlag, o.O. u.J. (Bühl 2001) 216 S., viele S/W-Abb.**

Der „Acher- und Bühler Bote“ nahm die Jahrtausendwende zum Anlass, über die Veränderungen im Baden-Badener Rebland während der letzten Hundert Jahre zu recherchieren. Der mit dieser Aufgabe beauftragte Autor übernahm kein leichtes Projekt, gestaltete es schließlich in seinen 128 Beiträgen aber so erfolgreich, dass man sich entschloss, diese Leistung mit einer abschließenden Publikation auch zukünftigen Generationen zugänglich zu machen. Und das ist eine richtige und wichtige Idee gewesen, wie die Lektüre des Buches zeigt. Nicht die „große“ Geschichte, sondern der Alltag steht im Vordergrund. Vom Brunnentrog zum Wasserhahn wird geschildert, wie die Wasserversorgung sich wandelte, aber auch die Abwasserentsorgung neue und hygienische Wege ging. Ab wann konnte man bei elektrischem Licht Bücher lesen, und wie veränderte das Gas das Leben? Viele Aspekte greift der Autor auf und führt sie bis zur unmittelbaren Gegenwart. Dass er dabei auch die politischen Diskussionen in den kommunalen Gremien darstellt, lässt das Buch auch zur Gegenwartsdokumentation werden und verschafft ihm einen zusätzlichen Wert. Geschichte wird schließlich immer in der Gegenwart gemacht, und irgendwann wird man wissen wollen, wer sich wann eigentlich wie entschieden hat im demokratischen Entscheidungsprozess. Der Rezensent hatte übrigens seine besondere und helle Freude am Kapitel über die Kirchenglocken, ist es doch ein weiterer Beleg für die ungebrochene Präsenz dieses Jahrtausendthemas „Glocke“. Alain Corbin hat in „Die Sprache der Glocken“ gezeigt, welche Bedeutung dieses fast schon metaphysische Instrument in Frankreich

hatte – für unseren Raum stehen solche Studien noch aus. Auch deshalb also: Respekt! und Glückwunsch zu einer schönen Arbeit. Dass sie von „wissenschaftlicher Warte aus“ auch kritikwürdige Aspekte hat (Quellenbelege nach klassischer Art fehlen vollständig) soll nicht verschwiegen werden. Doch ist das Buch nicht primär für die Wissenschaft geschrieben worden. Dafür ist es lesbar und unterhaltsam.

*Martin Ruch*

### **Gerhard Ch. Schildberg**

- 1. Le pastorat du Comté de Hanau. Lichtenberg de 1545 à 1793 resp. 1803, Tome 1 (Lettres A–L), Selbstverlag Kehl-Zierolshofen 2001, 480 Seite; Tome 2 (Lettres M–Z), Selbstverlag Kehl-Zierolshofen 2002, S. 481–963**
- 2. Series der Pfarrer, Diakone und Präzeptoren der Grafschaft Hanau-Lichtenberg von 1545 bis 1793, resp. 1803, Selbstverlag Kehl-Zierolshofen 2002, 280 Seiten**
- 3. Das Freistetter Pfarrbüchlein. Die Hanauischen Pfarrer von Freistett 1564–1835. Rheinau: Mitteilungen des Hist. Vereins. Rheinau 2002, 74 Seiten**

Mit diesen drei Werken gibt Pfarrer i. R. und promovierter Historiker Gerhard Ch. Schildberg nicht nur Kenntnis von seinem historischen Werk der letzten Jahre, indem er „Le pastorat“ und die „Series“ als dessen überreiche Frucht präsentiert. Darüber hinaus zeigt er den Lesern und Nutzern dieser beiden Werke, wie diese am Beispiel Freistetts ausgewertet und auf lokaler Ebene und mit entsprechenden Quellen ergänzt werden können.

In „Le pastorat“ listet G. Schildberg akribisch die einzelnen Pfarrer in alphabetischer Namensreihe auf. Er hinterfragt diese Pfarrer nach deren Vorkommen in der einschlägigen Literatur wie Pfarrerbüchern, Verzeichnissen von Geistlichen und

Pfarrern. Er registriert die Geburts- und Taufdaten sowie die von Tod und Beerdigung. Er forscht den Eltern und Großeltern der Pfarrer nach, vergisst nicht deren Geschwister, Vorfahren und Paten. Schulbesuch und Studium der Pfarrer wird genau erforscht. Wichtig ist natürlich die Aufstellung der Anstellungen. Daten der Ehefrau und der Kinder dürfen nicht fehlen, ebenso natürlich nicht die Pfarrdienste und weitere Veröffentlichungen der und über die Pfarrer.

Leser und Nutzer sollen daher, wenn sie den Namen eines Hanauerland-Pfarrers kennen und mehr über ihn wissen wollen, zu diesem „Le Pastorat“ mit seinen zwei Bänden greifen.

Kommt man dagegen von der örtlichen Pfarrei als Ausgangspunkt, so wird man sofort mit viel Erfolg zur „Series“ greifen und diese dann durch „Le Pastorat“ ergänzen. Denn die „Series“ ist nach den einzelnen Pfarrorten in Hanau-Lichtenberg alphabetisch geordnet. Dort erfahren wir das Ernennungsdatum durch das Konsistorium sowie den Beginn des Dienstes. Vor- und Familiennamen des Pfarrers sind natürlich angegeben wie auch das Ende seines Dienstes. Bemerkungen verschiedenster Art können sich hier finden. Weiter wird die Verweildauer pro Stelleninhaber angegeben und – soweit bekannt – die jährliche Kompetenz. Diese Kompetenzen – die Entlohnungen des Pfarrers – werden als komplexes und unklares System aus heutiger Sicht in einem Epilog eigens behandelt. Außerdem macht G. Schildberg den Versuch, die Pfarrstellen nach der Verweildauer zu klassifizieren, und unterscheidet dabei eine Abfolge von der erstklassigen bis zur armen Pfarrei.

Wie man in der Auswertung von „Le Pastorat“ und „Series“ vorgehen kann und diese durch örtliche Quellen und Literatur ergänzen sollte, zeigt G. Schildberg beispielhaft an seinem neuesten „Freistetters Pfarrbüchlein“ auf. Es gelingt ihm dabei, für die Zeit von 1564 bis 1835 ansprechen-

de 19 Pfarrer-Biographien vorzulegen, die aufgrund der Quellenlage zu Beginn weniger umfangreich sind, später doch sehr aussagekräftig und umfangreich werden. Nicht uninteressant sind dabei z. B. die verschiedenen Pfarrer-Handschriften zu verschiedenen Zeiten aus den Kirchenbüchern zu entdecken und zu entziffern.

Für die evangelische Pfarrer-Geschichte des Hanauerlands sind die „Series“ und „Le Pastorat“ unentbehrliche Voraussetzungen geworden. Dies ist das große Verdienst von Gerhard Chr. Schildberg. Gleichzeitig hat er es vorgemacht, was daraus zu entwickeln ist, sowohl lokal wie auch im Vergleich.

*Dieter Kaufß*

#### **Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“, 120. Jahreshft, 2001**

Die Prof. Hermann Brommer zum 75. Geburtstag gewidmete Zeitschrift weist mehrere für die Ortenau wichtige Beiträge aus.

S. 13–56 Michael Bärmann, „herz lieb swester und getruwe muoni“: Ein Brief Susannes von Falkenstein an Dorothea von Kippenheim aus dem Colmarer Dominikanerinnenkloster Unterlinden und sein literarhistorischer Hintergrund. Eine inhaltlich überraschende Abhandlung, die es wert ist, gelesen zu werden, wenn auch dabei 27 Seiten Anmerkungen zu „bewältigen“ sind.

S. 77–98 Dieter Weis, „Ein schönes, neues Kirchle und Thürmle mit weißem Blech gedeckt“. Die Spitalkirche von Ettenheim (1452–1992). Ein gelungener Beitrag zur Geschichte, Kunst und Ausstattung des noch heute in Ettenheim stehenden Gebäudes.

S. 99–120 Magda Fischer, Die Freiherren von Schauenburg als Pfandherren der vorderösterreichischen Herrschaft Staufen. Die Bearbeiterin der Urkundenregesten des Archivs der Freiherren von Schauenburg im Gaisbach (z. Zt. im

Druck) behandelt in diesem Beitrag das Engagement der Schauenburger Familie als Pfand- und Landesherren in der Herrschaft Staufen/Breisgau.

Wer Schüler oder Schülerin des humanistischen Berthold-Gymnasiums in Freiburg war und ist, dem (der) sind die vier Beiträge über die Geschichte dieses Gymnasiums und der ersten Lateinschule (S. 145–208) in Freiburg durchaus zu empfehlen.

*Dieter Kaufß*

### **Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar in Donaueschingen, 45. Band, 2002**

S. 58–76 Thomas Kirchner u. a. Die Altstadtkirche von Villingen. Eine ansprechende Veröffentlichung zum Thema Dorf und Stadt sowie deren Verhältnis zur Pfarrrorganisation.

S. 86–98 Gabriele Brugger, Rudolf Koppenhöfer (1876–1951). Ein Landschaftsmaler. Gut bebilderte Kurz-Biographie des in Saarbrücken geborenen Künstlers, dessen Bildmotive aus dem Schwarzwald, der Baar und dem Bodenseegebiet stammen.

*Dieter Kaufß*

### **Badische Heimat. Zeitschrift für Landes- und Volkskunde, Natur, Umwelt- und Denkmalschutz im Jahr 2002, soweit die Abhandlungen die Ortenau betreffen**

März 1/2002: S. 12 Begegnung mit Anton Dichtel, Südbadens populärem Regierungspräsident v. Hans Konrad Schneider – S. 31 Anton Dichtel, weitschauender Politiker v. Hans Filbinger – S. 62 Rhein-schwaben oder Baden-Württemberg? Der Kampf um den Landesnamen von Gernot Oesterle – S. 69 Seelsorge oder Verwaltung? Warum in Baden kirchliche und weltliche Grenzen nicht übereinstimmen, ein Erklärungsversuch von Christoph Schmider – S. 110 Erinnerungen an Leo

Wohleb von Erich Trefzger – S. 1212 Aus meinem Leben, Erinnerungen von Leo Wohleb – S. 116 „Kontrapunkt Baden-Württemberg“, zu einer neuen Publikation zur Vorgeschichte und Geschichte des Südweststaates von Heinrich Hauß – S. 121 Bad Rippoldsau-Schapbach, die Modellgemeinde im Naturpark Schwarzwald von Bernd Herden – S. 174 Die Französische Gendarmerie in Baden 1945–1992 von Kurt Lehr

Juni 2/2002: Diese Veröffentlichung ist als Themenheft Bruchsal gewidmet.

September 3/2002: S. 444 Wiedervereinigung Nord- und Südbadens im Baslerhof in Freiburg im Rahmen einer Veranstaltung zum Baden-Württemberg Jubiläum von Tilman Mayer-Paul-Ludwig Weinacht – S. 460 Abschiedsansprache des badischen Staatspräsidenten im Südwestfunk 1952 – S. 462 50 Jahre Baden-Württemberg, zu Publikationen, Leitartikeln, Statements im Jubiläumsjahr von Heinrich Hauß – S. 527 Die bleibende Spur, Reinhold Schneider in Baden-Baden von Reiner Haehlings von Lanzenauer – S. 586 Baden, vom Freistaat zum Südweststaat von Richard E. Schneider

Dezember 4/2002: Diese Veröffentlichung ist als Themenheft Lörrach gewidmet.

*Kurt Klein*

### **Wilke, Brigitte: Der oberrheinische Impressionist Lothar von Seebach (1853 – 1930). Monographie und Werkverzeichnis. Hildesheim: Olms, 2003. 600 S., großer Kataloganhang mit vielen Farb- und s/w. Abb.**

„Gleich einem Sternendeuter“, so schrieb ein Kunstkritiker nach seinem Besuch beim Künstler, saß Lothar von Seebach über Jahrzehnte hoch oben in seinem Atelier im alten Spitaltor zu Straßburg. Allein schon für diesen köstlichen Pressefund (einer von vielen!) ist der Autorin Brigitte Wilke zu danken, beschreibt er doch humorvoll den Charakter des bei uns

immer noch etwas unterschätzten Malers. Das sollte sich nun nach dieser fundierten und verdienstvollen kunstgeschichtlichen Dissertation (bei Hans H. Hofstätter, Freiburg) ändern. Nach einer biographischen Darstellung, die nur wenige Fragen offen lässt, stellt Frau Wilke den Künstler in der Kunstlandschaft im einstigen Reichsland Elsass-Lothringen vor, und würdigt ihn auch als Pädagoge in eigener Kunstschule. Das umfangreiche Oeuvre eines über fünfzigjährigen Schaffens ist nur in Teilen erhalten; doch Frau Wilke hat immer noch etwa 1000 Ölgemälde und -studien, 453 Zeichnungen, 370 Aquarelle u. a. ausfindig machen, katalogisieren und beschreiben können. Die sich über Jahre hinziehende Spurensuche hat sich gelohnt. Die meisten der Gemälde sind im Katalogteil entweder farbig oder schwarzweiß abgebildet. So entsteht doch ein gutes Bild von der Bedeutung von Seebachs, der für eine ganze Generation elsässisch-badischer Maler schulbildend war.

*Martin Ruch*

**Gernot Kreutz, Die Straßennamen in Offenburg. Herkunft und Bedeutung. Werkstattbericht aus Stadtarchiv und Museum, Band 6. Offenburg 2002.**

Die stadthistorische Quelle „Straßennamen“ sprudelt in Offenburg seit 1824, als eine oberamtliche Verfügung den Stadtrat anweist, „die Straßen in hiesiger Stadt mittelst der Anheftung von blechnen Schildern namhaft zu machen“. Den Namen der Straßen und dessen Wurzeln spürte in den vergangenen Jahren Gernot Kreutz nach. Der ehrenamtliche Mitarbeiter des Offenburger Stadtarchivs legte nun die Ergebnisse seiner Recherchen vor. Diese waren alles andere als einfach, mussten doch immer wieder vor Ort, in den Ortschaften, verschwundene Namen oder verschüttete Bedeutungen ausgegraben werden. Ein solches Projekt beruht auf intensiver und geduldiger Quellenarbeit und setzt hervor-

gende Ortskenntnisse voraus.

Die Straßen werden in alphabetischer Reihenfolge vorgestellt, aufgelockert durch eine Fülle von Schwarz-Weiß-Fotos. Hier liegt die Stärke und gleichzeitig die Schwäche des Buches. Wie in einem Lexikon kann der Leser oder die Leserin schnell die Straße seines oder ihres Interesses finden. Die Offenburger Straßen sind vollständig dokumentiert. Dann aber sind die Informationen äußerst knapp gehalten. Dem Autor kam es vor allem darauf an, den Ursprung des Namens zu nennen und mit kurzen Erläuterungen zu versehen. Wer mehr wissen möchte, muss sich selbst wieder auf die Suche nach Informationen machen.

Interessant sind natürlich die Überraschungen. Wer weiß schon, dass die Nachtigallenstraße nicht nach dem gleichnamigen Vogel benannt wurde? Sie ist eine Anspielung auf zwei Sängerinnen, die zu den „Burda-Nachtigallen“ gehörten.

Wie überaus wichtig diese Veröffentlichung für die Stadt Offenburg ist, begründet Michael Friedmann in seinem Vorwort: „Die Straßen einer Stadt dienen eben nicht nur der Orientierung. Sie stellen vielmehr eine autorisierte Geschichtskarte dar, verschmelzen gewissermaßen Vergangenheit und Gegenwart. Die Topographie der Straßen ist ein Identifikationsmerkmal der Stadt, in der man lebt, sie erzeugt Bindung, schafft im wahrsten Sinne des Wortes ‚Boden unter den Füßen‘.“ Dass dem in der Tat so ist, beweisen die zyklisch wiederkehrenden Debatten, wenn es darum geht, Straßennamen umzubenennen.

*Wolfgang Reinbold*

**Brommer, Hermann: Gengenbach – Der Prälatenturm. Lindenberg: Fink, 2003. 24 S., viele Farbabb.**

Im 200. Jahr nach der Säkularisation der alten Klöster erscheint dieser Führer zu einem Kleinod der benediktinischen Kultur im Südwesten gerade richtig: dem

geretteten und frisch renovierten Wehrturm, später Prälatenturm in der Stadtmauer hat Hermann Brommer einen sorgfältig recherchierten und flüssig geschriebenen Cicerone gewidmet. Er enthält alle wichtigen Informationen zu diesem kleinen, aber feinen Gartenhäuschen des auf Repräsentation bedachten Abtes Benedikt Rischer. Brommer kann aus seiner profunden Kenntnis der sakralen Kunstgeschichte heraus viele wichtige und neue Details beitragen, etwa, dass solche Gartenhäuser auch in anderen Orden verbreitet waren (Deutschordenskommende in Freiburg). Ausführlich stellt Brommer die beinahe abenteuerlich zu nennende Geschichte der Rettung des maroden Turms dar, um dann einen Gang durch die Turmgemäcker mit dem Leser zu unternehmen. Letztlich rätselhaft bleiben aber auch für Brommer die Inhalte der vier großen Landschaftsgemälde, die idyllische Blicke in Park- und Naturlandschaften, auf Türme, Ruinen, Mönche, Tiere – und eine angelegte Leiter zum Gartenhausfenster (fensterln?) zeigen. Das Programm hinter diesen hochinteressanten Bildern zu finden ist noch eine Aufgabe für die Zukunft. Alles in allem: ein schöner, gut lesbarer, kenntnisreicher Führer.

*Martin Ruch*

**Herrmann, Hans: Kork im Hanauerland. Die Geschichte des Dorfes vor dem Hintergrund der Stadt Straßburg. Mit Beiträgen von Volker Blankenhorn, August Brandau, Martin Geiger, Roland Huck, Ansgar Matthes und Helmut Schneider. Gemeinde Kork 2002, 403 Seiten mit zahlreichen, teils farbigen Abbildungen**

Korks belegbare Geschichte beginnt vor 1225 Jahren. Der Ort und seine Kirche erscheinen zum ersten Mal im Testament des Straßburger Bischofs Remigius am 15. März 778. Aus diesem Grund feiern die Korker 2003 mit zahlreichen Veranstaltungen ein Jubiläumsjahr. Schon

zu Jahresende 2002 konnte Hans Herrmann der Öffentlichkeit seine fertiggestellte Ortschronik präsentieren. Für Kork war es ein Glücksfall, dass der in Kork geborene pensionierte Gymnasiallehrer in mehrjähriger intensiver Archivarbeit eine mustergültige Darstellung der Korker Geschichte geschaffen hat. Die Verdienste des Fachhistorikers Herrmann sind um so höher zu bewerten, als es kaum wissenschaftliche Vorarbeiten zur langen Geschichte des Vororts der Korker Waldgenossenschaft, des Kirchspielhauptortes und des zeitweiligen hanau-lichtenbergischen Amtssitzes gab.

Die Silhouette des Straßburger Münsterportals auf dem Titelbild im Hintergrund verweist darauf, dass Korks Geschichte schicksalhaft mit jener von Straßburg verbunden war. Das betrifft nicht nur die Ersterwähnung, sondern reicht in die Römerzeit zurück. Im Vorfeld des römischen Argentorate bestand auf Korker Gemarkung schon eine kleine Siedlung. Den Namen „Kork“ führt Herrmann auf keltische Ursprünge zurück und weist ihm die Bedeutung von „Sumpf- und Marschland“ zu.

Die Lücken im Urkundenbestand ließen es nicht zu, eine Besitzkontinuität in Früh- und Hochmittelalter herzustellen. Hermann beleuchtet nicht nur die Entwicklung von der Seite der Feudalherrschaft aus, sondern versucht auch das Leben der einfachen Bauern zu rekonstruieren. Als bischöfliches Lehen kam Kork an die Lichtenberger und blieb bis 1736 Bestandteil des Territoriums der Grafschaft Hanau-Lichtenberg. In der Reformationszeit erlangte Straßburg für Kork wieder überragende Bedeutung. Graf Philipp IV. wechselte zum Protestantismus. Neue Archivfunde ermöglichen ein eindrucksvolles Porträt des ersten protestantischen Predigers Anselm Pflüger. Als frühökumenisches Kuriosum kann gelten, dass das Straßburger Domstift bis 1803 im Besitz des Korker Zehnten blieb und 1732 den Neubau der Korker Kirche mit finanzierte.



Mit dem Übergang an Hessen-Darmstadt 1736 lockerten sich die Bindungen an das Herrscherhaus. Die beispiellose Zumutung, jährlich einige Dutzend Lerenzenzen als kulinarische Delikatessen an die Söhne des Landesherren liefern zu müssen, die in Straßburg studierten, erbiterte die Korker. Wie auch andernorts in der Ortenau gab es 1789 Angriffe auf herrschaftliche Beamte, aber bei allen Einzelbeschwerden keine Infragestellung des kleinstaatlichen Absolutismus. Die Kämpfe um Kehl und die Rheinübergänge der französischen Revolutionstruppen brachten viele Korker um ihre Habe. Hans Herrmann geht detailliert auf den Gerichtsschultheißen Johann Georg Zuflucht ein, dessen Tagebuch eine faszinierende Quelle für die Umbruchszeit um 1800 ist.

Im Jahr 1803 kam Kork in Folge der napoleonischen Flurbereinigung zur Markgrafschaft Baden. Der Korker Pfarrer und Dekan Gottlieb Fecht wurde als Volksvertreter in den badischen Landtag gewählt und prägte den Frühliberalismus entscheidend mit. In Kork war schon 1821 eine Lesegesellschaft entstanden, die zu einem Forum für Bürgerengagement wurde. In der Revolution 1848/49 trat nicht nur der alte Dekan Fecht bei der 2. Offenburger Volksversammlung auf. Auch die Volkswehr aus Kork kämpfte in der Mairevolution 1849 gegen die heranrückenden Preußen. Die wachsende Bevölkerung und mehrfache Missernten ließen nach 1840 die Zahl der landarmen Bewohner und der Auswanderer spürbar anschwellen. Als im Krieg 1870 Straßburg belagert und Kehl zerstört wurde, musste Kork zahlreiche Flüchtlinge und verwundete Soldaten aufnehmen.

Mit großem Gespür für Alltagsgeschichte beschreibt Herrmann die Brückenkopfzeit nach dem 1. Weltkrieg und die damit verbundenen wirtschaftlichen Nöte. Ungeschminkt wird aufgezeigt, wie auf diesem Boden seit 1930 die nationalistisch agitierende NS-Bewegung schnell Fuß fasste und Hitler schon im Juli 1933

Korker Ehrenbürger wurde. An Hand von Zeitzeugenberichten beschreibt der Autor, wie in Schule und HJ Jugendliche manipuliert wurden. Der 2. Weltkrieg brachte Evakuierungen, Artilleriebeschuss und die französische Besetzung, bei der es in Kork zu vergleichsweise geringen Übergriffen kam. Die Schilderung des Wiederaufbaus, des wirtschaftlichen Strukturwandels und der Eingemeindung nach Kehl beschließt den chronologischen Teil.

Eingefügt in die Darstellung sind immer wieder sozial-, kultur-, wirtschafts- und sittengeschichtliche Miniaturen, so über die protestantische Kirchengemeinde im 18. Jahrhundert oder über den Übergang zur Stallviehfütterung. Systematische Darstellungen gelten den Korker Scharfrichtern, der Korker Amtsverwaltung, der Entwicklung der Schule und dem Medizinalwesen.

Für einige Kapitel wie das Kehler Vereinswesen, die Entwicklung der Korker Anstalten oder der Hanauer Apotheke konnte Herrmann kompetente Mitarbeiter gewinnen. So schrieb der Initiator des Korker Handwerkmuseums, Helmut Schneider, über die bemerkenswerten Gebäude in Kork, die Landschreibereien, das „Schloss“, die Kirche und die weithin berühmten Fachwerkhäuser am Korker Bühl ein lesenswertes Kapitel Architekturgeschichte. Ansgar Matthes hat es verstanden, über den „Fürst des Hanauerlandes“ einen Abriss zu verfassen, der zugleich ein Zeitbild der 20er Jahre darstellt. Der Anhang mit der Zusammenstellung von Währung, Maßen und Gewichten, einer umfassenden Zeittafel und einem Glossar hilft auch dem weniger mit der Historie vertrauten Leser bei der Orientierung. Herrmanns soliden und umfangreichen Archivrecherchen, ein souveräner Umgang mit den Quellen, die Einbeziehung von „oral history“ und eine prägnante und klare Form der Darstellung machen den Wert dieser Ortschronik aus. Dazu kommt eine opulente und großzügige grafische Gestaltung, der es gelingt, Bild und Text

aufeinander zu beziehen und inhaltliche Strukturen schon durch das Layout zu vermitteln.

*Heinz G. Huber*

**Hans-Jochen Schuck: Ohlsbach in der Geschichte. Hrsg., Gemeinde Ohlsbach. 2003. 36 Seiten.**

Die vorliegende Schrift kann als eine Ergänzung und Weiterführung des vor 25 Jahren erschienenen Buches „Ohlsbach. Ferienort zwischen Wald und Reben“ angesehen werden. Auch jetzt wird in Text und Bildern schlaglichtartig das Dorf zwischen Kinzig und Brandeck-Lindle vorgestellt. Bis vor zweihundert Jahren war der Landstab Ohlsbach als Rodungssiedlung auf Gengenbacher Boden eng mit Kloster und Stadt Gengenbach verbunden, wenn es auch einige besondere Vorrechte behaupten konnte. Ohlsbach blieb in der es umgebenden und bestimmenden Geschichte eingebettet – so ist auch der Titel gemeint.

Aus der jüngeren Zeit soll vor allem auf das Kapitel „Brandeck-Lindle“ hingewiesen werden wie auch auf die Katastrophe des Jahrhundert-Orkans, der hier Ende Dezember 1999 einen großen Teil des Waldes vernichtet hat. Ansprechend ist die Fotodokumentation einer Reihe der für Ohlsbach typischen Laubenhäuser. Als Einführung in die Landschaft in und um Ohlsbach wird die Schrift von vielen jetzigen und kommenden Freunden Ohlsbachs begrüßt werden.

*Gernot Kreutz*

**Wagner, Heiko: Theiss Burgenführer Oberrhein. 66 Burgen von Basel bis Karlsruhe. Hrsg. Joachim Zeune. Stuttgart: Theiss Verlag, 2003. 160 Seiten mit 145 meist farbigen Abbildungen und Plänen sowie einer Übersichtskarte.**

Der Archäologe Heiko Wagner ist den Lesern der „Ortenau“ kein Unbekannter

in Sachen Burgenforschung, hat er doch beispielsweise 2001 seine interessanten Thesen und Entdeckungen zur Geroldseck (Kinzigtal) und zur Ullenburg (Ulm-Oberkirch) hier erstmals vorgestellt. Sein neuer Burgenführer zum Oberrhein ist deshalb mit besonderer Spannung vom Rezensenten durchgearbeitet worden – und er entspricht allen Erwartungen. Sowohl im Blick auf korrektes wissenschaftliches Arbeiten, auf neue Interpretationen bekannter Ansichten, oder in der Präsentation eines guten Bildmaterials und einer aktuellen Literaturliste ist diese Publikation vorbildlich. Von A (Alt-Eberstein) bis Z (Zarten) stellen sich 66 bekannte und unbekannte Burgen vor, werden sie historisch eingeordnet und exakt beschrieben. Dankbar ist man auch für die knappen und präzisen Einführungen zu Themenkreisen wie Burgenkunde, Geografie und Geschichte, bilden sie doch die Basis für die einzelnen Burgenbauten. Alles in allem: ein gelungener weiterer Baustein (nach solchen zum Niederrhein und zum Sauerland) in einer Reihe, die in den nächsten Jahren weite Bereiche der Bundesrepublik burgenmäßig abdecken wird.

*Martin Ruch*

**Pflaum, Stefan: Wo isch d Sproch? Alemannische Kabinettstückchen. Lahr: Verlag Ernst Kaufmann [Hinkender Bote], 2003, 112 Seiten**

Im Vorwort *Sprachen und Mundarten. Oder: Kann man Mundarten pflegen?* gibt der Autor den Leitgedanken seines Gedichtbändchens preis: „Dialekt ist ja in vieler Hinsicht nur Musik“ (S. 7). Virtuos setzt er dieses Motto in den sieben folgenden, in Lahrer Mundart („eine alte, still gehegte ‚Jugendliebe‘ [S. 111]) geschriebenen Kapiteln um. Die angeschlagenen Klänge in den Überschriften scheinen zunächst konservativ und althergebracht: *Lebenszitte, Sage d Lit, D Sproch, Sie triebes, De Igel und de Spiegel, Heimet und D Sunn*, doch kommen sie nicht heimattü-

melnd und schönweltuerisch mit Zitter und Alphorn daher, sondern modern und kritisch mit Akkordeon und Saxophon. Das Büchlein ist nämlich nur ein Auszug aus dem umfassenden Vortragsprogramm, mit dem sich Stefan Pflaum und Raimund Sesterhenn bereits in Baden einen Namen erspielt und ersprochen haben. In zwei Tonlagen ist Pflaum ein Meister: im mundartlichen Sprachspiel und in der humoristisch-satirischen Pointe. So genügen ihm im rondohaften Gedicht *Mit de Zit wenige* (sieben!) Mundartwörter, um sich kritisch mit dem Begriff der Zeit auseinander zu setzen: *Muesch mit de Zit goh! / Mit de Zit muesch goh! / Gohsch mit de Zit, / gohsh nit mit de Zit, / muesch goh mit de Zit. / Goh muesch. / Jedi Zit goht mit de Zit. / Mit de Zit goht jedi Zit. / Muesch mit mit de Zit. / Mit de Zit muesch mit. / Mit de Zit muesch goh. / Muesch mit de Zit goh!* (S. 57). Aber auch das Moll ist vertreten, die schweren und tragenden Töne: *Obe im Schnee, / unterm gläserne Mitternachtshimmel. / S isch so still, / dass de friersch. / S isch so kalt, / dass de d Kälti hörsch. / Hörsch d Kälti?* (S. 96). Pflaums „Kabinettstückchen“ beginnen erst richtig zu leben, wenn sie vorgetragen und musikalisch unterstützt werden, denn „Dialekte sind zuvorderst gesprochene Sprache ...“ (S. 7). Dieses grundlegende Verständnis von Mundart haben Pflaum und Sesterhenn bereits konsequent auf mehreren CDs umgesetzt: *Alemannisch gege de hcirtS, Alemannisch Hoch<sup>2</sup>, Alemannische Haikus*. Sie verlassen hierbei sprachlich und musikalisch traditionelle, ja europäische Wege und lassen sich inspirieren von den fernen Klängen Asiens. Hier fließt Pflaums Tätigkeit als Fachleiter am „Sprachenkolleg für studierende Ausländer“ (Freiburg i. Br.) mit in seine Gedichte ein, eine Tätigkeit, die ihn täglich mit „Sprachen in all ihren Erscheinungsformen“ (S. 111) konfrontiert. Pflaums Mundartlyrik begibt sich hinaus auf asphaltierte Straßen, bleibt nicht zurück in einer idyllisch-romantischen Bergbauern-

stube. Sie führt dem Leser und Hörer den oft abgestraften Begriff der Heimat aus einem modernen und kritischen Blickwinkel vor: *Heimat / im Muul vun de Großgöschete / isch Mord!* (S. 81), der eher auf Heinrich Heines ironische Brechungen als auf Joseph von Eichendorffs erzwungene Versöhnlichkeiten ausgerichtet ist.

Ewald Hall

**Stober, Karin: Denkmalpflege zwischen künstlerischem Anspruch und Baupraxis. Über den Umgang mit Klosteranlagen nach der Säkularisation in Baden und Württemberg. Stuttgart 2003 (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B Forschungen, 152. Band).**

Wer sich um das ehemalige Prämonstratenser-Kloster Allerheiligen bemüht, sollte zu diesem Buch greifen. Einerseits beschreibt darin die Autorin sehr detailliert den Ablauf der Säkularisation im deutschen Südwesten; andererseits zeichnet sie die Säkularisation und deren Folgen bis heute sehr eindrücklich u. a. am Beispiel des Prämonstratenserklosters Allerheiligen (S. 153–217) auf. Die Situation am Ende des Alten Reiches, sowie der Ablauf der Säkularisation Allerheiligen werden dabei eingangs skizziert, ehe die Verfasserin die jeweils zeitgenössische Sicht des „Phänomens Allerheiligen“ herausarbeitet. Sodann wendet sie sich dem praktischen Umgang mit der Klosteranlage seit 1803 zu. Industrie-Nutzung, die Altbauten als Ressource sowie die Ankoppelung einer entrückten Idylle an den Fremdenverkehr waren die Auslöser für verschiedene Aktionen und Aktivitäten zugunsten der Klostersruine als Denkmal und Geschichtszeugnis bis heute. Klostersruine und Wasserfälle sind heute zwar ein populäres Ausflugsziel; auf wissenschaftlicher Ebene kam die Klostersruine allein nie über eine regionale Bedeutung hinaus.

Dieter Kauf

## Historischer Verein für Mittelbaden Jahresbericht 2002/2003

Ein Generationenwechsel in der Führung der 33 Mitgliedergruppen des Historischen Vereins für Mittelbaden brachte die Jahresversammlung des Vereins in Oberharmersbach am Sonntag, dem 13. Oktober 2002. Der Kreisarchivar des Ortenaukreises Dr. Dieter Kauß (61), der achtzehn Jahre lang Präsident des Vereins war, wurde durch Dr. Wolfgang M. Gall (43) vom Stadtarchiv Offenburg abgelöst.

Anlass für die mittelbadischen Historiker im Pfarrzentrum in Oberharmersbach zu tagen, war das 25-jährige Bestehen der Mitgliedergruppe Oberharmersbach unter ihrem rühri-gen Vorsitzenden Karl-August Lehmann. Bei den Vorstandswahlen trat auch der stellvertre-tende Präsident Kurt Klein (71) aus Hausach nicht mehr zur Wahl an. An seiner Stelle wur-de mit Ursula Schäfer (Yburg) zum ersten Mal eine Frau in den Vorstand des Historischen Vereins für Mittelbaden gewählt. Die weiteren Vorstandsmitglieder wurden in ihren Ämtern bestätigt. Als zweiter stellvertretender Präsident wurde Manfred Hildenbrand (Haslach/Hof-stetten) wiedergewählt, als Geschäftsführer Theo Schaufler (Offenburg), als Redakteur des Jahrbuchs „Die Ortenau“ Dr. Martin Ruch (Offenburg).

Bei der Totenehrung gedachte Dr. Dieter Kauß dreier verstorbener Mitglieder, des Gründungsvorsitzenden der Mitgliedergruppe Neuried-Altenheim Werner Kopf, des Kon-servators des Denkmalamtes für den Ortenaukreis Dr. Hansjakob Wörner sowie des Altbür-germeisters von Hohberg Michael Bayer. Der scheidende Präsident Dr. Kauß blickte in sei-nem Rechenschaftsbericht nicht nur auf das vergangene Geschäftsjahr zurück, sondern auf seine achtzehnjährige Amtszeit als Präsident. Zwei Registerbände für das Jahrbuch „Die Ortenau“ wurden von ihm realisiert. Die Zahl der Fachgruppen wurde von fünf auf zehn er-höhrt. Im Handwerkermuseum in Kehl-Kork wurde von Kauß die umfangreiche Vereinsbibliothek eingerichtet. Zahlreiche grenzüberschreitende Projekte wurden von ihm mit den el-sässischen Historikern und Archäologen auf den Weg gebracht und vollendet. Er habe, so hob Kauß hervor, sich stets bemüht, dem Historischen Verein für Mittelbaden ein modernes Profil zu verschaffen und ihn von einem einst etwas elitären Verein zu einem zeitgemäßen Dienstleistungsverein umgewandelt, indem er vielfältige Aktivitäten im Bereich der Denk-malpflege vor Ort sowie der aktiven Geschichtsvermittlung anbot.

Die Laudatio auf das langjährige Wirken von Dr. Dieter Kauß als Präsident hielt der 1. stellvertretende Präsident Kurt Klein. Dr. Kauß habe sich große Verdienste um den Histo-rischen Verein erworben, so Klein. Er habe den Verein weit über die Grenzen der Ortenau glänzend repräsentiert und in zahlreichen Gremien vertreten. Somit habe Dr. Kauß das An-sehen des Vereins gefestigt und vermehrt. Einstimmung wurde Dr. Dieter Kauß zum ersten Ehrenpräsidenten des Vereins ernannt. Dr. Kauß hob seinerseits die großen Verdienste von Kurt Klein um den Historischen Verein hervor. 34 Jahre gehörte Klein dem Vorstand an, zwei Jahre lang war er auch Präsident. Kurt Klein sei eine Integrationsfigur für den Verein gewesen. Durch seine vielen historischen Bücher und Vorträge sei er ein Botschafter des Schwarzwaldes und vor allem des Kinzigtals.

Der Koordinator zu den elsässischen Geschichtsvereinen René Siegrist beleuchtete die engen Kontakte zu den elsässischen Historikern. Nach den Worten des Geschäftsführers Theo Schaufler sei die Mitgliederzahl des Vereins leicht gesunken. Mit rund 3500 Mitglie-dern sei der Verein aber noch immer einer der größten Geschichtsvereine Deutschlands. Redakteur Dr. Martin Ruch bezeichnete das Jahrbuch „Die Ortenau“ 2002 das umfangreich-ste in der 92-jährigen Geschichte des Vereins. Die 783 Seiten des Jahrbuchs enthielten Bei-träge vom Mittelalter bis zur jüngsten Zeitgeschichte.

*Dr. Dieter Kauß mit den neuen Ehrenmitgliedern Dr. Gernot Kreuz und Horst Brombacher (von links).*



Für ihre großen Verdienste um den Verein wurden die Leiter der Fachgruppen „Museen“ und „Kleindenkmale“ Horst Brombacher (Achern) und Dr. Gernot Kreuz (Offenburg) zu Ehrenmitgliedern ernannt. Die Fachgruppe Ortsgeschichte/Denkmalpflege bekam mit Heinrich Meyer (Offenburg) einen neuen Leiter. Zum Leiter der neu gegründeten Fachgruppe „Wandmalereien“ wurde Bernhard Wink (Gengenbach) ernannt.

Beim anschließenden Empfang der Gemeinde Oberharmersbach stellte Bürgermeister Siegfried Huber seine Gemeinde vor. In der Festsitzung konnte Dr. Dieter Kauß den CDU-Landtagsabgeordneten Schebeska sowie zahlreiche elsässische Historiker begrüßen, an ihrer Spitze der Präsident der elsässischen Geschichtsvereine Professor Dr. Jean-Pierre Kintz (Straßburg). Den Festvortrag hielt Akademischer Oberrat Dr. Eugen Hillenbrand (Freiburg) über „Das Freie Reichstal Harmersbach – Über den schwierigen Umgang mit der Geschichte“. Musikalisch wurde die Festsitzung von einem Bläserquartett der Miliz- und Trachtenkapelle Oberharmersbach umrahmt. Am Nachmittag fand eine Exkursion zur Bauernsäge im Zuwald beim Gallushof statt. Diese Säge wurde von der Familie Herbert Lehmann, der Gemeinde Oberharmersbach sowie der Oberharmersbacher Mitgliedergruppe des Historischen Vereins für Mittelbaden wiederaufgebaut.

Bei der Frühjahrstagung der 33 Mitgliedergruppen des Historischen Vereins für Mittelbaden am 8. März 2003 im Handwerkermuseum in Kehl-Kork gab Präsident Dr. Wolfgang M. Gall bekannt, dass die große Mehrheit der Mitgliedergruppen des Historischen Vereins für Mittelbaden in einer Umfrage den „Tag des Historischen Vereins“ begrüßten. Er soll ab Frühjahr 2004 an einem Sonntag stattfinden. Die einzelnen Mitgliedergruppen werden an diesem Tag verschiedene Veranstaltungen anbieten. Geplant ist auch eine zentrale Veranstaltung in Offenburg.

Der Redakteur des Jahrbuches „Die Ortenau“ Dr. Martin Ruch (Offenburg) kündigte an, dass als Schwerpunkt im Jahrbuch des kommenden Jahres das Thema „Migration in der Ortenau“ ausgewählt wird, wobei nicht nur die Auswanderungen vor 150 Jahren historisch aufgearbeitet würden, sondern auch die Einwanderungen der Russlanddeutschen in den letzten Jahrzehnten.

Breiten Raum bei der Frühjahrstagung nahmen die Berichte der Fachgruppen ein. Helmut Decker von der Fachgruppe „Bergwesen“ berichtete von zahlreichen Geländebegehungen, bei denen Reste des alten Bergbaus entdeckt wurden. Die Fachgruppe „Denkmal pfle-



*Der neu gewählte Präsident des Historischen Vereins für Mittelbaden Dr. Wolfgang M. Gall (rechts) und die neu gewählte 1. stellvertretende Präsidentin Ursula Schäfer (links).*

ge/Ortsgeschichte“ beschäftigte sich, so Dr. Dieter Kauß, mit der Abfassung von Ortsgeschichten. Die Erfassung der Fresken in der Ortenau sei das Ziel der Fachgruppen „Fresken“, so Bernhard Wink.

Umfangreiche Recherchen über die Juden in Offenburg und Durbach wurden nach dem Bericht von Jürgen Stude von der Fachgruppe „Jüdische Geschichte/Kulturgeschichte in der Ortenau“ durchgeführt. Von der Fachgruppe „Kleindenkmale“, so Dr. Gernot Kreuz, werde in Kooperation mit dem Denkmalamt das Projekt der Erfassung aller Kleindenkmale im Ortensaugebiet vorangetrieben.

Dr. Ewald Hall von der Fachgruppe „Flurnamen/Mundart“ berichtete, dass die Arbeiten am Flurnamenatlas des Kinzigtals weitgehend abgeschlossen seien. Außerdem seien die Flurnamen von Rheinau publiziert worden. Die Themen „Führungen in Museen“ und „Das Ehrenamt im Museum“ standen im Vordergrund der Diskussionen in der Fachgruppe „Museen“, so ihr Leiter Horst Brombacher.

Der Koordinator für grenzüberschreitende Aktivitäten René Siegrist ging auf die engen Kontakte zu den elsässischen Geschichtsvereinen ein. Eine gemeinsame Dokumentation über die deutsch-französische Grenze soll erarbeitet werden. Guten Zuspruch erfahre die Bibliothek des Historischen Vereins in der ehemaligen Essigfabrik in Kehl-Kork, berichtete Dr. Dieter Kauß.

In einer Ergänzungswahl zum Beirat des Historischen Vereins für Mittelbaden wurden gewählt: Renate Demuth (Rheinau), Bürgermeister Ralf B. Herden (Bad Rippoldsau-Schapbach), Thorsten Mietzner (Lahr), Martin Walter (Rastatt) sowie Professor Dr. Rolf Kruse (Kehl).

*Manfred Hildenbrand*

## Kurt Klein, eine Integrationsfigur für den Historischen Verein

Bei der Jahresversammlung im Oktober 2002 in Oberharmersbach stellte sich der Erste stellvertretende Präsident des Historischen Vereins für Mittelbaden Kurt Klein nicht mehr zur Wahl. Mit ihm beendete einer der profiliertesten Historiker unserer Region seine aktive Mitarbeit in unserem Verein.

Im Jahre 1965 gründete Kurt Klein die Mitgliedergruppe Hausach und war ihr Vorsitzender bis zum Jahre 1998. In den Jahren 1976 bis 1982 und 1985 bis 2002 war er Erster stellvertretender Präsident des Historischen Vereins, 1983/84 Präsident. Innerhalb der Vorstandschaft nahm er sich vor allem auch der Kontakte mit den elsässischen Geschichtsfreunden an. Regelmäßig besuchte er den Kongress der elsässischen Historiker. Kurt Klein war eine Art Integrationsfigur für den Historischen Verein für Mittelbaden, vor allem auch wegen seiner zahlreichen historischen Vorträge, die er in den Mitgliedergruppen hielt. Unzählige Beiträge hat er im Jahrbuch „Die Ortenau“ veröffentlicht. 23 Bücher über die Geschichte und Landschaft Mittelbadens, ihre historischen Persönlichkeiten sowie das Brauchtum im Schwarzwald hat er veröffentlicht. Kurt Klein erwies sich dadurch als viel beachteter Botschafter für seine Schwarzwälder Heimat.

Dem pensionierten Schulamtsdirektor und ehemaligen stellvertretenden Amtsleiter des Staatlichen Schulamtes Offenburg lagen besonders die Kontakte des Historischen Vereins zu den Schulen am Herzen. Jahrelang organisierte er heimatgeschichtliche Fortbildungsveranstaltungen für die Lehrer. Der passionierte Wanderer schrieb mehrere Wanderbücher. Am bekanntesten sind die beiden Wanderführer des Hansjakobweges sowie der Wanderführer des Kinzigtäler Jakobusweges, zu dessen Initiatoren Kurt Klein gehörte.

1985 wurde Kurt Klein zum Ehrenmitglied des Historischen Vereins für Mittelbaden ernannt. Viele weitere Ehrungen folgten, von denen die drei wichtigsten die Heimatmedaille des Landes Baden-Württemberg 1987, der Heimatpreis des Ortenaukreises 1991 und das Bundesverdienstkreuz am Bande 2001 waren.

*Manfred Hildenbrand*

*Der scheidende Präsident Dr. Dieter Kauß (links) wurde zum ersten Ehrenpräsidenten des Historischen Vereins für Mittelbaden ernannt. Kurt Klein (rechts) überreichte ihm die Ehrenurkunde*



## Berichte der Mitgliedergruppen

### *Achern*

Die Arbeit der Mitgliedergruppe Achern war im Jahr 2002 durch einen hohen Anteil an Beiträgen zur Lokalgeschichte gekennzeichnet. Nahezu alle Programmpunkte konnten durch eigene Mitglieder gestaltet werden.

22. Januar 2002      Generalversammlung der Mitgliedergruppe  
Bei den fälligen Neuwahlen wurden die bisherigen Vorstandsmitglieder H. Brombacher, E. Gschwind und G. Weisser einstimmig in ihren Ämtern bestätigt.  
Vortrag Elmar Gschwind: „Ein Acherner im Elsass – Die glänzende Karriere des Franz Ignaz Derendinger in Hagenau“
21. März 2002      Vortrag Stadtpfarrer i. R. Dr. Gerhard Lötsch:  
„Russischer Adel in der Illenau – Die Fürstin Bariatinsky“  
Geschichte einer russischen Adligen, die den Lebensstil dieser Klasse im ausgehenden 19. Jahrhundert auf exemplarische Weise verkörperte.
04. Juni 2002      Vortrag Helmut Decker, Ottenhöfen:  
„Bergbau – Burgen – Besiedlung im Schwarzwald – ein Zusammenhang?“  
Kompakte Gesamtdarstellung des einstigen Bergbaus in der heimischen Region
05. September 2002      Tagesexkursion  
Römerkastell Saalburg/Taunus und Stadttour durch Frankfurt/M. mit Römerberg – Kaisersaal – Goethehaus – Main-Tower
19. Oktober 2002      Heimatgeschichte vor Ort:  
Heinz Großholz führte durch MEMPREDTSHOFEN: Kirche – Fachwerkhäuser – Alte Mühle – Panzergraben
07. Dezember 2002      Tagesexkursion Helmut Decker, Ottenhöfen  
„Auf den Spuren des einstigen Bergbaus“.  
Konkretisierung des Vortrags vom Juni 2002 mit Besichtigungen früherer Anlagen in Durbach und einer Führung durch die Grube „Segen Gottes“ bei Schnellingen im Kinzigtal

*Elmar Gschwind*

### *Bühl*

Am 3. März 2002 präsentierten sich die Bühler Aktiven mit einem Stand beim Tag der Vereine im Bürgerhaus in Bühl. Ende April führte eine kleine Exkursion unter der Leitung von Frau Hille Dold nach Sasbach und zum dortigen Turennedenkmal und Museum. Wissenswertes zu der Geschichte und den Gebäuden von Bühl war am 10. Mai bei einem Stadtrundgang von Archivar Michael Rumpf zu erfahren.



Nachdem der Hansjakobbiograph Manfred Hildenbrand einen aufschlussreichen Vortrag in Bühl über den Haslacher Pfarrer und Schriftsteller gehalten hatte, besuchte der Verein dessen Heimat und die Orte seines Wirkens und konnte das Trachtenmuseum im Kloster und das Silberbergwerk besichtigen. Die Organisation lag dabei in Händen von Klaus Kaufmann.

Mit einem Stand war eine kleine Gruppe aktiver Mitglieder am 25. bis 27. Juli beim diesjährigen Burgfest auf Altwindeck vertreten. Über den Bergbau in Umweg und Umgebung informierte im Oktober in einem interessanten Diavortrag Herr Velten aus Steinbach. Ebenfalls vom befreundeten Nachbarverein kam am 9. November die Vizepräsidentin des Vereins Frau Ursula Schäfer in den Schüttekeller und sprach über das Thema: „Wer trank den ersten Becher Wein?“ Anschließend gestaltete unser Mitglied Bruno Geppert fachkundig eine Weinprobe und beantwortete als Weinexperte die regen Fragen des Publikums. Den Abschluss des Jahres bildete der Vortrag des Historikers und Redakteurs Wilfried Lienhard. Auf Grund neuer Dokumente beleuchtete er das Verhältnis von Kirche und Nationalsozialismus in Bühl und Umgebung.

Neben den Stammtischrunden in der Weinstube Herd ist auf die vom Ortsverein initiierte und unter tatkräftiger Mithilfe durchgeführte Georadaruntersuchung auf Altwindeck hinzuweisen. Der „Röntgenblick“ in den Untergrund ließ einige schon früher angenommene Baustrukturen im Bereich zwischen den beiden Türmen erkennen. Weitere Erkundungen sind in Planung.

*Dr. Suso Gartner*



*Mitgliedergruppe Bühl auf dem Burgfest von Altwindeck*



*Berichtigung:*

Bedauerlicherweise wurde diese Abbildung in der Ortenau 2002 (82), 738, als Bühler Güterhalle bezeichnet; es handelt sich jedoch um das Bühler Sägewerk Kern. Wir bitten die Verwechslung zu entschuldigen.

*Die Redaktion*

*Ettenheim*

Als Beitrag zu der großen Enghien-Ausstellung in Chantilly nördlich von Paris im Januar 2002 anlässlich der Vorstellung des Enghien-Buches von Florence de Baudus „Le Sang du Prince“ brachten Dr. Reinhard Jäger und Bernhard Uttenweiler mit Einwilligung von Bürgermeister Bruno Metz die historische Glasscheibe aus dem Palais Rohan nach Frankreich, auf welcher der Herzog von Enghien mit seinem Diamant-Ring eine Liebeserklärung für Charlotte de Rohan-Rochefort, die Nichte des Kardinals eingeritzt hatte. In Le Figaro schrieb eine Journalistin, dass dieses Exponat das „vielleicht bewegendste Erinnerungsstück an diesen jungen Prinzen“ sei, der am 20. März 1804 auf Veranlassung Napoleons in Vincennes erschossen worden war. Nicht weniger bewegend war die Reaktion des Vicomte Philippe de Rohan-Chabot aus Bourg-la-Reine, dessen Vater als französischer Offizier in Freiburg stationiert war und 1953 die erste Rohan-Feier initiiert hatte. Er übergab dem Museum in Chantilly die hölzernen Schlittschuhe des Herzogs, die der Landvogt Adam Franz Xaver von Roggenbach vom Mahlberger Schloss aus dem Nachlass des Prinzen ersteigert hatte und die dann über das Heimatmuseum Schopfheim in den Besitz der Familie Rohan-Chabot gelangt waren.

Anfang November 2002 konnte Bernhard Uttenweiler eine wertvolle kolorierte Landkarte des Oberrheingebietes aus dem Jahre 1513, die von dem berühmten Kartographen Martin Waldseemüller stammt, an Bürgermeister Bruno Metz und an Thomas Dees, den Vorsitzenden des Fördervereins „Museum im Palais Rohan“, übergeben. Das Besondere dieser Karte besteht darin, dass Ettenheim zum ersten Mal kartographisch erwähnt ist. Martin Waldseemüller, der um 1473 in Radolfzell oder Freiburg geboren wurde und 1518 in St. Dié am westlichen Vogesenrand verstarb, ist vor allem durch seine Weltkarte von 1507 mit der Ersterwähnung Amerikas berühmt geworden. Die dem Museumsverein nun übergebene Karte ist die erste wissenschaftliche Landkarte des Oberrheins. Sie wurde vom Historischen Verein nach einem entsprechenden Hinweis von Dr. Franz Michael Hecht antiquarisch erworben. Die Finanzierung erfolgte durch einen beachtlichen Zuschuss vom „Arbeitskreis Alemannische Heimat e. V. Freiburg“ unter dem Vorsitz von Bürgermeister Erich Birkle von Wittnau und unter finanzieller Beteiligung des Ettenheimer Museumsvereins.

Im Dezember 2002 übergab der Vorsitzende an Ortsvorsteher Franz-Josef Helle von Ettenheimmünster und an Thomas Dees vom Förderkreis „Museum im Palais Rohan“ ein etwa 250 Jahre altes Ölgemälde mit der Darstellung des hl. Landelin, das nach mündlicher Überlieferung aus dem Refektorium des Klosters stammt. Die Erben von Dr. Hans Guttenberg stellten dieses Gemälde für ein künftiges Museum als Dauerleihgabe zur Verfügung.

Mit der organisatorischen Vorbereitung der Ausstellung „Die Ettenheimer Rohan-Tapisserien aus dem 18. Jahrhundert“ war Bernhard Uttenweiler fast das ganze Jahr 2002 beschäftigt. Zum 200. Todestag von Kardinal Rohan-Guéméné, der am 16. Februar 1803 in Ettenheim verstorben war und in der hiesigen Pfarrkirche, der letzten Bischofskirche des Fürstbistums Straßburg, beigesetzt wurde, konnte dann die Ausstellung mit den faszinierenden Abbildungen der Wandteppiche im Bürgersaal eröffnet werden. Die Teppiche mit zum Teil riesigen Ausmaßen von viereinhalb bis siebeneinhalb Metern hatte der Kardinal 1790 bei seiner Flucht nach Ettenheim mitgebracht. 1803 erwarb sie Markgraf Karl Friedrich von Baden für das Mannheimer Schloss. Nach dem Ersten Weltkrieg wurden sie vermutlich im Schloss Salem aufbewahrt. Vor der Versteigerung der markgräflichen Kunstschatze in Baden-Baden im Jahre 1995 erwarb das Land Baden-Württemberg diese Wandteppiche, nachdem der Ettenheimer Historiker Dieter Weis den Abgeordneten Helmut Rau und dieser das Finanzministerium auf das kostbare Kulturgut aufmerksam gemacht hatte. Für den Tapisserien-Katalog des Landes ließ das Landesmedienzentrum Karlsruhe die Teppiche von Arnim Weischer fotografieren, so dass dann Dank des Entgegenkommens von Frau Dr. Susanne Pacher, Direktorin des Landesmedienzentrums, auch für die Ausstellung in Ettenheim großformatige Abbildungen hergestellt werden konnten. Bei der Ausstellungseröffnung unter der Schirmherrschaft von Staatssekretär Helmut Rau dankten Bürgermeister Metz und der Vorsitzende der Ettenheimer Mitgliedergruppe dem unermüdlichen Forscher Dieter Weis für seinen außergewöhnlichen Einsatz zur Rettung der für Ettenheim und das Schloss Mannheim bedeutenden Teppiche. Bei der Ausstellungseröffnung hielt Dr. Wolfgang Wiese – in der Oberfinanzdirektion Karlsruhe für das Schloss Mannheim und damit für die Teppiche zuständig – einen informativen Vortrag über die Geschichte der Tapisserien. Friedhelm Bär, Bernhard Wagner und Dr. Martin Sunder-Plassmann umrahmten die Feier mit Musik von François Devienne, der 1780 als Kammermusiker im Dienste des Kardinals stand. Die Ausstellung war insgesamt vier Wochen geöffnet und wurde von etwa 1500 Personen aus der Ortenau, dem Breisgau und dem Elsass besucht. Dank gebührt auch den Mitgliedern des Vereins und den Stadtführern, die während dieser Zeit die Aufsicht wahrgenommen haben. Nach Ettenheim ging die Ausstellung nach Oberkirch und wird im Laufe des Jahres noch in der elsässischen Partnerstadt Benfeld und in den Rohan-Städten Mutzig und Saverne gezeigt werden.

In der Ettenheimer Kirche, in der sich die Grabstätte des letzten Fürstbischofs von Straßburg befindet, wurde am Todestag von Kardinal Rohan mit Erzbischof Oskar Saier, dem Generalvikar Joseph Gaschy von Straßburg, dem Ettenheimer Pfarrer Jörg Christian Seburschenich und vielen mit Ettenheim verbundenen Priestern ein Gedächtnisgottesdienst gefeiert, der vom Kirchenchor mit der Missa brevis in G-Dur von Mozart festlich mitgestaltet wurde.

*Erwähnenswerte historische Aktivitäten anderer Veranstalter:*

Zur Eröffnung des Ettenheimer Kulturherbstes 2002 organisierte unser Mitglied Dr. Franz Michael Hecht, Oberarzt der Chirurgie am Kreiskrankenhaus Ettenheim, im Bürgersaal die Ausstellung „Vom Spital zum Krankenhaus heute – 550 Jahre Gesundheitswesen in Ettenheim“. Dabei stellte er auch sein Buch „Spital und Krankenhaus in Ettenheim: 1452–1952–2002“ vor. Die durch Quellenmaterial reich belegte Forschungsarbeit beginnt mit der Gründung des Spitals um 1452 und führt dann aber über die Darstellung des heute noch bestehenden Spitalgebäudes von 1780 zum 1952 eingeweihten Krankenhaus auf dem Meierberg. Breiten Raum nehmen auch die Ausführungen zum aktuellen Kampf um den Erhalt des kleinen Ettenheimer Krankenhauses ein. In dem vorliegenden Buch werden von einem engagierten Arzt und Heimatforscher 550 Jahre Ettenheimer Sozial- und Gesundheitsgeschichte umfassend und lebendig dargestellt. Dem Autor ist ein heimatgeschichtlich und sozialpolitisch sehr wichtiges und bedeutsames Werk gelungen.

Ebenfalls im Rahmen des Kulturherbstes führte die „kleine bühne ettenheim“ unter Leitung von Wilfried Holzmann das Theaterstück „Paulas Patienten“ auf. Autor des Stückes ist Kurt Salomon Maier, der heute noch im Alter von 73 Jahren in der Kongressbibliothek in Washington tätig ist. Der heimatgeschichtliche Bezug ergibt sich aus der Tatsache, dass Kurt Maier aus Kippenheim stammt und 1940 als Kind mit seiner ganzen Familie in das südfranzösische Lager Gurs deportiert worden war. Ausführliche Information hierüber bietet Gerhard Finkbeiner in dem Beitrag „Erschütternde Bilddokumente von der Deportation der letzten jüdischen Familien aus Kippenheim am 22. Oktober 1940“, veröffentlicht in „Schicksal und Geschichte der jüdischen Gemeinde Ettenheim, Altdorf, Kippenheim, Schmieheim, Rust, Orschweier“, 2. Auflage 1997, S. 468 die Aufnahme vom Abtransport der Familie Maier. Abbildungen auch in „Geroldsecker Land“ 40 (1998), der „Ortenau“ 80 (2000), S. 256, und zuletzt in „Gedächtnis aus Stein. Die Synagoge in Kippenheim“, 2002, S. 95.

Im Jahr 2002 feierte die Ettenheimer Reb- und Ackerbauzunft mit dem traditionellen Zunfttag ihr 500-jähriges Bestehen und würdigte dann im September dieses seltene Jubiläum noch mit einer Ausstellung, in der neben landwirtschaftlichen Geräten und Produkten auch zahlreiche historische Dokumente aus der Zunftlade und Bilder von den Zunfttagen ausgestellt waren. Den historischen Teil der Zunftausstellung hatte Thomas Dees bearbeitet. Ehrengast und Festredner bei der Ausstellungseröffnung war Landwirtschaftsminister Willi Stächele.

*Glückwünsche:*

Herzliche Glückwünsche des Historischen Vereins gehen an Prof. Dr. Horst Ferdinand in St. Augustin bei Bonn zur Verleihung des Großen Bundesverdienstkreuzes, das ihm Bundestagspräsident Wolfgang Thierse im Januar 2002 in Berlin überreichte. Prof. Dr. Horst Ferdinand ist der Sohn des 1967 verstorbenen Ettenheimer Heimatforschers und Ehrenbürgers Landgerichtsdirektor Dr. Johann Baptist Ferdinand.

Ein weiterer Glückwunsch geht an Josef Naudascher, dem im März 2002 in der Stadthalle in Mahlberg der Heimatpreis des Ortenaukreises überreicht wurde. In einer großen

und würdigen Feier, die ursprünglich für 2001 geplant war, wurde sein langjähriges und von Erfolg gekröntes Wirken als Archäologe und Leiter des Oberrheinischen Tabakmuseums gewürdigt.

Auch unserem Mitglied Dieter Weis gelten herzliche Glückwünsche. Beim Neujahrsempfang der Stadt Ettenheim im Januar 2003 überreicht ihm Bürgermeister Bruno Metz für seine großen Verdienste um die Erforschung der Geschichte der Stadt Ettenheim und des Klosters Ettenheimmünster die Verdienstmedaille.

*An heimatkundlichen Veröffentlichungen sind zu erwähnen:*

Ein Aufsatz über Martin Waldseemüllers Oberrheinkarte aus dem Jahre 1513 mit der kartographischen Ersterwähnung von Ettenheim, Lahr und Schuttern von Bernhard Uttenweiler (Geroldsecker Land 45 [2003]), das oben beschriebene Buch von Franz Michael Hecht über das Spital und Krankenhaus in Ettenheim von 1452 bis 2002 (Stückle Druck Ettenheim) und den mit ausgezeichneten Farbdrucken ausgestatteten Jubiläumsband des Landes Baden-Württemberg: „Tapisserien. Wandteppiche aus den staatlichen Schlössern Baden-Württembergs, Staatsanzeiger-Verlag, Stuttgart 2002, in dem Wolfgang Wiese das Mannheimer Schloss und die Rohan-Wandteppiche bearbeitet hat. Im Auftrag des Fördervereins Ehemalige Synagoge Kippenheim gab Uwe Schellinger ein umfangreiches Werk mit dem Titel „Gedächtnis aus Stein. Die Synagoge in Kippenheim 1852–2002“ heraus.

*Bernhard Uttenweiler*

### *Gengenbach*

Im Rahmen der Jahres-Mitgliederversammlung am 2. März 2002 wurde ein neuer Vorstand gewählt. Präsident Dr. Kauß als Gast dankte zunächst den scheidenden Vorstandsmitgliedern Eugen Lang (1. Vorsitzender), Bruno Lehmann (2. Vorsitzender) und Ursula Riehle (Kassenführerin) für 17 Jahre Arbeit und Verantwortung. Er erinnerte daran, dass die Gruppen Gengenbach, gegründet 1910, für das Werden und Gedeihen des nur wenige Monate älteren Hauptvereins beispielhaft und prägend gewesen sei.

Am 12. Januar 2003, Neujahrsempfang der Stadt Gengenbach, wurden Eugen Langs Wirken und ungebrochenes Engagement in vielen Bereichen der Heimat-, Kultur- und Landschaftspflege mit der Überreichung der Ehrennadel des Landes Baden-Württemberg offiziell gewürdigt.

Der neu gewählte und verjüngte Vorstand besteht aus: Manuel Yupanqui, 1. Vorsitzender, Bernhard Wink, 2. Vorsitzender, Heinrich Steinmann, Kassenführer, und Hans-Jochen Schuck, der im Amt des Schriftführers verblieb. Dr. Kauß und Bürgermeister Roschach wünschten dem neuen Leitungsteam Fortune und eine glückliche Hand.

Zum ersten Themenabend in gemütlicher Runde kam eine stattliche Zahl von Mitgliedern und Gästen. Manuel Yupanqui, Archäologe, und Johann Schrempp, seit Jahren aktiv in der Archäologie-AG des „Grimmels“, referierten über Funde in der großen Baugrube für das Wohnprojekt „Am Nollen“. Spektakuläres wie 1995, als man ganz in der Nähe auf Reste von Urnen- und Brandgräbern gestoßen war, konnte diesmal zwar nicht zu Tage gefördert werden, aber die ausgebreitete, stattliche Sammlung von Ofenkachel- und Gebrauchskeramikenscheiben aus dem 16. Jahrhundert zusammen mit dem Grundriss der Fundstelle fand lebhaftes Interesse und regte zu Spekulationen über die Besiedlung an diesem vor der Stadtmauer gelegenen Ort an. Im weiteren Verlauf berichtete Bernhard Wink, verantwortlich für die Innenrestaurierung der St.-Martinskirche und seit kurzem Leiter der Fachgruppe

„Wandmalerei“, über Details der laufenden Arbeiten und neue Überraschungen bei Freilegung von Fresken. Es schloss sich ein angeregtes Gespräch über die Bestimmung von Farbschichten, Methoden der Farbenerneuerung und Schutzanstrichs an.

Der Tag des offenen Denkmals war ein recht schöner Erfolg. Über 200 Besucher drängten sich in den für die Öffentlichkeit nicht zugänglichen Räumen der ehemaligen Benediktinerabtei, jetzt Außenstelle der Fachhochschule Offenburg. Mitglieder des Historischen Vereins ließen die bewegte Geschichte des Reichsklosters von der Gründung um 725 bis zur Auflösung 1807 wieder aufleben, führten gruppenweise durch das Gebäude und gaben Erklärungen zu den Wandgemälden und wertvollen Stuckdecken des Barock und Rokoko sowie den Besonderheiten der Erneuerung in den Jahren 1969 bis 1973. Stuckateurmeister Hueber gab anhand von Werkzeugen und Formteilen Einblick in das kunstvolle Handwerk. Für die Kooperation des Rektorats der FH sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

Der gut besuchte letzte Themenabend im November fiel aus dem gewohnten Heimat- und ortsbezogenen Rahmen. Hans-Jochen Schuck sprach über „Die Bundesrepublik Deutschland und ihre Länder in (sprach)historischer Sicht“. Der Vortrag fand angesichts des Schlagworts vom „Europa der Regionen“ und der neuen und alten Überlegungen zur Länderneuregulierung großes Interesse, nicht zuletzt bei den Abiturienten, die ihre landeskundlichen Kenntnisse aktivieren konnten.

*Hans-Jochen Schuck*

#### *Haslach i. K.*

- 14.10.2002 Diavortrag von Inge Jockers über „Was uff de Disch kumme isch“ – Ernährung und Vorratshaltung nach 1900“
- 18.11.2002 Vortrag von Professor Dr. Walter E. Schäfer über „Johann Michael Moscherosch – Hanau-lichtembergischer Untertan und Bürger der Freien Reichstadt Straßburg“
- 13.1.2003 Diavortrag von Alois Krafczyk über „Relikte aus vergangener Zeit?“ – Kirchenpatronate im Kinzigtal“
- 24.3.2003 Hauptversammlung der Mitgliedergruppe Haslach mit Vortrag von Manfred Hildenbrand über „Das Bettelwesen im 18. und 19. Jahrhundert – ein Stück Alltagsgeschichte Haslachs“

*Manfred Hildenbrand*

#### *Hornberg-Triberg*

Sowohl der Historische Verein Hornberg e. V. als auch der Förderverein Stadtmuseum Hornberg/Verein für Heimatgeschichte e. V. dürfen das vergangene Jahr als sehr erfolgreich ansehen und in ihren Annalen festhalten.

Der Historische Verein Hornberg e. V. hat sich ganz der Aufführung von Freilichtspielen und der Pflege von Brauchtum und Sitte verschrieben. Sein Vorsitzender Wilhelm Brüstle schreibt im Rückblick auf das Jahr 2002 nicht ohne Stolz: ... *Mit den Besucherzahlen in unseren Spielen, dem Heimatspiel „Das Hornberger Schießen“, dem Märchen „Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer“ sowie dem Krimi „Amaretto“ haben wir das bisher beste Ergebnis des Vorjahres noch leicht übertroffen ...*



*Karl Hildbrand*  
*Foto: privat*

Während Erwin Leisingers Heimatspiel von Obmann Dieter Blum sechsmal erfolgreich auf die Bühne im Storenwald gebracht wurde – die letzte Vorstellung war gleichzeitig die 300. Aufführung dieses Stückes in der 48-jährigen Geschichte der Hornberger Freilichtbühne –, erwies sich das Märchenspiel von Michael Ende in der Inszenierung von Margot Lang und Angelika Rapp als besonderer Publikumsliebling, wenn auch eine Vorstellung wegen Regens ausfallen und später nachgeholt werden musste. Und *spannend bis zum Schluss*, wie die örtliche Presse schrieb, waren jeweils die vier Aufführungen der Kriminalkomödie „Amaretto“ von Ingo Sax unter der Regie von Evi Laumann.

Vor allem zwei Ereignisse gaben dem Vereinsjahr zusätzlich ein besonderes Gepräge: Da war zunächst im zeitigen Frühjahr die so genannte *Baumfäll-Aktion* im Storenwald, die im Hinblick auf den Bau der Hornberger Tunnelumfahrung im Zuge der Bundesstraße 33 notwendig geworden war. Vor allem die hohen Bäume im Bereich der Freilichtbühne mussten mit großer Sorgfalt und viel Geschick und mit hohem technischen Aufwand gefällt werden, um die benachbarten Spielanlagen und Gebäude, aber auch die Zuschauertribüne nicht zu gefährden. Doch es ging alles gut, so dass die Vereinsleitung wohl Grund hatte, den beteiligten Arbeitern vor Ort und den Zuschussgebern, dem Land Baden-Württemberg, dem Ortenaukreis und der Stadt Hornberg, Dank zu sagen.

Das Ende der Spielsaison bot Gelegenheit, einen „Mann der ersten Stunde“ und damit ein „Urgestein“ der Hornberger Freilichtbühne gebührend zu ehren: *Karl Hildbrand* ist seit 1955 bis heute an vorderster Stelle als Aktiver des Vereins dabei: Von 1961 bis 1983 gehörte er dem Vorstand an, wirkte bei etwa 270 Vorstellungen des „Hornberger Schießens“ und bei weit über 100 Märchenspielen mit und war bei rund 100 Heimatabenden präsent. Etwa 500 Einsätze des heute 79-Jährigen verzeichnet also die Vereinsstatistik, wahrlich eine „Bilanz“, die höchste Anerkennung verdient!



*Heimatfreund Adolf Heß erläutert in der Marienkapelle einem aufmerksamen Auditorium die bewegte Geschichte des Klosters Tennenbach.*

*Foto: Wolfgang Neuß*

Der Förderverein Stadtmuseum Hornberg/Verein für Heimatgeschichte e. V. betreut einerseits das Museum in der Werderstraße und befasst sich auf der anderen Seite mit der Erforschung und Beschreibung der heimatlichen Geschichte.

Im vergangenen Jahr war das Museum an 23 Tagen zu den regulären Besuchszeiten, zusätzlich aber auch für Sonderführungen von Vereinen, Jahrgangsgruppen und Schulklassen geöffnet. Dabei wurden etwas mehr als insgesamt 400 Gäste gezählt, die von einem guten Dutzend engagierter Mitarbeiter des Vereins betreut und durch das Museum geleitet wurden. Es muss an dieser Stelle allerdings auch vermerkt werden, dass das Interesse an dieser doch empfehlenswerten Einrichtung leider nach wie vor zu wünschen übrig lässt.

Auf eine Anregung von Bürgermeister Siegfried Scheffold und auf Empfehlung von Kreisarchivar Dr. Dieter Kauß wurden die neu geordneten und registrierten Bestände des Museumarchivs vom zuständigen Sachbearbeiter der Stadtverwaltung, Peter Reeb, in das zentrale Archiv der Stadt Hornberg überführt und eingegliedert. Nun können auch diese Archivalien von interessierten Heimat- und Geschichtsfreunden während der Dienststunden des Rathauses dort eingesehen werden.

Im Übrigen hatten Vorsitzender Wolfgang Neuß und seine Mitarbeiter ein ansprechendes Jahresprogramm zusammengestellt.

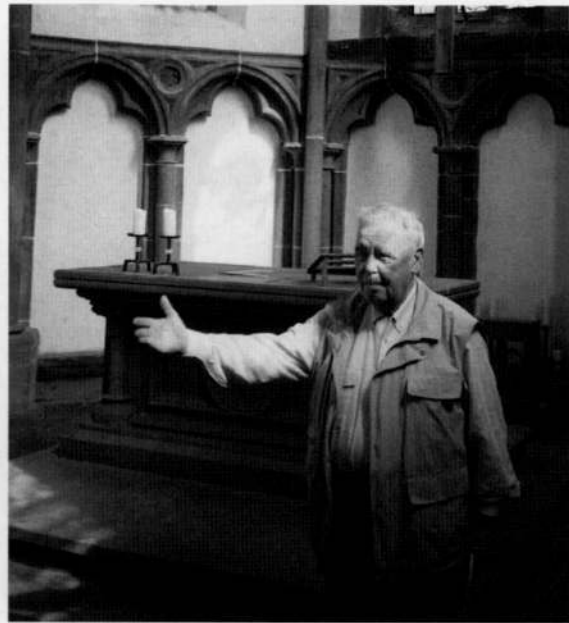
Außer den vier Heimattreffs, die sich über das Jahr verteilten und die in erster Linie der gegenseitigen Information und der Pflege der Geselligkeit dienten, fanden folgende Veranstaltungen statt:





*Die frühgotische Marienkapelle des Klosters Tennenbach vor ihrer erst kürzlich erfolgten Renovierung*

*Foto: Adolf Heß*



*Wolfgang Neuß bei seinem heimatgeschichtlichen Vortrag in der Marienkapelle von Tennenbach.*

*Foto: Adolf Heß*

- Am 22. März trafen sich die Vereinsmitglieder zur Jahreshauptversammlung. Im Anschluss an die Regularien wurde der einstündige Videofilm „Nomaden auf dem Kaiserthron – auf den Spuren der Salier“ gezeigt.
- Am 18. Juni stellte Dr. Johannes Werner, Elchesheim, der Vorsitzende der Wilhelm-Hausenstein-Gesellschaft, mit einem fundierten Vortrag die Gestalt des Hornberger Ehrenbürgers Wilhelm Hausenstein aus Anlass von dessen 120. Geburts- und 45. Todestag vor Augen.
- Der 15. September war der Tag des Jahresausflugs. Dieser brachte eine aufgeschlossene Gesellschaft unter der Reiseleitung des Vorsitzenden Neuß zunächst in das Markgräflerland, zum Keramikmuseum Staufen, wo René Simmermacher durch die reichhaltige Ausstellung von „Gebrauchsgeschirr in Südbaden“ führte und auch auf einige wertvolle Exponate Hornberger Provenienz hinweisen konnte. Nach dem Mittagessen in einer „Strauße“ ging es weiter in den Breisgau bei Emmendingen, wo man der dort befindlichen frühgotischen „Marienkapelle“ des ehemaligen Zisterzienserklosters Tennenbach einen Besuch abstattete. Von Heimathistoriker Wolfgang Neuß erfuhren die Ausflügler, dass der Hornberger Minnesänger Bruno um das Jahr 1300 dem Kloster diese Kapelle gestiftet hat.
- Am 15. Oktober kam der Schramberger Doktorand Carsten Kohlmann nach Hornberg. Das Thema seines sehr aufschlussreichen Vortrags lautete: „Das Amt Hornberg im Dreißigjährigen Krieg“.



*Die Hornberger Geschichts- und Heimatfreunde besuchten unter der Leitung ihres Vorsitzenden Wolfgang Neuß (ganz links) den Ort Oberprechtal, die Wirkungsstätte der Pfarrersfrau und Mundartdichterin Anna Hofheinz-Gysin.*

*Foto: Adolf Heß*

- Mitte November ließen sich die Besucher einer Dia-Show von im Überblendverfahren gezeigten Aufnahmen verzaubern, die von der Fotogruppe der „Naturfreunde“ unter dem Motto „Meditative Wanderungen im Gutachtal“ mit der Musik von Antonio Vivaldis „Jahreszeiten“ sehr eindrucksvoll gezeigt wurden.
- Der 20. November fand eine Gruppe von Hornberger Heimatfreunden auf Besuch im benachbarten Oberprechtal, wo Dr. Friedrich Gemmel und seine Freunde im evangelischen Pfarrhaus das „Anna-Hofheinz-Gysin-Stüble“ eingerichtet haben, und dies zum Andenken an eine Frau, die sich, in Hornberg geboren, zuletzt im Prechtal als Pfarrersfrau, Gemeindehelferin und vor allem als Mundartdichterin einen Namen gemacht hat.
- Am 17. Dezember schließlich bildete ein „gemütliches Beisammensein zur Weihnachtszeit“ den besinnlichen Abschluss eines ereignisreichen Jahres.

*Adolf Heß*

*Kehl-Hanauerland*

Auch diesmal entsprach zum Zeitpunkt der satzungsgemäß durchgeführten Jahres-Mitgliederversammlung am 14.03.2002 die Mitgliederzahl mit 384 (einschließlich 11 korporativer Mitglieder) praktisch unverändert dem Vorjahr.

*Vortragsveranstaltungen*

Die 2001 begonnene Vortragsreihe über „Große Baumeister und Architekten in unserer Region“ wurde fortgesetzt am

- 07.02. von Dr. Barbara Memheld, Illkirchen (Elsass), über „Pierre d’Ixnard (1723–1795), Architekt des Frühklassizismus“;
- 27.03. von Hans Jörg Mußler, Ortenberg, über „Hans von Gmünd aus der Parler-Familie (14. Jh.) in Freiburg und Straßburg“;
- 13.06. von Prof. Bernard Vogler, Univ. Strasbourg, über „Daniel Specklin (1536–1589), Stadt- und Festungsbaumeister in Straßburg“;
- 28.11. von Carl-Helmut Steckner, Kehl, über „Sebastian Vauban (1643–1707), Festungsbaumeister Ludwigs XIV.“

Auch die Vortragsreihe „Regionale Literaturgeschichte“ fand ihre Fortsetzung mit folgenden Referaten:

- 25.04. Dr. Stefan Woltersdorff, Strasbourg, über „René Schickele (1883–1940), Elsässischer Schriftsteller, Europäer, Pazifist“;
- 11.07. Prof. Francis Rapp, Univ. Strasbourg, über „Erasmus von Rotterdam (1466–1536) in Straßburg, Freiburg und Basel“;
- 12.09. Dr. Renate Tebbel, Hoberg, über „Hermann Hesse (1877–1962) aus Calw, Schriftsteller und Nobelpreisträger“;
- 26.09. Madeleine Klümper-Lefebvre, Baden-Baden, über „Victor Hugo (1802–1885) am Rhein und in Straßburg“:



Im Rahmen des alljährlichen Städtepartnerschaftstreffens Kehl-Montmorency kam es wieder zur Begegnung beider Historischen Vereine, diesmal in Kehl, mit 2 Referaten am 08.12. von M. André Duchesne, Montmorency, über „A propos du Rhin – Victor Hugo (1802–1885) et Le Rhin“ und von Prof. Rolf Kruse, Kehl, über „Albert Schweitzer als Musiker“.

Ferner sprach am

- 10.01. Klaus Schäffner, Offenburg, über „Lorenz Oken, Mediziner und Naturforscher (1779–1851) aus Bohlsbach – Karriere eines Bauernsohnes“;
- 21.02. Dr. med. Hansjörg Schneble, Kehl-Kork, über „Die Zähringer – Stammväter, Staatsdiener, Städtebauer“;
- 14.03. Klaus G. Kaufmann, Haslach, über „Scharfrichter und Abdecker – ein Leben am Rande der Gesellschaft“;
- 11.04. Kerstin Schulmeyer, Mörfelden, über „Europas Mitte um 1000 – Kaiser Otto III. und die Erneuerung des Römerreiches“;
- 16.05. Dr. Jürgen Collmann, Offenburg, über „Matthias Erzberger (1875–1921) – Ermordung und Mordprozess“;
- 17.10. Dr. Martin Ruch, Offenburg, über „Herkules III., Herzog von Modena, Landesvater der Ortenau 1803“, Auftakt einer kleinen Vortragsreihe anlässlich der 200. Wiederkehr des Reichsdeputationshauptschlusses 1803;
- 29.11. Hansjörg Mußler, Ortenberg, über „Glasfenster des Mittelalters – Herstellung, Ikonographie, Theologie“ im Rahmen von Benefiz-Veranstaltungen für neue Glasfenster der Ev. Johannes-Gemeinde Kehl.

Anlässlich des Gedenktages der Opfer des Nationalsozialismus veranstaltete der gleiche, erweiterte Trägerkreis wie im Vorjahr eine kleine Veranstaltungsreihe unter dem Thema „Medizin ohne Menschlichkeit unter dem Nationalsozialismus in Baden und im Elsass“, und zwar am

- 20.01. Gedenkfeier auf dem Israelitischen Friedhof Strassbourg-Cronenbourg für die dort beigesetzten 86 jüdischen Opfer, die für die Anatomie der Reichsuniversität Straßburg, Prof. Hirt, ermordet worden sind;
- 24.01. Vortrag Prof. Dr. med. K.-H. Leven, Univ. Freiburg;
- 27.01. Ökumenischer Gottesdienst in der Friedenskirche Kehl.

Im Ausblick auf die Gartenschau Kehl-Straßburg 2004 wurde vom 21.06. bis 07.07. gemeinsam mit dem Kulturamt der Stadt Kehl eine Fotoausstellung des Künstlers Rudolf Hartmetz über die Parkanlagen in Bad Muskau, Branitz, Babelsberg und Neuhardenberg durchgeführt und mit einem Vortrag von Dr. Cornelia Wenzel, Bad Muskau, über „Die Fürst-Pückler'schen Parkanlagen“ eröffnet.

#### *Studien- und Ausstellungsfahrten:*

Die Ziele waren am

- 12.01. Freiburg zur Ausstellung „Hans Baldung, gen. Grien (1484/85–1545); Maler und Grafiker“ und Sulzburg (ehem. Synagoge und St. Cyriak-Kirche);
- 16.03. Schwarzacher Münster, Freistetters Heidenkirchlein, Hausgereuter Kapelle;
- 20.04. Calw auf den Spuren Hermann Hesses und Kloster Hirsau;

- 26.05.–02.06. auf der großen Studienfahrt Mecklenburg mit Schwerpunktsthema gotische Backsteinbauten in Neukloster, Schwerin, Wismar, Bad Doberan, Rostock, Güstrow, Stralsund und Greifswald mit Besuch von Wolfenbüttel auf der Hinfahrt und Fulda auf der Rückfahrt;
- 20.09.–22.09. auf der Herbstfahrt Lyon, Bourg-en Bresse (Kloster Brou) und Pérouges;
- 12.10. Steintal im Elsass mit Waldersbach und Oberlin-Museum;
- 16.11. Straßburg: St. Etienne und Bibliothek des Priesterseminars;
- 01.12. Gengenbach.

*Rolf Kruse*

### *Lahr-Friesenheim*

Großen Zuspruch findet der Arbeitskreis „18. Jahrhundert in Lahr“. Der Arbeitskreis wird von Stadthistoriker Thorsten Mietzner, Stadtarchiv Lahr, geleitet. Aufgabe des Arbeitskreises ist zunächst die systematische Erschließung von Quellen. Der Arbeitskreis trifft sich monatlich zu einem Geschichtsstammtisch. Angedacht ist die mikrogeschichtliche Datenerfassung. Durch die Mitarbeiter des Arbeitskreises soll in einigen Jahren ein verwertbares Geschichtsbild des 18. Jahrhunderts entstehen.

In Friesenheim arbeitet die Mitgliedergruppe mit dem Verein für Oberweierer Heimatgeschichte zusammen. Der Heimatverein betreut das Heimatmuseum in Oberweier und organisiert Sonderausstellungen in dem kleinen Ortsmuseum.

Die Ortschaft Schuttern feiert im Jahr 2003 ein außergewöhnliches Ortsjubiläum. Das Klosterdorf wird 1400 Jahre alt. Ein neu gegründeter historischer Verein in Schuttern organisiert in Zusammenarbeit mit der Gemeinde Friesenheim das Jubiläumsjahr. Aus Anlass dieses Jubiläums findet auch die Mitgliederversammlung 2003 des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V. in Friesenheim statt.

Von der Mitgliedergruppe Lahr-Friesenheim wurde eine Spendenaktion zur Sanierung eines Wegkreuzes aus dem Jahre 1870 an der Friesenheimer B 3 durchgeführt. Auf Grund des guten Spendenverlaufs konnte die Sanierung des Wegkreuzes in Auftrag gegeben werden.

Die Mitgliedergruppe Lahr-Friesenheim zählt derzeit 102 Mitglieder.

*Ekkehard Klem*

### *Meißenheim*

- März 2002: Filmabend  
in Zusammenarbeit mit dem Film- und Videoclub Lahr. Zwei Kurzfilme (Das Dorf Meißenheim und Korsika, Insel der Berge) eröffneten den Abend. Im Hauptfilm konnten die zahlreichen Gäste die tagelange Fahrt mit der Transsibirischen Eisenbahn nach Moskau nacherleben.  
Produzent der Filme: der Meißenheimer Otto Hansert
- Mai 2002: Schauspiel-Angebot  
Das antike Rom zur Zeit Neros (Brand von Rom, Christenverfolgung, Sittenverfall) war Thema des Schauspiels „Quo vadis“ auf der Freilichtbühne Ötigheims.

- September 2002: Halbtagesfahrt  
Zielort war Furtwangen, die Stadt mit dem bekannten Uhrenmuseum und der größten Uhrensammlung Deutschlands. – Der etwas nüchtern wirkende Betonturm auf dem Brend bot zur Kaffeezeit in 1147 m Höhe eine herrliche Aussicht über den mittleren Schwarzwald.  
Abschluss in Seelbach
- November 2002: Theaterfahrt nach Freiburg  
Die Schauspieler/-innen der Alemannischen Bühne Freiburg konnten mit der humorvollen Familiengeschichte „De letscht Wille“ begeistern.  
*Karl Schmid*

### *Neuried*

#### *Arbeitskreis Altenheim*

Das Jahr 2002 war für die Mitgliedergruppe Neuried ein Jubiläumsjahr. Am 6. Dezember 1977, also vor 25 Jahren, wurde sie durch die Herren Dr. Wilhelm Marx und Rektor Werner Kopf anlässlich eines Vortrages von Wilhelm Mechler ins Leben gerufen. Dieses Jubiläum sollte in einem entsprechenden Rahmen gefeiert werden und verlangte den Aktiven des Vereins Einiges ab.

Die Feierlichkeiten begannen am Samstag, den 2. März 2002. Wir gedachten auf den Friedhöfen in Altenheim und Müllen unserer verstorbenen aktiven Mitglieder. Anschließend wurden die Angehörigen zu Kaffee und Kuchen in den Arbeitsraum des Museums eingeladen. Die Familien der Verstorbenen freuten sich über diese kleine Feierstunde, mit der zum Ausdruck gebracht werden sollte, dass wir unsere Verstorbenen und deren Verdienste um die Mitgliedergruppe Neuried nicht vergessen haben.

Am Abend des gleichen Tages feierten wir mit 150 Mitwirkenden einen musikalisch-ökumenischen Festgottesdienst in der Evangelischen Kirche Altenheim. Fast alle Kirchenchöre der Gesamtgemeinde Neuried, unterstützt durch einen Posaunenchor, Solotrompete und Orgel, gestalteten diesen festlichen Abend. Den Gottesdienst hielten die Herren Pfarrer Müller (Ichenheim) und Pfarrer Holthaus (Altenheim), die musikalische Leitung oblag Herrn Alfred Lauel. Die Spenden des Gottesdienstes, an dem unsere Trachtengruppe in der Riedtracht teilnahm, gingen an den Orgelbauverein Altenheim.

Eine Woche später, am Samstag, den 9. März, fand in der Mehrzweckhalle in Altenheim eine Jubiläumsveranstaltung statt. An der Programmgestaltung wirkte die Trachtentanzgruppe Wolfurt/Österreich, der Gesangverein unserer Nachbargemeinde Plobsheim/Elsass, der Gesangverein Altenheim und die Trachtenkapelle/Volkstanzgruppe Altenheim mit. Herr Bürgermeister Borchert, der Präsident des Gesamtvereins Dr. Kauß, der Stellvertretende Vorsitzende des Bundes für Heimat und Volksleben Herr Udri überbrachten Grußworte. Ein Lichtbildvortrag über die Vereinsgeschichte und die Neurieder Heimatforscher rundete das Programm ab. Verdiente Personen wurden zu Ehrenmitgliedern der Ortsgruppe Neuried ernannt: Frau Lieselotte Adam, Frau Elise Metzger, Frau Frieda Schaller (alle aus Altenheim) und Adolf Hermann (Ichenheim).

Der Sonntag, 10. März, stand im Zeichen der Tracht. Die Trachtengruppe des Historischen Vereins durfte die Jahreshauptversammlung des Bundes für Heimat und Volksleben ausrichten. 850 Trachtenträger aus allen Teilen Badens füllten unsere Festhalle bis auf den letzten Platz. Vor und nach den Regularien unterhielten die Trachtenkapelle Altenheim, der Musik- und Trachtenverein Reichenbach/Hornberg sowie verschiedene Vereine des Bundes die Delegierten der über 220 Mitgliedsvereine.

Alles in allem ein reichhaltiges und anspruchsvolles Jubiläumsprogramm für die Mitgliedergruppe Neuried. Ohne den enormen Einsatz der Aktiven wäre dies nicht durchführbar gewesen.

### *Archäologie*

Während der Generalversammlung der Mitgliedergruppe im Jahr 2001 wurde beschlossen, dass der Bereich Archäologie wieder stärker erforscht werden soll. Unter der Leitung von Thomas Ilch fand eine Begehung der Gemarkung Altenheim statt. Zehn Personen besuchten die abgegangenen Siedlungen Rohrburg, Alte Wog und Keckenheim. Interessantester Fund war ein ca. 6,5 cm hoher Torso. Nach einer ersten Prüfung durch das Museum für Ur- und Frühgeschichte in Freiburg handelt es sich vermutlich um eine Christusfigur aus dem 14. bis 15. Jahrhundert. Gefunden wurde diese auf dem Gelände der ehemaligen Rohrburg.

### *Trachtengruppe*

Zu den vielfältigen Aufgaben anlässlich des Jubiläums wurden noch folgende Termine durch die Trachtengruppe wahrgenommen:

- |               |  |
|---------------|--|
| 14. Juli      | Kreistrachtenfest des Ortenaukreises in Gutach       |
| 25. August    | Bundesdeutsches Trachtenfest in Wendlingen am Neckar |
| 1. September  | Messti in unserer Nachbargemeinde Plobsheim/Elsass   |
| 15. September | Kreistrachtenfest Breisgau-Hochschwarzwald, Auggen   |

### *Museum*

Das Heimatmuseum Neuried war im Jahr 2002 an 40 Sonntagen geöffnet. Zusätzlich fanden 25 Sonderführungen statt.

Als ein „Prunkstück“ präsentiert sich nun die restaurierte Turmuhr der Evangelischen Kirche Altenheim. Da vor einiger Zeit eine neue Uhr im Kirchturm installiert wurde, bemühten sich einige Aktive des Vereins um das Herrichten des sehr desolaten und verschmutzten Uhrwerkes. Nachdem viele Arbeitsstunden geleistet wurden, läuft sie nun wieder und fand Aufstellung in den Räumen des Museums.

Vom Erlös des 25-jährigen Jubiläums wurden für das Museum zwei Vitrinen angeschafft, eine kleinere, in der zwei französische Gedenkmedaillen der Schlacht von Altenheim aus dem Jahr 1675 ausgestellt werden, sowie eine größere Standvitrine. In dieser werden diverse Gegenstände, Leihgaben der Evangelischen Kirchengemeinde Altenheim, gezeigt. Unter anderem die „Schwedekanne“, eine Abendmahlskanne aus Zinn, aus dem Jahr 1648.

Durch Spendengelder der Museumsbesucher war es möglich, eine ca. 200 Jahre alte Brunnenschale aus Sandstein zu erwerben. Diese wurde im Hof des Museums aufgestellt.

Als besondere Gäste durften wir am 3. Oktober 2002 die gesamte Vorstandschaft des Bundes für Heimat und Volksleben im Museum begrüßen. Neben einer Museumsführung wurde im Rahmen eines Historischen Dorfrundganges die Vergangenheit Altenheims erläutert.

Der Mitarbeiterkreis des Museums beginnt mit der Planung und Vorbereitung einer neuen Sonderausstellung. Themen werden die Nachkriegszeit und das „Wirtschaftswunder“ in unserer Gemeinde sein.

Die Mitgliedergruppe Neuried zählt zur Zeit 170 Mitglieder.

*Frank Moser*

*Neuried**Arbeitskreis Ichenheim*

- 9.3. Mitwirkung des AK Ichenheim bei Feierlichkeiten in Altenheim: 25 Jahre Historischer Verein Neuried und 15 Jahre Heimatmuseum
- 9.5. Radtour in die nähere Umgebung mit Besuch des Heimatmuseums Hohberg. Die Führung hielt Herr Löffler.  
Nächster Anfahrtspunkt war die Gutleutkirche, dann weiter Richtung Schuttern-Friesenheim. Südlich Friesenheim besichtigten wir den römischen Gutshof.  
Rückfahrt nach Ichenheim mit anschließendem gemütlichen Beisammensein.
- 16.6. Wanderung auf dem Gaisberg im hinteren Schuttertal, rund um das Alemannorum.
- 5.10. Tagesfahrt mit der Bundesbahn nach Mainz. Besichtigung des dortigen Schiffahrtsmuseums sowie des Römisch-Germanischen Museums.

*Frank Moser**Offenburg*

Im Jahr 2002 begann der neue Vorstand seine Arbeit. Gleichzeitig startete das Projekt „Der Traum von der Freiheit – Dokumentation Offenburger Auswanderer“, das von der Mitgliedergruppe Offenburg in eigenhändiger Regie geführt wird. Für das Projekt konnten mehrere Sponsoren gefunden werden. Auch die Offenburger Bürgerstiftung St. Andreas fördert das Projekt 2002/03.

Im Februar 2002 trafen sich Vorstand und Beirat beim Historischen Verein Neuried in Altenheim, um die dortige Ausstellung zum Thema „Auswanderung“ anzuschauen. Dann ging es Schlag auf Schlag. Zwanzig Ehrenamtliche erklärten sich bereit mitzuarbeiten. Die Projektkoordination übernahm Ingrid Götz. Sie wies die Ehrenamtlichen in die „alte deutsche Schrift“ und Quellenkunde ein. Danach galt es, Akten des Staatsarchivs zu sichten und die ersten Auswandererdaten zu dokumentieren. Eine Gruppe suchte Informationen aus dem Internet, eine andere wertete Gemeinderatsprotokolle und Zeitungen aus. Der Mediendesigner Dominik Herzog erstellte einen zweisprachigen Internetauftritt mit einer Datenbank, die inzwischen über 500 Datensätze enthält. Mittlerweile bestehen ständige Email-Kontakte mit Nachfahren von ausgewanderten Offenburgern.

Gut besucht war die Reihe „Bräuche in der Ortenau“. Sie begann mit dem Vortrag „Brauchen wir Bräuche?“ von Prof. Dr. Werner Mezger. Zwei Exkursionen führten uns auf das Schloss Staufenberg in Durbach und zur Burgruine Diersburg.

Im Frühjahr 2002 berichtete ein Fernseheteam des SWR mit der Absicht, den monatlichen Genealogenstammtisch in der Reihe „Gschwätzt und glacht“ zu filmen.

Seit August 2002 ist die Biedermeiergruppe Offenburg/Ortenau Mitglied. Sie will in der Zukunft eng mit unserem Verein zusammenarbeiten.

*Wolfgang M. Gall*



*Oppenau*

- Januar Jahresversammlung 2001  
Nach dem geschäftlichen Teil wurde anlässlich der Einführung des Euro eine Urkunde von Louis Constantin de Rohan (1756–1779) aus dem Jahre 1772 besprochen, die sich mit der Einführung des „Neuen Geldes“ im Fürstbistum Straßburg beschäftigt.
- Februar Aus Gerichtsakten von 1790  
„Empörung der Unterthanen in der zum Hochstift Straßburg gehörigen Reichsherrschaft Oberkirch“ (Joh. Melch. Hoscher, Gießen 1790).  
Hier: die verschiedenen Interessen der Stadt Oppenau und seinen heutigen Ortsteilen gegenüber der Straßburger Herrschaft.
- März Studienfahrt durch den Schwarzwald. Besichtigung der Klosterkirche Reichenbach und Besuch des neuen Museums im Schloss Neuenbürg im Enz-tal.  
Meditation in der Wallfahrtskirche Moosbronn.
- April Studienfahrt ins Markgräfler Land: „Auf den Spuren der Römer“. In Badenweiler Führung durch die renovierten Thermen. In Heitersheim Besichtigung der Ausgrabungen der einmaligen „villa urbana“.
- Juni Tagesfahrt nach Mainz. Führung durch das Gutenberg-Museum für Schrift und Druck mit der Gutenberg-Bibel und Besichtigung des 1000-jährigen Doms. In der Pfarrkirche Stephan wurden die blauen Kirchenfenster von Marc Chagall besprochen. Ein Rundgang durch die Altstadt bis zum Rhein schloss diese Studienfahrt ab.
- Juli Studienfahrt nach Hundersingen an der oberen Donau. Dort Führung durch das Museum der ehemaligen Zehntscheuer des Klosters Heiligkreuztal. Danach Führung im Freilichtmuseum Heuneburg. Eine Wallfahrt an den Dreifaltigkeitsberg bei Spaichingen schloss die Tagesfahrt ab.
- August Besuch des Rastatter Schlosses.  
Führung durch die neu eingerichteten Prunkräume und „Erlebnis: Lever du Roi“ unter Mitwirkung der Oppenauer Heimatfreunde in Kostümen der damaligen Zeit.
- September Traditionelle Elsassfahrt.  
Besichtigung der Festungsbauwerke. Zitadelle von Bitche und Burg Fleckenstein.
- November Situation der Stadt Oppenau im Jahre 1852  
Grundlage bildete ein Bericht der Gemeinde Oppenau an das badische Innenministerium.

*Rainer Fettig**Renchen*

- 27.3.2002 Vortrag von Herrn Ekkehard Wallat über das Antoniusfeuer und die Saturn-Konstellation am Isenheimer-Altar
- 29.3.2002 Exkursion nach Colmar zum Isenheimer-Altar, Leitung Ekkehard Wallat
- 22.12.2002 Einweihung des Dummel-Kreuzes in der Herrenstraße durch Herrn Bürgermeister Siefertmann und der Flötengruppe der Grimmelshausen-Schule unter der Leitung von Herrn Rektor Huber mit anschließender Segnung durch Herrn Pfarrer Albert Lehmann

*Doris Schlecht*

*Rheinmünster*

- 16.3. Führung durch das Kloster Schwarzach, Mitgliedergruppe Kehl, durch Manfred Huber
- 5.5. Stammtisch, Gasthaus zum Pflug, Stollhofen
- 15.6. Führung durch Fort Louis mit dem Medicus-Verein mit Ernst Gutmann mit etwa 40 Personen. Gerade Fort Louis spielte in der Zeit von 1687 bis 1793 eine wesentliche Rolle als Militärstandort und auch als wirtschaftlicher und politischer Gegenpol zu Stollhofen und Rastatt. Die Auswirkungen der Garnison mit bis zu 3.000 Soldaten auf unser badisches Grenzgebiet sind bis heute nicht richtig berücksichtigt worden.
- 23.6. 700 Jahre Stadt Stollhofen (1302, 23.6. die stat und die Ober Mulin). Führung durch die ehemalige Stadt Stoffhofen, mit Ernst Gutmann. Mit etwa 25 Teilnehmern wurden die einzelnen historischen Plätze des Ortes angegangen und erklärt.
- 20.7. Führung durch die ehemalige Stadt Stollhofen von Ernst Gutmann. Nochmalige Führung mit etwa 30 Personen.
- 2.8. Stammtisch Gasthaus zum Pflug Stollhofen.
- 29.9. Führung durch Fort Louis mit Ernst Gutmann, wiederum mit über 50 Personen.
- 4.10. Stammtisch Gasthaus zum Pflug Stoffhofen.
- 25.10. Stammtisch Gasthaus zum Pflug, Vorstellung des neuen Jahrbuches.

Manfred Huber übernahm, im Rahmen der 700 Jahre Kirchweihe (Kirb), mehrere Führungen durch Münster, Kloster und Dorf Schwarzach mit sehr großen Teilnehmerzahlen.

*Ernst Gutmann*

*Rheinau**Vorträge:*

- 22.1.2002 „Jüdische Schicksale in Kehl und im Hanauerland während der NS-Zeit“  
Prof. Dr. Rolf Kruse, Kehl
- 21.3.2002 „Der hochgejubelte Moscherosch: Die wahre Biographie und die wahre Abstammung“  
Dr. Gerhard Schildberg, Kehl
- 20.4.2002 „Ein Rundgang durch Alt-Straßburg – Was Plätze erzählen“  
Helmut Mink, Rheinau
- 29.10.2002 „Grenzsteine“  
Heinz Großholz, Rheinau
- 5.11.2002 „Ein Rheinbischofsheimer in Chattanooga“  
Manfred Schneider, Oberkirch
- 21.11.2002 Grimmelshausen – Leben und Werk“  
Götz Bubenhofer, Achern

*Studienreisen:*

13. bis 15.9.2003 Ettenheim – Auf den Spuren von Kardinal Rohan  
Wertheim, Kloster Bronnbach, Bad Mergentheim, Stuppacher Madonna, Kloster Schöntal
- 27.10.2002 Ehemalige freie Reichsstadt Zell am Harmersbach

*Renate Demuth*

*Schutterwald*

- 26.02.2002 Vortragsabend: Preußens Königin Luise, Gemahlin von König Friedrich Wilhelm III. genannt „Königin der Herzen“  
Referent: Jürgen Schmitt, Neuried
- 16.03.2002 Führung durch das Schloss Ortenberg  
Anschließend Weinprobe mit Bauernvesper auf dem Weingut „Schloss Ortenberg“
- 21.04.2002 Tagesfahrt nach Schwäbisch Hall. Führung durch die Altstadt und St. Michaelskirche, nachmittags Fahrt zur nahe gelegenen Comburg. Besichtigung mit Führung. Einkehr auf der Heimfahrt.
- 16.–21.6.2002 Mehrtägige Erlebnisreise nach Cinque Terre/Italien  
An der malerischen Ligurischen Küste Italiens erleben wir die fünf reizvollen Fischerdörfer, genannt „Cinque Terre“, die wie Schwalbennester an den Felsen kleben. Dieser Naturschutzpark wurde von der UNESCO zum Weltkulturerbe erklärt.
- 6.10.2002 Tagesfahrt nach Hechingen zur Hohenzollernburg, Besichtigung mit Führung, Picknick und nachmittags Rundfahrt durch die Alb. Gemeinsame Einkehr auf der Heimfahrt.
- 12.11.2002 Mitglieder-Jahresversammlung

*Artur Hohn*

*Seelbach-Schutterwald**Veröffentlichungen*

Gerhard Finkbeiner:

- 1) „Herbert Motz – ein Künstler mit Feingefühl“ (Der Holzschnitt als individuelle künstlerische Ausdrucksform). In: Geroldsecker Land 45/2003.
- 2) 9. „Schuttertal – Zufluchtsort der Künstlerin Grete Grasreiner“ (von 1945 bis 1952 lebte die Landschafts- und Tiermalerin im Regelsbach). In: Geroldsecker Land 45/2003.
- 3) „Neue Erkenntnisse über den südlichen Grenzverlauf der Ettenheimer Waldmark von 926“. In: die Ortenau 82/2002
- 4) „Ein Schuttertäler Bauernsohn wird zum Stammvater einer Ärzte-Dynastie im Mittleren Osten der Vereinigten Staaten“ (Eine ungewöhnliche Familiengeschichte aus den Tagen der Pionierzeit). In: Die Ortenau 82/2002.

*Vorträge*

- 1) Am 9. Januar 2002 im Pfarrheim St. Franziskus in Seelbach: „Eine Zeitreise in Seelbachs Vergangenheit – 100 Jahre Seelbach, dokumentiert in alten Fotos“ (Gerhard Finkbeiner)
- 2) Am 12. März 2002 in der „Stadtmühle“ Lahr: „100 Jahre Wander- und Freizeittourismus auf dem Lahrer ‚Hausberg‘ (Geisberg)“ (Gerhard Finkbeiner)  
Die Jahreshauptversammlung der Mitgliedergruppe fand am 12. November 2002 im „Bahnhöfle“ Seelbach statt – in Verbindung mit der Ausstellung über die Zigarrenindustrie im Schuttertal.

*Denkmalpflege*

- 1) Am 20. Januar 2002 erfolgte die Eröffnung des von der Gemeinde Seelbach aufwändig restaurierten „Bahnhöfle“ Seelbach. Die Mitgliedergruppe hat an der Restaurierung des denkmalgeschützten Gebäudes durch ihren ehrenamtlichen Denkmalpfleger beratend mitgewirkt. Es ist mit ein Verdienst der Mitgliedergruppe Seelbach-Schuttertal, dass das „Bahnhöfle“ trotz viel diskutierter Abrisspläne in den 1980er Jahren erhalten geblieben ist und sich nun nach einer umfassenden Renovierung zu einem baulichen Kleinod der lokalen Verkehrsgeschichte entwickelt hat. Zur Eröffnung des „Bahnhöfle“ zeigte die Mitgliedergruppe eine Foto-Dokumentation über die Geschichte der „Lahrer Straßenbahn-Gesellschaft“.

Künftighin soll das „Bahnhöfle“ als Kommunikations- und Kulturzentrum genutzt werden.

- 2) In Zusammenarbeit mit dem Bauhof der Gemeinde Schuttertal wurde Ende Oktober 2002 das vom Willi-Sturm im Juli 2001 beschädigte „Waldfriedhöfle“ am Hessenberg restauriert.
- 3) Auf Initiative der Mitgliedergruppe und mit Unterstützung des Bauhofs Schuttertal und des Staatlichen Vermessungsamtes Offenburg wurde am 12. November 2002 der so genannte „Aydstein“ auf der Gemarkungsgrenze zwischen Schuttertal und Dörflinbach neu eingemessen.

Der „Aydstein“ war seit Jahrzehnten verschollen und wurde nun bei Waldarbeiten als Bruckstück wieder aufgefunden. Auf dem „Aydstein“ sind noch das bischöflich-straßburgische und geroldseckische Wappen mit den die Richtigkeit der Grenzlinie „beschwörenden“ Händen zu sehen. Der Teil des Gemarkungssteins, auf dem der Abtsstab, ein Kreuz und die Jahreszahlen 1684 und 1711 eingemeißelt sind, konnte bisher nicht wieder aufgefunden werden (siehe Abb. 1).

- 4) In Seelbach ist das Gasthaus „Zum Engel“ ein Gebäude von ortsbildprägender Bedeutung (Abb. 2). Der eingeschossige Barockbau mit doppelläufiger Treppe, hohem Kellergeschoss und abgewalmtem Mansardendach mit Dachgauben ist im Schuttertal einzigartig. Den baugeschichtlichen und repräsentativen Charakter des Bauwerks aus dem 18. Jahrhundert wieder sichtbar zu machen, war das Bemühen des örtlich zuständigen Denkmalpflegers bei der im November 2002 durchgeführten Fassadensanierung.

Das barocke Gebäude wurde vermutlich von dem Gräflich von der Leyenschen Baumeister Peter Reheis (1739 bis 1804) um 1780 erbaut. Peter Reheis war zwischen 1773 und 1793 gräflicher Baudirektor und Bauinspektor. Ihm verdankt die einstige gräfliche Residenzstadt Blieskastel/Saarland ihre heutige barocke Bausubstanz. Als Bauinspektor war Reheis nicht nur für das gesamte Bauwesen der Stadt und die Herrschaft Blieskastel zuständig und hatte die Kohlegruben, Eisen- und Glashütten im Sankt Ingberter Raum zu überwachen, sondern er war auch verantwortlich für die Unterhaltung, Planung und Genehmigung aller gräflichen Bauten in der Herrschaft Hohengeroldseck.

*Ausstellungen im „Bahnhöfle“ Seelbach (Abb. 3).*

- 1) 20. Januar bis 27. Januar 2002  
Foto-Dokumentation über die Geschichte der „Lahrer Straßenbahn-Gesellschaft“
- 2) 22. September bis 30. September 2002  
Holzschnitte von Herbert Motz, Ringsheim
- 3) 3. November bis 17. November 2002  
Die Gemeinde Seelbach und ihre Zigarrenfabriken – 100 Jahre Wirtschaftsgeschichte im Schuttertal – Dank der Bereitschaft der Familien Erich Krämer, Seelbach/Oberkirch, und Peter Kopp, Seelbach, zahlreiche Ausstellungsstücke und firmengeschichtliches



*Abb. 1. Der Aydstein ist wieder gefunden*



*Abb. 2. Gasthof Engel*



Abb. 3. Bahnhöfle Seelbach

Alle Fotos: Gerhard Finkbeiner

Bildmaterial aus dem Besitz der einstigen Zigarrenfirmen Franz Krämer und Christian Himmelsbach für die Präsentation zur Verfügung zu stellen, konnte die Ausstellung einen sehr informativen, anschaulichen Rückblick auf 100 Jahre Wirtschaftsgeschichte im Schuttertal geben. Entsprechend groß war das Interesse der Schuttertälner Bevölkerung.

Gerhard Finkbeiner

### Steinach

#### Veranstaltungen

- a) Kleine Feierstunde aus Anlass des 25-jährigen Bestehens des Heimat- und Kleinbrennermuseums Steinbach
- b) Einladung an die Museumsdienstmitarbeiter zu einem geselligen Abend auf dem „Kohlberg“ als Dank für ihren ehrenamtlichen Dienst im Heimat- und Kleinbrennermuseum
- c) Gemeinschaftswanderung „Auf historischen Pfaden“ in langjähriger Kooperation mit dem Verschönerungsverein Steinach mit dem diesjährigen Ausgangspunkt Hausach, über die Burg „Husen“, „Kreuzbergkapelle“, „Marienkapelle“ beim „Spänlehof“ und die frühere „Bergmannskirche“ im Hauserbach, zurück nach Hausach. Hierbei kamen auch die geschichtlich informativen Erläuterungen nicht zu kurz.
- d) Beim Ferienprogramm „Sommer Spaß 2002“ war die Mitgliedergruppe Steinach mit dem Beitrag „Geschichtsdetektive unterwegs – auf den Spuren alter Gewannnamen und deren Geheimnisse“ vertreten. Die „Junghistoriker“ wurden bei der Fahrradtour über die Gemarkung Steinach – unter fachkundiger Führung – in die Geheimnisse und Deutungen verschiedener Flurnamen eingeweiht. Viele Fragen der Teilnehmer belegten das große Interesse an dieser Veranstaltung.

*Arbeitseinsätze im Heimat- und Kleinbrennereuseum Steinach*

- a) Sauberhaltung des Gebäudes, Reparaturen, Konservierungsarbeiten an verschiedenen Utensilien und Integration neu erhaltener Exponate.
- b) Aufbau der saisonal wechselnden Sonderausstellung zum Thema „Veränderungen Steinachs von 1925 bis 2000“, eine geschichtliche Dokumentation mit Luftaufnahmen aus verschiedenen Zeitepochen, alten Gemarkungskarten und Bebauungsplänen, die dem aufmerksamen Besucher verdeutlicht hat, dass sich die Dorf- und Landschaftsentwicklung nicht immer zum Wohle unserer Gemeinde verändert hat!
- c) Zusätzliche Sonderausstellung in der Advents- und Weihnachtszeit mit zehn verschiedenen kleinen und großen Weihnachtskrippen.
- d) Museumsdienst (Sonntag/Mittwoch/Freitag/Sonderführungen).

*Brauchtum:*

- a) Planung, Vorbereitung und Durchführung von „Die drei Weisen mit König Herodes“ (altes Krippenspiel, Aufführung in der Hl. Kreuz-Kirche in Steinach)
- b) Mitwirkung bei der Herstellung kunstvoll gestalteter großer „Palmstangen“ – einem alten, christlichen Brauch – aufgestellt am Palmsonntag in der Hl. Kreuz-Kirche in Steinach
- c) „Klausenbigger“ (Umgang vom 3. bis 5. Dezember in Steinach mit zwei Gruppen)

*Bernd Obert*

*Wolfach/Oberwolfach*

- April      12.4.2002 Um 19.30 Uhr Vortrag mit Lichtbildern von unserem Mitglied Gottfried Haas in Oberwolfach im Hotel „Drei Könige“:  
„Ein heimatlicher Spaziergang durch Oberwolfach“. Anschließend Mitgliederversammlung, mit Tätigkeitsberichten der Vorstandschaft. Vorstellung und Ausgabe des Bulletin Nr. 5 (2002)  
28.4.2002 Exkursion mit dem archäologischen Arbeitskreis nach Gengenbach. Stadtführung durch Herrn Dipl.-Ing. Lehmann und Besichtigung des römischen Ziegelofens bei Gengenbach.
- September 15.9.2002 Exkursion mit dem archäologischen Arbeitskreis zum Odilienberg im Elsass. Besichtigung der „Heidenmauer“ und Burgen der Umgebung. Sachkundige Führung durch Herrn Metz.
- März      14.3.2003 Um 19.30 Uhr Vortrag mit Lichtbildern von Herrn Klaus Kaufmann im Gasthaus Kreuz: „Scharfrichter und Abdecker, ein Leben am Rande der Gesellschaft“. Anschließend Mitgliederversammlung mit Tätigkeitsberichten der Vorstandschaft. Vorstellung und Ausgabe des Bulletin Nr. 6 (2003) mit folgenden Beiträgen: 80 Jahre Historischer Verein Wolfach (Heußler/Pfefferle). Der Hexenwahn und seine Folgen im fürstenbergischen Kinzigtal (Pfefferle). Feuersbrunst in der Vorstadt im Jahre 1762. Der Rappenstein im Kirnbachtal und seine Sage (Hoffmann/Heußler). Die innere Stadtmauer an der Bergstraße (Pfefferle). Flößer und Heimatmuseum Wolfach (Rupprecht). „Dr. Fuhrma Kuenz von Wolfe“ (Ganther/Heußler).  
29.3.2003 Geführte Besichtigung des Besucherbergwerkes Grube Wenzel in Oberwolfach.

Es wurden vier Vorstandssitzungen abgehalten, dabei waren u. a. folgende Themen zu behandeln:

- Vertragliche Übernahme der Betreuung des Heimat- und Flößermuseums der Stadt Wolfach durch die Mitgliedergruppe ab 1.1.2003. Die Ausstellung der Arbeitsverträge und die Auszahlung des Entgeltes für die Aufsicht übernimmt die Mitgliedergruppe.
- Vorbereitung der Ausstellung „700 Jahre Freiheitsbrief Wolfach“ im Jahr 2005.

*Rolf Pfefferle*

### *Yburg*

#### *2001*

- |          |  |
|----------|--|
| April    | Lichtbildervortrag über das alte Schloss in Baden-Baden und seine Markgrafen von Ursula Schäfer  |
| Mai      | Fahrt mit der Stadtbahn nach Eppingen im Kraichgau mit einer Führung durch die 1000 Jahre alte Stadt mit ihrem mittelalterlichen Stadtbild |
| August   | Fahrt zum Handwerkermuseum in Kork mit Konrad Velten   |
| Oktober  | Vortrag über den Jakobusweg im Kinzigtal von Vize-Präsident Kurt Klein   |
| November | Mitgliederversammlung und Vortrag über die Geschichte des Weines von Ursula Schäfer  |

#### *2002*

- |           |  |
|-----------|--|
| Juni      | Im Reblandmuseum konnten zu den Mittelalterlichen Winzertagen zwei neue Räume präsentiert werden.                        |
| August    | Fahrt nach Karlsruhe zur Ausstellung „Mit 100 Sachen durch die Geschichte von Baden-Württemberg“                         |
| September | Fahrt nach Speyer. Führung im Dom von Konrad Velten und Besuch der Ausstellung über die Ägyptische Pharaonin Hatschepsut |
| November  | Mitgliederversammlung und Vortrag von Konrad Velten über das Thema: Eine kleine Baustilkunde                             |

Der monatlich stattfindende Stammtisch im Museum wird von den Mitgliedern gerne genutzt zum Austausch von Gedanken und Wissen.

Die wenigen aktiven Mitglieder des Vereins arbeiten gezielt an dem Um- und Ausbau des Reblandmuseums. Hier sind unsere Kräfte gebündelt.

*Ursula Schäfer*

### *Zell am Harmersbach*

Im Jahr 2002 konnte ein schon lange geplantes Projekt fertig gestellt und der Öffentlichkeit übergeben werden: In Zusammenarbeit mit dem Bildungszentrum Ritter von Buß veröffentlichte der Historische Verein Zell am Harmersbach den dritten Band der Bildstein-Aufsätze. Das Buch enthält 24 preisgekrönte Aufsätze aus den Jahren 1995 bis 2000 und setzt damit die erfolgreiche Reihe fort.

2002 konnte jedoch auch eine Dokumentation über das Notgeld der Stadt Zell am Harmersbach fertig gestellt werden. Dieses Geld diente in der Inflationszeit als Zahlungsmittel.

Außerdem abgeschlossen ist die Grenzsteindokumentation, bei der Franz Breig die Grenzsteine der Region erfasst und dokumentiert hat. Die Flurnamen-Kartei, die ebenfalls von Franz Breig angelegt wird, wird weiterhin fortgesetzt, da es noch einige Zeit in An-



spruch nehmen wird, die historischen Erklärungen, wie die einzelnen Flurnamen entstanden sind, zu erforschen und festzuhalten.

Bertram Sandfuchs, der im Auftrag des Historischen Vereins die Decken- und Wandgemälde der Zeller Kirchen erfasst, hat mittlerweile die Gemälde der Wallfahrtskirche komplett dokumentiert und auch die Arbeit in der Stadtkirche ist fast vollständig abgeschlossen.

Erstmals war der Historische Verein 2002 auf dem Zeller Nikolausmarkt mit einem Bücherstand vertreten, bei dem Bücher und Arbeiten über geschichtliche Themen sowie die Bände mit den Bildstein-Aufsätzen angeboten wurden. Auf Grund des großen Interesses und regen Zuspruchs soll diese Aktion auch in den kommenden Jahren wieder durchgeführt werden.

Natürlich fanden 2002 auch wieder die von Bertram Sandfuchs geführten Exkursionen ins Elsass statt. Außerdem führte Franz Breig mit dem örtlichen Schwarzwaldverein wieder eine Grenzsteinwanderung durch, und wie jedes Jahr leisten Vereinsmitglieder ehrenamtlich Aufsichts- und Kassendienst im Heimatmuseum „Storchenturm“. Und auch beim traditionellen „Peterlistagspringen“ in Zell begleiteten Mitglieder die Kinder auf ihrem alljährlichen Heischegang.

*Angelika Ehret*

## Fachgruppe Kleindenkmale

Die landesweit flächendeckende Erfassung der Kleindenkmale in Baden-Württemberg umfasst als einen der Pilotkreise den Ortenaukreis. In fast allen Bereichen hat die Dokumentation in Bild und Text im Jahr 2002 Fortschritte gemacht. Entsprechend dem Bericht im letzten Jahresband wurden Prioritäten bezüglich der verschiedenen Kleindenkmale und hinsichtlich des Ausfüllens der Erfassungsbögen gesetzt. Die allgemein eher bekannten Gruppen wie religiöse Kleindenkmale, Erinnerungsmale (Personen, Ereignisse, Mahnung, Totengedenken) und Brunnen werden ungeachtet ihres Alters oder ihrer Gestaltung zunächst aufgenommen. Zwanglos werden sich dabei seltene Formtypen aufspüren und einfügen lassen. Ein einfacher Erfassungsbogen bereitet beim Ausfüllen keine größeren Schwierigkeiten. Nützliche Erweiterungen bzw. Bereicherungen des Textes stellen sich bei der Tätigkeit oft von ganz allein ein. Als weiterer Schritt dieser Erfassung wird sich die Kartierung auf der jeweiligen Top. Karte 1:25.000 (Landesvermessungsamt Baden-Württemberg) anschließen.

Die Erfassung der Kleindenkmale ist als Beitrag zur Erhaltung unserer Kultur und Landschaft zu verstehen. Sie ist eine der Voraussetzungen dafür, dass den Kleindenkmalen notwendige Sicherung und Pflege und ein anhaltender Schutz zukommen können.

*Gernot Kreutz*

## Fachgruppe Denkmalpflege/Ortsgeschichte

Die am 11. März 2000 erweiterte Fachgruppe Denkmalpflege/Ortsgeschichte beschäftigte sich im Jahre 2002 schwerpunktmäßig bis September mit der Methodik, Ortsgeschichten zu erforschen und zu veröffentlichen. Das Anliegen der Denkmalpflege behielt man in Rundgesprächen durchaus im Auge.

Am 7.3.2002 berichtete HG. Huber aus Nussbach über seine Erfahrungen der Erstellung von Ortschroniken im Team und auch als Einzelautor. Besonders ergiebige Quellen, Darstellungsfragen und wichtige Einzelthemen standen dabei im Vordergrund.

Am 12.9.2002 konnte uns Manfred Hildenbrand aus Haslach aktuell über seine Arbeit an der Stadtgeschichte von Haslach informieren. Dabei und zuvor kamen nicht nur Probleme der Methodik der Abfassung zur Sprache, sondern auch Schwierigkeiten im Umgang mit den Quellen und die richtige Auswahl von Archiven und Literatur.

Beide Autoren schilderten auch ihre Probleme und Hartnäckigkeit im Umgang mit den Schriften der Originalquellen. Die moderne EDV-Technik wurde allgemein als sehr hilfreich bezeichnet, wenn auch dadurch die Ortschroniken nicht weniger umfangreich werden. Je näher die Ortsgeschichte der Gegenwart komme, nehme das Quellen-Material sprunghaft zu; andererseits müsse man behutsam mit Zeitzeugen als Quellen umgehen und die wesentlichen Belange des Personen- und Datenschutzes berücksichtigen.

Der Leiter der Fachgruppe hatte schon im Frühjahr 2002 angedeutet, dass er dieses Amt und diese Verantwortung ebenso abgeben möchte wie die des Vereinspräsidenten. Dies wurde sehr bedauert, aber mit Herrn Heinrich Meyer, zuständig für die Denkmalpflege der Stadt Offenburg, konnte ein kompetenter Nachfolger gefunden und in der Fachgruppe bestätigt werden.

Diese Bestätigung von Heinrich Meyer verband der bisherige Fachgruppenleiter Dr. Dieter Kauß mit seinem besten Dank für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Fachgruppe. Sein Wunsch galt einer weiteren erfolgreichen Arbeit dieser Fachgruppe innerhalb des Historischen Vereins.

*Dieter Kauß*

## Fachgruppe Geschichte und Kulturgeschichte der Ortenauer Juden

Die Fachgruppe „Geschichte und Kulturgeschichte der Ortenauer Juden“ widmete sich 2002 insbesondere der jüdischen Geschichte der mittleren Ortenau. Dabei kam dem im Februar 2002 gehaltenen Referat von Irmgard Schwanke über die Offenburger Juden des 17. und 18. Jahrhunderts eine wichtige Bedeutung zu, denn als zentraler Marktort war die freie Reichsstadt immer der wichtigste Bezugspunkt der jüdischen Landgemeinden der Ortenau. Frau Schwanke berichtete über ein Forschungsprojekt der Universität Freiburg, in dessen Rahmen sie derzeit die Offenburger Rats- und „Contracten“-Protokolle sichtet. Diese lange Zeiträume abdeckenden Quellen erlauben Aussagen zu den in der Reichsstadt lebenden religiösen und ethnischen Minderheiten, insbesondere zu der Lebenssituation der Offenburger Juden. Entgegen der allgemeinen Annahme, nach der die deutschen Reichsstädte grundsätzlich keine Juden über längere Zeiträume hinweg innerhalb ihrer Mauern geduldet hätten, konnte sie eine über ein Jahrhundert hinweg anhaltende Kontinuität jüdischen Lebens in Offenburg nachweisen.

Leider konnte Irmgard Schwanke in den Protokollen keinerlei Hinweise auf die zwei Synagogen finden, die es vor dem Schwedenkrieg (1632) in Offenburg nach dem Historiker Otto Kähni in Offenburg gegeben haben soll. Mehrfach tauchen in den Protokollen Angehörige der jüdischen Gemeinden des Umlandes auf. Es ist nicht in jedem Fall zu klären, ob die dort genannten jüdischen Händler tatsächlich in Offenburg das Wohnrecht besaßen oder ob sie sich lediglich tagsüber in der Stadt aufhalten durften.

Eine Exkursion unter Leitung vom Fachgruppenmitglied Josef Werner führte die Mitglieder der Fachgruppe im Juni 2002 nach Durbach. Ausgehend von dem kleinen, versteckt liegenden jüdischen Friedhof auf der Alm führte er die Fachgruppe in die Geschichte der jüdischen Gemeinde des Winzerdorfes ein. Als Grundlage für seinen Bericht dienten ihm seine intensiven Recherchen im Durbacher Gemeindearchiv. Diese erlauben es ihm, die wichtigsten Daten und Ereignisse der Durbacher Juden zusammenzutragen, die vielleicht auch einmal in Buchform vorliegen werden.

Auch die Geschichte der früheren Rothschild'schen Lungenheilanstalt in Nordrach war Gegenstand einer Fachgruppensitzung. Egbert Hoferer hat das Nordrachener Gemeindearchiv gesichtet und dabei herausgefunden, dass die Angestellten und Patientinnen der Lungenheilanstalt nicht die einzigen Juden waren, die in den 20er und 30er Jahren des 20. Jahrhunderts in Nordrach lebten. Im Mai 2003 wird eine Tafel, die ursprünglich an der Lungenheilanstalt hing und an deren Gründerin Adele von Rothschild erinnert, wieder an ihren früheren Standort angebracht. Die Rückkehr der Tafel nach Nordrach geschieht im Rahmen einer Gedenkfeier, zu der die Mitgliedergruppe Zell und der Förderverein Ehemalige Synagoge Kippenheim, in dessen Obhut sich die Tafel bislang befand, einladen. Die Zusammenarbeit beider Gruppen ist ein gelungenes Beispiel für die Funktion der Fachgruppe als Vernetzungs- und Austauschgremium.

Im Dezember 2002 referierte der Historiker Frank Jehoschua Pierce auf Einladung der Mitgliedergruppe Offenburg und der Fachgruppe über die Geschichte der Juden im Elsass in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Dabei fanden auch einige Aspekte Erwähnung, die sich auf die Ortenau beziehen, wie z. B. die Übernahme jüdischer Betriebe in Straßburg nach 1940 durch Offenburger Geschäftsleute.

*Jürgen Stude*

## Fachgruppe Archäologie

### *Veranstaltungen:*

Die Jahresversammlung der Fachgruppe fand am Samstag, den 22.3.2003, ab 14 Uhr im Handwerkermuseum Kehl/Kork statt. Der Fachgruppenleiter berichtete in seinem Geschäftsbericht über die Aktivitäten der Gruppe seit der letzten Jahresversammlung. Anschließend übernahm freundlicherweise Herr Metz aus dem Elsass den Lichtbildervortrag „Die Elsässer Burgen Ortenberg, Ramstein und Bernstein“, die mit einer Exkursion am 14. September 2003 besichtigt werden sollen. Abschließend berichteten die Mitarbeiter des Arbeitskreises über ihre Tätigkeiten und stellten ihre archäologischen Funde vor, über die nachfolgend berichtet wird.

Im vergangenen Geschäftsjahr 2002 wurden zwei gut besuchte Exkursionen veranstaltet:

- Am Sonntag, dem 28.4., fand eine geführte Besichtigung der Stadt Gengenbach statt. Die Führung übernahm Herr Dipl.-Ing. Lehmann. Anschließend wurde der römische Ziegelofen bei Gengenbach besichtigt und an Hand der Schautafel erläutert. Diese Fundamente sind bisher die einzigen bekannten Grundmauern eines römischen Bauwerks im Kinzigtal.
- Am Sonntag, dem 15.9., wurden rund um den Odilienberg im Elsass Teile der etwa 10 km langen Heidenmauer sowie drei Burgruinen besichtigt: Dreistein, Birkenfels und Landsberg, geführt von Herrn Metz, Elsass, einem ausgezeichneten Kenner vieler Details.

Für das Geschäftsjahr 2003 sind ebenfalls zwei Exkursionen geplant:

- Am Sonntag, dem 4.5., werden die römische „Villa urbana“ und das Malteser-Schloss bei Heitersheim jeweils mit Führung besucht.
- Am Sonntag, dem 14.9., findet wieder eine Besichtigung Elsässer Burgen statt, und zwar bei Dambach das Chateau Ortenberg, Ramstein und Bernstein. Für die Führung der Teilnehmer hat sich wieder Herr Metz bereit erklärt.

Auf Einladung der Fédération des Sociétés d'Histoire et d'Archéologie d'Alsace nahm der Fachgruppenleiter an dem 18. Kongress der Fédération am 6.10.2002 in Molsheim teil.

### *Fundmeldungen und Tätigkeiten der Mitarbeiter:*

#### *Stein- und Bronzezeit*

*Friesenheim:* Bei einer Feldbegehung am 3.3.2003 fand Herr Wolfgang Peter im Gewann „Auf dem Buck“ der Gemeinde Friesenheim eine Pfeilspitze aus Jaspis, der vermutlich vom Isteiner Klotz stammt. Die Pfeilspitze dürfte spätneolithisch bis bronzezeitlich sein. Im gleichen Gewann bzw. sogar auf dem gleichen Acker befindet sich eine hallstattzeitliche Fundstelle. Im Rahmen einer Sondierungsgrabung wurde hier eine Wohngrube angeschnitten. Der Fundbericht dazu wurde bereits veröffentlicht. In unmittelbarer Nähe, im Gewann „Die Stiegelmat“, befindet sich eine Fundstelle der mittleren Bronzezeit.

#### *Römische Zeit*

*Friesenheim-Oberweier:* Auf dem Feld, auf dem schon zahlreiche römische Fundstücke von Herrn Eisenbeis aus Oberweier gemacht wurden, haben er und Mitarbeiter des Arbeitskreises im Einvernehmen mit dem Landesdenkmalamt Freiburg eine Sondiergrabung durchgeführt. Diese hatte den Zweck, die Grundmauern und die Abmessungen des hier vermutete-

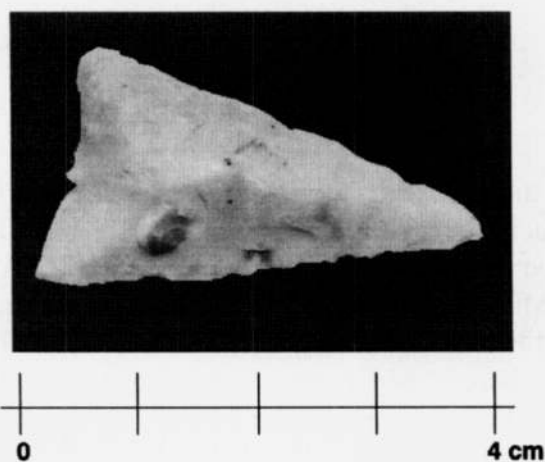


Bild 1: Sauber bearbeitete Pfeilspitze aus Jaspis, die der spätneolithischen Zeit bis Bronzezeit zuzuordnen ist.

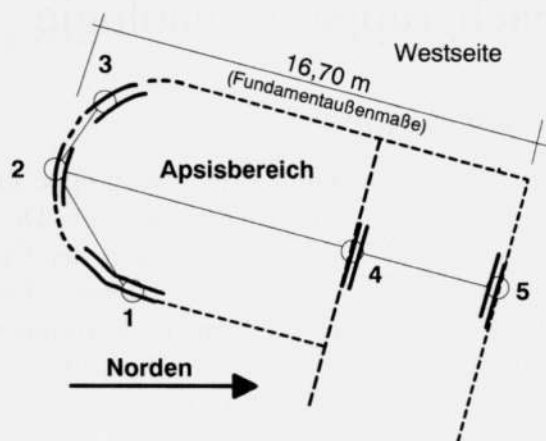


Bild 2: Festgestellte Fundamentreste Punkt 1 bis 5 des römischen Gebäudes von Oberweier



Bild 3: Römischer Terra Sigillata Scherben mit Ziermuster.

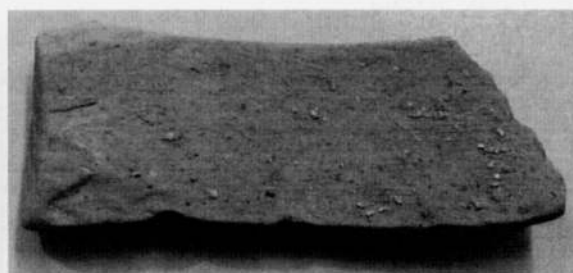


Bild 4: Scherben einer römischen Reibeschale. Deutlich zu erkennen sind die auf der Innenseite eingelegten Quarzkörner. In einer Reibeschale wurden Gewürze zerrieben, um z. B. Quarkspeisen zuzubereiten.

ten römischen Gebäudes festzustellen. Es konnten eine Apsis und zwei Fundamentmauern durch Grabung ermittelt werden, die als Ausgangspunkt für weitere Sondiergrabungen dienen sollen. Die Fundamente sind im Laufe der Jahrhunderte schon sehr stark abgepflügt worden, so dass auch keine Kulturschichten mehr festgestellt werden konnten. Nur bei Punkt 5 (siehe Bild 2) konnte auf der Innenseite des Gebäudes eine kurze Brandschicht freigelegt werden, jedoch ohne Fundmaterial.

Inzwischen wurden zwei weitere Keramikscheiben, die einer Terra Sigillata und einer Reibeschale, auf dem genannten Areal von Herrn Eisenbeis gefunden (siehe Bild 3 und 4).

*Neuzeit*

*Wittenweier:* Auf einem ehemaligen Schlachtfeld an der Gemarkungsgrenze Wittenweier-Nonnenweier hat Herr Dr. Helmut Eisenloh zwei Silbermünzen gefunden. Eine Münze (Bild 5) ist ein  $\frac{1}{4}$ -Taler und zeigt auf der Aversseite (Vorderseite) Erzherzog Ferdinand von Österreich (1529–1595) als Prägeherr. Das bärtige Brustbild schaut nach rechts. In der rechten Hand hält er das Zepter, in der Linken den Schwertgriff. Die Umschrift lautet FERDIN : D : G : ARC AUSTRIAE. Die Reversseite (Rückseite) zeigt ein großes Wappenschild, das vom Erzherzogshut gekrönt wird. Das Wappen wird von zwei kleinen Schildern flankiert: Habsburger- und Phirtwappen. Die Umschrift lautet: DUX : BUR : LA : ALS : CO : FER.



*Bild 5:  $\frac{1}{4}$ -Silbertaler. Auf der Aversseite ist Erzherzog Ferdinand von Österreich (1529–1595) dargestellt. Die Reversseite enthält ein großes Wappenschild mit den Wappen von Altungarn-Böhmen, Kastilien-Leon und Österreich-Burgund.*



*Bild 6: Silberne Dreikreuzermünze. Die Aversseite zeigt das Brustbild des römisch-deutschen Kaisers (1612–1619) Matthias (1557–1619). Auf der Reversseite ist in der Mitte der doppelköpfige Adler mit Wappenschild und unten im Oval die Wertangabe 3 (Kreuzer) zu sehen.*



*Bild 7: Avers- und Reversbild des dreifachen Ausbeutetalers der Grube Wenzel in Oberwolfach.*

*Avers (links): Reichsfürst Joseph Wenzel von Fürstenberg (1728–1783).*

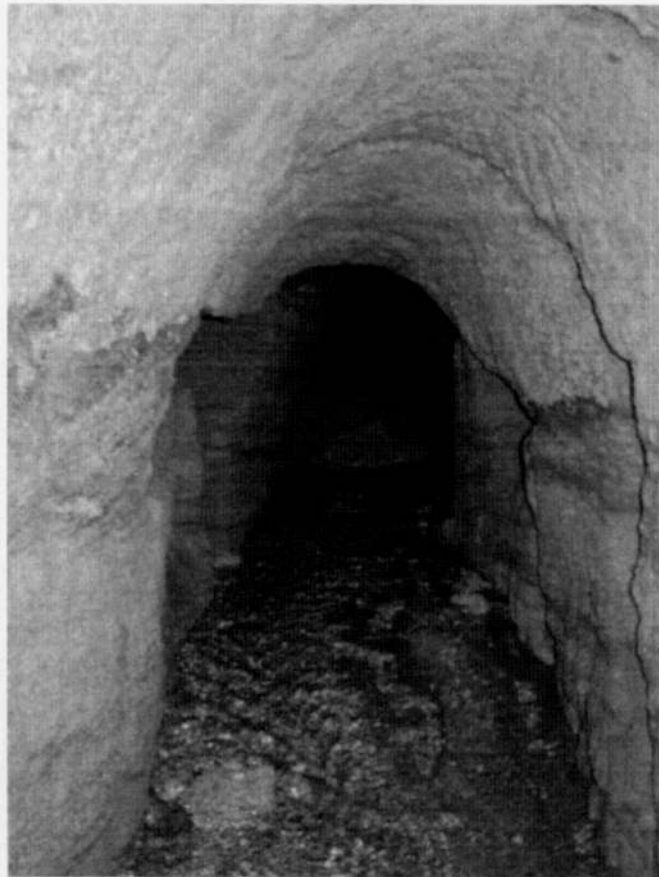
*Revers (rechts): Bildliche Darstellung der Grube St. Wenzel mit Stollenloch. Die untere Inschrift nimmt Bezug auf die große Silberausbeute im 1. Quartal des Jahres 1767.*

Das große Wappenschild wird von einer U-förmigen Vliesordenskette umrahmt. Es enthält die Wappen von Altungarn-Böhmen, Kastilien-Leon und Österreich-Burgund. Die Silbermünze stammt aus der Zeit von 1564 bis 1595 und hat einen Durchmesser von 30 mm.

Die zweite Münze ist ein silbernes Dreikreuzerstück und wurde 1618 geprägt. Die Aversseite zeigt das Brustbild des Kaisers Matthias (Regierungszeit von 1612 bis 1619) mit Lorbeerkranz und Halskrause nach rechts schauend. Die Umschrift lautet: MATTHIAS . D . G . R . J . S . A . H . R . REX. Auf der Reversseite ist in der Mitte der doppelköpfige Adler mit Wappenschild und unten im Oval die Wertangabe 3 (Kreuzer) aufgeprägt. Die Umschrift lautet: ARCHID . AV . D . BV . CO . TYR . 18. Die Münze hat einen Durchmesser von 20 mm.

*Oberwolfach:* Von einer Baustelle in Polen wurde mir der Fund einer Silbermünze zur Bestimmung seiner Bedeutung gemeldet. Auf der Aversseite ist die Prägung „**Wolffach**“ zu lesen. Es wurde vermutet, dass diese Münze mit der Stadt Wolfach etwas zu tun hat. Es handelt sich um einen so genannten Dreifachtaler mit einem Durchmesser von etwa 65mm. Er ist der Münzsorte „Ausbeutetaler“ eines Silberbergwerkes zuzuordnen und wurde auf Grund eines ungewöhnlichen Abbaus von drei Tonnen Silber in nur einem Vierteljahr in der Grube Wenzel, Oberwolfach, in Stuttgart geprägt. Der Münzherr ist Reichsfürst Philipp Wenzel von Fürstenberg. Die Grube erbrachte während ihrer langjährigen Betriebszeit insgesamt nur fünf Tonnen Silber, also nur zwei Tonnen mehr. Die Grube, im Fronbachtal bei Oberwolfach gelegen, ist heute ein Besucherbergwerk und kann mit Führung besichtigt werden. Die Silbermünze wurde nur in etwa 500 Exemplaren geprägt. Auf einer Schweizer Auktion wurde dieser Dreifachtaler zu einem Ausgangspreis zur Versteigerung von 10.000 Schweizer Franken angeboten. Der erzielte Preis ist nicht bekannt.





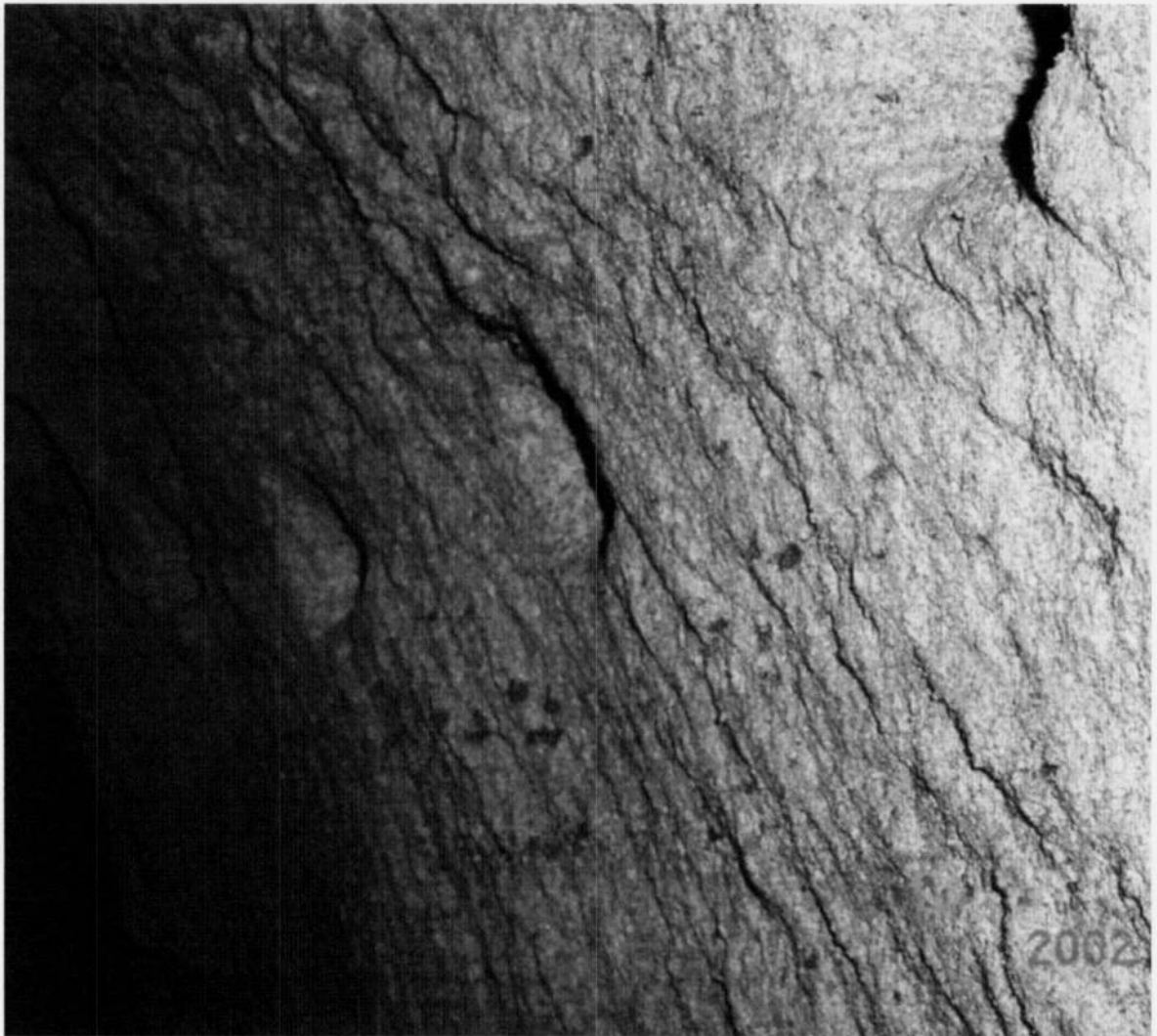
*Bild 8: Wasserstollen beim Windkapf von noch unbekannter Zeitstellung. Die Spuren des Handabschlages sind deutlich zu erkennen. Die Wasserschüttung beträgt etwa 10 Liter pro Sekunde.*

#### *Zeitstellung noch nicht geklärt*

*Hornberg:* Im Herbst des Jahres 2002 begann die Brauerei Ketterer eine ergiebige Quelle beim Windkapf für ihren Brauwasserbedarf zu fassen. Bei den Ausschachtungsarbeiten stieß man auf eine in Stein gesetzte Wasserrinne, die mit behauenen Sandsteinquadern überdeckt war. Mit dem Baggeraushub dieser Rinne folgend, endete sie nach etwa 25 Metern in einem mit Sandsteinen zugesetzten Stollenloch. Der von Hand ausgebrochene mannshohe Stollen führt nahezu 130 Metern tief in den hier anstehenden Sandstein. Aus zahlreichen Klüften fließt reichlich Wasser in den Stollen. Es sind keine Abbauspuren von Erzeinschlüssen zu erkennen, so dass man annehmen kann, es handelt sich um einen Stollen, der nur zur Trinkwassergewinnung diente. Die Messung der auslaufenden Wassermenge ergab, dass ein 10-Liter-Wassereimer in Sekundenschnelle voll lief. Bei der ersten Begehung wurden gut erhaltene Hölzer sichergestellt, die zurzeit vom Landesdenkmalamt Freiburg dendrochronologisch untersucht werden. Das Ergebnis der Holzdatierung steht noch aus. Etwa 2 Meter über dem vorgefundenen Stollen fand sich ein weiterer Stollen mit den gleichen Abbaumerkmalen. Es ist anzunehmen, dass dieser Vortrieb nach etwa 30 Meter wieder aufgegeben wurde, weil er nicht die erwartete Querschüttung brachte.

Es bleibt noch zu klären: wer benötigte solche Wassermengen, um diesen Arbeitsaufwand zu rechtfertigen?

*Rolf Pfefferle*



*Bild 9: Im Stollengewölbe sind beim Vortrieb in kurzen Abständen kleine Höhlungen auf beiden Wandseiten eingeschlagen worden. Hier wurden Hölzer eingelegt. Diese dienten offenbar zur Aufhängung der Grubenlampen*

## Fachgruppe Wandmalerei

Die Fachgruppe „Wandmalerei“ des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. wurde am 13. Oktober 2002 auf der Jahresversammlung des Vereins in Oberharmersbach gegründet und Bernhard Wink zum Vorsitzenden gewählt. Die Fachgruppe sollte vor allem die in den Jahren zuvor begonnene Arbeit von Regine Dendler und Martin Ruch unter Beteiligung aller interessierten Mitglieder fortsetzen. Das Projekt der Fachgruppe besteht in der Erfassung und Katalogisierung der in der Ortenau mehr oder auch weniger bekannten Wandmalereien. Mit Wandmalerei sind vollständige, aber auch fragmentarische Malereien unabhängig von ihrer Ausführungstechnik, ihres Inhalts und ihrer Entstehungszeit gemeint. Außerdem möchte die Fachgruppe für interessierte Mitglieder Ausflüge und Begehungen organisieren und sich im Allgemeinen mit dem Thema Wandmalerei in unserer Gegend beschäftigen.

Die erste Sitzung fand am 10. November 2002 in Kehl-Kork mit 6 Mitgliedern statt. Der bereits von Regine Dendler in Umlauf gebrachte Erfassungsbogen, welcher sich auf Einzelobjekte bezieht, wurde ergänzt durch einen Erfassungsbogen für gesamte Ortschaften. Auf diesem von uns „Registrierungsbogen“ genannten Papier muss der Ort der Wandmalerei lediglich benannt werden, ohne das Objekt genauer untersuchen zu müssen. Auf diese Weise wollen wir den Bestand an Wandmalerei in der Fläche erfassen, um einen Überblick zu gewinnen. Die genaue Untersuchung und Erfassung der Objekte wollen wir dann gemeinsam durchführen. Nochmals bedanken wollen wir uns für den Rücklauf an Erfassungsbögen und bei allen, die uns durch Hinweise weitergeholfen haben. Eine Auflistung aller bereits erfassten Objekte kann auf Anfrage eingesehen werden.





Als erste gemeinsame Begehung wurde am 10. November 2002 die im Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler von G. Dehio nicht erfasste evangelische Kirche in Kork besucht. Im Chor sind neben einem Malereifragment an der Sakramentsnische aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts Weihekreuze aus barocker Zeit vorhanden. An den Fenstern und am Chorbogen sind die Ornamente aufgrund ihrer starken Restaurierung und Rekonstruktion nicht mehr eindeutig zuordenbar.

Am 12. Februar 2003 war in Oberkirch die Gelegenheit gegeben, im Rahmen der Einführung in die Erfassung und Registrierung der Kleindenkmale der entsprechenden Fachgruppe des Historischen Vereins unser Anliegen zur Erfassung von Wandmalereien vorzutragen. Einen herzlichen Dank an Gernot Kreutz!

Das zweite Fachgruppentreffen am 30. März 2003 war mit einer Exkursion verbunden. Thema waren Passionszyklen zwischen dem 15. und 16. Jahrhundert, sowie die Wiederentdeckung von Wandmalerei im Laufe des 20. Jahrhunderts und Rückwirkungen auf die Art der Restaurierung. Besichtigt wurden die Bühlwegkapelle „Maria Ruh“ in Ortenberg-Kä-



fersberg, die Kapelle St. Peter in Gengenbach-Reichenbach, die Kapelle St. Michael in Gengenbach-Haigerach und die in Restaurierung befindliche Friedhofskirche St. Martin in Gengenbach. Die Exkursion war aufgrund des schönen Wetters recht gut besucht und zur letzten Station in Gengenbach war auch die dazu geladene Gengenbacher Mitgliedergruppe zahlreich vertreten.

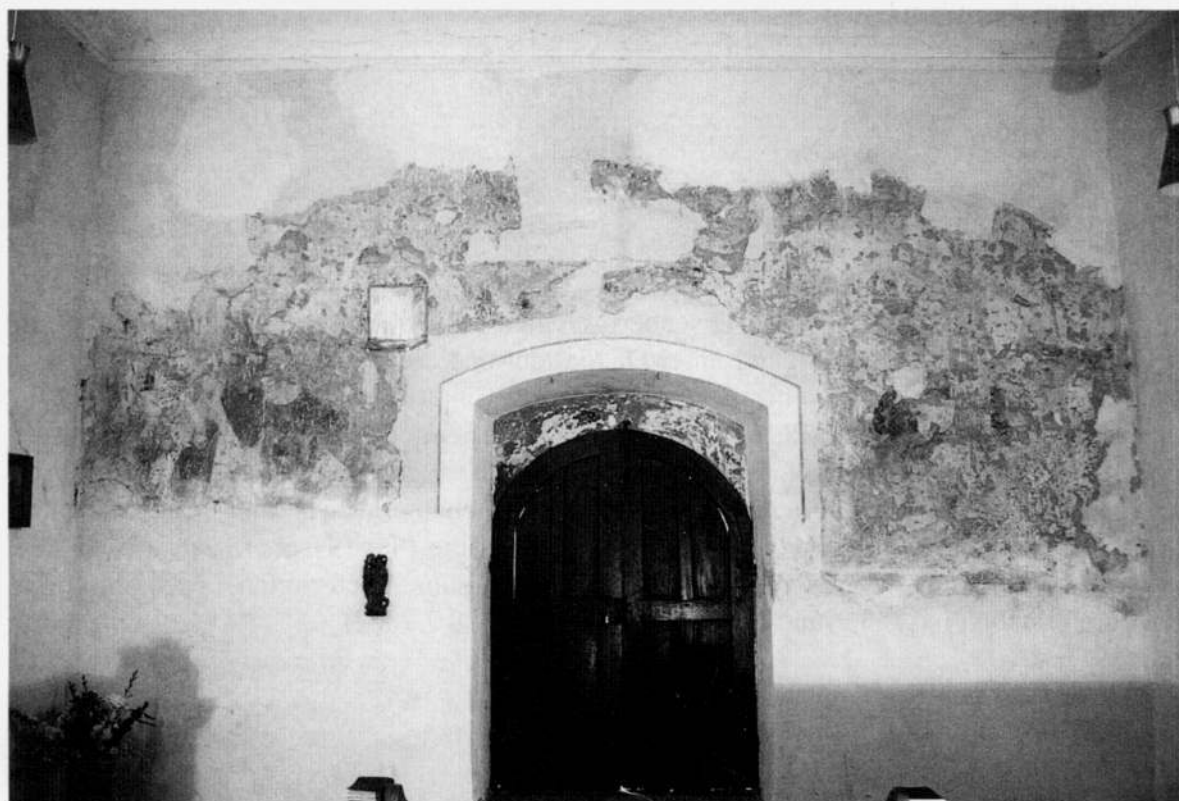
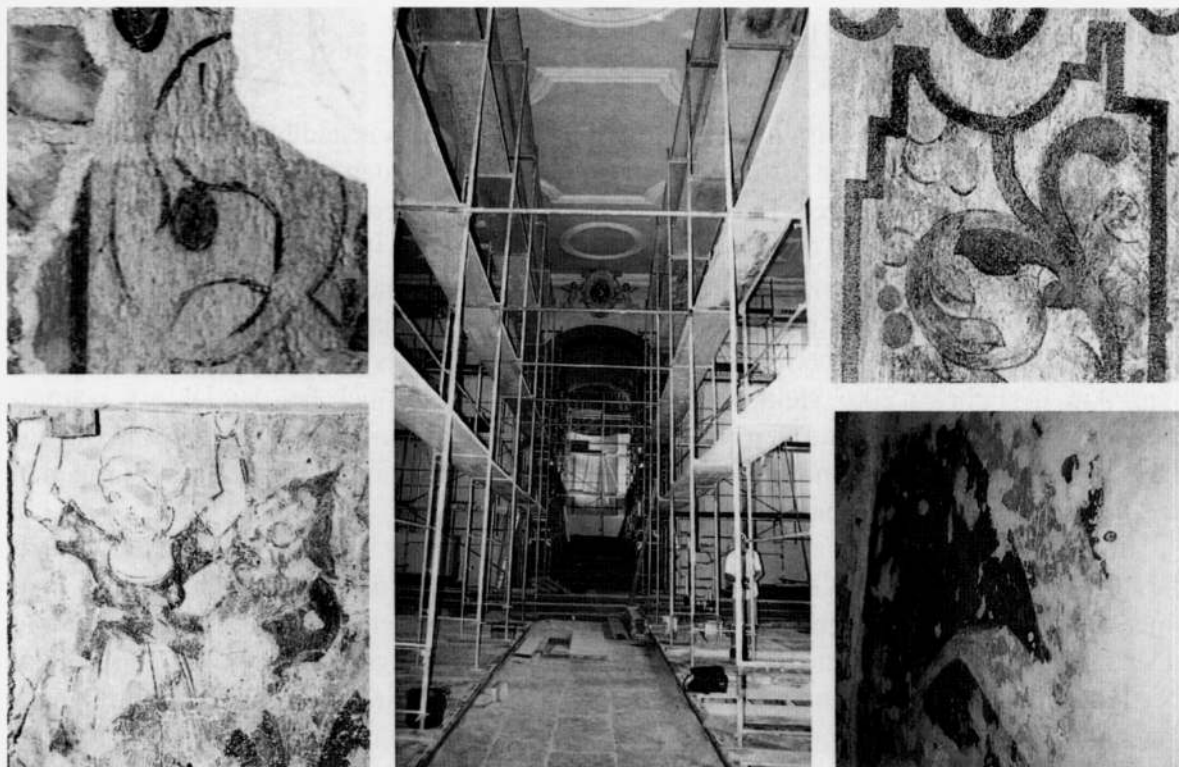
Unter der fachlichen Führung von Regine Dendler wurden die 1903 entdeckten Wandbilder der Bühlwegkapelle begutachtet. Tatsächlich vorhandene Vorzustandsaufnahmen nach der Freilegung, jedoch vor der Retusche, verdeutlichen die sorgfältige Retusche, aber auch die auf den ersten Blick nicht unterscheidbare Ergänzung fehlender Teile der Darstellungen. In Reichenbach ist der 1923 freigelegte Passionszyklus weitgehend (?) ohne Ergänzungen und wurde in seiner fragmentarischen Form in eine recht rustikal gehaltene Innenraumgestaltung eingebunden. In Haigerach ist trotz der vereinzelt gut erhaltenen Malschicht aufgrund der wüsten Freilegung von dem großflächigen Westwandgemälde nichts mehr zu erkennen. Ein Beispiel, warum die Freilegung von Wandmalerei von Seiten des Denkmalamtes heute sehr kritisch gesehen wird.

Im Hinblick auf den abschließenden Besuch der St. Martin-Kirche wurden vorher schon in Ortenberg und Reichenbach die „Judaskuss“-Szenen der Passionszyklen besonders genau betrachtet. Bernhard Wink erläuterte als ausführender Restaurator in einem Vortrag mit Lichtbildern die komplizierte Baugeschichte der Kirche und die Herkunft der nun entdeckten Wandmalereien aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert, welche exemplarisch durch „Freilege-Fenster“ sichtbar gemacht wurden. Das sichtbare Malereifragment aus dem 16. Jahrhundert befindet sich in großer Höhe an der Ostwand des Kirchenschiffs und wird oben durch die barocke Stuckdecke beschnitten. Es stellt einen Teil der Höllenszene dar, welche im Zusammenhang eines „Jüngsten Gerichts“ stand. Die Lage des Fragments beweist, dass schon der später niedergebrannte Kirchenbau von 1452 mindestens die Höhe des heutigen



Kirchenschiffs besaß (in diesem Fall wohl mit offenem Dachstuhl). Aus dem 17. Jahrhundert ist auf der Langhauswand der Judaskuss bzw. die Gefangennahme Jesu aus dem Passionszyklus einsehbar. In den Fenstergewänden befinden sich vegetale Ornamente, welche auf das 16. Jahrhundert zurückgehen und im 18. und wiederum 1915 aufgefrischt, verbessert und übermalt wurden. Die Malereien des 16. und 17. Jahrhunderts werden nach heutigen Richtlinien nur sehr zurückhaltend retuschiert ohne zu ergänzen oder zu interpretieren.

*Bernhard Wink*



## Fachgruppe Flurnamen

Am 1. Februar 2002 konnte im Rahmen einer Feierstunde in der Stadthalle in Rheinau-Freistett das Flurnamenbuch der Stadt Rheinau durch Bürgermeister Meinhard Oberle der Öffentlichkeit übergeben werden. Der Fachgruppenleiter erläuterte in einem Vortrag die Konzeption des Buches und gab anschauliche Beispiele aus dem 848 Namen umfassenden Flurnamenbestand der ehemals neun Einzelgemarkungen. Die Druckerei Roland Felder GmbH (Rheinau-Honau) hatte in enger Zusammenarbeit mit der Rheinauer Vorständin Renate Demuth und Bürgermeister Oberle die Gestaltung des Einbandes und des Layouts übernommen. Am 15. Februar 2002 stellt der Fachgruppenleiter das Buch bei der Jahresversammlung der Ortsgruppe Rheinau den anwesenden Mitgliedern und Interessenten vor. Bis auf die Stadt Lichtenau liegt nun eine fast vollständige Dokumentation der rezenten Flurnamen des einstigen badischen Hanauerlandes vor.

Im Jahre 2002 konnten die Arbeiten am „Flurnamenatlas Kinzigtal“, vor allem durch die Mithilfe von Herrn Dr. Gernot Kreutz, vorangetrieben werden. Die Vorüberlegungen zu einer standardisierten Datenbank und deren Parametern mündeten in den konkreten Aufbau einer Excel-Datenbank durch Herrn Kreutz für die Stadt Gengenbach mit ihren Ortsteilen. Der Fachgruppenleiter begann seinerseits mit der Erstellung einer gleichartigen Flurnamen-Datenbank für die Gemarkungen Gutach (nach dem Übersichts-Plan von 1891), Kinzigtal (1887), Kirnbach (1888), Oberwolfach (1887) und Wolfach (1890) im hinteren Kinzigtal. Er konnte sich hierbei auf die Magisterarbeit von Mark Stuart Watson (Die Orts- und Flurnamen der Gemarkungen Gutach/Schwarzwaldbahn, Kinzigtal, Kirnbach, Oberwolfach und Wolfach im Kinzigtal. Magisterarbeit zur Erlangung des Magister Artium der Philosophischen Fakultäten der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg i. Br., Freiburg/Breisgau 1989) stützen, die sich im Alemannischen Institut (Mozartstraße 30) in Freiburg befindet. Angestrebt wird eine automatisierte Übertragung von Merkmalen aus diesen Datenbanken in Diagramme, Tabellen und Karten.

*Ewald Hall*

## Fachgruppe Mundart

Im Rahmen der Projekttagge des Heisenberg-Gymnasiums Karlsruhe am 18. bis 19. Juli 2002 boten die beiden dort tätigen Lehrer Dr. Gartner und der Fachgruppenleiter ein Projekt mit dem Titel „Vermessung einer Burg am Beispiel von Altwindeck bei Bühl/Baden“ an. Überprüft werden sollte die Planskizze, die der Pforzheimer Bauingenieur Julius Naehrer (1824–1911) von der Burg Windeck um das Jahr 1854 angefertigt hatte. Zunächst wurde der Bergfried vermessen und die Maße in Skizzen festgehalten. Nach Auswertung der Messergebnisse konnte die Schülergruppe feststellen, dass die Pläne Naehers sehr genau sind und somit auch zuverlässige Rückschlüsse auf den von ihm angefertigten Gesamtgrundriss der Burg erlauben (s. Acher-und-Bühler-Bote, Nr. 168, 28.7.2002).

*Ewald Hall*



---

## Autorenverzeichnis

- Bächle, Ernst, Mesnergasse 6, 77709 Wolfach
- Brodbeck, Klaus, Landrat des Ortenaukreises, Landratsamt, Badstr. 20, 77652 Offenburg
- Brombacher, Horst, Großsteinfeld 1, 77856 Achern
- Finkbeiner, Gerhard, Modoscher Str. 24, 77978 Schuttertal
- Flechtmann, Frank, Albrechtstr. 59 B, 12167 Berlin
- Gutmann, Ernst, Leiberstunger Str. 3, 77836 Rheinmünster-Stollhofen
- Hansen-Lorenzen, Erika, Hauptstr. 84, 77746 Schutterwald
- Herden, Ralf Bernd, Haus im Rinken, 77776 Bad Rippoldsau-Schapbach
- Hillenbrand, Dr. Eugen, In den Sauerplatten 7, 79249 Merzhausen
- Honauer, Kurt, Freiburgerstr. 36, 77694 Kehl-Auenheim
- Horn, Dr. Helmut, Vor Kuhbach 14, 77761 Schiltach
- Huber, Franz, Wolfgang-Dachstein-Str. 7, 77654 Offenburg
- Huber, Heinz G., Erbstr. 19a, 77704 Oberkirch
- Kauß, Dr. Dieter, Hildastr. 89, 77654 Offenburg
- Klein, Kurt, Haselwanderstr. 11, 77756 Hausach
- Kreutz, Dr. Gernot, Am Hungerberg 3, 77652 Offenburg
- Löffler, Hermann, Rehstrasse 6, 77749 Hohberg
- Lötsch, Dr. Gerhard, Am Bienenbuckel 19, 77855 Achern
- Maier, Karl, Jakobstr. 6, 77767 Appenweier
- Mickenautsch, Pia, Senkmatt 6, 77716 Hofstetten
- Moser, Dr. Arnulf, Allmannsdorferstr. 68, 78464 Konstanz
- Neuß, Wolfgang, Hohenweg 46, 77652 Offenburg
- Nienhaus, Heinz, Ledderkesweg 4, 46242 Bottrop
- Ortlam, Dr. Dieter, Hardenbergstr. 103, 28201 Bremen
- Petri, Dieter, Ziegelfeld 22, 77736 Zell am Harmersbach
- Rapp, Prof. Dr. Francis, 2, place de l'Université, F 67000 Strasbourg

- Reinbold, Dr. Wolfgang, Stegermattstr. 8, 77652 Offenburg  
Ruch, Dr. Martin, Hauptstr. 92, 77656 Offenburg  
Schäfer, Prof. Dr. Walter E., Horholdergasse 17, 76534 Baden-Baden  
Schneider, Ernst, Karl Schrempp Str. 22, 76133 Karlsruhe  
Schrader, Frank, Hildastr. 4, 77709 Wolfach  
Schuck, Hans-Jochen, Im Hubfeld 46, 77797 Ohlsbach  
Stein, Dr. Peter, Postfach 2059, CH 4001 Basel  
Werner, Dr. Johannes, Steinstr. 21, 76477 Elchesheim  
Wiedemer, Gottfried, Lortzingweg 8, 77654 Offenburg  
Wöhrle, Tobias, Kolpingstr. 18, 77790 Steinach  
Zittel, Manfred, Roseggerweg 10, 77654 Offenburg

---

## DER HISTORISCHE VEREIN FÜR MITTELBADEN e.V.

gibt in Form eines Jahresbandes seit 1910 die Zeitschrift „Die Ortenau“ heraus.

Ur- und Frühgeschichte, die Entwicklung zur Gegenwart, Siedlungs- und Ortsgeschichte, Kultur-, Sozial- und Technikgeschichte, Familienforschung und Flurnamen, Kunst und Sprache, Sage und Brauchtum, Lebensgeschichten mittelbadischer Persönlichkeiten können Aufnahme finden.

„Die Ortenau“ fördert das historische Arbeiten bei der Jugend und nimmt deshalb in jeden Jahresband auch einen „jungen Autor“ auf.

Anmeldungen zum Verein nehmen die Geschäftsstelle (77605 Offenburg, Postfach 15 69), sowie die Vorsitzenden der Mitgliedergruppen entgegen.

Nach der Wahl in der Mitgliederversammlung 2002 in Oberharmersbach setzen sich Vorstand, Fachgruppen und Beirat des Vereins zusammen:

Dr. Wolfgang M. Gall, Präsident,  
Max-Immelmann-Str. 2, 77654 Offenburg, Tel. 07 81 / 3 77 39

Ursula Schäfer, 1. stellvertr. Präsidentin,  
Sommerstr. 34, 76354 Baden-Baden-Steinbach, Tel. 0 78 35 / 16 03

Manfred Hildenbrand, 2. stellvertr. Präsident,  
Georg-Neumaier-Straße 15, 77716 Hofstetten-Haslach i. K.,  
Tel. 0 78 32 / 28 67

Dr. Martin Ruch, Redakteur der „Ortenau“,  
Hauptstraße 92, 77652 Offenburg, Tel. 07 81 / 9 70 86 88

Theo Schaufler, Kassen- und Geschäftsführung,  
Postfach 15 69, 77605 Offenburg, Tel. 07 81 / 2 41 68

Koordinator für grenzüberschreitende Aktivitäten:  
René Siegrist, Neufeldstr. 2, 77694 Kehl, Tel. 0 78 51 / 7 29 00

## Leiter der Fachgruppen:

## Fachgruppe Archäologie:

Prof. Dr. Ing. Rolf Pfefferle, Kinzigstr. 5, 77709 Wolfach,  
Tel. 0 78 34 / 4 77 94

## Fachgruppe Denkmalpflege/Ortsgeschichte:

Heinrich Meyer, Techn. Rathaus, 77654 Offenburg

## Fachgruppe für neuere und Zeitgeschichte:

Dr. Wolfgang Gall, Max-Immelmann-Straße 2, 77654 Offenburg,  
Tel. 07 81 / 3 77 39

## Fachgruppe Museen:

Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, 77855 Achern, Tel. 0 78 41 / 13 47

## Fachgruppe Kleindenkmale:

Dr. Gernot Kreutz, Am Hungerberg 3, 77654 Offenburg-Zell-Weierbach,  
Tel. 07 81 / 3 03 65

## Fachgruppe Flurnamen und Mundart:

Dr. Ewald Hall, Ludwig-Reithmayer-Straße 20, 79232 March-Hugstetten,  
Tel. 0 76 65 / 4 06 66

## Fachgruppe Jüdische Geschichte und Kulturgeschichte in der Ortenau:

Jürgen Stude, Prinz-Eugen-Str. 24, 77654 Offenburg,  
Tel. 07 81 / 9 48 57 78

## Fachgruppe Bergwesen:

Helmut Decker, Hausäcker 12, 77883 Ottenhöfen  
Tel. 0 78 42 / 13 68

## Fachgruppe Wandmalerei:

Bernhard Wink, Victor-Kretz-Str. 13, 77723 Gengenbach  
Tel. 0 78 03 / 60 02 24

## Beiräte:

Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, 77856 Achern

Prof. Dr. Rolf Kruse, Korker-Wald-Str. 1, 77694 Kehl-Kork

Thorsten Mietzner, Stadtarchiv, 77933 Lahr

Josef Naudascher, Schmiedeweg 23, 77972 Mahlberg

Rainer Fettig, Bismarckstr. 2, 77704 Oberkirch

Martin Walter, Herrenstr. 15, 76437 Rastatt

Renate Demuth, Oberfeldstr. 7, 77866 Rheinau-Freistett

Ralf-Bernd Herden, Haus im Rinken, 77776 Bad Rippoldsau-Schapbach

---

**Mitgliedergruppen:**

- 77855 Achern: Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, Tel. 0 78 41 / 13 47
- 77767 Appenweier: Karl Maier, Jakobstr. 6, Tel. 0 78 05 / 6 95
- 77740 Bad Peterstal-Griesbach: Siegfried Spinner, Renchtalstr. 17,  
Tel. 0 78 06 / 5 33
- 77781 Biberach i. K.: Wolfgang Westermann, Sonnenhalde 7,  
Tel. 0 78 35 / 83 09
- 77815 Bühl/Baden: Dr. Suso Gartner, Bühler Seite 4, Tel. 0 72 23 / 2 35 01
- 77955 Ettenheim: Bernhard Uttenweiler, Sonnenberg 14,  
Tel. 0 78 22 / 58 00
- 77723 Gengenbach: Manuel Yupanqui, Im Sägegrün 2,  
Tel. 0 78 03 / 92 89 58
- 77716 Haslach i. K.: Manfred Hildenbrand, Hofstetten,  
Georg-Neumaier-Str. 15, Tel. 0 78 32 / 28 67
- 77756 Hausach: Bernd Schmid, Dietersbach 47a, Tel. 0 78 31 / 89 12
- 77749 Hohberg: Gisela Stoffel, Rosenstr. 19, Tel. 0 78 08 / 27 82
- 78132 Hornberg-Triberg: Wolfgang Neuß, Hohenweg 46, Hornberg,  
Tel. 0 78 33 / 66 31
- 77694 Kehl-Hanauerland: Prof. Dr. Rolf Kruse, Korker-Wald-Str. 1,  
Kehl-Kork, Tel. 0 78 51 / 16 27
- 77933 Lahr/Friesenheim: Ekkehard Klem, Jasminstr. 28,  
77948 Friesenheim,  
Tel. 0 78 21 / 6 22 02
- 77974 Meißenheim: Karl Schmid, Friederike-Brion-Weg 7,  
Tel. 0 78 24 / 23 62
- 77743 Neuried: Frank Moser, Kirchstr. 13,  
Tel. 0 78 07 / 35 37

- 77784 Oberharmersbach: Ursula Kasper, Gartenweg 12,  
Tel. 0 78 37 / 8 28
- 77704 Oberkirch: Horst Schneider, Stadtgartenstr. 7, Tel. 0 78 02 / 46 29
- 77654 Offenburg: Dr. Wolfgang M. Gall, Max-Immelmann-Straße 2,  
Tel. 07 81 / 3 77 39
- 77728 Oppenau: Rainer Fettig, Bismarckstr. 2, 77704 Oberkirch,  
Tel. 0 78 02 / 70 11 37
- 76437 Rastatt: Martin Walter, Herrenstr. 15, Tel. 0 72 22 / 38 53 56
- 77866 Rheinau: Renate Demuth, Oberfeldstraße 7, Rheinau-Freistett,  
Tel. 0 78 44 / 25 42
- 77836 Rheinmünster: Ernst Gutmann, Leiberstunger Str. 3,  
77836 Rheinmünster-Stollhofen, Tel. 0 72 27 / 58 32
- 77871 Renchen: Doris Schlecht, Tulpenstr. 7, Tel. 0 78 43 / 10 44
- 77776 Schapbach: Johannes Furtwängler, Festhallenstr. 1,  
77776 Bad Rippoldsau 2, Tel. 0 78 39 / 3 78
- 77761 Schiltach: Theo Becker, Hansjakobstr. 28, 77773 Schenkenzell  
Tel. 0 78 36 / 24 42
- 77746 Schutterwald: Artur Hohn, Bahnhofstr. 4, Tel. 07 81 / 5 23 81
- 77960 Seelbach-Schuttertal: Gerhard Finkbeiner, Modoscher Str. 24,  
77978 Schuttertal, Tel. 0 78 23 / 6 04
- 77790 Steinach: Peter Schwörer, Im Kirchgrün 17, Tel. 0 78 32 / 86 56
- 77709 Wolfach-Oberwolfach: Prof. Dr. Ing. Rolf Pfefferle, Kinzigstr. 5,  
Tel. 0 78 34 / 4 77 94
- 76534 Yburg: Ursula Schäfer, Sommerstr. 34,  
76534 Baden-Baden-Steinbach, Tel. 0 72 23 / 5 89 82
- 77736 Zell a. H.: Franz Breig, Steinenfeld 22, Tel. 0 78 35 / 16 03
- Überregionale Mitgliedergruppe (früher Hauptverein): Theo Schaufler,  
Postfach 15 69, 77605 Offenburg, Tel. 07 81 / 2 41 68

## Redaktionsrichtlinien für Beiträge in der „Ortenau“

Sie erleichtern die redaktionelle Bearbeitung Ihres Beitrags, wenn Sie folgende Hinweise beachten:

Texte bitte als Ausdruck und wenn möglich mit Diskette oder als E-Mail-Anhang in gebräuchlichem Format (Word bevorzugt) an:

Dr. Martin Ruch, Hauptstraße 92, 77652 Offenburg oder kulturagentur@t-online.de.

### *Manuskriptaufbau:*

- a) Texte bitte ohne Silbentrennung und Formatierungen schreiben. Besondere Formatierungen (fett, kursiv etc.) mit verschiedenen Farben im Ausdruck kennzeichnen.
- b) Im laufenden Text sollen Abkürzungen tunlichst vermieden werden, ausgenommen gebräuchliche Abkürzungen: usw., etc., bzw.
- c) Zahlenangaben ab der Zahl „13“ in Ziffern schreiben, eins bis zwölf in Worten.

### *Bilder:*

- a) Bildvorlagen (Fotoabzüge, Diapositive, Kopien etc.) müssen reprofähig sein. Bitte tragen Sie Sorge dafür, dass Sie die Bildrechte besitzen, bzw. ersuchen Sie um die Druckerlaubnis durch den Rechteinhaber.
- b) Bildunterschriften und Abbildungsnachweis bitte fortlaufend am Ende des Beitrags.
- c) Markieren Sie im Textausdruck, wo bestimmte Abbildungen platziert werden sollen.

### *Anmerkungen:*

- a) Die Anmerkungen für den gesamten Text durchlaufend nummerieren und als Endnoten bearbeiten.
- b) Die Endnotenziffern sind im Text ohne Klammer hochgestellt und stehen ohne Zwischenraum vor dem Interpunktionszeichen. Beispiel: Wie wir sehen<sup>1</sup>, funktioniert das einwandfrei<sup>2</sup>.
- c) Die Endnotenziffern sind in den Anmerkungen am Ende des Beitrages ebenfalls hochgestellt. Es folgt ein Leerzeichen. Jede Anmerkung beginnt in der Regel mit einem Großbuchstaben und endet mit einem Punkt. Beispiel: <sup>2</sup> Freundliche Mitteilung von Frau Weber.

### *Literaturzitate:*

- a) Autoren und Herausgebernamen (Hrsg.): Nachnamen und (soweit bekannt) Vornamen ausschreiben, danach „Doppelpunkt“ setzen.
- b) Titel der Monographie oder Artikel ohne Abkürzung ausschreiben. Bei Aufsätzen danach „Punkt“ In: Zeitschrift/Reihe/Katalog (nicht abkürzen!).
- c) Bei Monographien und Katalogen Erscheinungsort und -jahr in Klammern. Bei Zeitschriften Bandzählung, anschließend „Komma“, Leerzeichen und Erscheinungsjahr.
- d) Seitenzahlen mit „Komma“ anschließen.
- e) Danach Hinweise auf Abbildungen (Abb.) oder Tafeln (Taf.). Beispiel: Hinn, Friedrich: Als noch viele Fluren bewaldet waren. In: Herbolzheimer Blätter 3, 1995, 18–23. Abb. 2.
- f) Insbesondere bei Bänden mit thematischem Schwerpunkt werden häufig zitierte Werke abgekürzt zitiert um den Anmerkungsapparat zu straffen: Nachname, Leerzeichen, Jahr. Beispiel: Hinn 1995.
- g) Diese Titel sind als Literaturliste am Ende des Beitrags aufzuführen.

Beiträge für unser Jahrbuch „Die Ortenau“ sind bis spätestens 1. April jeweils an die Schriftleitung zu richten. Bitte nur druckfertige Originalbeiträge! Für Inhalt und Form der Arbeiten sind die Verfasser verantwortlich. Die Zeit der Veröffentlichung der angenommenen Arbeiten muss sich die Schriftleitung vorbehalten. Der Abdruck aus der „Ortenau“ ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet, die sich alle Rechte vorbehält. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke kann keine Haftung übernommen werden. Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt. Besprechungsstücke sind ebenfalls an die Schriftleitung zu senden.

Die Verfasser erhalten 10 Autorenexemplare ihrer Beiträge unberechnet.

Bestellungen auf noch lieferbare Jahrbücher nimmt die Geschäftsleitung (Postfach 15 69, 77605 Offenburg) entgegen, soweit noch Exemplare vorhanden sind.

Damit unsere Jahresbände, aber auch andere für unsere Vereinsbibliothek wertvolle Literatur aus Nachlässen verstorbener Mitglieder nicht verloren gehen, bitten wir die betreuenden Erben, sich mit unserer Geschäftsstelle in Verbindung zu setzen. Wir könnten dann auch den zahlreichen Wünschen auf Lieferung früherer Jahrbücher besser nachkommen.

Laut Beschluss der Jahresversammlung 2001 beträgt der Jahresbeitrag derzeit:

18,- EUR für natürliche Personen und Schulen

26,- EUR für juristische Personen und Körperschaften

Spenden sind erwünscht und werden dankbar angenommen. Entsprechende Zuwendungsbestätigungen kann der Verein ab 1.1.2000 selbst ausstellen.

Der Historische Verein für Mittelbaden e.V. ist nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes Offenburg vom 4. Mai 2001 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftssteuer befreit, weil er ausschließlich und unmittelbar steuerbegünstigten gemeinnützigen Zwecken im Sinne der §§ 51 ff. AO. dient.

Die Mitglieder der Mitgliedergruppen entrichten den Jahresbeitrag an deren Rechner, die Mitglieder der überregionalen Mitgliedergruppe (die also keiner Mitgliedergruppe angehören) überweisen auf die Konten des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. (Volksbank Offenburg: Nr. 6 295 509, BLZ 664 900 00, Sparkasse Offenburg/Ortenau: Nr. 00-361 618, BLZ 664 500 50 oder Konto Nr. 6057-756, Postbank Karlsruhe, BLZ 660 100 75).

### **Registerband III**

Einem vielfachen Wunsch entsprechend haben wir eine Fortsetzung unseres Registerbandes erarbeitet. In diesem Registerband wurden rund 7500 Seiten der Jahresbände 1991–2001 ausgewertet und in ausführlichen Verfasser-, Sach-, Orts- und Personenregistern erfasst. Die Ausstattung entspricht den bisherigen beiden Registerbänden I (1910–1981) und II (1982–1990).

Alle 3 Registerbände können zum Einzelpreis von je 10,- EUR von der Geschäftsstelle bezogen werden.